



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



ARNO ADLER
Antiquariat
Husstr. 55, 2400 Lübeck



Museum für Kunst- und Kulturgeschichte Lübeck	
1943/25	Ah 158

Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Dritter Band.

Literarischer Nachlaß.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

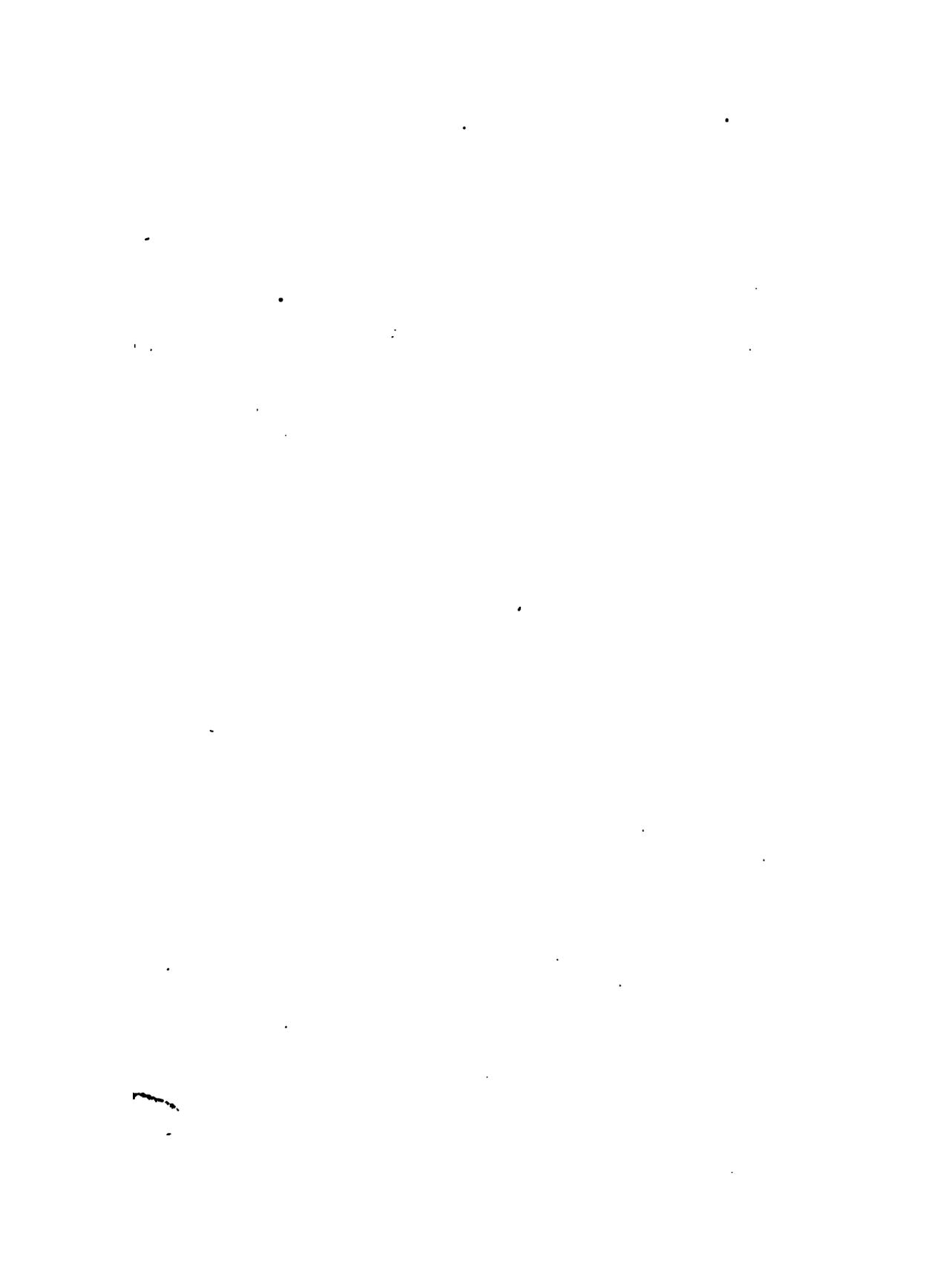
1856.

Das Leben
des
Generals Friedrich von Gagern.

Von
Heinrich von Gagern.

Dritter Band.
Literarischer Nachlaß.

Leipzig und Heidelberg,
Winter'sches Verlags- und Buchhandlung.



I n h a l t.

	Seite
I. Eine Kritik des Werks: „Neue politische und philosophische Versuche von Friedrich Ancillon. Berlin 1824.“ Aus dem Jahre 1824. (Siehe 1. Band. Seite 330.)	1
II. Ueber öffentliche Meinung, in vier Briefen. Aus den Jahren 1825/26.	23
(Siehe 1. Band. Seite 355.)	
III. Ueber Pressfreiheit.	
1) Das Princip.	40
2) Ueber verweigerte Concession zur Herausgabe einer Zeitschrift. Aus den Jahren 1833/34. (Siehe 1. Band. Seite 355.)	53
IV. Ueber Geschwornengerichte.	
Aus Veranlassung des Fonk'schen Prozeßes in Trier. Wahrscheinlich aus dem Jahre 1823.	66
Aus Veranlassung des Aufstandsversuchs Louis Napoleons in Straßburg. Wahrscheinlich 1837 geschrieben.	71
(Siehe 1. Band. Seite 355.)	
V. Von dem Unterschied der Stände und dem aristokratischen Element. Im Jahre 1837 geschrieben. (Siehe 1. Band. Seite 355.)	75
VI. Xenophon.	105
VII. Kosciuszko.	108
VIII. Napoleon.	112
IX. Wellington.	118
Feldherrn-Charakter schilderungen aus den Jahren 1833/34. (Siehe 1. Band. Seite 611. 2. Band. Seite 205.)	
X. Bierzehn Tage in London. Ein Tagebuch vom 9. Februar bis 10. März 1835.	122
(Siehe 2. Band. Seite 221 bis 223.)	
XI. Vom Kriegswesen in seinen politischen Beziehungen. Denkschrift aus dem Jahre 1836.	180
(Siehe 2. Band. Seite 205 und 206.)	
XII. Ein Blick auf den politischen Zustand Europa's im Jahre 1837.	229
(Siehe 2. Band. Seite 260.)	

	Seite
XIII. Die rechte Mitte. Wahrscheinlich aus dem Jahre 1834. . . .	259
(Siehe 2. Band. Seite 206, 276.)	
XIV. Die Philosophie und ihr Werth für das Leben. Aus dem Jahre 1837.	} 266
XV. Vom Fatalismus und von dem Verhältniß der Geschichte zur Philosophie. Aus dem Jahre 1837.	} 306
(Siehe 2. Band. Seite 206 bis 208.)	
XVI. Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an — seines Gleichen.	324
(Siehe 2. Band. Seite 342.)	
XVII. Journal meiner Reise nach Rußland im Jahre 1839.	337
(Siehe 2. Band. Seite 329 bis 342.)	
XVIII. Der Zustand der Niederlande in den Jahren 1842/43.	506
(Siehe 2. Band. Seite 393.)	
XIX. Ueber die auswärtige Politik des Königreichs der Niederlande und über seine Verhältnisse zum Deutschen Bunde. Aus dem Jahre 1843.	535
(Siehe 2. Band. Seite 393.)	
XX. Der Krieg Deutschlands gegen Rußland und Frankreich zugleich. Aus dem Jahre 1842/43.	548
(Siehe 2. Band. Seite 379, 393 und 394.)	
XXI. Die Aufgabe des Staatsmanns bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit. Aus den Jahren 1842/43.	583
(Siehe 2. Band. Seite 388, 389, 394.)	
XXII. Der Vater. Eine Charakter-Zeichnung.	603
(Siehe 1. Band. Seite 24, 48. 2. Band. Seite 206.)	
XXIII. Der Mann der That. Eine Charakter-Zeichnung.	614
(Siehe 1. Band. (Seite 21 bis 23. 2. Band. Seite 206.)	

I.

Neue politische und philosophische Versuche von Friedrich Ancillon. Berlin 1824. Eine Kritik.

(Aus dem Jahre 1824.)

Gehe ich mich auf die einzelnen Kapitel einlasse, ein Wort über den Totaleindruck; er wurde durch das Motto im voraus bestimmt; die Durchlesung des Werks hat ihn bestätigt. —

Inter utrumque tene. (Ovid. *Metam.*)

Ich erinnere mich (denn es giebt Gemeinplätze, die man so oft hört, daß man sie mit dem besten Willen nicht vergessen kann), der ganze Vers heißt:

Inter utrumque tene, medio tutissimus ibis.

Es ist ein Rath, den Apollo dem Phaëthon giebt; der Gott mit dem silbernen Bogen hat an dem Tage den Nagel nicht auf den Kopf getroffen. Dem Schiffer sagen, daß die Strombahn zwischen beiden Ufern dahinzieht, heißt ihm etwas Triviales sagen; ihn belehren, daß sie zwischen beiden Ufern die Mitte halte, wäre ein grober Irrthum, der den Schiffer auf Klippen oder auf den Sand führen könnte. Aristoteles wird das verzeihen, er bleibt reich, wenn auch seine Definition der Tugend nicht mehr gilt.

Ich will es dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, daß er nichts Neues sagt; dies ist schwer über politische Theorien ohne praktische Anwendung auf einen gegebenen Zustand oder

Staat; — so schwer, daß es kaum möglich ist, neue Irrthümer aufzustellen. Aber wer sich die Mühe giebt, einem Schriftsteller in seinen abstracten Raisonnements über einen Gegenstand zu folgen, der schon so oft von Meisterhand bearbeitet worden ist, hat das Recht: System, Klarheit und positive Resultate zu verlangen. Das vorliegende Werk befriedigt diese Forderungen nicht.

Vor allem fehlt System! Ich verstehe darunter nicht eine strenge Deduction aus einem obersten Grundsätze, nicht einen Schematismus, der sich als den einzig haltbaren geltend machen will, sondern bloß Uebersicht, Ordnung und Vollständigkeit.

Dann Klarheit und positive Resultate! Die Metaphysik beschäftigt sich mit dem letzten Grund der Dinge; sie blickt nach den äußersten Grenzen des Seins. So wie das Auge weit entfernte Gegenstände nicht mehr genau unterscheidet, so wie ihm ihre Farben zu verbleichen, die Formen zu schwanken scheinen, so wie am Horizont die blauen Berge mit den Wolken ineinander fließen, so sind auch in der Metaphysik die Begriffe unbestimmter, die Resultate oft zweifelhaft. Gefühl, Bedürfniß, Phantasie — rathen, wählen, malen aus. Aber die Politik ist eine praktische Wissenschaft; sie fragt: was ist zu thun? Wie soll der gesellige Zustand der Menschen geordnet werden? Darauf muß eine bestimmte Antwort erfolgen.

Die Antwort Ancillons ist so vag, daß nach aufmerksamer Durchlesung seines Werks doch niemand mit einiger Zuversicht sagen könnte, welche Institutionen Ancillon einem gewissen Staate geben würde, wenn er an seiner Spitze stände. Er hat das Eigene, daß er — von richtigen Vorderätzen ausgehend, beim Schluß gewöhnlich inconsequent wird, oder sich eine Kettenzuzug zu Schulden kommen läßt. In einer scholastischen Disputation würde man ihm häufig zurufen: *nego conclusionem!* Indem er gute Grundsätze voranschickt, durch treue, unbefangene, oft bereite Darstellung für sich gewinnt, schläfert er die Vorsticht

ein und kommt dann durch einen Taschenspielergriff auf ganz falsche Folgerungen, oder er verschweigt die Folgerungen, die er für gefährliche Speise hält, oder verkleidet sie und endigt mit einem rhetorischen Schnörkel.

Herr Ancillon hat sich übrigens selbst das Urtheil gesprochen Vol. I. pag. 230: Il est même des cas et des situations où sous le point de vue moral l'on manqueroit à ses devoirs en disant ce que l'on pense. — Herr Staatsrath, ich irre mich sehr, oder Sie glauben, der Fall sei der Ihrige! Ich schliesse, daß man in solchem Falle schweigen muß. Wenn man aber doch etwas sagen will? Ich will mir durch ein Beispiel helfen. Die Höflichkeit verbietet mir zu sagen, was ich von einem gewissen politischen Schriftsteller denke; ich möchte aber doch etwas über ihn sagen; also: Es ist ein Mann, der in vollkommen unabhängiger Lage ohne Nebenabsichten schreibt, und dessen Wahlspruch ist: *vitam impendere vero!* — Herr Ancillon als Politiker weiß, daß es nicht gut ist, jede Wahrheit zu sagen, aber als Philosoph wird er gewiß der Meinung sein, daß es gut ist, jede Wahrheit zu hören.

Pag. 324. Vol. I. werden die Autoren classificirt.

Peu d'esprits ont de la force et de la mesure. La plupart ont de la force sans mesure ou de la mesure sans force. Ces deux extrêmes sont surtout communs dans notre siècle.

Ancillon wird wohl in der zweiten Classe Platz nehmen müssen. Es fehlt ihm an Feuer und Lebhaftigkeit; eine Amphibie beider Literaturen borgt er von der Deutschen eine ermüdende Allgemeinheit und eine abstracte Sprache, wo es die Natur des Gegenstandes gar nicht erfordert, während er sich durch Mangel an Ordnung und durch Sprünge als Franzosen bewährt.

Es kann sein, daß ich ihn hart beurtheile, aber sein Aufspannte meine Erwartung sehr hoch. In dem Buche ist viel

Gutes; es ist mit Ruhe und ohne Leidenschaft geschrieben; aber die schwierigen Punkte sind nicht genug hervorgehoben, noch zur Entscheidung gebracht; man vermisst die gedrungene Logik, welche der Seele die Ueberzeugung abnöthigt; und während der Lectüre ist man oft in Versuchung, mit der letzten Verwünschung des Doctor Faust Chorus zu machen:

Ich fluch — — — — —

Und fluch vor allem der Geduld.

Sur le but de l'ordre social.

Vol. II. pag. 117.

Um etwas Ordnung in die Folge der Kapitel zu bringen, werde ich mit diesem anfangen. Es hätte in dem Werke selbst vorangeschickt werden sollen, weil es die Frage betrifft, welche nothwendig erledigt sein muß, ehe man in die Einzelheiten der Politik eingehen kann.

Ich übergehe die lange Einleitung pag. 117 — 128.

Was der Verfasser pag. 129 über das Naturrecht sagt, ist nicht ganz richtig und nicht genug entwickelt. Die Sache verhält sich so:

Das alte Naturrecht, wie es auf den Deutschen Universitäten (und nur auf diesen) gelehrt wurde, welches den Menschen roh, isolirt, ohne Familie, mit den Ansprüchen einer bloß thierischen Natur schildert, ist zwecklos und nachtheilig, weil es einen sogenannten Naturzustand erdichtet, welcher nie existirt hat, und weil es von Eigenschaften abstrahirt, welche dem Menschen als vernünftigem Wesen nothwendig zukommen und nie von ihm zu trennen sind. — (In diesem Naturrecht konnte z. B. von der Sklaverei die Rede sein).

Der eine Philosophie des Rechts muß es geben. Sie lehrt, nach welchen Grundsätzen die Verhältnisse vernünftiger und gebil-

beter Menschen zu beurtheilen sein würden, wenn sie ohne die Vorschriften einer geoffenbarten Religion, ohne positives Recht, und ohne Staatsverband, neben einander lebten; oder auch von welchen Grundsätzen diese Menschen ausgehen müssen, wenn sie ein positives Recht aufstellen wollen.

Die Seite 131 ist nicht klar. Es heißt da: *Dès que des êtres raisonnables et libres possèdent des droits, ils possèdent aussi celui de se les céder les uns aux autres pour un temps et dans un temps déterminé.* Ferner

Les contrats supposent déjà des droits, sinon se présenteroit la question toute naturelle: qu'est ce que des deux parts on peut s'être cédé ou se céder réciproquement?

Der erste Satz ist nicht unbeschränkt wahr, und bedarf eines Beweises; die zweite Frage bedarf einer Antwort, denn das *sinon* verstehe ich gar nicht. Offenbar sind dies die Punkte, worauf es bei einer philosophischen Begründung des Staatsrechts ankommt; aber Ancillon findet für gut darüber hinzugleiten.

Von Seite 132—149 widerlegt Ancillon Haller's Restauration der Staatswissenschaft. Er sagt von ihm: *Tant qu'il combat l'erreur il a du succès; quand il prétend établir la vérité d'une manière irréfragable il manque son but.* Dieses Urtheil wird denen genügen, welche keinen großen Verus fühlen, sich bei Herrn von Haller zu restauriren.

Von 149—184 entwickelt Ancillon seine Ansicht. Ich kann mich nicht enthalten ein Gleichniß abzuschreiben, welches auf den ersten Anblick sehr treffend scheint und die Idee abspiegelt, welche der ganzen folgenden Deduction zu Grunde liegt (pag. 156).

Les sociétés politiques sont, comme les langues, les enfans du besoin et des circonstances. Mais après l'éveil de la raison on a pu et dû ramener l'ouvrage de la nécessité et du hasard à des règles fixes. La raison a établi sur des fondemens raisonnables ce que le besoin avoit seul inventé.

La science de l'ordre politique a pris naissance comme la grammaire.

Auch hier gilt das alte: omne simile claudicat. Sprachen sind trotz den Regeln der allgemeinen Grammatik doch am Ende nur willkürliche Laute und Zeichen für die Gedankenmittheilung, während politische Einrichtungen ihren Grund und ihre Bedingung in der moralischen Natur des Menschen haben. Es ist viel schwerer Sprachen zu ändern als Verfassungen; die ersteren sind Sache der Gewohnheit, die letzteren mehr Sache der Vernunft. Die Geschichte lehrt, wie Verfassungen entstanden; den Ursprung der Sprachen kann sie nicht nachweisen. Völker haben ihre Staatseinrichtungen gewechselt, ihre Sprache nie. Sprachen gehen nur unter mit den Nationen, die sie reden; ja sie haben oft die Unabhängigkeit der Nationen überlebt. Manche Sprachen haben kein Präsens, so z. B. kennt in einem Theil von Oesterreich der Bauer das Präsens nicht und behilft sich mit dem Imperfectum. In der Politik brennt das Präsens immer auf den Nägeln.

Doch ich kehre zu meinem Gegenstand zurück. — Es ist nicht möglich das Skelett des Ancillon'schen Products zu geben, denn es gehört in die Ordnung der Mollusken. Folgende Sätze, welche ich mit Mühe aus dem Brei gezogen habe, sind die Nerven des ganzen Raisonnements:

1) Le but de l'association politique consiste à *protéger la liberté et les droits de tous* au moyen de lois générales appuyées sur un pouvoir coactif.

2) L'essence de toutes les sociétés consiste à déterminer un mode de créer une volonté générale, qui fasse loi et soit obligatoire pour tous.

3) On nomme le pouvoir de créer la volonté générale *la souveraineté*. Ce pouvoir peut être réalisé sous des

formés diverses. Il est le principe d'unité. Avant l'établissement de ce pouvoir l'état n'existoit pas.

4) La souveraineté est illimitée, mais elle ne l'est que dans la sphère des actions qui forment son légitime domaine. Le but purement *négatif* de la société est à la fois le principe et la borne de la souveraineté.

5) Le pouvoir souverain ne peut donc jamais disposer à son gré des droits et propriétés qui reposent sur des titres légitimes *sans le consentement* des intéressés, ni s'emparer de la direction de toutes les forces et de toutes les facultés.

Dabei ist manches zu erinnern, einzuwenden, geltend zu machen.

1) Der Verfasser macht den Staat zu einem bloßen Rechtsinstitut. Diese Ansicht ist einseitig; Geschichte und Theorie vereinigen sich sie zu widerlegen. Waren die Staaten des Alterthums weiter nichts? Steht neben den Rechtsbegriffen und weit höher als diese, nicht die Idee der Nationallehre? Ist es allein der Wunsch, die Justiz und Polizei in ihren Functionen zu schützen, welcher zur Vaterlandsliebe begeistert? Welchen Grund hätte dann eine Nation, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, da Eroberungen heut zu Tage selten die persönlichen Rechte und das Privateigenthum gefährden? Waren Staatseinrichtungen nicht oft, ja meistens mit der Nationalreligion verwebt? Haben wir beides ganz trennen können? Ist diese Trennung auch nur wünschenswerth, wo eine Religion besteht, und wo die Einheit des Glaubens sich ohne Zwang erhalten hat?

Auf die Beantwortung dieser Fragen wird es ankommen, ehe wir dem Verfasser Recht geben können.

2) Ancillon sieht die Souveränität als ein Factum an. Er denkt sich das so: Die Nacht gebar dem Chaos dies liebliche Kind; wer die hohen Aeltern copulirt hat, darauf läßt er sich nicht ein. Er sagt, was die Souveränität ist, aber er umgeht ihre

Entstehung, weil es ihn nothwendig auf einen Gesellschaftsvertrag geführt hätte. Davor hat er Angst und Bange. Ist denn diese *fictio juris* wirklich so gefährlich, daß sie die Grundpfeiler der Staaten erschüttern würde? Es läßt sich ja innerhalb gewisser Grenzen sehr gut annehmen, daß dieser Vertrag mit stillschweigendem Consens abgeschlossen worden ist. Aber es wäre falsch, ihn für ein bloßes Gedankending auszugeben, das sich nie und nirgends realisiren läßt. Er hat mannigfach stattgefunden, wenn er auch nicht überall alle Phasen des Rousseau'schen *Contrat social* durchlaufen hat. Er ist bald stückweise und nach und nach, bald im Ganzen abgeschlossen worden. Bei der Constitution kleiner Republiken konnten alle Bürger daran Theil nehmen; in großen freien Staaten wurden die Verfassungsurkunden durch die Nationalrepräsentation angenommen.

Es ist übrigens ganz richtig, daß die Souveränität unter mancherlei Formen erscheinen kann. Im Anfang sind die Verhältnisse sehr einfach, die Staatsbedürfnisse gering, die Vertbeidigung gegen auswärtige Feinde ist oft die Hauptsache. So lange gilt denn auch das Homerische:

*οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίῃ· εἰς κοίρανος ἴστω,
εἰς βασιλεύς.*

Weltherrschaft ist nicht gut, einer sei Herr, einer König!

Aber sobald die Verhältnisse sich mehr verwickeln, sobald die Nation zum Selbstbewußtsein kommt, wird sie sich den Vers des Sophokles übersehen.

πόλις γὰρ οὐκ ἔσθ', ἥτις ἀνδρός ἔσθ' ἑνός.

Das ist kein Staat, wo die Willkür eines Einzigen alles vermag.

3) Aus dem allzu engen Begriff vom Staatszweck mußte nothwendig die falsche Folgerung fließen: daß der Staat in keinem Falle über Privateigenthum gebieten könne, ohne die Zustimmung der Eigenthümer.

Diese Ansicht ist so falsch, daß die Französische Civilgesetzgebung (und andere wahrscheinlich ebenso) ein eigenes Kapitel

hat, welches von der Expropriation forcée pour l'utilité publique handelt. Das Gegentheil würde auf das lächerliche alte: fiat justitia et si pereat mundus! führen. Nein, offenbar muß in Collisionsfällen der Grundsatz: Salus publica suprema lex esto die Oberhand behalten; nur darf man das Salus nicht mit Vortheil, sondern man muß es mit Wohl, Heil übersetzen.

Je freier die Verfassung ist, desto weniger werden Mißbräuche zu fürchten sein.

Es versteht sich von selbst, daß die Beeinträchtigten eine Entschädigung erhalten müssen, wenn diese möglich ist, und wenn das, was ihnen entzogen wird, rechtmäßig besessen werden konnte.

De l'esprit du temps et des reformes politiques.

Vol. I. pag. 1.

Der Verfasser nimmt an, daß politische Institutionen nicht immer still stehen können; daß sie den Bedürfnissen des Volkes angemessen sein, und mit dem Fortgang der Civilisation gleichen Schritt halten müssen. Dann unterscheidet er ganz richtig Reformen von Revolutionen. Erstere gehen von der obersten Gewalt im Staate aus, die letzteren sind mit dem Umsturz derselben verbunden. Aber weiter pag. 24: Les révolutions ne sont donc jamais nécessaires comme le sont les événemens de la nature, car pour des êtres libres il n'y a de nécessaire que le droit et le devoir.

Das „car“ des Herrn Ancillon erinnert an die Definition jenes Franzosen: Une raison est une phrase précédée du mot car ou parceque. Von dem droit et devoir ist ja eben die Frage.

Reformen sollen allerdings von der rechtmäßigen obersten Gewalt ausgehen; aber wenn diese die nothwendigen Reformen nicht

vornimmt; wenn sie Mißbräuchen ewige Dauer verleihen will; wenn ihre Schlechtigkeit oder Unfähigkeit die Freiheit unterdrückt, die Unabhängigkeit bedroht; soll man sich dann mit Geduld waffnen und mit Resignation in sein Schicksal ergeben? Oder alles von der Zeit und dem Zufall erwarten? Dies wäre nichts anderes als der Grundsatz des göttlichen Rechts und der passiven Obedienz, der schon lange als absurd und die Menschheit erniedrigend widerlegt und verworfen worden ist. Die Geschichte von England giebt darüber die beste Auskunft. Solche Lehre ist dort Hochverrath. Mit einem Wort: Revolutionen werden nöthig und rechtmäßig, wo die nöthigen Reformen ausbleiben. Man wird einwenden: wer soll entscheiden, ob Reformen durchaus nöthig sind? Antwort: Die Urtheilskraft und die Moralität der Nation, die Unerträglichkeit des gegenwärtigen Zustandes und in letzter Instanz der Erfolg. Sobald die große Mehrheit der Denkenden und Einflußreichen im Volke von der Nothwendigkeit einer Veränderung durchdrungen ist, wird sich dies in der öffentlichen Meinung laut genug aussprechen. Wenn die Regierung diese Stimme überhört, wird die Masse des Volks endlich kühne und unternehmende Männer unterstützen, welche fähig sind, diese Veränderung zu bewirken.

Uebrigens ist hier klug mit rechtmäßig nicht zu verwechseln. Klug ist eine Revolution nur dann, wenn sie mit einer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs unternommen wird, welche den Gefahren die Waagschale hält. Seneca hat recht: *cum rebus ipsis deliberandum est*. Revolutionen sind nicht nur gefährlich, weil sie oft mißlingen, sondern auch weil sie oft mit ihren Urhebern durchgehen, und keinem Jügel mehr gehorchen.

Doch Seite 31 corrigirt sich der Autor selbst:

Elles ne sont donc jamais nécessaires et inévitables. Elles ne peuvent prendre ces caractères que lorsque les gouvernemens ne comprenant pas le temps etc. etc.

Allerdings eine weise und vorsehende Regierung kann ihnen zuvorkommen.

Doch es ist Zeit einen Gegenstand zu verlassen, über den die Acten längst geschlossen sein sollten.

Doutes sur de prétendus axiomes politiques.

Pag. 30.

Hätte der Verfasser auf dem Titelblatte gesagt, daß das längste Kapitel seines Werks Zweifel und nichts als Zweifel enthalte, wer würde es gekauft haben? Wir haben der Zweifel schon genug, es kommt darauf an sie zu lösen! Doch die Sache steht eigentlich so schlimm nicht; es handelt sich nicht sowohl von Zweifeln als von alten Irrthümern die in neuen Kleidern producirt werden. Man braucht ihnen nur die Röcke auszuziehen und die Schultern zu inspiciren. Man wird sehen:

qu'ils ont été déjà de justice repris.

1) Pag. 35. Il n'y a pas de développement intellectuel sans liberté civile, mais une nation dépourvue de toute liberté politique peut atteindre à son apogée littéraire.

Warum definirt der Autor nicht genau, was er unter bürgerlicher, was er unter politischer Freiheit versteht? Offenbar rechnet er die Freiheit der Rede und die Pressfreiheit zur bürgerlichen Freiheit, oder sein Satz wäre grundfalsch. Und wer kann behaupten, daß die Literatur sich bei politischer Freiheit nicht auf eine noch höhere Stufe geschwungen hätte. — Die Geschichte lehrt, daß die glänzendste Epoche der Literatur gewöhnlich mit der glänzendsten politischen Epoche eines Volks zusammentrifft; oder daß sie in und kurz nach großen politischen Bewegungen eintritt, welche die Gemüther lebhaft ergriffen haben. Die Beispiele, welche Ancillon für seine Meinung anführt, Griechenland, Rom, England, beweisen eher gegen dieselbe und fallen unter einen dieser beiden Gesichtspunkte.

2) Pag. 40. C'est plutôt l'esprit que la forme du gouvernement qui décide de sa bonté.

Niemand wird das läugnen; aber folgt daraus, daß die Formen gleichgültig sind? Der Geist bedarf der Organe. Es giebt Formen, welche den Geist tödten, und andere, welche ihn lebendig erhalten. Ancillon hat hier seine eigne Lehre vergessen: nämlich daß man in politischen Abstractionen nicht trennen soll, was in der Wirklichkeit immer vereinigt ist. Ich berufe mich auf das, was er selbst Seite 63 vom Englischen Parlamente sagt.

3) Pag. 46. La souveraineté telle qu'elle s'est formée et développée dans la plupart des états peut paroître une usurpation si on la rapproche des rapports auxquels elle a succédé — etc. etc. — Il n'y a pas eu usurpation à cet égard, mais il y a eu un *résultat naturel de la nécessité des choses*.

Hier verfällt der geistliche Herr in reformirten fatalistischen Unfinn.

4) Pag. 52. Si les constitutions représentatives ont quelquefois empêché le mal, elles ont plus souvent empêché le bien.

Das ist nicht, ich will mich höflich ausdrücken, das ist nicht an dem; oder ist nur da der Fall gewesen, wo nicht alle Interessen repräsentirt waren, oder wo sie es in unrichtigem Verhältniß waren.

5) Pag. 54 et 64. Il faut conclure de la raison à la volonté de tous, et non de la volonté de tous à la raison. — L'opinion n'est pas l'équivalent de la raison.

Die öffentliche Meinung ist nicht die Vernunft; die Regierung soll bloß der Vernunft Gehör geben. — Wie lächerlich! Das ist eben die Frage, ob die Regierung der Vernunft Gehör giebt, und ob sie sich anmaßen darf, die Sprache der Vernunft allein zu verstehen, allein auszulegen?

6) Aber freilich, wenn die öffentliche Meinung etwas gelten soll, muß es nicht Grundsatz der denkenden Männer sein: (pag. 65) de dire ce qu'ils pensent à l'oreille d'un très petit nombre d'hommes.

7) Pag. 74. Dieu est le souverain suprême et éternel de toutes les intelligences. Tous les autres souverains lui sont subordonnés, et leur pouvoir émane de lui.

Aha! — Der liebe Gott soll doch alles gethan haben, und Ancillon ist sein großer Prophet!

Vor einiger Zeit soll ein Monarch gesagt haben: Weil Gott den Kronprinzen so einfältig gemacht hat, so mag er dereinst in Gottes Namen einfältig regieren.

8) Pag. 82. C'est sur une certaine médiocrité de talens ou de vertus dans ceux que le hasard de la naissance élève aux trônes, qu'il faut asseoir et ses espérances et ses craintes.

Dabei ist zu erinnern, daß es doch gut sein wird, die Sache so einzurichten, daß der Schlechtere, wenn der Zufall der Geburt ihn auf den Thron erhebt, nicht schaden könne.

9) Seite 88 u. flg. wird gegen, für und über die Verantwortlichkeit der Minister gesprochen. Herr Ancillon läßt die Zunge der Waage vor unseren Augen hin und her oscilliren, aber nicht zur Ruhe kommen. — Die Wahrheit, daß die Verantwortlichkeit der Minister ein von repräsentativen Verfassungen fast unzertrennlicher Grundsatz ist, wäre nicht gut auszusprechen, denn sie könnte mißfallen.

10) Pag. 98. Les gouvernemens de droit ont été, dans l'origine, des gouvernemens de fait. Mais quand un gouvernement a été dans l'origine un gouvernement de fait, il devient un gouvernement de droit ou un gouvernement légitime — par l'effet du temps, des habitudes, des rapports, et des relations réciproques etc. etc.

Also durch die Zeit, Gewohnheit und Verhältnisse sind Regierungen legitim geworden; das heißt doch wohl: weil sie der Zeit gemäß, den Gewohnheiten der Nation angemessen, den Verhältnissen entsprechend handelten. — Aber einen Titel, den Zeit, Gewohnheit und Verhältnisse geben können, können sie auch ebenso wieder nehmen.

11) Pag. 104. Toutes les constitutions qui ne sont qu'un développement de principes, sont ou fausses, ou vagues ou incomplètes, ou passagères. Ce sont des fragmens de théorie qui n'entrent pas dans la pratique. Les vraies constitutions sont des développemens de faits. Celles-là ont des racines positives et historiques.

Ist es nöthig über solchen Unstinn Worte zu verlieren? Constitutionen sollen nichts als *facta* enthalten! — Warum sollen niedergeschriebene Staatsgrundgesetze nothwendig falsch oder vag sein? Wenn sie unvollständig sind, kann es der Zeit und dem Bedürfniß überlassen werden, das fehlende hinzuzufügen. — Das ist ja eben die historische Wurzel, denn wenn der Ausdruck einen Sinn haben soll, kann er nichts anderes bedeuten, als ein Entstehen nach und nach, eine allmälige Ausbildung, je nachdem sich etwas mangelhaft zeigt, oder sich neue Bedürfnisse kund geben. — Vergänglich endlich! — alles ist vergänglich!

12) Pag. 107. Rien ne donne plus d'énergie au caractère que l'habitude de l'obéissance. Es thut wahrhaft wohl, nach so vielen Gemeinplätzen einmal ein Parador zu hören.

13) Pag. 132. Il n'y a pas d'état sans constitution, car il n'y a pas d'état sans un ordre et des formes quelconques. L'empire Ottoman lui-même a une constitution. — — — Toutes les constitutions sont alors des constitutions de *fait*. Les *faits* les expliquent, c'est à dire les *faits* expliquent les *faits*, et quand les *faits* de rapports changent, les *faits* d'action changent avec eux. Une constitution de *faits* n'est

qu'un développement de *faits*. Elle se perfectionne en respectant les *faits* primitifs.

Herr Ancillon liebt die *Facta* so sehr, daß man in Versuchung geräth ihm — — — — — Sobald das *Factum* consumirt wäre, würde er es gut heißen. — S'il en demandoit raison on lui répondroit que les faits expliquent les faits.

14) Une constitution de principes est un développement d'idées générales qui ne s'appliquent à rien, parcequ'elles peuvent s'appliquer indistinctement à tout, auxquelles on ne s'est élevé qu'en faisant abstraction de toutes les individualités, et qui ne pourront par conséquent s'y adopter que difficilement etc. etc.

Daß es Grundsätze gebe, welche sich überhaupt auf jede menschliche Gesellschaft anwenden lassen, ja welche auf jede angewendet werden müssen, kann Herr Ancillon nicht leugnen, wenn er ein Christ sein will.

Wenn in Europa die Tendenz unverkennbar ist, fast überall die selbe Verfassung, nämlich mit wenigen Modificationen und bis in ihre Einzelheiten die Englische einzuführen; so läßt sich dieses leicht erklären und rechtfertigen. Was macht bei verschiedenen Völkern verschiedene Verfassungen nothwendig? Hauptsächlich der Unterschied des Klimas, der Religion und der Kulturstufe. Dieser Unterschied ist in dem westlichen Europa sehr gering. — Die Völker dieses Welttheils haben gleiches Alter, gleiche Abstammung; ihre historische Entwicklung hat sehr viel Uebereinstimmendes. Endlich ist ja die Englische Verfassung kein bloßes Product der Theorie, wovor Herr Ancillon sich so sehr fürchtet, sie ist nach und nach entstanden, die Erfahrung hat sie bewährt. — Aber wir sind dazu nicht reif! (d. h. wir sind nicht so reif, als wir sein würden, wenn wir schon lange eine ähnliche Verfassung besäßen). — Guter Einwand! Wir wollen in Zukunft die Aepfelbäume nicht eher pflanzen, als bis sie voll rother Aepfel hängen.

Niemand soll General werden, als wer schon ein paar Schlachten gewonnen hat.

15) Pag. 156. Ainsi s'établit insensiblement, gagna en étendue et en profondeur, la souveraineté des rois. On érigea bientôt en maximes ce qui avoit eu lieu en fait. Ces maximes furent converties en principes etc. Le droit *romain* se prêtoit admirablement à cette doctrine, et l'on partit des principes consacrés par les empereurs romains pour établir en thèse la sainteté, l'universalité, l'indépendance absolue du pouvoir monarchique. Cette doctrine étant à l'unisson des besoins de l'Europe devint la base de la croyance. — L'expérience de trois siècles a *prouvé* que sur la totalité des états et des règnes cette concentration a produit les effets les plus salutaires. —

Dem römischen Advocaten die Antwort des Deutschen:

Tandem vipera sibilare desiste!

16) Seite 158 und 159. La souveraineté reste *indivise* dans la *personne du monarque*.

Il y a des fonctions et des attributions de la souveraineté qui doivent être *déleguées*. De cette manière le *principe monarchique* est *sauvé*. On peut tout déléguer, pourvu qu'on le délègue de manière que l'on puisse le *reprandre* etc.

Das heißt mit anderen Worten: Der Monarch allein darf eine Verfassung geben (octroyer), welche er will, und darf sie wieder nehmen, wann er will. — Punctum! satis!

Doch genug der Citate aus diesem verzweifelten Kapitel von den Zweifeln, worin de omni re et quibusdam aliis die Rede ist. — Unstn ist überhaupt nicht zu widerlegen; — er hat weder Kopf noch Beine, und ist kugelrund. Man kann ihn nicht umstoßen, denn er liegt im voraus.

Sur les théories et les méthodes exclusives.

Vol. I. pag. 183.

In diesem Kapitel wird viel Gutes gesagt; doch werde ich mir einige Anmerkungen erlauben.

1) Jede Theorie ist exclusiv und muß es sein. Indem ich von einer Sache sage: sie verhält sich so, muß ich nothwendig jedem widersprechen, welcher sagt: sie verhält sich anders.

2) Alles Zusammengesetzte oder Verwickelte, welches sich von einfacheren Sätzen ableiten oder auf solche zurückführen läßt (Synthetis, Analysis), ist Gegenstand der Theorie. — Gegen Theorien überhaupt eifern, würde auf das führen, was Sophokles dem Ajax in den Mund legt:

Ἐν τῷ φρονεῖν γὰρ μηδὲν ἡδιστὸς βίος.

Denn im Denken ist keineswegs das süßeste Leben.

oder auf das Rousseau'sche:

L'homme qui médite est un animal dépravé.

3) Alle die, welche gegen Theorien eifern, nehmen entweder ihre eigne tacite aus, oder sie haben ein dunkles Vorgefühl, daß die Wahrheit ihnen nicht günstig ist, und daß sie dabei einige Irrthümer einbüßen könnten, die ihnen lieb geworden sind.

4) Falsche Theorien lassen sich auf mancherlei Art widerlegen; die beste Art ist, nachzuweisen, wo der Fehler steckt, und ihnen eine richtige entgegen zu stellen.

5) Wo Theorie und Praxis sich widersprechen, ist eins von beiden falsch.

Pag. 195. Mettre l'esprit qui est un principe de dissolution, à la place du sentiment qui est un principe de composition, c'est être raisonneur.

Gefühle sind nichts als ein Wohlbehagen oder Uebelbefinden, welches einen Zustand der Seele begleitet. — Sie dürfen auf

das Erforschen der Wahrheit keinen Einfluß haben, obgleich sie den Werth einer erkannten Wahrheit sehr erhöhen können. Gefühle haben auch nur einen ästhetischen, keinen moralischen Werth; denn sie hängen nicht von unserer Willkühr ab, und sind fast bloß Sache des Temperaments. Es ist gleichgültig, welche Gefühle eine tugendhafte Handlung begleiten. Auf die Absicht, auf die Klarheit der Erkenntniß, auf die Reinheit und Kraft des Willens kommt in ethischer Hinsicht alles an. Schöne Gefühle sind dann der Lohn, sie dürfen nicht das Motiv sein. — Alles was auf der Seite 195 noch ferner gesagt wird, sind Phrasen — oder richtiger, es sind Umschreibungen des Wortes *raisonner*.

Seite 197. *La morale et la religion sont deux puissances différentes, quoique alliées. C'est un travail aussi faux par son objet qu'ingrat par les résultats que de vouloir fonder la morale uniquement sur la religion ou la religion sur la morale.* —

Da ist doch endlich einmal eine philosophische Ansicht. — Allerdings muß die Moral unabhängig von der Religion begründet werden; — wenigstens die Moral des Philosophen. — Die Lehre von dem Paradiese und von den Höllenstrafen macht die ganze Moral zu einem Miethcontract. — Außerdem würde die Trennung schon aus dem Grundsatz folgen: *quod liquida non sunt miscenda cum illiquidis.* —

Sur les formes de la société civile.

Vol. II. pag. 185.

Dieses Kapitel ist gewiß eins der besten, obgleich darin nichts Neues gesagt wird. Ancillon erwähnt die Mittel, welche man versucht hat, um die Freiheit gegen das Umsichgreifen der Macht zu schützen, nämlich 1) Theilung der Gewalt; 2) auf kurze Dauer gewählte Machthaber. — Er betrachtet Athen, Rom, England, huldigt dem Grundsatz von den drei Gewalten in An-

führung der Gesetzgebung und spricht das Lob der repräsentativen Verfassungen aus. —

Man wird ihm Recht geben müssen, daß die Vertheilung der Repräsentation nach Quadratmeilen oder nach der Seelenzahl kein nothwendiges Erforderniß ihrer Güte ist, aber man kann sie auch nicht für fehlerhaft halten, wo sich kein anderer Maßstab oder andere Regel darbietet. — Es mag gut sein, die verschiedenen Interessen nach Corporationen zu repräsentiren, wo solche Corporationen existiren, aber es wäre offenbar lächerlich, Corporationen, die aufgehört haben, weil sie dem Bedürfniß nicht mehr entsprechen, wieder künstlich zu erschaffen, bloß um sie zu repräsentiren. Der Galvanismus kann an der Leiche einige Zuckungen hervorbringen, er ruft keinen Todten in's Leben zurück. Es wäre der Schatten von einer Wolke, der Traum von einem Traum.

Sur les ressorts ou les principes des Gouvernements.

Vol. II. pag. 249.

Montesquieu ist hier ein wenig umgearbeitet und das Ganze zu Gunsten der Monarchie aufgestuft.

Die alten Republiken fertigt der Verfasser in einer Rede zu Fuß ab, sobald er bei dem Königthum anlangt, besteigt er das Roß der Berechtbarkeit.

Am besten wird auf den letzten Seiten ausgeführt, daß der Mangel an Gemeingeist, welchen man den neueren Monarchien im Vergleich mit den alten Republiken vorwirft, nicht bloß in der Regierungsform seinen Grund hat, sondern:

1) in der Arbeit, welche nicht mehr Sklaven verrichten, sondern welche den freien Bürger zu Hause beschäftigt.

2) im Familienleben und dem größeren Einfluß der Frauen, welches mehr an den eignen Heerd fesselt.

3) in der christlichen Religion, welche die höchsten Interessen der Menschheit in der Ewigkeit suchen lehrt.

Sur la législation de la presse.

Vol. I. pag. 226 bis 287.

Eine ziemlich lange Abhandlung über die Pressgesetzgebung. Feststellung der Frage.

- 1) Gibt es Pressvergehen, und können sie gefährlich werden?
- 2) Ist es möglich, Pressvergehen genau zu bestimmen?
- 3) Welches Mittel ist das geeignetste, diese Vergehen zu verhindern, Censur oder Strafgesetze? — Schluß.

Jeder, dem die Discussionen, welche vor einigen Jahren in den Französischen Kammern stattgefunden haben, noch gegenwärtig sind, wird die Arbeit des Herrn Ancillon sehr unbefriedigt auf die Seite legen. Er ist weit unter seinem Gegenstand geblieben. Die Frage wurde damals von allen Seiten beleuchtet, und man kann sagen, daß die Censur mit überwiegenden Gründen geschlagen und zu Boden geworfen worden ist. Es giebt aber Leute, in deren Kopfe die Irrthümer ein Spielwerk der Kinder nachahmen, welches man Stehauf nennt. Die kleinen Männchen, wie oft sie auch umgeworfen werden, stehen doch immer von selbst wieder auf.

Kein Vernünftiger leugnet, daß es Pressvergehen giebt; niemand leugnet, daß der Mißbrauch der Presse sehr verderbliche Folgen haben kann; die Frage ist bloß die, ob die Vortheile der freien Presse die Nachtheile nicht überwiegen? Bei freien Verfassungen wird niemand anstehen, die Frage mit ja zu beantworten.

Die Pressfreiheit erscheint immer in dem Augenblick am gefährlichsten, wo sie nach erduldetem Zwang wie ein angeschwollener Strom ihre Dämme durchbricht, und Alles überschwemmt. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß der Strom bald wieder in einen Beharrungszustand zurücktritt und in seinen Ufern rauschend zwar, aber doch nicht verheerend, fortfließt.

Die Pressfreiheit ist übrigens so enge mit der politischen Freiheit verwebt, daß man die eine ohne die andere weder geben noch nehmen kann.

Alles was Seite 174 gegen die Censur gesagt wird, ist sehr gut, aber es ist desto unbegreiflicher, wie Ancillon am Ende doch wieder auf die Censur zurückkommen kann.

Ein Grundgedanke des ganzen Werks ist, daß man mit der Wahrheit in der Welt nicht weit kommt. Daher fragt Ancillon Seite 258: Permettra-t-on tout ce qui est vrai, soit pour les faits, soit pour les idées? Proscrira-t-on tout ce qui est faux etc.? Später Seite 260: Enfin il est impossible de tracer une ligne de démarcation entre la vérité et l'erreur, parceque la vérité peut conduire à l'erreur, cômme l'erreur conduit à la vérité, parcequ'il y a de la vérité dans toutes les erreurs, comme il y a de l'erreur dans toutes les vérités. Sieht es für einen solchen Satz einen andern Ausdruck als das Wort absurd?

Ancillon sagt selbst S. 275: Il est facile de couler la censure à fond et de prouver que les délits de la presse sont moins faits que tous les autres pour être les objets d'une police particulière. — Aber dann sagt er weiter: Tribunaux können dem Uebel nicht abhelfen; denn Pressvergehen lassen sich nicht genau definiren; die Willkühr würde sich also in den Gerichtshöfen einschleichen; diese ist aber nirgends gefährlicher als da. — Dieser Einwand ist nur scheinbar. Man gebe wie in England eine Jury und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen. — Wenn auch so die Willkühr nicht verbannt wird, so verliert sie doch das Gehässige, und in letzter Instanz sitzt die öffentliche Meinung zu Gericht. —

Das Schlechteste ist der Schluß. Eine Ansicht wie diese: Ce qui les préviendra encore plus, ce sera l'interdiction faite aux gazetiers non officiels et non censurés, de se permettre

des réflexions. — Cette interdiction fera disparaître le danger des gazettes, *sans leur enlever beaucoup de leur prix*. Les raisonnemens ne sont pas du ressort des gazetiers, ils doivent mettre les lecteurs au fait des événemens. — Eine Ansicht wie diese verdient keine Widerlegung. — Statt aller Widerlegung die Verse des Euripides:

*Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα,
Ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα.*

Nicht die Begebenheiten, sondern die Meinungen über die Begebenheiten erregen die Gemüther der Menschen.

Alles übrige in dem Werke ist entweder aphoristisch und entzieht sich der Analyse, oder es ist so unbedeutend wie der Discours de réception à l'Académie de Berlin. —

Tibi Ancillon aeternum vale!

II.

Ueber öffentliche Meinung.

(Aus den Jahren 1825/26.)

1. Bittersalz an Fernheim.

Ich höre jetzt so oft von der öffentlichen Meinung reden, und zwar so reden, als wäre sie eine leibhafte Person; aber ich bemühe mich vergebens, diese Dame näher kennen zu lernen; wo ich mich auch nach ihr erkundige, die Schilderungen, die man von ihr macht, gleichen sich nicht; — kaum ist eine entfernte Ähnlichkeit unter ihnen! Ist die Dame ein solches Chamäleon, oder liegt die Schuld an den Künstlern? Ich glaube das Letztere; Einige haben offenbar idealisirt, Andere Karikaturen gemalt — Niemand hat die Natur copirt.

Urtheilen Sie selbst, Fernheim; ich schicke Ihnen hier eine Musterkarte von Definitionen, eine Galerie von Ansichten. Der Beschauer wird es dem Sammler zu gut halten, daß er seine Kunstschätze mit einigen Glossen begleitet.

Die Stimme des Volks ist die Stimme Gottes, sagt ein altes Sprüchwort; aber das ist wahrlich eine Gotteslästerung und die Geschichte der Demokratien liefert einen traurigen Commentar.

Es war Grundsatz der alten Deutschen, Stimmen zu wägen und nicht zu zählen. Sehr richtig, wenn Waage und Gewicht richtig sind und der Nagel fest steckt, an dem die Waage hängt.

Die öffentliche Meinung ist eigensinnig und sonderbar, ich werde sie zu bessern wissen — sagte eines Tages Napoleon, auf-

gebracht über die Kälte, mit welcher das Pariser Volk ihn empfing; aber er sagte das im Cabinet zu seinem Polizeiminister, der den Wink verstand.

Ein gesalbtes Haupt hat öffentlich verkündigt: totus mundus stultizat. Es liegt etwas Kühnes in dem Ausspruch. Aber der, welcher ihn gethan hat, war dazu berechtigt, wenn er idealistisch die Welt der Erscheinungen als eine Ausgeburt seines Gehirns ansieht.

Der Polizeicommissär hält die öffentliche Meinung für eine feile Dirne, und weiß zu sagen, wie theuer ihre Gunst an diesem oder jenem Tage erkaufte worden ist. Der Polizeiminister aber weiß, oder sollte wissen, daß das Wivatrusen eines gedungenen Hausens und das gnädige, dankende Kopfnicken des Allerdurchlauchtigsten eine Wechselreiterei ist, die nicht aushilft in der Stunde der Gefahr.

Vor Gelehrten soll man nicht geringschätzig von der öffentlichen Meinung reden, denn der Herr Professor hält sie immer für das Echo seines Hörsaals. Einem Kammerherrn sagt der Instinkt, daß sie heute beim Lever nichts anderes sein könne, als die Meinung, welche der Fürst gestern beim Souper geäußert hat. Der Instinkt täuscht nie, er ist von der Natur den Geschöpfen eingepflanzt, und lehrt sie ihre Nahrung suchen jedes auf seine Art.

Der Zeitungschreiber schätzt die öffentliche Meinung nach der Zahl seiner Abonnenten, und wenn er sich genöthigt sieht, sie so gering zu schätzen, bittet er die Regierung, seinen guten Gesinnungen unter die Arme zu greifen.

Der Ehrgeizige, welcher Minister werden will, behandelt sie wie einen mächtigen aber gefährlichen Allirten, aus dem einmal ein Feind werden kann.

Der Minister, den sie gestürzt hat, steht in ihr eine organisirte Fronde.

Der Minister, welcher sich stark fühlt, geht wohl manchmal

mit diesem Drakel um wie jener Römische Consul mit den heiligen Hühnern, er wirft sie in's Wasser und ruft: Sauft, wenn ihr nicht fressen wollt.

Der schlaue Minister läßt dieses Drakel sprechen, nachdem er es in seinem Sinne gestimmt und seine Organe zu seinen Absichten erkaufte hat.

Vor nicht langer Zeit hat das „vendez-nous un procès“ in Frankreich Aufsehen gemacht. Dort gehört das „faire de l'opinion publique“ zu den arcanis imperii, aber zu den sehr trügerischen.

In Deutschland hat man die Censur vorgezogen; das plumpste Instrument ist unsern Regierungen immer das handlichste. Die öffentliche Meinung ist ihnen freilich sehr un bequem, und ich will billig, ich will aufrichtig sein — ja, es ist wahr, Niemand hat dieselbe mehr zu fürchten, als sie; — aber sie sollten doch bedenken, daß es gefährlich ist, wenn die allgemeine Meinung aufhört öffentlich zu sein. Das Stillschweigen wird dann berebt.

Dem Einen ist die öffentliche Meinung die Chronik boshafter Kaffeeschwestern, dem Andern ein ehrwürdiges Tribunal, von welchem keine Appellation stattfindet und vor dessen Gerichtsschranke sich Jeder unweigerlich täglich auf den ersten Wink zu stellen hat.

Aber ist denn die öffentliche Meinung eins — einig, untheilbar, untrüglich? Mancher denkt: so viel Köpfe, so viel Sinn, und begreift nicht, wie aus den vielen Bäumen ein Wald werden könne.

Welcher soll man folgen: der von gestern, der von heute oder der von morgen? und ist es nicht erlaubt, sich von dem Philipp, der sich übereilt hat, auf den besser Unterrichteten zu berufen?

Die Frage jenes Franzosen ist bekannt, wie viel Dummköpfe dazu gehören, um eine öffentliche Meinung zu machen?

Der Herr Staatsrath Ancillon meint, oder will wenigstens

glauben machen, nur das sei die Wahrheit, was ausgezeichnete Leute einer geringen Anzahl Freunde in's Ohr sagen. — Der Herr Staatsrath Ancillon ist ein ausgezeichnete Mann und die geringe Zahl der Leser seiner neuen politischen Versuche, die wahrscheinlich nicht zu der Zahl seiner Freunde gehört, mögen sich wohl vorsehen! Sie müssen auf das aufmerksam sein, was er verschweigt oder verbirgt, und das für wahr halten, was er nicht sagt.

Frau von Staël spricht von der wahren öffentlichen Meinung, welche über den Partien schwebt. Aber wenn ich das Bild ausmale, sehe ich hoch in den Lüften einen Adler hängen, so hoch, daß ich kaum seinen Flügelschlag unterscheide, und tief unter ihm auf der Erde die Heerden Hammel und Hühner, zusammengedrückt und zusammengebückt, — und dann die Frösche, die ruhig ihre Köpfe aus dem Sumpf hervorstrecken und fortquaken, weil der Adler keine Frösche fängt.

Doch genug, lieber Freund! Ich gestehe, daß ich nicht weiß, was ich aus der öffentlichen Meinung machen, noch welchen Werth ich ihr beilegen soll, am allerwenigsten aber warum man in diesem Jahrhundert mehr von ihr spricht, als in allen übrigen zusammengenommen. — Wenn Sie es mir sagen können, werden Sie mich sehr verbinden.

2. Fernheim an Bittersalz.

Sie scherzen, mein Freund! aber ich nehme Sie beim Wort. Sie müssen heute — gern oder ungern — eine ganze lange Abhandlung über die öffentliche Meinung zu sich nehmen. Ich fühle wohl, daß es nicht ganz reblich gehandelt ist, Scherz mit Langeweile zu bezahlen, aber ich kann meiner Sucht, zu definiren und zu argumentiren, heute nicht widerstehen.

Was ist die öffentliche Meinung? Die bei der Mehrheit der Gebildeten jetzt herrschende Ansicht, das von ihr ausgesprochene Urtheil über Gegenstände von allgemeinem Interesse.

Ihr Dasein setzt also ein zahlreiches, gebildetes, unabhängiges Publikum, mannigfaltige Berührungen, gegenseitige Mittheilung, ein öffentliches Leben und Organe voraus, durch die sie sich ausdrückt.

Daß man jetzt mehr von ihr reden hört als sonst, daß man sie selbst eine neue Gewalt im Staate genannt hat, erklärt sich ganz natürlich dadurch, daß alle die eben genannten Bedingungen ihrer Existenz erst in den neuesten Zeiten eingetroffen sind.

Die Zahl der Gebildeten hat sich vermehrt; sonst war die Beurtheilung öffentlicher Angelegenheiten dem engeren Kreise höherer Staatsbeamten vorbehalten, welchen Dienstpflcht oder eigenes Interesse nicht erlaubten, sich über Alles laut und frei zu äußern.

Da wo zunehmender Reichthum Vielen eine unabhängige Stellung giebt, reden diese, durch Muße, Ehrgeiz, Patriotismus oder Bethheiligung angetrieben, ihr freies Wort über die Angelegenheiten des Vaterlandes.

Auch sind die bürgerlichen Verhältnisse so verwickelt geworden, Alles hängt so zusammen, greift so ineinander, daß jedes Ereigniß, jede Maßregel der Regierung auf Alle Einfluß hat, daß jeder Anschlag durch alle Glieder der Gesellschaft vibriert.

Wen darf es wundern, wenn der Staatsbürger, dessen Pflichten so schwer, dessen Leistungen so drückend geworden sind, auch nach seinen Rechten fragt, und die Handlungen der Regierung seiner Beurtheilung unterwirft?

Endlich hat die öffentliche Meinung bei zunehmender Cultur erst ihre Organe erhalten. Der gesellige Verkehr ist lebhafter geworden, das Bedürfniß der Unterhaltung bringt manches zur Sprache; in öffentlichen Versammlungsorten erzeugt die Reibung den elektrischen Funken, welchen Zeitungen, Posten und Landstraßen leiten und verbreiten.

Die öffentliche Meinung ist keineswegs untrüglich, sie kann

von Unwissenheit irgeleitet, von Leidenschaften fortgerissen, vom Schein geblendet, von Schmeichelei bestochen werden; aber welches Tribunal ist solchen Gefahren nicht ausgesetzt, wo die Richter Menschen sind? Was fordert man von einem guten Gerichtshof? — Daß die Richter zahlreich, wohlunterrichtet, unabhängig und unparteiisch seien. Wo findet man diese Eigenschaften in so hohem Grade vereinigt, als bei dem gebildeten Publicum einer großen Nation?

Daß dieses Publicum in öffentlichen Angelegenheiten wohl unterrichtet sei, hängt meistens von der Regierung ab, und wenn diese nicht dafür sorgt, unterläßt sie es auf ihre eigne Gefahr. Denn das Publicum fällt sein Urtheil doch, und verdammt den, der sich demselben entziehen will, in contumaciam. — Kein Schluß ist natürlicher als der: du verbirgst dich — also hast du dich zu schämen; du fliehst — also fürchtest du.

Gegen das „unparteiisch“ wendet man ein, daß das Publicum oft in eigener Sache urtheilt; ja — aber dann fallen auch die Parteien in eins; es richtet dann über sich selbst, wie das Gewissen.

Es geht aus der Natur der Sache hervor, daß die Vielen nur über solche Gegenstände zu hören sind, welche Viele beurtheilen können. — Die öffentliche Meinung gleicht dem Riesen Antäus, den seine Kraft verließ, sobald er nicht mehr auf der Erde fußte; aber selten täuscht sie sich über ihre Competenz; über die Berechnung der Planetenbahnen und über den Ring des Saturns giebt es keine.

Wer kann übrigens leugnen, daß Kenntnisse, die sonst das ausschließliche Eigenthum der Gelehrten oder der sogenannten Männer vom Fach waren, nun Gemeingut geworden sind? Vielen muß man es zugestehen: dignus est intrare in nostro docto corpore.

Wissenschaftliche Werke werden in der Muttersprache geschrieben,

die Gesetzbücher ebenso. Vieles ist geordnet, geläutert, von eittem Wust befreit und gebrungener geworden.

Die eigentliche Gelehrsamkeit soll dabei zu Grunde gehen. Es ist möglich! Lebt wohl, ihr Antiquare und Philologen mit euren Notizen und Varianten, mit euren Ausgaben, wo eine dünne Zeile Text auf einem Meere von Notizen schwimmt. Räumi den Tempel von euren Trödelbuden.

Der Genius findet auf unerforschten Wegen die Wissenschaft, aber ein großes Werk ist noch übrig — sie durch klare, faßliche Darstellung zugänglich zu machen. Erst dann, wenn sie gemeinnützig und populär geworden ist, hat sie ihre Vollendung erreicht.

Das Gewicht der öffentlichen Meinung und die Rücksicht, welche sie verdient, hängt allerdings von der Bildungsstufe der Nation ab. Aber selten wird die Regierung auf einer höheren stehen, denn die Distel trägt keine Rosen.

Wenn die rege Tadelsucht, die heranwachsende Macht der öffentlichen Meinung auch ihre Unbequemlichkeit hat, — eine freie Verfassung löset die Schwierigkeit; denn sie bringt die Männer ans Ruder, welche fähig sind, die öffentliche Meinung aufzuklären, zu leiten, und eine feindliche Macht in einen Bundesgenossen zu verwandeln. — So wird das Vertrauen begründet, welches so reichliche Früchte bringt, und wenn es auch augenblicklich erschüttert werden kann, wenn es bösen Leidenschaften gelingt, einen Staatsmann unverdient verdächtig zu machen, — dieser Staatsmann, wenn er edel ist, wird mit Timoleon sagen: Ich wünsche mir Glück, in einem freien Staate zu leben, in welchem auch der Geringste ohne Gefährde den Mächtigen anklagen darf; — oder wenn sein Ruhm so schon über den Neid erhaben ist, dann mag er mit Scipio ausrufen: Kommt, folgt mir auß' Capitol! Laßt uns den Göttern danken, die uns an dem heutigen Tage so herrlichen Sieg verliehen. — Lebe wohl!

3. Otto von Wallendorf an Fernheim.

Sie haben die Macht der öffentlichen Meinung treffend geschildert, Fernheim; aber wenn ich auf das blicke, was um uns her vorgeht, sagen Sie selbst, haben wir in Deutschland eine öffentliche Meinung? Ich lausche auf den leisesten Ton, ich höre sie nicht; ich suche sie in ihrem Wirken, ich finde sie nicht. — Nein, wir haben keine öffentliche Meinung, denn nur Gemeingeist kann sie erzeugen. Ach, und Gemeingeist — dazu gehört ja vor Allem Geist, d. i. Kraft und Lebendigkeit der Seele, — und dann, daß dieser Geist im Volke dasselbe Ziel ins Auge fasse und mit Ausdauer verfolge.

Wenn ich an die Lebhaftigkeit, die Wärme, den Nationalstolz anderer Nationen denke, und dann die stumpe Gleichgültigkeit, die Kälte der unsrigen damit vergleiche, ergreift mich ein wehmüthiges Gefühl. — Erinnern Sie sich der Zeit, da die Heere von ganz Europa in den Straßen von Paris gelagert waren? Damals, als unsere Kanonen mit brennender Lunte vor den Thoren, auf den Brücken dieser Stadt aufgefahren waren, haben doch die Franzosen jede Gelegenheit ergriffen, den Fremden ihren Haß, dem eignen geschlagenen Heere ihren Beifall und ihre Theilnahme zu bezeigen. Sie haben ihrer Ehre, ihrem Vaterlande nichts vergeben. Mit welchem rauschenden Beifall, ich entsinne mich noch, wurde im Theater der Vers aus Tancred aufgenommen:

A tous les coeurs bien nés, quo la patrie est chère.

und die andern aus der Mérope:

Le premier qui fut roi, fut un soldat heureux;
Qui sort bien son pays n'a pas besoin d'aïeux.

Mit welcher Hartnäckigkeit wurde da bis, bis den Bourbonen gleichsam in die Ohren geschrien.

Wie muß die Regierung dort wachsam sein, daß kein Bühnen-

früher aufgeführt werde, welches mißliebige Anspielungen auf die Zeitverhältnisse gestattet. Das dortige Publicum läßt eine solche Gelegenheit nie ungenutzt vorübergehen, selbst bei einer ersten Vorstellung entgeht ihm nichts, was zu einer Demonstration der nationalen Gesinnung Anlaß geben könnte. Die Dichter, die um die Gunst des Volks buhlen, wissen diese Empfänglichkeit sehr wohl zu nutzen.

Aber unser Publicum; sitzt es nicht immer

Mit hohen Augenbraunen
Gelassen da und möchte gern erstaunen?

Und dieser Stumpfsinn ist derselbe bei schönen, erhebenden, — wie bei strafenden Stellen.

Ich habe in verhängnißvollen Zeiten die Trauerspiele Schillers aufführen sehen, ohne daß die Sentenzen, die für die Verhältnisse eigens eingeschoben zu sein schienen, auch nur die geringste Bewegung veranlaßt hätten. Die eifersüchtige Französische Polizei hat uns nie die Ehre erzeigt, die Aufführung eines Stücks zu verbieten; und ich getraue mich eine Wette einzugehen, daß die beißendste, und ich füge hinzu die gerechteste, Satire bei uns auf die Bühne gebracht werden könnte, ohne daß das Parterre eine Miene verzöge.

Dabei hat unser Volk die üble Gewohnheit, daß es sich gar leicht von dem Beispiel der vornehmen Welt irreführen läßt, weniger aus nachahmender Eitelkeit, als aus Mißtrauen in sich selbst. Die Begeisterung mit ihren vollen Segeln kann sich durch dieses Eismeer keinen Weg bahnen, — sie würde schon an einer gerümpften Nase scheitern. Eine hohe Noblesse, ein weiser Magistrat und alle Hochgelehrten glauben aber, es sei unter ihrer Würde, irgend eine lebhafte Gemüthsbewegung zu äußern oder sich von der Empfindung hinreißen zu lassen.

Doch nein, ich habe Unrecht; ich entsinne mich; manchmal,

ja selbst oft, unterbricht der Enthusiasmus der versammelten Menge mit tobendem Beifall — den Triller eines Tenoristen.

Aber tiefer und schmerzlicher wird mein Gefühl verwundet, wenn ich die Vergleichung auf wichtigere Gegenstände ausdehne. Wie haben unsere Deutschen Kammern ihre Stellung begriffen? — Mit welchem Recht dürfen wir unsern Fürsten den Vorwurf machen, daß sie nicht deutsch seien, daß sie die Interessen des Vaterlands denen ihrer Familien aufopfern, — da in unsern Kammern noch keine Deutschen Gesinnungen geltend gemacht worden, — da diese selbst in Provinzialgeist befangen, über kleinlichen Jänkereien und neidischen Mauthgesetzen das Deutsche Volk vergessen, das Einheit und Einigkeit, Schutz und Schirm, Ehre und Gerechtigkeit von ihnen erwartete, als es sie zu seinen Vertretern auserkor? — Die wenigen Männer, die es gewagt haben, das Ganze ins Auge zu fassen und an die höheren Pflichten zu erinnern, welche Deutschen Kammern obliegen, standen einsam und verlassen, der Verfolgung und dem Hasse der Höfe bloßgegeben, und sie verschwanden oder verstummten, da ihnen der einzige Lohn versagt blieb, welcher sie für ihre Widmung entschädigen konnte — die Anerkennung und der Beifall einer dankbaren Nation. — Der Kampf mit der Selbstsucht und der Mittelmäßigkeit, die immer in gebrängten Massen sicht, ist ein schwerer Kampf; und auch die reinste Tugend wird darin ermatten, wenn sie nicht angefeuert wird und selbst die Hoffnung aufgeben muß, ein Lorbeerreis zu erringen.

Erinnern Sie sich, wie vor Kurzem ganz Paris der Leiche des General Foy folgte; wie die ganze Nation sein Andenken ehrt und seiner Familie, welche er in Dürftigkeit zurückgelassen hatte, in wenigen Tagen eine ruhmvolle Unabhängigkeit sicherte.

Und nun halten Sie dagegen, was bei uns vorgeht, wenn die Rede davon ist, einen unsrer großen Männer zu ehren. Ich will von Staatsmännern und Feldherren schweigen, aber denken

Sie nur an das Denkmal, welches man Goethe in seiner reichen Vaterstadt setzen wollte. Die Insel, wo es stehen sollte, ist noch leer und kahl und höhnt den Deutschen, der vorübergeht.

Zu dieser stumpfen Gleichgültigkeit der Nation gegen ihre großen Interessen gesellen sich noch andere ungünstige Umstände, welche eine öffentliche Meinung nicht aufkommen lassen.

Vor Allem fehlt uns eine Hauptstadt. — Die Ansichten werden eng und beschränkt in so engem und beschränktem Kreise, wo Jeder nur Freunde und Feinde sieht. Vor den Freunden vernachlässigt man sich, man ist ihrer Rücksicht gewiß. Gegen die Feinde beobachtet man keine Rücksichten; man hat nichts von ihnen zu hoffen.

Auf das Urtheil unserer nächsten Umgebungen wirken viele kleinliche Rücksichten; — des Neides, der Eitelkeit, das Zunahestehen selbst, — denn der Charakter und das Gemälde will auf eine gewisse Entfernung beurtheilt werden. Die Zunahestehenden sind zuweilen in der Lage des Kammerdieners, welcher seinen Gebieter unmöglich für einen Helden halten kann.

Das große, das unparteiische Publicum, um dessen Achtung man sich bewerben muß — dieses fehlt.

Im Kriege können nur große Massen, die im rechten Augenblicke auf dem wichtigsten Punkte vereinigt angreifen, den Sieg entscheiden; bei uns wird die öffentliche Meinung getrennt, zerstreut, durch vereinzelte Bestrebungen abgemattet — nach und nach hier und da truppweise geschlagen.

Das entfernte Publicum ist gleichsam die Nachwelt im Raume. Dabei noch alle die, deren Lauheit Ekel und Ueberdruß erregt; die Weichen, auf die man nicht bauen kann, ohne in den Koth zu sinken; die, in deren Brust immer schmutziges Thauwetter ist, die einem Morast gleichen, der nie zufriert und nie schiffbar ist. Ach, solche sind mir weit weniger verhaßt, welche mit frecher Stirn

Unrecht thun, als die, welche, indem sie als Feige dulden, das Unrecht gleichsam rechtfertigen.

Der öffentlichen Meinung fehlt ein wichtiges Organ, die freie Presse. Unsere Zeitungen stehen alle unter Censur, und unter welcher Censur — und unter wieviel Censuren!! — Denn zu der, welche die hohe Landesregierung ausübt, kommt noch die, welche der Eigenthümer selbst ausüben muß, damit sein Blatt nicht in diesem oder jenem Nachbarstaate verboten werde. Daher werden denn auch alle in usum Delphini herausgegeben.

Während bei freier Presse ausgezeichnete Männer sich der Zeitungen bedienen würden, um ihre Ansichten im Publicum zu verbreiten, werden jetzt auch die allerfriedlichsten schon durch das Unleibliche dieser Schulmeisterei abgeschreckt. — Mir sind Fälle bekannt, wo die Censur nicht etwa Ansichten und Urtheile, sondern die nackte Erzählung einer unlängbaren Thatsache durchgestrichen hat, mit der lakonischen Weisung: Nichts davon. —

Und endlich unsere socialen Verhältnisse! — Wo findet man bei uns Fähigkeit, Unabhängigkeit und patriotische Gesinnungen vereinigt? — Der reichere Adel lebt zerstreut auf seinen Gütern, unwissend und in Vorurtheilen befangen. Den Anderen bleibt fast nur obsequii gloria übrig, denn überall ist bei uns höhere gebildete Gesellschaft von der Regierung abhängig; — an aristocracy afraid of forfeiting a court dinner. Denken Sie an unsere kleinen Residenzen; wehe dem, dem ein Ausdruck der Mißbilligung entschlüpft; — er wird gestochen, — der Hof und alle Thüren schließen sich vor ihm. — Die Zahl selbstständiger, unabhängiger Männer ist zu klein, sie können keinen eignen Cirkel bilden; mit einem Worte, es fehlt an den Elementen einer achtungswerthen Opposition. Dazu kommt unsere lichtscheue Furcht vor der Deffentlichkeit, und der Glaube, daß das Individuum nichts sei.

Ich gebe die Hoffnung auf, die Erhebung des gesunkenen Geistes der Nation zu erleben. Auf die Ueberspannung ist Er-

schlaffung gefolgt. Die gegenwärtige Epoche wird zur Vergessenheit hinüberschleichen, ohne etwas Großes hervorgebracht zu haben; denn was nützen die treibenden Keime, wenn sie auf dürrer, unfruchtbarem Boden liegen?

Wenn Sie bedenken, daß dieser Pferd geduldiger Schaaf von den Hunden einer mißtrauischen Politik bewacht wird, einer Politik, welche Gewaltthatigkeit von dem Muth, Vorsicht borgt von der Feigheit, Ausdauer von der Geduld, — dann werden Sie mit mir übereinstimmen, daß die Widmung Einzelner nichts zu ändern vermag. — Arnold von Winkelried begrub die Garbe ritterlicher Lanzen in seiner Brust und machte der Freiheit eine Gasse, denn seine Kampfgenossen drangen durch die Sturmücke ein; — aber wenn die Gasse leer und öde bleibt, dann wächst bloß Gras auf ihr.

Der Anfang aller Bewegung ist schwer; für uns zu schwer. —

4. Hugo von Hohenstein an Otto von Wallendorf.

Und Du konntest so schreiben, Du! — Bist Du derselbe noch, bist Du der Otto, der bei Leipzig an meiner Seite focht, dem die Gefahr nichts abgewinnen konnte als ein Lächeln? — Aber ich kenne Dich; Du fürchtest den Verlust Deines Vermögens nicht; die Opfer, die Du schon gebracht hast, bist Du bereit, wieder zu bringen. Du fürchtest die Verbannung nicht; Du hast sie Jahre lang selbst gewählt. Du buhlt nicht um Titel und Orden, die Du verachtest. Du fürchtest den Tod nicht; Du bist ihm oft entgegengegangen. Du fürchtest keinen Feind,

Den du kannst sehen und ins Auge fassen,
Der selbst voll Muth auch dir den Muth belebt.

Nein, alles das fürchtest Du nicht. — Was denn? — Ich weiß es, — Du fürchtest den Spott.

Das kannst Du nicht ertragen, daß ein Haufe feiger Buben die Köpfe zusammensteckt und sagt: Seht doch, der bildet sich

ein die Welt verbessern zu können! Er will sich einen Namen machen! Er ist ein Cato, ein Aristides! Wie kindisch! Er wird nichts ändern! Er will gegen den Strom schwimmen! Er wird nur durch Schaden klug werden; er ist der irdene Topf gegen den eisernen.

Siehe, das fürchtest Du — das allein!

Nun so lerne denn von mir, daß der Spott, der vor nichts Ehrfurcht und Scheu hat, dem Alles zur Zielscheibe dient, was hoch und groß und ausgezeichnet ist; der seine giftigen Pfeile auf jede warme, offene Brust abdrückt; — daß dieser Spott sich schüchtern vor der kalten Verachtung zurückzieht, sobald er seine Pfeile von ihrem Panzer stumpf abgleiten sieht.

Du sagst, unsre Nation sei kalt und stumpf. — Der Unmuth macht Dich ungerecht; ich halte Dir getrost die Blätter unserer Geschichte entgegen. Jede Nation hat ihr Stündchen, wo sie aus Müdigkeit oder Langweile einschläft. Die Geschichte der Engländer und Franzosen zeigt uns Epochen, in welchen auch sie einen ruhmlosen, selbst feigen Despotismus ohne Widerstand erduldet haben. Eine beständige, unfläte Regsamkeit ohne Plan, ohne Richtung, ohne Zweck, zehrt sich selbst auf. — Die Natur hat dafür gesorgt, daß die Menge, wie das Meer, — in sich selbst kein bewegendes Princip hat, sondern daß, wie dieses unter dem Einfluß der Gestirne steigt und fällt, so jene auf den Ruf einzelner kräftiger Männer sich erhebt und wieder beruhigt.

Höre den Sallust: *Ac mihi agitantibus multa constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse.*

Die Menge muß den Anstoß erhalten. Sobald sich Männer an die Spitze stellen, die muthig und treu die gute Sache vertheidigen, sobald diese Männer ein Panzer aufpflanzen, dessen Farbe rein, dessen Sinnspruch leserlich ist, versammelt sich die Menge um dasselbe. — Daß die Schneelawine mit unwiderstehlicher Gewalt im Thale anlange, dazu wird nur eine Hand er-

fordert, welche aus den höhern Regionen einen Schneeball herabrollt.

Und wie, unsere Nation sei stumpf und gleichgültig? — Wie ist ihre Aufmerksamkeit auf Alles gespannt, was in Frankreich und in England vorgeht! Und doch hört sie alles das nur in Bruchstücken und verstümmelt. — Welchen warmen Antheil hat sie an dem Freiheitskampfe der Griechen genommen! Wie willig hat sie ihre Beiträge aus Beuteln geholt, die wahrlich nicht überfüllt sind!

Doch Du hast Deinen Irrthum zum Theil selbst widerlegt. — Du hast die Ursachen angegeben, warum die öffentliche Meinung bei uns ohne Kraft ist. Diese Ursachen liegen am Tage: — die schweren Fesseln, an welchen die Presse liegt, und die Erbärmlichkeit der höhern Stände. Ja, Erbärmlichkeit ist das Wort; — es begreift Alles in sich: Dummheit, Feigheit, Selbstsucht, und Schamlosigkeit.

Wenn es auch ganz so wäre, wie Du sagst; — wenn es wahr wäre, daß wir kämpfen müßten ohne Hoffnung des Erfolgs; — ich würde ihn dennoch kämpfen, diesen Kampf der Ehre, dessen Dank nicht Beute des Siegers ist, sondern dem muthigen Vertheidiger der guten Sache zu Theil wird. Diese, sie mögen siegen oder fallen, empfängt des Ruhmes schattiges Vorbeerhaus.

Aber es ist nicht so, es ist wirklich nicht so. — Wir fechten gegen große Uebermacht; — zugegeben; aber weiter: — das zahlreiche Heer unserer Feinde ist ein feller, hungrierer Haufe, der um Sold dient und es bei dem wird bewenden lassen, was Miethslinge Schuldigkeit nennen.

Anderer sind Bundesgenossen, und nur das unsichere Gefolge der Uebermacht. Zwang hat sie zu diesen Fahnen versammelt; Furcht erhält sie dabei; eine Niederlage zerstreut sie. Wenn wir einen Sieg ersehnen, sind sie unser.

Diejenigen, welche Du so richtig bezeichnet hast, die Lauen

und Weichen, sie sind ja gleichsam der Boden, auf welchem unsere Feinde fechten, oder vielmehr der bodenlose Morast, auf welchem sie nicht sowohl stehen als versinken — während wir auf festem Boden fußen.

Unsere Zahl ist klein, aber wir streiten für Ehre, Freiheit und Vaterland; uns zur Seite stehen alle edlen Gefühle, welche in der menschlichen Brust wohnen; Bundesgenossen, die noch keinen verlassen haben.

Unsere Feinde heucheln zwar Selbstvertrauen, aber sie geben jeden Augenblick Blößen, sie machen falsche Bewegungen, die ihre Verlegenheit kund geben; sie drohen — und der Starke droht nie.

Endlich im Kriege entscheidet Vieles der Zufall; und es ist gewiß, daß der Zufall dem am meisten anhaben kann, welcher am meisten zu verlieren hat; daß der den Zufall am meisten zu fürchten hat, welcher im Besitz der Macht ist.

So verhalten sich unsere Streitkräfte zu denen unserer Feinde; — das Wichtigste ist jetzt eine laute, unumwundene, kühne Sprache, welche die öffentliche Meinung aus lichtscheuen Winkeln hervorzieht, weckt und wieder ermuntert.

Wir haben gewonnen, wenn wir es dahin bringen, daß die öffentliche Meinung wasserfüchtige Anmaßung anzapft; daß die Verachtung ihre Felsenlast auf den Feigen wälzt; daß allgemeine Entrüstung über den kahlen Scheitel der Verworfenen ihre schwarzen Wetterwolken zusammenzieht; und daß der Blitzstrahl schamlose Niederträchtigkeit von der ertrunkenen Höhe herabstürzt.

Sowie einst Midas die Götter bat, Alles in Gold zu verwandeln, was er berühren würde; — so werde auch deren Wunsch erhört, die in hoher Stellung nichts als Lob hören wollen, ohne es zu verdienen; die Ironie erdenze ihnen täglich in glänzendem Pokal ihr glühendes Gold:

Huic Deus optandi gratum, sed inutile fecit
 Muneris arbitrium — gaudens — divesque — miserque —
 Copia nulla famem relevat; sitis arida guttur
 Urit et invisio meritus torquetur ab auro.

In der Epoche, worin wir leben, muß der Versuch, sich der öffentlichen Meinung entgegenzustemmen, nothwendig fehlschlagen, da sie Alles, was sich ihr widersetzt, umstürzt und untergräbt. Es gibt nur ein Mittel, sie zu beherrschen, das ist: sich an ihre Spitze zu stellen.

Laß uns nur zusammenhalten; wem das Schicksal zuerst den entscheidenden Kampf bestimmt, der rufe wie Ajar:

„Seht doch Freunde, ja wahrlich mein Loos, ich freue mich herzlich!“

Das sage ich Dir: mag der Despotismus und seine Hentersknechte die öffentliche Meinung binden und schinden; mag er die Wahrheit ersäufen, ersticken, vergiften; mag er das Recht kreuzigen, viertheilen und rabbrechen; — so lange er meine Stimme nicht erstickt hat, werde ich laut rufen: Lug und Trug, Gewalt und Unrecht; und wenn Du mich dereinst in den Reihen seiner Widersacher nicht mehr erblickst, dann lebe ich nicht mehr!

III.

Ueber Pressfreiheit.

(Aus dem Jahr 1833 34.)

1. Das Prinzip.

§. 1.

Es scheint kaum möglich, einen undankbarern Gegenstand zu behandeln als diesen, an dem sich in der neueren Zeit die Beredsamkeit gleichsam erschöpft hat. — Wo ist der politische Schriftsteller, wo ist der Staatsmann, der nicht im Drange der Zeit aufgefodert, ja gezwungen war, seine Ansichten darüber auszusprechen? — Was ist nicht alles im Namen der Wahrheit, der Freiheit, der fortschreitenden Civilisation zu Gunsten der Pressfreiheit gesagt; was ist nicht im Namen der Religion, der Sittlichkeit, des bürgerlichen und des häuslichen Friedens angeführt worden, um die Nothwendigkeit ihrer Beschränkung zu beweisen! — Nach dem großen Schauspiele des Kampfes, in welchem solche Kriegsschiffe auf bewegter See ihre Breitseiten gegen einander spieen, möge die Schaluppe über die Rhebe gleiten, das Senkblei auswerfen und den Ankergrund suchen.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine Streitfrage, welche die heiligsten Interessen der Menschen berührt, welche tief eingreift in die politischen Interessen der Parteien, — die berechtisten Sachwalter gefunden hat; aber eben das Talent dieser Sachwalter erschwert die Aufgabe der kalten unparteiischen Kritik, das ruhige

Abwägen des Für und Wider. — Zu diesem ruhigen Abwägen ist vor Allem erforderlich die Uebertreibung zu beseitigen, welche von der einen Seite den Vortheil, von der andern den Nachtheil der Pressfreiheit als eine unendliche Größe darstellt, neben welcher alle andern Rücksichten als unbedeutende Zahlen verschwinden.

§. 2.

Was ist Pressfreiheit? — Das Recht, die Produkte der geistigen Thätigkeit zu vervielfältigen und zu verbreiten ohne eine vorläufige Erlaubniß des Staats; aber unter Verantwortlichkeit für die dadurch begangenen Rechtsverletzungen.

§. 3.

Wodurch wird das Recht auf Pressfreiheit begründet?

Einige Philosophen sagen: Freie Gedankenäußerung ist zur sittlichen Vervollkommnung nothwendig; also ein unveräußerliches Menschenrecht; und da die Verbreitung durch die Presse nur eine besondere Art der Gedankenmittheilung ist, vindiciren sie die Pressfreiheit als ein eben so unverweigerliches Recht.

Aber warum soll diese Freiheit mehr unveräußerlich sein, als so manche andere, deren Beschränkung eine nothwendige Folge des Lebens im Staate ist?

Wenn die Bestimmung des Menschen sittliche Vervollkommnung ist, so muß Alles, was zu dieser erfordert wird, allerdings ein unveräußerliches Recht sein. Ist nun die unbeschränkte Pressfreiheit ein solches nothwendiges Erforderniß zur sittlichen Vervollkommnung? Dieses ist die Frage, auf deren Beantwortung es ankommt. Die obige Behauptung setzt offenbar voraus, was erst erwiesen werden muß und was gerade von den Gegnern der Pressfreiheit geläugnet wird.

Der Franzose Fontenelle sagt: Wenn er die ganze Hand voll Wahrheiten hätte, würde er sich wohl hüten die Hand aufzumachen. — Wenn dieser Gedanke richtig wäre, wenn die Ver-

breitung der Wahrheit überhaupt mehr schädlich als nützlich wäre, dann müßte man die Pressfreiheit unbedingt unterdrücken.

Aber wer wird im Ernste läugnen wollen, daß Erforschung der Wahrheit die edelste Beschäftigung des Geistes, ihre Verbreitung eine Wohlthat für das Menschengeschlecht sei?

Durch die Presse werden Gedanken und Ansichten unter Viele verbreitet und dieser Mittheilung Dauer verliehen. Es fragt sich nun, ob der unbeschränkte Gebrauch dieses Mittels für die bürgerliche Gesellschaft vorthellhaft ist? — Müßte diese Frage verneint werden, so würde der Pressfreiheit der Charakter eines unveräußerlichen Rechts abgesprochen werden müssen.

Man hat zu Gunsten unbeschränkter Pressfreiheit noch ein Argument vorgebracht, das ebenso wenig haltbar ist. Man sagt: die Erfahrung hat gelehrt, daß Staaten und Sittlichkeit bei der Pressfreiheit sehr wohl bestehen können; da nun die Freiheit nicht mehr beschränkt werden darf als der Staatszweck erfordert, so ist Presszwang ein absolutes Unrecht.

Dieses Argument fehlt sowohl durch eine falsche Voraussetzung als durch einen falschen Schluß.

Falsch ist die Voraussetzung, daß, weil Staaten früher mit Pressfreiheit bestanden haben, dies auch nothwendig in der Folge der Fall sein werde. — Wie, wenn die Pressfreiheit früher weniger gebraucht und darum weniger mißbraucht wurde? — Wenn ihre Producte, weniger verbreitet, der Menge weniger zugänglich waren? — Wenn sich die Verhältnisse geändert haben, die Leidenschaften mehr aufgeregt sind? Wenn die Kraft des Widerstandes gemindert, die Mittel des Angriffs vervielfältigt sind? Wenn Einrichtungen, die sonst die Gefahren der Pressfreiheit neutralisirten, wenn Religiosität, Anhänglichkeit an die bestehende Regierung ihren wohlthätigen Einfluß verloren haben? Wenn an die Stelle der Mäßigung, der Zufriedenheit, ungeriegelte Be-

gierden, Gang zur Veränderung, nicht zu befriedigende Ansprüche getreten sind?

Wenn diese Unterschiede von jetzt und vormalig zugegeben werden müssen, dann ist es sehr möglich, daß die Ruhe der Staaten nicht mehr mit der Pressfreiheit bestehen, vielmehr durch dieselbe die bestehende Ordnung der Dinge gefährdet werden könne.

Aber auch der Schluß ist falsch — daß, weil es möglich ist, daß Staat und Sittlichkeit mit der Pressfreiheit bestehen können, diese auch unbeschränkt zugestanden werden müsse. — Es ist vielmehr erst zu beweisen, daß Staat und Sittlichkeit mit der unbeschränkten Pressfreiheit ungefährdet und besser bestehen können, als ohne dieselbe, — und das ist nicht so leicht.

Was die Presse für die Civilisation geleistet hat, ist Jedem einleuchtend, und nur misanthropische Paraborie kann es in Abrede stellen. — Nur davon ist die Frage, in wie weit eine Beschränkung eintreten dürfe, — wie ihr Mißbrauch zu verhindern sei.

§. 4.

In wie weit ist eine Beschränkung der Pressfreiheit zulässig?

Die Pressfreiheit ist nicht zu beschränken bei wissenschaftlichen Werken. Kaum ist ein bedeutender Nachtheil unbeschränkter Pressfreiheit dabei zu befürchten. Solche Werke sind nicht für die Menge bestimmt; bei ihrem Lesen wird schon ein hoher Grad der Bildung vorausgesetzt, so daß vorgetragene Irrthümer weniger schädlich wirken. Bei freier geistiger Bewegung und regem wissenschaftlichem Interesse wird es an Männern nicht fehlen, welche Irrthümer aufdecken und widerlegen.

Nur bei Werken, welche die Religion, den Staat und die Sitten berühren, halten Viele eine Beschränkung für nöthig; — aber gewiß mit Unrecht.

Eben die Wichtigkeit dieser Begriffe erheischt die freieste Untersuchung. — Irrthümer können widerlegt werden; es ist nicht

nöthig sie zu unterdrücken, weil bloße Irrthümer als solche keine Rechtsverletzung enthalten.

Wer darf sich anmaßen in letzter Instanz zu entscheiden, was Irrlehre sei? — Alle neuen Lehren über Religion und Politik werden bei ihrem Entstehen denen, welche an den alten Ansichten festhalten, als Irrlehren erscheinen. — Wenn die Anhänger der alten Lehren ebenso die Macht als den Willen gehabt hätten, die neuen im Keime zu ersticken, dann hätten wir weder Christenthum, noch Astronomie, noch Reformation, noch Toleranz, noch freie Verfassungen; — wohl aber an ihrer Stelle Gögendienst, Astrologie, Hexenprozesse, Inquisition und Despotismus.

Und selbst der Irrthum trägt oft gute Früchte, weil er die Thätigkeit anregt, zur Widerlegung auffordert, und so die Veranlassung wird, die Wissenschaft aus neuen Gesichtspunkten darzustellen. — Jede Anregung hat ihren Werth, weil der Stillstand Tod ist. —

Eine ganz vollendete, abgeschlossene Wissenschaft hätte für die Menschheit weniger Werth als eine unvollendbare, die sich immer ihrer Asymptote nähert, ohne das Ziel jemals zu erreichen. — Was keine geistige Thätigkeit mehr in Anspruch nimmt, ist dem menschlichen Interesse erstorben; es gehört den ruhenden Göttern des Epikur.

Wo mehrere religiöse Secten im Staate neben einander bestehen, muß es ihnen erlaubt sein, ihre Ansichten polemisch gegen einander geltend zu machen.

Auch politische Theorien mögen sich frei entwickeln. Die ersten Einrichtungen junger Staaten verdanken dem Bedürfnisse des Augenblicks ihre Entstehung; aber der ferneren Ausbildung muß die Theorie, — d. h. die wissenschaftliche Anleitung zur Praxis, voranleuchten. Der Handwerker erbaut das Haus, das der Künstler ausschmückt.

Wenn hiernach zugegeben werden muß, daß freie Untersuchung und unbeschränkte Gedankenmittheilung in gründlichen, durchdachten Werken für Aufklärung, sittliche Bildung und die Fortschritte der Civilisation nur wohlthätig wirken können, ja eine unerläßliche Bedingung derselben sind, so läßt sich doch dasselbe nicht behaupten von den täglichen Producten der politischen Presse. Diese sind nicht etwa gewissenhafte Arbeiten, die aus der Feder von Männern fließen, denen es ernstlich und hauptsächlich darum zu thun ist, nützliche Wahrheiten zu verbreiten, zu belehren, zu bessern. — Gewiß nicht; wenigstens steht diese Absicht, wo sie nicht ganz abgeläugnet werden kann, doch nur in zweiter Linie.

Die politische Presse ist gewöhnlich eine merkantilsche Speculation, die sich meistens mit dem Parteigeiste verbindet, um gemeinschaftliche Zwecke zu befördern. Diese merkantilsche Speculation trachtet vor Allem darnach, viele Leser zu finden; — sie richtet sich an das große Publicum, an die Menge, die nicht sowohl Gebiegenes, als Neues und Pikantes, verlangt. Eine Zeitung, welche der Neugierde Nahrung giebt, die Leidenschaften aufregt, Persönlichkeiten und deren Bedeutung bespricht, und als ein beständiges Reizmittel wirkt, wird den meisten Absatz haben, wird sich schnell unter dem Volke verbreiten.

Und es ist ganz natürlich, daß diese Zeitungen da, wo Parteien bestehen, Verbindung mit diesen eingehen; oder aus dem Bestehen der Parteien als deren Organe hervorgehen; das ist auch an und für sich kein Unrecht; im Gegentheil; und es ist unlogisch, dem Worte Partei den Stempel der Mißbilligung aufzudrücken. Jede Meinung, jedes Interesse, sobald sie sich praktisch geltend machen wollen, bilden eine Partei; — die Mißbilligung ist erst gerechtfertigt, wenn Parteien aus Menschen ohne innere Ueberzeugung bestehen, wenn sie schlechte Zwecke verfolgen oder wenn die Mittel tadelhaft sind. — Der Römer drückte es

kurz und richtig aus: — nam ea inter bonos amicitia — inter malos factio est. —

Hier stehen wir also vor den Fragen: Kann der Staat den Gebrauch einer so gefährlichen Waffe ganz freigeben? — ist es nicht besser, das Uebel zu verhindern als zu strafen, da doch die Strafe das Uebel nicht ungeschehen macht und keinen Ersatz leistet? — Darf der Staat nicht wenigstens Garantien fordern gegen den Mißbrauch?

Es kann nicht geklänet werden, daß in aufgeregten Zeiten die täglichen Angriffe der Zeitungen gegen die Regierung, der herbe Tadel, die persönliche Beleidigung gegen die obersten Staatsbeamten, die oft darin enthaltene Aufforderung zum Widerstand, — die Ruhe der Staaten gefährden, und daß dem Uebel dadurch nicht abgeholfen wird, wenn die Verfasser vor Gericht gezogen und bestraft werden.

Aber es ist auch eben so wahr, daß Pressfreiheit und National-Repräsentation die beiden Grundpfeiler freier Verfassungen sind und daß National-Repräsentation ohne freie Presse das Gebäude der Freiheit allein nicht zu tragen vermag.

Es ist also zwischen zwei Uebeln zu wählen, — und wer sich für die Pressfreiheit entscheidet, muß mit sich selbst einig sein und sich sagen: *malo disquietam libertatem quam tutam servitutum.*

Kann eine Beschränkung der Pressfreiheit nun als Ausnahme eintreten, und trifft diese Ausnahme die politischen Flugschriften und Zeitungen, so fragt es sich, welche Mittel gegen den Mißbrauch der Pressfreiheit durch Flugschriften und Zeitungen bestehen?

§. 5.

Mittel gegen den Mißbrauch im Allgemeinen.

Die Möglichkeit eines dem Staate nachtheiligen Mißbrauchs der Presse kann nicht in Abrede gestellt werden, und so ist es nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staats, diesem zu

begegnen. — Zwei Mittel sind denkbar: entweder dem Mißbrauch zuvorzukommen, indem die Veröffentlichung der Gedanken durch die Presse von einer vorgängigen polizeilichen Erlaubniß abhängig gemacht und die Schriften einer Censur unterworfen werden, ehe diese Erlaubniß ertheilt wird (Prävention durch polizeiliche Maßregeln); oder den Mißbrauch, nachdem er begangen worden ist, zu bestrafen (Repression durch die Justiz).

Daß das erste Mittel, wenn es rechtlich ausführbar ist, den Vorzug verdient, läßt sich nicht läugnen, weil es offenbar nützlicher und besser ist, Unrecht zu verhüten als Unrecht zu bestrafen.

Es wird also die rechtliche Ausführbarkeit zu untersuchen sein.

S. 6.

Prävention — Censur. Ob widerrechtlich?

Die Censur fordert einen einsichtsvollen und gerechten Censor; denn der Censor übt gewissermaßen richterliche Functionen aus. — Manche Schriftsteller halten deswegen die Censur für absolut widerrechtlich, weil irrige Meinungen, die keine Rechtsverletzung enthalten, gar nicht vor das Forum des Richters gehören; Rechtsverletzungen selbst aber erst dann, nachdem sie verübt worden sind; — d. h. also hier, nachdem die Schrift wirklich im Drucke erschienen ist. Aber diese Ansicht ist offenbar sophistisch.

Es ist ja nicht die irrige Meinung oder derjenige, der sie äußert, die vor ein Gericht gezogen werden, sondern der Censor soll blos die Verbreitung verhindern, wenn er sie für schädlich hält. Ferner läßt sich nicht läugnen, daß, indem ein Manuscript dem Censor angeboten wird, damit die Absicht ausgesprochen ist, es dem Druck zu übergeben. Wenn also die Schrift wirklich eine Rechtsverletzung enthält, so ist die Rechtsverletzung wirklich tentirt worden, und die Verhinderung dieser ist eben so rechtlich, ja pflichtmäßig, als die Verhinderung jedes andern tentirten Verbrechens.

Für absolut widerrechtlich ist also die Censur nicht zu halten, aber sie wird sich in der Ausführung als ungerecht darstellen, weil es nicht möglich ist, den Censor zu finden, der alle erforderliche Eigenschaften besitzt; und weil — wenn auch dieses Ideal des Censors gefunden werden könnte — dennoch die von ihm ausgeübte Censur höchst willkürlich bleiben würde; er handelt bloß nach eigener Einsicht, ohne alle gesetzliche Norm und Vorschrift; und es gibt für den censurten Autor kein Rechtsmittel gegen den immerhin möglichen Irrthum des Censors.

Censurgesetz, als Mittel gegen Willkühr bei der Censur, ob ausführbar?

Um diesem Uebel der Willkühr abzuhelpfen, ist ein Censurgesetz in Vorschlag gebracht worden, nämlich ein Gesetz, das die Vorschrift für den Censor enthalten und die Principien aussprechen soll, nach welchen er die Censur auszuüben hat, so daß der Autor das Recht hätte, vor den Gerichten gegen den Censor Klage zu führen, wenn er glaubt, daß dieser die Vorschriften des Gesetzes übertreten habe.

Dieser Vorschlag wäre sehr annehmlich, wenn es so leicht wäre, dieses Censurgesetz abzufassen. Aber diese Fassung bietet unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Soll es nur wenige Grundsätze aussprechen? — soll es ins Einzelne gehen? — Im ersten Falle — was kann es mehr sagen, als: Keine Schrift soll den Staat, die Kirche, die Sitten beleidigen. — Aber was ist Beleidigung? Wenn der Tadel des Bestehenden, die Aufdeckung der Gebrechen für Beleidigung gelten soll, dann ist es um die Freiheit geschehen; dann ist die Bevormundung der Gedanken ausgesprochen. Jedes Lob einer fremden Einrichtung ist ein indirecter Tadel der unsrigen. Die Vertheidigung der Dogmen einer Secte ist ein indirecter Angriff gegen die Dogmen der andern. Und ins Einzelne einzugehen ist ebenso unmöglich, als

alle denkbaren Combinationen, alle Wendungen des Gedankenlaufs vorzusehen, aufzuzählen und zu erschöpfen.

Und wenn doch in letzter Instanz ein Gericht entscheiden soll, dann ist ja der Hauptzweck der Censur verfehlt, welcher darin besteht: die Veröffentlichung und Verbreitung für schädlich gehaltener Schriften zu verhindern. Denn wie kann man dem Schriftsteller verbieten, seine Vertheidigung zu führen?

Die Censur, positiv nachtheilig, auch für
den Staat.

Aber die Censur ist nicht bloß verwerflich, weil sie willkürlich ist und also den Ansprüchen der Gerechtigkeit nicht entspricht, sondern sie hat auch für den Staat positive Nachtheile.

Zwar kann nur Declamation behaupten, daß durch die Censur neue folgenreiche Wahrheiten, wichtige Entdeckungen im Keime erstickt würden: — nein, die Censur hat schwerlich das Reich der Erkenntniß um einen Gedanken ärmer gemacht, denn es giebt ja auch andere Arten der Mittheilung als die Presse.

Aber die wesentlichen Nachtheile sind: daß diese erniedrigende Vormundschaft viele Gute abhält ihre Ideen mitzutheilen, während die Schlechten auf Schleichwegen das Gesetz umgehen; daß die Censur Mißtrauen gegen die Regierung erweckt, von der man denken wird, daß sie die Wahrheit scheue; daß sie dem Staate gleichsam die Verantwortlichkeit zuschiebt für alle Meinungen, welche die Censur päßt haben; und daß sie endlich, was das Wichtigste ist, unvermeidlich auch Nützlichendes unterdrücken, das Werkzeug einer Partei oder der Regierung werden, die Aeußerung jeder Meinung, welche der Regierung nicht zusagt, verhindern, daß sie nicht bloß den Angriff, sondern auch die Vertheidigung, wenigstens die öffentliche Vertheidigung, unmöglich machen wird.

§. 7.

Repression.

Da die Unausführbarkeit der Verhinderung (Prävention) des Mißbrauchs der Pressfreiheit, die Unmöglichkeit einer gerechten Ausübung der Censur, und die Nachtheile für den Staat einer nothwendig willkürlichen und ungerechten Ausübung derselben nachgewiesen sind, dabei aber zugegeben werden muß, daß ohne Freiheit der Presse politische Freiheit ihre wesentlichste Bürgschaft verliert, so kann der Mißbrauch der Pressfreiheit nur durch Bestrafung (Repression) der wirklichen Pressvergehen verhütet werden. Dabei bleibt noch immer die Schwierigkeit, ein Pressgesetz zu verfassen, in welchem ausgesprochen wird, 1) was für Pressvergehen zu halten sei, 2) vor welchen Richter die Pressvergehen gebracht werden sollen, und 3) durch welche Mittel man sich Sicherheit verschafft, daß der Schuldige der Strafe nicht entgehe.

Was ist Pressvergehen? — Es ist gesagt worden, daß durch die Presse keine besonderen Vergehen begangen werden können; Verläumdung, Beleidigung der Moral, Angriffe gegen den Staat, sind strafbar, ob sie nun durch die Presse oder auf andere Weise stattgefunden haben.

Diese Vergehen, durch die Presse begangen, sind immerhin qualificirt, also in höherem Grade strafbar; denn sie sind wegen der leichtern und allgemeineren Verbreitung durch die Presse, und also wegen der Ansteckungsfähigkeit, gefährlicher.

Aber ist es denn so ganz richtig, daß durch die Presse keine eigenthümlichen Vergehen begangen werden können? — In Frankreich hat man die Tendenzprozesse gehabt, welche auf der Ansicht beruhen, daß Aeußerungen, die, an und für sich betrachtet, nicht strafbar wären, durch Wiederholung und Zusammenstellungen strafbar werden können. Und es ist auch wohl nicht zu läugnen, daß ein Journal durch Gewandtheit in Insinuationen, durch feine und versteckte Satire und Anspielungen eine sehr feindselige Rich-

tung gegen die Regierung verfolgen kann, ohne daß einzelne isolirte Aeußerungen nach dem Buchstaben des Gesetzes strafbar befunden werden können. Diese Thatsache leitet auf die Beantwortung der zweiten Frage.

Wer soll über Pressvergehen urtheilen? — Da wo das Institut der Jury besteht, unbedingt die Jury. Dafür sprechen entscheidende Gründe.

Die Würde der Gerichte, die Achtung und das Vertrauen, welches sie nöthig haben, erfordern, daß der Parteigeist, ja der bloße Verdacht, daß auch die Gerichte von ihm ergriffen sein, seinem Treiben dienstbar sein könnten, aus ihrer Sphäre entfernt bleibe. Es ist eben so nachtheilig, wenn sie als die gefälligen Werkzeuge der Regierung, als wenn sie im Bunde mit einer feindseligen Opposition erscheinen. Die Gerichte sollen Recht sprechen, und wo es so schwer ist dem Verdachte der Parteilichkeit zu entgehen, wenn nämlich die Regierung selbst als Partei erscheint, ist es besser, daß über die Thatfrage eine Jury entscheide.

Die Jury gibt dem Staate und dem Angeklagten die größtmögliche Garantie der Unparteilichkeit. Wollte man daran zweifeln, wollte man der Furcht Raum geben, die Jury werde allzugeneigt sein, den Schuldigen freizusprechen? Was sollte man von dem Staate halten, wo eine Auswahl unbescholtener, unabhängiger Bürger, der die heiligsten Interessen des Rechts und der Sittlichkeit anvertraut sind, dem Verdachte unterläge, daß sie nicht gewissenhaft urtheilen werden?

Wenn es in einem Staate so weit gekommen ist, dann hat auch die Voraussetzung, daß die Regierung oder die Gerichte besser und gerechter urtheilen werden, wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Eine Regierung, die unter den Staatsbürgern mehr Feinde als Freunde zählt, wird auch da, wo keine Pressfreiheit besteht, ihr Dasein nicht lange fristen.

Wie ist der Schuldige zu erreichen?

Viele haben sich an der Aufgabe versucht, wie immer der Schuldige zu erreichen sei? Den Verfasser jedes Zeitungsartikels ausfindig zu machen, ist nicht immer möglich; ebenso wenig ist es möglich, dem verurtheilten Schriftsteller, so lange er nicht der Freiheit beraubt ist, als Strafe fernere schriftstellerische Thätigkeit zu untersagen. Wer kann ihn verhindern, anonym oder unter fremdem Namen drucken zu lassen?

Es bleiben aber immer verschiedene Mittel, um sich gegen die Journalistik einige Sicherheit zu verschaffen. Solcher Mittel sind:

- 1) ein verantwortlicher Redacteur,
- 2) hohe Caution,
- 3) Suspension oder gänzliche Unterdrückung eines wiederholt verurtheilten Blattes.

Hohe Cautionen werden am meisten wirken, und man kann sie nicht als eine ungerechte Forderung ansehen; denn da sich — und mit Recht — die Presse eine Gewalt im Staate genannt hat, ist wohl nichts billiger, als auch von dieser Gewalt eine Garantie zu fordern.

Von einer Unternehmung, welche so thätig in das Staatsleben eingreift, kann man Garantien verlangen. Eine Meinung, ein bedeutendes Interesse im Staate, wenn es eines Organs bedarf, wird auch die nöthige Caution aufreiben können; und interessante Artikel eines Schriftstellers, der für sich allein nicht Caution leisten kann, werden in einem oder dem andern der bestehenden Journale aufgenommen werden.

§. 8.

Ausnahmezustand.

Uebrigens wird es noch immer nöthig sein, dem Staate in schwierigen Lagen — beim Ausbruch eines Kriegs z. B. — das Recht einzuräumen, die Pressfreiheit momentan zu suspen-

biren unter der Bedingung, in kurzer Frist die Nationalrepräsentation zu berufen, welche über Fortdauer oder Aufhebung dieses Ausnahmezustandes zu entscheiden hat.

David Hume spricht in seinen Essays auch von der Pressfreiheit. Die Gefahren der Pressfreiheit schlägt er zu gering an. Die Presse hatte zu seiner Zeit den überwiegenden Einfluß noch nicht ausgeübt, mit dem sie sich in unsern Tagen kund gibt; er hatte den Eindruck des Sturmarsches noch nicht empfunden, wenn er täglich gegen die bestehende Ordnung der Dinge geschlagen wird; — aber wichtig bleibt die Bemerkung, mit welcher er seine Abhandlung schließt: *It is a very comfortable reflexion to the lovers of liberty that this peculiar privilege is of a kind that cannot easily be wrested from us. It is seldom that liberty of any kind is lost all at once. Slavery must steel in by degrees; but if the liberty of the Press ever be lost, it must be lost at once. Nothing can impose a farther restraint, but either the clapping an imprimatur upon the press, or to give very large discretionary powers to the court to punish what ever displeases them. But such concession would be such a bare-faced violation of liberty, that this will probably be the last effort of a despotic government.*

Heutzutage haben despotische Regenten einsehen gelernt, daß sie mit der Unterdrückung der Presse anfangen müssen. —

2. Die verweigerte Concession zur Herausgabe einer Zeitschrift.

(Eine nicht gehaltene landständische Rede über das Gesuch des Advokaten B., um Verwendung bei der Regierung, — wegen verweigerter Concession, eine Rechtszeitung herauszugeben.)

(Aus dem Jahre 1826/27.)

Meine Herren! Der Advocat B. hat bei der Regierung um die Erlaubniß angehalten, eine Rechtszeitung herausgeben zu

bürfen; die Regierung hat sein Gesuch ohne Anführung der Weggründe abgeschlagen; er richtet nun an die Kammer der Landstände die Bitte: daß es der Kammer gefallen möge, sich bei der Staatsregierung zu verwenden, damit ihm die Erlaubniß zur Herausgabe einer Rechtszeitung gegeben oder der Grund der Verweigerung mitgetheilt werde.

Ehe ich auf die Sache selbst eingehe, ehe ich untersuche, ob der Gegenstand eine Verwendung der Kammer verdient, sei es mir erlaubt, einen präjudiciellen Einwand zu widerlegen, der von dem Herrn Regierungscommissär gemacht worden ist, und aus welchem, wenn er begründet wäre, nothwendig folgen würde, daß wir ganz unbefugt sind, uns mit dem Gesuch weiter zu beschäftigen. —

Es ist dies die Behauptung des Herrn Regierungscommissärs, die Staatsregierung habe bei Verweigerung der Concession ein unbestrittenes Recht ausgeübt, und sei von dem Gebrauche, welchen sie von ihrem Rechte mache, Niemandem Rechenschaft schuldig. Ich wundre mich, wie man sich nicht scheut, in dieser erlauchten Versammlung ein so unstatthafes Argument vorzubringen, und um meine Empfindung unumwunden auszusprechen, ich schäme mich, daß man es wagen darf, in unsere ernstestn Versammlungen einen abgenutzten Sophism hincinzuworfen. —

Meine Herren, es ist von Männern, welche eine philosophische Begründung der Rechtsprincipien suchen, der Satz aufgestellt worden, daß sich kein Recht denken läßt, dem nicht eine Pflicht zur Seite stände. — Eine kritische Erörterung dieses Satzes wäre hier nicht an ihrer Stelle, — aber die Behauptung: daß es kein politisches Recht giebt, welches nicht zugleich eine Pflicht auferlegt, ist so einleuchtend, so vernunftgemäß, daß Niemand eine Widerlegung versuchen wird. —

Nein, die Befugnisse, das Recht, die Macht, welche die Verfassung in die Hände der Regierung gelegt hat, sie hat sie

in ihre Hände gelegt in der Absicht, mit der Bedingung, mit der Verpflichtung, daß die Regierung das Gemeinbeste befördere, den Staatsbürger schütze, den Wohlstand, das Glück, die Ehre des Volkes pflege und hebe. Uns aber, — den zum Landtag Abgeordneten, hat dieselbe Verfassung die Pflicht auferlegt, den Gebrauch, welchen die Regierung von ihren Rechten macht, zu überwachen, und diese Controle ist so sehr der Zweck unseres Hierseins, daß in dem Augenblick, wo man uns dieses Recht abspricht, und sich die Regierung weigert, solcher Nachfrage Rede zu stehen, uns nichts anderes zu thun übrig bliebe, als nach feierlicher Verwahrung die Thüre dieses Saales hinter uns schließen zu lassen.

Wenn wir die Freiheit opfern sollen, so laßt uns wenigstens Trauerkleider anlegen und nicht gekrönt und geschmückt an den Stufen des Despotismus erscheinen; laßt uns unsere Ketten lieber offen tragen, als mit Blumenkränzen umwunden.

Der Uebermacht weichen, im Kampfe unterliegen, — ist Unglück; aber sich von dem Unterdrücker die Formen der Freiheit, den Schein der Heuchelei aufbürden lassen — das ist Schande — das heißt dem Spotte selbst sich preisgeben.

Ich höre einwenden, die Regierung könne unmöglich Jedem und jeden Augenblick von ihrer Handlungsweise Rechenschaft ablegen; es gebe Umstände, wo das Interesse des Staats das Geheimniß dringend erheische.

Das Letztere sei zugegeben; aber diese Fälle sind selten und lassen sich näher bezeichnen. Sie treten ein in den Verhältnissen zu auswärtigen Staaten, bei Negociationen, wo unzeitige Fragen, indiscrete Mittheilungen, die Befriedigung voreiliger Neugierde — hemmen, stören und die nachtheiligsten Folgen haben können. Auch wohl in peinlichen Untersuchungen und bei einigen finanziellen Maßregeln, wo gegen einander streitende Interessen betheilt sind.

Außer diesen Fällen ist aufgeklärter Staatsverwaltung in

inneren Angelegenheiten jede Geheimnißkrämerei fremd. Hier beruht ihr Ansehen und ihre Kraft in einem offenen, geraden, aufrichtigen Gang, der das Vertrauen befestigt und die Staatsbürger zur Mitwirkung auffordert. — Hier ist nichts zu verschweigen, weil es hier keine streitenden Interessen giebt; hier muß Verstecken und Verschweigen nothwendig Mißtrauen und Verdacht erwecken. Dieses Mißtrauen, dieser Verdacht ist in dem vorliegenden Falle besonders gerechtfertigt. —

Die Staatsregierung weigert sich, uns die Gründe mitzutheilen, welche sie bewogen haben, dem Advocaten B. die Erlaubniß zur Herausgabe einer Rechtszeitung zu versagen. Meine Herren, ich frage Sie Alle, ob es Ihnen denkbar scheint, ob es irgend möglich ist, daß bei dem Verschweigen dieser Gründe das Wohl des Staates im geringsten bethelligt sei?

Ich stehe nicht an, diese Frage mit nein zu beantworten; ich stehe nicht an zu behaupten, daß die Regierung diese Mittheilung verweigert, — entweder weil sie uns die Einsicht in die Regierungsgrundsätze, die Controle über die Verwaltung, zu welcher wir berechtigt sind, nicht zugestehen will, — oder aber weil sie keine guten Gründe zur Verweigerung der Concession hatte, und die Beweggründe welche sie dabei gelehrt haben, zu gestehen sich schämen muß. —

Da das Orakel, welches wir zu befragen haben, verstummt und uns keiner Antwort würdigt, so kann es uns nicht verargt werden, wenn wir selbst die Lösung des Räthfels versuchen. Ich bitte also um Erlaubniß, Ihnen meine Muthmaßungen vorlegen zu dürfen, was wohl die Regierung zur Verweigerung der Concession mag bewogen haben? Wenn wir ihre Gründe triftig finden, können wir uns dabei beruhigen; wenn sie sich aber als unhaltbar und verwerflich herausstellen, dann werden wir weiter untersuchen, was wir pflichtmäßig thun müssen, um einen Staatsbürger in seiner nützlichen Thätigkeit, in seinen bürger-

lichen Rechten und in seinem Nahrungsstand; die Regierung aber, indem wir sie zu billigeren Maßregeln führen, vor sich selbst und vor dem Verderben zu schützen.

Die Regierung hat dem Advocaten B. die Erlaubniß zur Herausgabe einer Rechtszeitung verweigert. — Warum?

Der Grund dieser Verweigerung muß entweder in der Person oder in der Sache liegen; — nämlich die Regierung will entweder nicht, daß eine Rechtszeitung von dem Adv. B. redigirt werde, oder sie will überhaupt gar nicht, daß eine Rechtszeitung erscheine.

In der ersten Voraussetzung entbehrt die Entscheidung der Regierung durchaus eines rechtlichen Grundes.

Wir ist die Person des Adv. B. ganz unbekannt; ich habe Erkundigung eingezo-gen und gehört, er sei ein unbescholtener Mann, des Rechtes kundig und seinem Unternehmen gewachsen. Das ist alles, was ich für diesen Zweck zu wissen brauche.

Aber die Regierung weiß vielleicht noch etwas mehr, sie weiß vielleicht, daß der Adv. B. ein Liberalgesinnter sei? Der Adv. B. ist liberal — und unsere Regierung, wir wissen es, — sie ist nicht liberal. Wenn daher von einer politischen Zeitung die Rede wäre, würde ich die Abneigung der Regierung zwar nicht gerechtfertigt finden, doch aber begreifen; aber es handelt sich von einer Rechtszeitung. — Ich hoffe nicht, daß es ein liberales Recht giebt, sonst würde man auch an ein absolutistisches, an ein serviles Recht zu glauben gezwungen sein. Das Recht aber ist weder den politischen Parteien, noch der Gewalt dienstbar, und ich hoffe, ich vertraue, ich bin überzeugt, daß unsere Tribunale — Urtheile fällen und keine Parteidienste leisten.

Oder kann man etwa mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen, der Adv. B. werde in seinen Berichten über merkwürdige Rechtsfälle die Thatsachen entstellen, die Urtheilssprüche verfälschen?

Würde eine Zeitung und besonders eine Rechtszeitung, bei welcher Lüge und Verfälschung Absicht und System wären, —

würde sie auch nur einen Monat lang bestehen können? würde sie Abonnenten finden oder behalten?

Und wenn bei der strengsten Gewissenhaftigkeit und Treue, trotz aller angewandten Mühe bei einem solchen Unternehmen Irrthümer und Mißverständnisse unvermeidlich sind, würde der Advocat B. verweigern können, bei der ersten Aufforderung diese Irrthümer zu verbessern, die Mißverständnisse aufzuklären, überhaupt gegründete Reclamationen alsbald in seinem Blatte aufzunehmen?

Und endlich im schlimmsten Falle: besitzt die Regierung nicht ihr großes Arcanum imperii, besitzt sie nicht das Instrument, dem die Aufklärung des Jahrhunderts zwar unsere Leiber entrißen, aber unsere Seelen preisgegeben hat; besitzt sie nicht jene Marterbank des Gedankens — die Censur! Der Advocat B. hat, wie wir sehen, Muth genug; er wird im Vertrauen auf seine Unschuld diese Marter standhaft überstehen. —

Oder haben etwa die Leute, unter deren Händen dieses Instrument zischt und knarrt, reißt und zwickt, schneidet und schindet, haben diese Leute etwa zu viel zu thun? —

Nun dann siehe ich, baut eine Dampfmaschine, damit sie die Scheren und Griffel der Censur in Bewegung setze; das Geschäft wird doch mit so wenig Geist betrieben, daß der Geist einer Dampfmaschine vollkommen ebenbürtig ist. —

Es ist klar, meine Herren, daß die Regierung eigentlich nichts gegen die Person des Advocaten B. einzuwenden haben kann; die Sache selbst also, das Erscheinen einer Rechtszeitung, muß ihr ein Anstoß sein; hierin liegt der Grund ihres hartnäckigen Schweigens, — hier gilt es zu beweisen, daß wer schweigt, nicht mit gutem Gewissen schweigt.

Wenn ich darüber nachdenke, welche Gründe die Regierung bewegen können, der Herausgabe einer Rechtszeitung ihre Einwilligung zu versagen, so finde ich, wie sehr ich meinen Verstand anstrengte, wie

sehr ich meine Einbildungskraft in Bewegung setze, — ich finde nur drei Gründe, welche diesen Entschluß bestimmen konnten. Entweder sie hält die Verwaltung der Justiz in diesem Lande für einen schadhaften empfindlichen Theil, der mit einem Schleier bedeckt bleiben müsse; — oder sie glaubt, es sei dem Volke schädlich, daß es mit dem Recht, den Gesetzen und ihrer Handhabung bekannt werde, unter denen es steht, nach denen über Leben, Ehre, Eigenthum und Verbindlichkeiten entschieden wird; — oder endlich sie sieht in der Idee des Rechts eine feindliche Macht, die ihr selbst gefährlich ist; sie glaubt, durch Untersuchung von Rechtsfragen werde die Grundlage erschüttert, auf welcher ihr Bestand ruht. —

Die erste Voraussetzung wäre eine Herabsetzung der Justizverwaltung, eine Beleidigung unserer Gerichtshöfe. — Sie sei ferne von mir. — Mit Freuden spreche ich die Ueberzeugung aus, daß unsere Gerichtshöfe rein und unbefleckt dastehen; daß sie von Parteigeist sich frei erhalten haben, und Bestechung nicht gewagt hat ihrer Schwelle zu nahen; obgleich ich weiß, daß der Despotismus durch die unter seinem Schutze dahergehenden falschen Begriffe von Sitte, Ordnung und öffentlicher Sicherheit; — die Bestechung, — in den Gestalten — bald zu erweckender Hoffnung, bald einzuflößender Furcht, — verführerisch oder drohend Zutritt begehrt.

Nein, obgleich unsere Gesetzbücher, unsere Proceßordnung, die Art und Weise, wie unsere Gerichte besetzt werden, noch so vieles zu wünschen und zu thun übrig lassen, dennoch sind diese Gerichtshöfe rein und unbefleckt geblieben; Dank sei es dem Charakter der Deutschen Nation, deren Grundzug die Ehrfurcht vor, die Hingebung an Recht und Gerechtigkeit ist.

Wenn unsere Zeitgenossen, wenn fremde Völker unserem politischen Charakter so manchen Vorwurf machen (und auch die Nachwelt wird diese Vorwürfe nicht sparen), — wenn sie sagen, daß wir nur denken, nicht handeln können, daß die Geduld, mit der wir Unrecht dulden, uns nicht zur Ehre gereicht, —

den Ruhm macht der Deutschen Nation Niemand streitig, daß sie von dem Geiste der Gerechtigkeit durchdrungen ist, der, wenn er den Richterstuhl besteigt, Unrecht zu thun nicht vermag. —

Die zweite Voraussetzung war die, daß bei dem Verbot einer Rechtszeitung die Regierung von der Ansicht ausgegangen sei, daß die Kenntniß des Rechts und seines Rechts dem Volke überhaupt schädlich sei.

Ich weiß, der pedantische Junkt-, der selbstsüchtige Kastengeist, der Instinkt des Despotismus haben sich bemüht, dieses Vorurtheil zu verbreiten. Aber diesem Vorurtheil widerspricht die Erfahrung; die Vernunft widerlegt es; die Gerechtigkeit selbst muß es verabscheuen.

Die Erfahrung widerspricht diesem Vorurtheil. — Ueberall, wo Gesetzbücher bestehen, in der Landessprache dem Volke verständlich geschrieben, sehen wir dieses Volk bemüht, mit ihren Vorschriften sich bekannt zu machen. Wenn man ihm diese Gesetzbücher entreißen will, wenn man sie mit andern vertauschen will, die ihm noch unbekannt sind, — erwacht sein Mißtrauen, seine Unzufriedenheit; da aber, wo die Gesetzgebung aus einem geheimnißvollen Chaos besteht, aus einer Mischung veralteter, mit jedem Markstein wechselnder Gewohnheiten mit sich kreuzenden Verordnungen, — aus fremden Rechten endlich, zu denen eine antiquarische Gelehrsamkeit allein den Schlüssel hat, da bemerken wir diese Anhänglichkeit nicht, da spricht sich der Wunsch aus nach einem zugänglichen — verständlichen — Gesetzbuch. —

Die Vernunft widerlegt dieses Vorurtheil; ja der gemeine Menschenverstand sträubt sich und bebt vor dem Gedanken, Leben, Ehre, Vermögen, Thätigkeit unter der Herrschaft eines dunkeln, verschleierten Verhängnisses zu wissen, das unerwartet, unvorgeesehen und unabwendbar trifft und zerschmettert, wie der Blitz aus der Gewitterwolke. —

Und die Gerechtigkeit selbst verabscheut dieses Vorurtheil, ja

das Römische Recht, diese geschriebene Vernunft, hat es in kurzen, dünnen, klaren Worten ausgesprochen: Ignorantia juris nocet. Unbekanntschaft mit dem Recht ist kein Entschuldigungsgrund. —

Aber ich höre einen Einwand, ich höre einen Vorwurf, der überhaupt der Tendenz unseres Zeitalters gemacht wird, und der nicht ungegründet ist. Ich höre sagen, daß oberflächliches Halbwissen schadet und irreleitet; ich höre behaupten, daß ein solches encyclopädisches Halbwissen besonders durch eine Rechtszeitung begünstigt werde, die uns aus dem Zusammenhange größerer Theorien nur Bruchstücke liefern könne.

Ich will gern zugestehen, daß Gründlichwissen besser ist als Halbwissen; ich will gern zugestehen, daß oberflächliche Vielwisserei überhand nimmt, und daß es für den wissenschaftlich gebildeten Mann lästig, ja Widerwillen und Ekel erregend ist, wenn er anhören muß, wie der Erste Beste, dessen ganze Bibliothek in dem Conversationslexicon besteht, den Artikel, mit dem er sich gestern in den Schlaf gewiegt hat, heute wiederkaut und über die schwierigsten Fragen der Wissenschaft anmaßlich aburtheilt.

Aber das, meine Herren, werde ich niemals zugeben, daß Halbwissen schlimmer sei als Nichtwissen; — und ich werde es da am wenigsten zugeben, wo von Gegenständen die Rede ist, welche die Verhältnisse, die Bedürfnisse des täglichen Lebens betreffen; wo es Fragen gilt, deren Beantwortung die geselligen Verhältnisse und das Interesse des Verkehrs jeden Augenblick erfordern können.

Sollen etwa unsere Krieger nicht wissen, wie sie sich im Lager eine Strohütte zu bauen haben, weil sie doch niemals Tempel und Paläste aufführen werden; soll der Hirte, der keine Uhr kaufen kann, nicht lernen dürfen nach dem Lauf der Sonne und dem Stand der Gestirne die Zeit zu messen, weil er doch nie lernen wird die Bahn der Planeten zu berechnen, weil er

kein Kepler, kein Newton sein kann; soll endlich der Landmann, weil er kein Botaniker werden kann, weil er die tropischen Gewächse nicht kennt, weil er nicht versteht in Treibhäusern das Zuckerrohr, die Theestaude, den Palmbaum zu erziehen, — soll er darum die Natur des Roggens und der Kartoffel nicht kennen lernen, die er säen soll, damit sie uns ernähren?

Meine Herren, ich bin kein Rechtsgelehrter; ich würde sehr in Verlegenheit sein, wenn ich selbst einen Proceß führen sollte; aber ich freue mich doch meines Halbwissens, das mich in den Stand setzt, Prozesse zu vermeiden; es ist ein Halbwissen, das ich um Vieles nicht entbehren möchte. —

Ich glaube also erwiesen zu haben, daß die Herausgabe einer Rechtszeitung auch aus diesem Gesichtspunct, als ob ganze oder mehr noch halbe Kenntniß des Rechts dem Volke schädlich sei, nicht verweigert werden konnte. Die Kunst der Alten hat die Gerechtigkeit selbst — mit verbundenen Augen abgebildet; aber ich habe nie gehört, daß sie auch die streitenden Parteien mit der Binde vor den Augen erscheinen ließ. —

So bin ich nun auf die letzte der möglichen Voraussetzungen bezüglich der Verweigerung der Regierung zurückgeführt; so bin ich gezwungen anzunehmen, daß die Regierung in der Idee des Rechts, in den Untersuchungen, die dahin einschlagen, einen Feind erblickt. Durch die Nacht, mit welcher das Schweigen der Regierung die Frage bedeckt hat, habe ich mich an dem Faden der Logik hindurchgewunden, und ich stehe vor dem Licht; — es ist kein heiteres Tageslicht, es ist das trübe Grubenlicht, das die finsternen Werke beleuchtet, die die Freiheit untergraben.

Dahin ist die Regierung auf der falschen Bahn gekommen, die sie so hartnäckig verfolgt; dahin hat die verderbliche Politik, welche die Deutschen Cabinette seit zehn Jahren leitet, es gebracht, daß sie nun das Recht selbst wie einen gefährlichen Feind behandeln müssen. So kann das Unrecht nur Unrecht gebären.

Lassen Sie uns zurücksehen auf diese Bahn; lassen Sie uns betrachten, wie seit jenem Freiheitskampf, der Fürsten und Volk zum festen Bund vereinigen sollte, der so schöne Hoffnungen belebt, so frohe Erwartungen geweckt hatte, wie Schritt vor Schritt, aber in immer steigender Progression, die Regierungen sich die Gemüther entfremdet haben; — wie sie erst im Kampf mit den Idealen der Jugend, bald mit den Forderungen der Männer, dann im Widerspruch mit den Erfahrungen der Greise, zuletzt im Streit mit allen Wünschen, allen Tendenzen der Zeit und des Volks erscheinen. —

Die Bundesversammlung hat auf dieser Deutschen Erde, wo einst durch die Forschungen der Publicisten das Staatsrecht früher und vollständiger als bei anderen Nationen zur Wissenschaft ausgebildet war; wo, nachdem ein bloßer Machtpruch der Fürsten unser altes Staatsrecht vernichtet hatte, und folglich die wissenschaftliche Begründung eines neuen ein dringendes Bedürfnis der Zeit geworden war, — ich sage, diese Bundesversammlung hat sich am 11. December 1823 nicht gescheut zu erklären, sie werde den Lehren und Theorien der Schriftsteller keine Autorität zugestehen und keine Berufung auf sie gestatten. Von dieser Erklärung zu dem Vorsatz, überhaupt keine Rechtsgrundsätze im öffentlichen Leben mehr anzuerkennen und alles von der Willkür und der Convenienz des Augenblicks abhängig zu machen, ist der Uebergang leicht; — es war nur ein Schritt, — und er ist gethan. Blicken wir um uns her! Warum fürchten sich die Regierungen vor den Gefängen der Jugend? Warum haben sie die Universitäten, diese Pflegerinnen der Wissenschaft, unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt? Warum versagen sie den Staatsbeamten, selbst den quiescirten, welche das Vertrauen der Wähler in die Kammer beruft, warum versagen sie ihnen den Urlaub? Auch hierbei bedlenen sie sich eines Rechts, über dessen Gebrauch sie keine Rechenschaft ablegen wollen. Warum ist ihnen die

Preßfreiheit, das Institut der Geschworenen, die Unverletzlichkeit der Gerichte, die Unantastbarkeit der Richter ein Strauß, während andere Nationen doch darin das Palladium der Freiheit erkennen? Warum scheuen sie sich vor der Bekannmachung der Urtheile, die unsere Tribunale und Facultäten in gewissen Besessen gefallen haben? Ueberall sehen sie Feinde: sie fürchten die Kunst und die Wissenschaft, bald auch die Sonne, die uns erleuchtet, und das Vüruben, das durch die Blätter rauscht. — Warum? Weil ihr eignes Bewußtsein sie verfolgt: weil die Sorgen, die sie drücken und denen sie entziehen wollen, hinter ihnen den Wagen bestiegen haben, mit dem sie auf abschüssiger Bahn immer schneller dem Verderben zurollen.

Ich bin zu Ende, meine Herren, ich glaube gezeigt zu haben, daß die Regierung bei der Verweigerung der Erlaubniß zur Herausgabe einer Rechtszeitung keinen triftigen Grund, keine Motive, die man offen und ungeheurt bekennen kann, hatte; es bleibt nur noch die Frage zu beantworten, welche rücksichtsvolle Folge wir dem Geruch des Art. V. zu geben haben? —

Wenn es sich hier bloß um ein Privatinteresse handelte, bloß darum, ob ein Staatsbürger in der Ausübung einer nützlichen Thätigkeit verhindert oder gehindert werden soll, vielleicht würde ich dann den Stimmen Gehör geben, welche nicht ermüden zu rufen: laßt uns mit der Regierung in Frieden leben; laßt uns gefährliche Reibungen vermeiden; die Zeiten sind ungünstig; am Himmel ziehen schwarze Gewitterwolken herauf, wir müssen die Segel einziehen, den Hasen hüten und die stürmische See vermeiden. —

Aber, meine Herren, nicht bloß ein Privatinteresse, das wir auch als solches zu schützen haben, — unsere öffentlichen Freiheiten, unsere heiligsten Rechte knüpfen sich an diese Beschwerde. Es ist hier die Frage, ob wir das systematische Fortschreiten und Umsichgreifen des Despotismus gelassen mit ansehen und ge-

buldig ertragen wollen, oder ob wir dagegen die Waffen gebrauchen sollen, welche die Verfassung in unsere Hand legte.

Meine Meinung ist — und ich vertraue, alle Abgeordneten werden mit mir übereinstimmen, denen Ehre und Pflicht mehr gilt, als Ruhe, Eintracht und Geduld, — meine Meinung ist, daß die Kammer sich bei der Staatsregierung für das Gesuch des Advocaten B. verwenden und den Tadel der Staatsdiener aussprechen soll, welche ohne einen rechtlichen Grund den Rath ertheilt haben, das Gesuch abzuschlagen.

Welchen Erfolg unsere Verwendung haben wird, bekümmert mich nicht; ich will selbst die Ueberzeugung nicht verbergen, daß diese Verwendung kein geneigteres Ohr finden werde als so viele andere Wünsche und Bitten der Kammer; ja, daß die Regierung nur desto hartnäckiger auf ihrem Vorsatz beharren werde; aber diese Ueberzeugung darf keinen Einfluß auf unsern Entschluß haben. — Besiegt zu werden, gereicht nicht zur Schande, sondern das ist Schande: feige und entmüthigt die Waffen wegzuwerfen und zu fliehen. Wenn wir stets wachsam sind, wenn wir müthigen Widerstand leisten, wenn wir unerschütterlich unsere Rechte vertheidigen, dann können wir der Uebermacht unterliegen, dann kann alles verloren sein, — aber die Ehre nicht. —

IV.

Ueber Geschwornengerichte.

1. Aus Veranlassung des Fouk'schen Prozesses in Trier.

(Wahrscheinlich schon 1823.)

Der ganze Streit über die Zweckmäßigkeit der Geschwornengerichte läßt sich auf folgende drei Fragen zurückführen :

1. Ist es besser, die Entscheidung über das Schuldig von der Ueberzeugung abhängig zu machen, als von einer formalen Beweisführung, welche Schwierigkeiten hat, die noch keine Gesetzgebung gelöst; — oder gar das Eingeständniß zu fordern, welches irgend eine Art von Folter (denn es giebt deren mehrere) nöthig macht?
2. Kann eine Jury von gebildeten Bürgern über Thatfachen eben so gut urtheilen als Rechtsgelehrte?
3. Leistet diese Jury dem Angeklagten mehr Gewähr der Unbefangenheit und Unparteilichkeit als bestellte, im Gerichtshof versammelte Richter?

Diese Fragen sind so oft von allen Seiten beleuchtet, so gründlich erörtert worden, daß nichts darüber zu sagen übrig bleibt. Sie sind nur bei Denen noch unentschieden, welche überhaupt mehr Vergnügen daran finden, daß Für und Wider auf der Wage hin und her schaukeln zu lassen, als mit Scharfblick zu beobachten, auf welcher Seite der Ausschlag ist; und nur Die sind offene Gegner der Jury, welche ihre Entscheidungs-

gründe ganz wie anders betrachten als von der Sorge für die Gerechtigkeit.

Der Herr in neuerlich wieder bei Gelegenheit des Konfidenz-Prozesses zur Sprache gekommen, und ich theile Ihnen mit, was ich darüber gehört habe, nicht damit Sie wissen, was Sie von der Jury, sondern was Sie von Meinungen und Meinungen, von unserem politischen Zustande zu halten haben.

Sie kennen diesen merkwürdigen Prozeß. Konf, ein angesehenes Kölner Kaufmann, ward angeklagt, einen jungen Mann ermordet zu haben, der bei Untersuchung der Konfidenz Bücher Verfälschungen darin entdeckt haben wollte. Ein Käufer hatte den Konf dieses Mordes beschuldigt, sich selbst mit allen Umständen als Helfer angegeben, später aber widerrufen. Dieser Käufer ist zuerst von der Jury in Köln schuldig erkannt worden; darauf ward es auch Konf von der Jury in Trier. Die Majorität war einfach wie 7 zu 5, so daß nach der Vorschrift des französischen Gesetzes die Richter mitstimmen mußten; — sie traten der Mehrheit bei.

Allerdings sind bei diesem Prozesse Unregelmäßigkeiten vorgefallen; die größte war die, daß beide in derselben Sache Angeklagte zu verschiedenen Zeiten vor verschiedene Gerichte gezogen wurden. Wenn aber Einflüsterungen und Versuche zur Bestechung der Zeugen stattgefunden haben, so war es zu Gunsten Konfs, der Vermögen und einflußreiche Familienverbindungen hatte. Es besteht nicht der entfernteste Verdacht, als ob einer der Geschwornen gegen sein Gewissen gesprochen hätte. Auch hat nicht nur der zweite Ausspruch den ersten, sondern auch der Beitritt des Gerichts beide bestätigt.

Ich habe damals öfters den Assisen in Trier beigewohnt; — man muß der ruhigen, würdevollen Haltung des Präsidenten Deltus Gerechtigkeit widerfahren lassen, der wohl wußte, daß, wo so viele Leidenschaften aufgeregert sind, immer Etwas am

würde sie auch nur einen Monat lang bestehen können? würde sie Abonnenten finden oder behalten?

Und wenn bei der strengsten Gewissenhaftigkeit und Treue, trotz aller angewandten Mühe bei einem solchen Unternehmen Irrthümer und Mißverständnisse unvermeidlich sind, würde der Advocat B. verweigern können, bei der ersten Aufforderung diese Irrthümer zu verbessern, die Mißverständnisse aufzuklären, überhaupt gegründete Reclamationen alsbald in seinem Blatte aufzunehmen?

Und endlich im schlimmsten Falle: besitzt die Regierung nicht ihr großes Arcanum imperii, besitzt sie nicht das Instrument, dem die Aufklärung des Jahrhunderts zwar unsere Leiber entziffen, aber unsere Seelen preisgegeben hat; besitzt sie nicht jene Marterbank des Gedankens — die Censur! Der Advocat B. hat, wie wir sehen, Muth genug; er wird im Vertrauen auf seine Unschuld diese Marter standhaft überstehen. —

Oder haben etwa die Leute, unter deren Händen dieses Instrument zischt und knarrt, reißt und zwickelt, schneidet und schindet, haben diese Leute etwa zu viel zu thun? —

Nun dann stehe ich, baut eine Dampfmaschine, damit sie die Scheeren und Griffel der Censur in Bewegung setze; das Geschäft wird doch mit so wenig Geist betrieben, daß der Geist einer Dampfmaschine vollkommen ebenbürtig ist. —

Es ist klar, meine Herren, daß die Regierung eigentlich nichts gegen die Person des Advocaten B. einzuwenden haben kann; die Sache selbst also, das Erscheinen einer Rechtszeitung, muß ihr ein Anstoß sein; hierin liegt der Grund ihres hartnäckigen Schweigens, — hier gilt es zu beweisen, daß wer schweigt, nicht mit gutem Gewissen schweigt.

Wenn ich darüber nachdenke, welche Gründe die Regierung bewegen können, der Herausgabe einer Rechtszeitung ihre Einwilligung zu versagen, so finde ich, wie sehr ich meinen Verstand anstrengte, wie

sehr ich meine Einbildungskraft in Bewegung setze, — ich finde nur drei Gründe, welche diesen Entschluß bestimmen konnten. Entweder sie hält die Verwaltung der Justiz in diesem Lande für einen schadhafthen empfindlichen Theil, der mit einem Schleier bedeckt bleiben müsse; — oder sie glaubt, es sei dem Volke schädlich, daß es mit dem Recht, den Gesetzen und ihrer Handhabung bekannt werde, unter denen es steht, nach denen über Leben, Ehre, Eigenthum und Verbindlichkeiten entschieden wird; — oder endlich sie sieht in der Idee des Rechts eine feindliche Macht, die ihr selbst gefährlich ist; sie glaubt, durch Untersuchung von Rechtsfragen werde die Grundlage erschüttert, auf welcher ihr Bestand ruht. —

Die erste Voraussetzung wäre eine Herabsetzung der Justizverwaltung, eine Beleidigung unserer Gerichtshöfe. — Sie sei ferne von mir. — Mit Freuden spreche ich die Ueberzeugung aus, daß unsere Gerichtshöfe rein und unbefleckt dastehen; daß sie von Parteigeist sich frei erhalten haben, und Bestechung nicht gewagt hat ihrer Schwelle zu nahen; obgleich ich weiß, daß der Despotismus durch die unter seinem Schutze dahergehenden falschen Begriffe von Sitte, Ordnung und öffentlicher Sicherheit; — die Bestechung, — in den Gestalten — bald zu erweckender Hoffnung, bald einzuflößender Furcht, — verführerisch oder drohend Zutritt begehrt.

Nein, obgleich unsere Gesetzbücher, unsere Proceßordnung, die Art und Weise, wie unsere Gerichte besetzt werden, noch so vieles zu wünschen und zu thun übrig lassen, dennoch sind diese Gerichtshöfe rein und unbefleckt geblieben; Dank sei es dem Charakter der Deutschen Nation, deren Grundzug die Ehrfurcht vor, die Hingebung an Recht und Gerechtigkeit ist.

Wenn unsere Zeitgenossen, wenn fremde Völker unserem politischen Charakter so manchen Vorwurf machen (und auch die Nachwelt wird diese Vorwürfe nicht sparen), — wenn sie sagen, daß wir nur denken, nicht handeln können, daß die Geduld, mit der wir Unrecht dulden, uns nicht zur Ehre gereicht, —

den Ruhm macht der Deutschen Nation Niemand streitig, daß sie von dem Geiste der Gerechtigkeit durchdrungen ist, der, wenn er den Richterstuhl besteigt, Unrecht zu thun nicht vermag. —

Die zweite Voraussetzung war die, daß bei dem Verbot einer Rechtszeitung die Regierung von der Ansicht ausgegangen sei, daß die Kenntniß des Rechts und seines Rechts dem Volke überhaupt schädlich sei.

Ich weiß, der pedantische Junft-, der selbstsüchtige Kastengeist, der Instinkt des Despotismus haben sich bemüht, dieses Vorurtheil zu verbreiten. Aber diesem Vorurtheil widerspricht die Erfahrung; die Vernunft widerlegt es; die Gerechtigkeit selbst muß es verabscheuen.

Die Erfahrung widerspricht diesem Vorurtheil. — Ueberall, wo Gesetzbücher bestehen, in der Landessprache dem Volke verständlich geschrieben, sehen wir dieses Volk bemüht, mit ihren Vorschriften sich bekannt zu machen. Wenn man ihm diese Gesetzbücher entreißen will, wenn man sie mit andern vertauschen will, die ihm noch unbekannt sind, — erwacht sein Mißtrauen, seine Unzufriedenheit; da aber, wo die Gesetzgebung aus einem geheimnißvollen Chaos besteht, aus einer Mischung veralteter, mit jedem Markstein wechselnder Gewohnheiten mit sich kreuzenden Verordnungen, — aus fremden Rechten endlich, zu denen eine antiquarische Gelehrsamkeit allein den Schlüssel hat, da bemerken wir diese Anhänglichkeit nicht, da spricht sich der Wunsch aus nach einem zugänglichen — verständlichen — Gesetzbuch. —

Die Vernunft widerlegt dieses Vorurtheil; ja der gemeine Menschenverstand sträubt sich und bebt vor dem Gedanken, Leben, Ehre, Vermögen, Thätigkeit unter der Herrschaft eines dunkeln, verschleierten Verhängnisses zu wissen, das unerwartet, unvorgesehen und unabwendbar trifft und zerschmettert, wie der Blitz aus der Gewitterwolke. —

Und die Gerechtigkeit selbst verabscheut dieses Vorurtheil, ja

das Römische Recht, diese geschriebene Vernunft, hat es in kurzen, dünnen, klaren Worten ausgesprochen: Ignorantia juris nocet. Unbekanntschaft mit dem Recht ist kein Entschuldigungsgrund. —

Aber ich höre einen Einwand, ich höre einen Vorwurf, der überhaupt der Tendenz unseres Zeitalters gemacht wird, und der nicht ungegründet ist. Ich höre sagen, daß oberflächliches Halbwissen schadet und irreleitet; ich höre behaupten, daß ein solches encyclopädisches Halbwissen besonders durch eine Rechtszeitung begünstigt werde, die uns aus dem Zusammenhange größerer Theorien nur Bruchstücke liefern könne.

Ich will gern zugestehen, daß Gründlichwissen besser ist als Halbwissen; ich will gern zugestehen, daß oberflächliche Vielwisserei überhand nimmt, und daß es für den wissenschaftlich gebildeten Mann lästig, ja Widerwillen und Ekel erregend ist, wenn er anhören muß, wie der Erste Beste, dessen ganze Bibliothek in dem Conversationslexicon besteht, den Artikel, mit dem er sich gestern in den Schlaf gewiegt hat, heute wiederkaut und über die schwierigsten Fragen der Wissenschaft anmaßlich aburtheilt.

Aber das, meine Herren, werde ich niemals zugeben, daß Halbwissen schlimmer sei als Nichtwissen; — und ich werde es da am wenigsten zugeben, wo von Gegenständen die Rede ist, welche die Verhältnisse, die Bedürfnisse des täglichen Lebens betreffen; wo es Fragen gilt, deren Beantwortung die geselligen Verhältnisse und das Interesse des Verkehrs jeden Augenblick erfordern können.

Sollen etwa unsere Krieger nicht wissen, wie sie sich im Lager eine Strohütte zu bauen haben, weil sie doch niemals Tempel und Paläste aufführen werden; soll der Hirte, der keine Uhr kaufen kann, nicht lernen dürfen nach dem Lauf der Sonne und dem Stand der Gestirne die Zeit zu messen, weil er doch nie lernen wird die Bahn der Planeten zu berechnen, weil er

kein Kepler, kein Newton sein kann; soll endlich der Landmann, weil er kein Botaniker werden kann, weil er die tropischen Gewächse nicht kennt, weil er nicht versteht in Treibhäusern das Zuckerrohr, die Theestauden, den Palmbaum zu erziehen, — soll er darum die Natur des Roggens und der Kartoffel nicht kennen lernen, die er säen soll, damit sie uns ernähren?

Meine Herren, ich bin kein Rechtsgelehrter; ich würde sehr in Verlegenheit sein, wenn ich selbst einen Proceß führen sollte; aber ich freue mich doch meines Halbwissens, das mich in den Stand setzt, Proceße zu vermeiden; es ist ein Halbwissen, das ich um Vieles nicht entbehren möchte. —

Ich glaube also erwiesen zu haben, daß die Herausgabe einer Rechtszeitung auch aus diesem Gesichtspunct, als ob ganze oder mehr noch halbe Kenntniß des Rechts dem Volke schädlich sei, nicht verweigert werden konnte. Die Kunst der Alten hat die Gerechtigkeit selbst — mit verbundenen Augen abgebildet; aber ich habe nie gehört, daß sie auch die streitenden Parteien mit der Binde vor den Augen erscheinen ließ. —

So bin ich nun auf die letzte der möglichen Voraussetzungen bezüglich der Verweigerung der Regierung zurückgeführt; so bin ich gezwungen anzunehmen, daß die Regierung in der Idee des Rechts, in den Untersuchungen, die dahin einschlagen, einen Feind erblickt. Durch die Nacht, mit welcher das Schweigen der Regierung die Frage bedeckt hat, habe ich mich an dem Faden der Logik hindurchgewunden, und ich stehe vor dem Licht; — es ist kein heiteres Tageslicht, es ist das trübe Grubenlicht, das die finsternen Werke beleuchtet, die die Freiheit untergraben.

Dahin ist die Regierung auf der falschen Bahn gekommen, die sie so hartnäckig verfolgt; dahin hat die verderbliche Politik, welche die Deutschen Cabinetts seit zehn Jahren leitet, es gebracht, daß sie nun das Recht selbst wie einen gefährlichen Feind behandeln müssen. So kann das Unrecht nur Unrecht gebären.

Lassen Sie uns zurücksehen auf diese Bahn; lassen Sie uns betrachten, wie seit jenem Freiheitskampf, der Fürsten und Volk zum festen Bund vereinigen sollte, der so schöne Hoffnungen belebt, so frohe Erwartungen geweckt hatte, wie Schritt vor Schritt, aber in immer steigender Progression, die Regierungen sich die Gemüther entfremdet haben; — wie sie erst im Kampf mit den Idealen der Jugend, bald mit den Forderungen der Männer, dann im Widerspruch mit den Erfahrungen der Greise, zuletzt im Streit mit allen Wünschen, allen Tendenzen der Zeit und des Volks erscheinen. —

Die Bundesversammlung hat auf dieser Deutschen Erde, wo einst durch die Forschungen der Publicisten das Staatsrecht früher und vollständiger als bei anderen Nationen zur Wissenschaft ausgebildet war; wo, nachdem ein bloßer Machtspruch der Fürsten unser altes Staatsrecht vernichtet hatte, und folglich die wissenschaftliche Begründung eines neuen ein dringendes Bedürfnis der Zeit geworden war, — ich sage, diese Bundesversammlung hat sich am 11. December 1823 nicht gescheut zu erklären, sie werde den Lehren und Theorien der Schriftsteller keine Autorität zugestehen und keine Berufung auf sie gestatten. Von dieser Erklärung zu dem Vorsatz, überhaupt keine Rechtsgrundsätze im öffentlichen Leben mehr anzuerkennen und alles von der Willkür und der Convenienz des Augenblicks abhängig zu machen, ist der Uebergang leicht; — es war nur ein Schritt, — und er ist gethan. Blicken wir um uns her! Warum fürchten sich die Regierungen vor den Gefängen der Jugend? Warum haben sie die Universitäten, diese Pflegerinnen der Wissenschaft, unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt? Warum versagen sie den Staatsbeamten, selbst den quiescirten, welche das Vertrauen der Wähler in die Kammer beruft, warum versagen sie ihnen den Urlaub? Auch hierbei bedienen sie sich eines Rechts, über dessen Gebrauch sie keine Rechenschaft ablegen wollen. Warum ist ihnen die

Pressfreiheit, das Institut der Geschwornen, die Oeffentlichkeit der Gerichte, die Inamovibilität der Richter ein Grauel, während andere Nationen doch darin das Palladium der Freiheit erkennen? Warum scheuen sie sich vor der Bekanntmachung der Urtheile, die unsere Tribunale und Facultäten in gewissen Processen gefällt haben? Ueberall sehen sie Feinde; sie fürchten die Kunst und die Wissenschaft, bald auch die Sonne, die uns erleuchtet, und das Lüftchen, das durch die Blätter rauscht. — Warum? Weil ihr eignes Bewußtsein sie verfolgt; weil die Sorgen, die sie drücken und denen sie entfliehen wollen, hinter ihnen den Wagen bestiegen haben, mit dem sie auf abschüssiger Bahn immer schneller dem Verderben zuellen.

Ich bin zu Ende, meine Herren, ich glaube gezeigt zu haben, daß die Regierung bei der Verweigerung der Erlaubniß zur Herausgabe einer Rechtszeitung keinen triftigen Grund, keine Motive, die man offen und ungeschweht bekennen kann, hatte; es bleibt nur noch die Frage zu beantworten, welche pflichtmäßige Folge wir dem Gesuch des Adv. B. zu geben haben? —

Wenn es sich hier bloß um ein Privatinteresse handelte, bloß darum, ob ein Staatsbürger in der Ausübung einer nützlichen Thätigkeit verhindert oder geschützt werden soll, vielleicht würde ich dann den Stimmen Gehör geben, welche nicht ermüden zu rufen: laßt uns mit der Regierung in Frieden leben; laßt uns gefährliche Reibungen vermeiden; die Zeiten sind ungünstig; am Himmel ziehen schwarze Gewitterwolken herauf, wir müssen die Segel einziehen, den Hafen hüten und die stürmische See vermeiden. —

Aber, meine Herren, nicht bloß ein Privatinteresse, das wir auch als solches zu schützen haben, — unsere öffentlichen Freiheiten, unsere heiligsten Rechte knüpfen sich an diese Beschwerde. Es ist hier die Frage, ob wir das systematische Fortschreiten und Umsichgreifen des Despotismus gelassen mit ansehen und ge-

buldig ertragen wollen, oder ob wir dagegen die Waffen gebrauchen sollen, welche die Verfassung in unsere Hand legte.

Meine Meinung ist — und ich vertraue, alle Abgeordneten werden mit mir übereinstimmen, denen Ehre und Pflicht mehr gilt, als Ruhe, Eintracht und Geduld, — meine Meinung ist, daß die Kammer sich bei der Staatsregierung für das Gesuch des Advocaten B. verwenden und den Tadel der Staatsdiener aussprechen soll, welche ohne einen rechtlichen Grund den Rath ertheilt haben, das Gesuch abzuschlagen.

Welchen Erfolg unsere Verwendung haben wird, bekümmert mich nicht; ich will selbst die Ueberzeugung nicht verbergen, daß diese Verwendung kein geneigteres Ohr finden werde als so viele andere Wünsche und Bitten der Kammer; ja, daß die Regierung nur desto hartnäckiger auf ihrem Vorsatz beharren werde; aber diese Ueberzeugung darf keinen Einfluß auf unsern Entschluß haben. — Besiegt zu werden, gereicht nicht zur Schande, sondern das ist Schande: feige und entmüthigt die Waffen wegzuworfen und zu fliehen. Wenn wir stets wachsam sind, wenn wir müthigen Widerstand leisten, wenn wir unerschütterlich unsere Rechte vertheidigen, dann können wir der Uebermacht unterliegen, dann kann alles verloren sein, — aber die Ehre nicht. —

IV.

Ueber Geschwornengerichte.

1. Aus Veranlassung des Fouk'schen Prozeßes in Trier.

(Wahrscheinlich schon 1823.)

Der ganze Streit über die Zweckmäßigkeit der Geschwornengerichte läßt sich auf folgende drei Fragen zurückführen:

1. Ist es besser, die Entscheidung über das Schuldig von der Ueberzeugung abhängig zu machen, als von einer formalen Beweisführung, welche Schwierigkeiten hat, die noch keine Gesetzgebung gelöst; — oder gar das Eingeständniß zu fordern, welches irgend eine Art von Folter (denn es giebt deren mehrere) nöthig macht?
2. Kann eine Jury von gebildeten Bürgern über Thatfachen eben so gut urtheilen als Rechtsgelehrte?
3. Leistet diese Jury dem Angeklagten mehr Gewähr der Unbefangenheit und Unparteilichkeit als bestellte, im Gerichtshof versammelte Richter?

Diese Fragen sind so oft von allen Seiten beleuchtet, so gründlich erörtert worden, daß nichts darüber zu sagen übrig bleibt. Sie sind nur bei Denen noch unentschieden, welche überhaupt mehr Vergnügen daran finden, daß Für und Wider auf der Wage hin und her schaukeln zu lassen, als mit Scharfblick zu beobachten, auf welcher Seite der Ausschlag ist; und nur Die sind offene Gegner der Jury, welche ihre Entscheidungs-

gründe ganz wo anders hernehmen als von der Sorge für die Gerechtigkeit.

Der Streit ist neuerlich wieder bei Gelegenheit des Font'schen Prozesses zur Sprache gekommen, und ich theile Ihnen mit, was ich darüber gehört habe, nicht damit Sie wissen, was Sie von der Jury, sondern was Sie von Menschen und Meinungen, von unserem politischen Zustande zu halten haben.

Sie kennen diesen merkwürdigen Prozeß. Font, ein angesehener Kölner Kaufmann, ward angeklagt, einen jungen Mann ermordet zu haben, der bei Untersuchung der Font'schen Bücher Verfälschungen darin entdeckt haben wollte. Ein Räuber hatte den Font dieses Mordes beschuldigt, sich selbst mit allen Umständen als Helfer angegeben, später aber widerrufen. Dieser Räuber ist zuerst von der Jury in Köln schuldig erkannt worden; darauf ward es auch Font von der Jury in Trier. Die Majorität war einfach wie 7 zu 5, so daß nach der Vorschrift des französischen Gesetzes die Richter mitstimmen mußten; — sie traten der Mehrheit bei.

Allerdings sind bei diesem Prozesse Unregelmäßigkeiten vorgefallen; die größte war die, daß beide in derselben Sache Angeklagte zu verschiedenen Zeiten vor verschiedene Gerichte gezogen wurden. Wenn aber Einflüsterungen und Versuche zur Bestechung der Zeugen stattgefunden haben, so war es zu Gunsten Font's, der Vermögen und einflußreiche Familienverbindungen hatte. Es besteht nicht der entfernteste Verdacht, als ob einer der Geschwornen gegen sein Gewissen gesprochen hätte. Auch hat nicht nur der zweite Ausspruch den ersten, sondern auch der Beitritt des Gerichts beide bestätigt.

Ich habe damals öfters den Assisen in Trier beigewohnt; — man muß der ruhigen, würdevollen Haltung des Präsidenten Delius Gerechtigkeit widerfahren lassen, der wohl wußte, daß, wo so viele Leidenschaften aufgeregert sind, immer Etwas am

Richter getadelt wird. Es war auch aus manchen Spuren zu erkennen, daß es darauf abgesehen sei, dem Institut der Jury in der öffentlichen Meinung zu schaden.

Fonk ward also schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Ich will nicht untersuchen, ob ein besonderer Grund vorhanden war, ihn zu begnadigen. Genug, das Begnadigungsrecht stand dem König zu; er machte keinen Gebrauch davon, ließ aber das Urtheil nicht vollziehen. Erst nach längerer Zeit erschien eine königliche Cabinetsordre (oder wie soll man es nennen), gewiß das Monströseste, was in Justizsachen von einem Regenten unterzeichnet und von einem Minister contrafirmirt worden ist, wodurch Fonk und Hammacher von der Anklage freigesprochen wurden.

Daß dieser Beschluß zu Gunsten des Verurtheilten war, kann zwar das Grelle in den Augen der Menge mildern, aber dem kalten Beurtheiler bleibt es immer eine Handlung der absolutesten Willkür; denn es liegt darin nicht nur ein Eingriff in die richterliche Gewalt, eine Mißachtung der *causa judicata*, sondern selbst eine an keine Form gebundene Anmaßung derselben, eine wahre Cabinetsjustiz.

Wenn der König heute sagen darf: Weil ich aus dem Berichte, den ich mir habe abstaten lassen, die Ueberzeugung gewonnen, daß der Angeklagte nicht schuldig ist, so cassire ich den Spruch des Gerichts, der ihn verurtheilt, — darf er ganz folgerichtig morgen sagen: Weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Angeklagte schuldig ist, so cassire ich das Urtheil, das ihn freispricht.

Hier ist der Schlüssel zu diesem Allem. Bei der Uebernahme hatte der König den Bewohnern des linken Rheinufers versprochen, ihnen ihre Institute zu lassen; — als aber in der Politik des Cabinets ein Rückschritt zu den Maximen des reinen Absolutismus eintrat, entging es einer eifersüchtigen und miß-

trauischen Gewalt nicht, wie sehr das Institut der Jury der Freiheit günstig ist; nicht blos weil es im Allgemeinen die Begriffe von Recht aufklärt und die Kenntniß der Gesetze unter dem Volke verbreitet; — sondern auch weil es den Bürger an Deffentlichkeit gewöhnt und ihn zur Ausübung anderer politischer Rechte vorbereitet; — endlich aber, — und dies ist der Hauptgrund, warum man die Jury anfeindet, — weil sie in politischen Prozessen ein festes Bollwerk gegen den Despotismus ist, der so gern jede freie Aeußerung, jeden Widerstand, jede abgebrungene Nothwehr zum Verbrechen stempelt.

So ganz offen mag man den Angriff nicht wagen, daher benützt man einige Terrainvortheile, um sich gedeckt zu nähern.

Es besteht nämlich bei vielen Deutschen ein Vorurtheil, ja ein Haß gegen Alles, was die Franzosen eingeführt haben. Das Vorurtheil gegen die Gaben, welche die Hand des Unterdrückers reicht, ist gewiß ein sehr natürliches. Welche Nation, die Selbstgefühl hat, wird sich ein fremdes Recht aufdringen lassen, das ihren Sitten nicht entspricht und ihre Volksthümlichkeit untergräbt? Die Unvollkommenheit des französischen Gesetzbuchs, die diebische Procebur erregte einen Widerwillen, der sich bei den Unwissenden oder Leidenschaftlichen auch auf das ganze Institut der Jury erstreckt.

Noch einige andere Umstände gesellen sich zu diesem Widerwillen: die Trägheit Vieler, welche als Geschworne berufen werden (haben doch die Holländer eingeständig die Jury aus diesem und keinem andern Grunde abgeschafft). Einigen sind die langen Sitzungen unbequem; Andere fürchten die Ausgabe, die nicht reichlich vergütet wird; Andere die Versäumniß.

Es war nur noch nöthig, dem Glauben Eingang zu verschaffen, die Jury sei oft hart und führe zu Härte und Ungerechtigkeit, um eine Nation, die sich durch Sinn für Recht auszeichnet, diesem Institut abgeneigt zu machen.

So unsinnig auch die Behauptung ist, so sehr sie mit der menschlichen Natur im Widerspruch steht und von der Erfahrung widerlegt wird, — kühn vorgebracht, ward sie wenigstens von Einigen geglaubt. Jetzt bedarf es vielleicht nur einer Veranlassung, und der Angriff gegen die Jury wird gewagt.

Als neulich in einer Gesellschaft von diesen Dingen die Rede war, äußerte ich den Wunsch, daß dereinst die Geschwornengerichte in ganz Deutschland eingeführt werden möchten. Ein un-erträglicher Schwäger, der seine Gründe immer bei seinem Interesse borgt, und jede Herrscherlaune mit heuchlerischem Enthusiasmus begrüßt, rief aus: Gott behüte uns vor solchen Neuerungen; wir wollen unsere alte Gerichtspraxis nicht gegen Theorien vertauschen, welche die Erfahrung nicht bewährt hat! —

Ja wohl, antwortete ich, die Erfahrung, — die Erfahrung wollen wir anrufen; diese aber lehrt, daß Engländer und Franzosen, bei denen die Jury besteht, sie als ein unschätzbares Kleinod ansehen, welches sie sich nimmermehr entreißen lassen würden; ich glaube aber, daß man in Deutschland die Halsgerichtsordnung und unser ganzes peinliches Verfahren getrost würde abschaffen können, ohne daß irgend ein Anderer als Sie eine Abschiedsthräne nachweinen würde!

Aber werden Sie es glauben, ein sehr rechtlicher und wohlwollender Mann, der zugleich ein ausgezeichneter Jurist ist, sagte darauf ganz unaufgefordert: An und für sich ist das Geschwornengericht sehr zweckmäßig, nur bei politischen Verbrechen ist es gefährlich und unanwendbar.

Welcher knechtische Sinn, oder vielmehr welcher juristische Unsinn, eben dann die Entscheidung unter den Einfluß der Regierung stellen zu wollen, wenn die Regierung Partei ist! — Aber unsere alten Juristen aus der Justinianischen Schule sehen

den Regenten nicht als Mittel, sondern als den eigentlichen Zweck des Staates an.

Und solche Aeußerungen mußte ich hören zu eben der Zeit, wo in England das Ministerium selbst Verbesserungen vorschlug, welche den Zweck haben, die Wahl der Geschwornen von dem Einfluß der Regierung ganz unabhängig zu machen.

Als Lord Erskine in England den Grundsatz siegreich verfochten hatte, daß die Jury auch bei Preßvergehen über die Strafbarkeit der Schrift zu entscheiden hätte, ertheilte ihm der König von England die Befugniß, „Trial by Jury“ als Motto in seinem Wappen zu führen.

Auch bei uns steht der Weg zu solchen Auszeichnungen offen; der Rechtsgelehrte, welcher die Folter wieder in Aufnahme bringt, darf Anspruch machen, Daumschrauben im Wappen zu führen, mit dem Motto: Non dolet.

2. Aus Veranlassung des Aufstandsversuchs Louis Napoleons in Straßburg.

(Wahrscheinlich 1837 geschrieben.)

Die Beurtheilung der Vorfälle in Straßburg und ihre Folgen löst sich in die Beantwortung folgender Fragen auf:

1. Hat das Gouvernement wohlgethan, den Prinzen Louis Napoleon nicht vor Gericht zu ziehen?
2. Ist der Ausspruch der Straßburger Jury ein so bedeutlicher Vorgang, daß er zu einer Veränderung der bestehenden Gesetzgebung auffordert?
3. Ist das vorgeschlagene Gesetz — die loi de disjonction — eine aus juristischem Gesichtspuncte zu billigende Abhülfe?

Ad 1. — Ich glaube, das Gouvernement hat politisch gehandelt, den Prinzen nicht vor Gericht zu ziehen. — Der Fall ist ganz so zu beurtheilen, wie die Arrestation der Herzogin von

Berry. Beide sind verbannt, ihrer Rechte in Frankreich beraubt; also hostes, nicht Verbrecher. Der Satz der Französischen Verfassung: nul ne pourra être distrait de ses juges naturels — schließt allerdings das alte Abolitionsrecht aus; aber hier, wo die raison d'état so laut spricht, können die Minister wegen Uebertretung des Gesetzes eine bill of indemnity fordern. Den Prinzen vor Gericht zu ziehen, hätte einen großen Scandal gegeben, den alten Bonapartismus und seine Sympathien aufgeregt, und die ganze Procebur hätte doch mit der Begnadigung des Prinzen endigen müssen. Die Lage des Hauses Orleans forderte hier besondere Rücksichten; zwischen den Orleans und den Bonapartes ist nur der Unterschied des Gelingens und des Mißglückens.

Ad 2. — Die Straßburger Jury hat offenbar pflichtwidrig gehandelt; die Jury soll nur über ein Factum ihre Ueberzeugung aussprechen: ob der Angeklagte das Verbrechen, dessen er beschuldigt wird, begangen hat oder nicht. — Ueber das schuldig konnte aber in diesem Falle kein Zweifel obwalten. Der Code sagt: Les jurés manquent à leur premier devoir, lorsque pensant aux dispositions des lois pénales, ils considèrent les suites que pourra avoir par rapport à l'accusé la déclaration qu'ils ont à faire. — Ob der Staat das Recht hatte, den Prinzen als den Haupturheber hors de cause zu setzen, das hatte sie nicht zu beurtheilen. — Die Officiere und Soldaten sind viel strafwürdiger als der Haupturheber, weil sie ihren Dienst eid gebrochen haben.

Wenn man aber diesen pflichtwidrigen Ausspruch der Jury psychologisch beurtheilt, so kann man gewiß annehmen, daß sie zu diesem Ausspruch durch ein nicht genug aufgeklärtes Gefühl der Billigkeit verleitet wurde, (nämlich durch die Meinung: wenn man den Haupturheber begnadigt hat, muß man auch die Theilnehmer begnadigen). Man braucht in dem Ausspruche

nicht eine Anerkennung der Bonapartistischen Rechte, nicht eine dem bestehenden Gouvernement feindselige Tendenz zu sehen.

Ad 3. — Demzufolge glaube ich auch nicht, daß der einzelne Fall eine Abänderung der bestehenden Gesetzgebung erheischt. Solche Gesetzgebung *ab irato*, — gegen einen speciellen Fall gerichtet, — ist nicht zu billigen. Der Grundsatz, *connexe Sachen nicht zu trennen*, ist auf die Vernunft gegründet und beherrscht selbst die Kompetenz. — Der andere Grundsatz: *nul ne doit être distrait de ses juges naturels*, heißt eigentlich, wenn man ihn in genaueren Ausdruck umgießt (denn natürliche, d. h. angeborne Richter giebt es nicht): Niemand soll dem nach der bestehenden Gerichtsverfassung *competenten* Richter entzogen und einem willkürlich, *post factum* designirten Richter, unterworfen werden.

Wenn der gefellige Zustand in Frankreich so drohend ist, wenn man der Treue der Armee nicht vertraut, wenn man dem pflichtmäßigen Ausdruck der Jury bei Staatsverbrechen nicht vertraut, — dann ist es allerdings nöthig, dafür zu sorgen, daß die beschuldigten Soldaten in allen Fällen von politischen Verbrechen vor ein Kriegsgericht gezogen werden. Aber in solchem kranken Zustande des Staates (vorausgesetzt, daß dieser Zustand in Frankreich so gefährlich ist) würde ich eher eine temporäre Gesetzgebung gerechtfertigt finden, welche für die Dauer dieses Zustandes festsetzt, daß auch Bürger, die sich gemeinschaftlich mit Soldaten in staatsgefährliche Complotte einlassen, mit den Soldaten vor ein Kriegsgericht gestellt werden, als daß ich je eine Abweichung von dem Grundsatz, wonach *connexe Sachen nicht zu trennen* sind, gutheißen möchte. — Die Trennung *connerer* Sachen läßt sich nur durch absolute Nothwendigkeit (z. B. wenn ein Mitschuldiger entsprungen ist und erst nach Jahren wieder eingefangen wird) rechtfertigen.

Auch die politischen Folgen der Trennung sind zu berücksich-

tigen. — Welchen Eindruck würde es machen, wenn in demselben Falle Bürger freigesprochen, Soldaten zum Tode verurtheilt und executirt würden? — Es würde die Kriegsgerichte nur gehässiger und der Abhängigkeit verdächtiger machen.

Ich becke mich, Dir diese meine Ansicht vor der Discussion in den Kammern mitzutheilen; so bleibt es meine Ansicht.
Vale.

V.

Von dem Unterschied der Stände und dem aristokratischen Element.

(Vom Jahre 1837.)

In der politischen Bewegung unserer Zeit, in dem Kampf um Reform oder Erhaltung des Bestehenden, wird die Gährung durch verschiedene Elemente genährt. — Es ist nicht bloß ein Kampf des monarchischen Prinzips mit dem republikanischen, sondern auch ein Kampf des aristokratischen mit dem demokratischen. Kein Kenner der Geschichte wird beides für gleichbedeutend halten, und wenn dennoch in unserer Zeit oft behauptet wird, daß das gleichbedeutend sei, so liegt solcher Auffassung ein Parteilinteresse zu Grunde, mehr aber noch entsteht sie aus der Nullität unserer Aristokratie, die mehr und mehr ihrer Selbstständigkeit beraubt, nur in dem Patronat des Throns noch Schutz zu finden glaubt.

Wir wollen diesen Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie für sich allein betrachten; — er ist so alt als die Geschichte selbst, nur gestaltet er sich anders in den verschiedenen Epochen. — Es ist kein Streit über Sein oder Nichtsein, sondern es handelt sich um Proportionen, — um das Wie, — um die Frage: welche Formen der Aristokratie einer gegebenen Culturstufe zuzusagen, und in welchem Verhältnisse ihr politische Vorzüge einzuräumen sind. —

§. 1.

Begriff.

Vor allem — was ist Aristokratie? Es ist ein relativer Begriff, der Grade zuläßt und Uebergänge ohne allzu scharfe

Gränzen. Geburt, berühmter Name, Reichthum, Talent, Verdienst, Einfluß, alles das sind Elemente der Auszeichnung, es sind die Factoren, aus deren Combinationen sich die verschiedenen Arten und Grade der Aristokratie im Staate ergeben. Jeder Höhere ist in diesem Sinne gegen den niedriger Gestellten ein Aristokrat, und in Frankreich spricht man in vollem Ernste von dem Haß der Proletarier gegen die Aristokratie der Bürgerschaft.

Doch wenn wir von dieser abstracten Ansicht nur den engeren Begriff der Aristokratie festhalten, der in den alten Europäischen Monarchien gilt, dann bezeichnet er ausschließlich den erblichen Adel, einen politisch bevorrechteten Stand, den uns das Mittelalter überliefert hat. — Aber schon im Mittelalter genügte adelige Geburt nicht, um der Vorrechte des Standes theilhaftig zu sein; auch ritterliche Lebensart wurde gefordert: *d'être né de parens nobles et vivre noblement*. Indem also gewisse Gewerbe und Arten der Dienstbarkeit ausgeschlossen wurden, kam zu dem Element der Geburt zugleich das der Sitte und des Reichthums. —

Dieser Adel, der Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich im Besitze der höchsten Würden im Staate, im Heere, in der katholischen Kirche war, ist aus dieser Stellung verdrängt worden, seine Nahrungsquellen, seine Vorrechte sind gemindert, ja seine Existenz wird angefeindet. Wie kam das? wer hat das Recht in diesem Streit auf seiner Seite? was ist die natürliche zeitgemäße Rolle des Adels? Ich will versuchen diese Fragen zu beantworten. —

§. 2.

Aristokratie eine Thatfache.

Alle Gegenstände des Besitzes, welche massenhaft von Einem besessen dessen Reichthum begründen, werden von einer Hand in die andere übergeben, und die Gesetze bestimmen, wie sie vererbt werden sollen; aber Einfluß und Ansehen lassen sich nicht so übertragen; — die Meinung allein entscheidet über ihren Besitz.

Das Ansehen, der Einfluß des Adels ruhte auf dreifacher Grundlage: auf dem großen Grundbesitz, in früheren Tagen fast die einzige Art des Reichthums; auf der feudalen Form des Kriegswesens, bei der der Adel den Kriegerstand bildete und als geborner Anführer auftrat; endlich auf den ständischen Rechten, indem der Adel auf Land- und Reichstagen die fürstliche oder königliche Macht beschränkte, überwachte und gleichsam der erbliche Vertreter des Volks war. — Alle diese Grundlagen sind nun theils geschwunden, theils erschüttert. —

Der Grundbesitz ist zum Theil in andre Hände übergegangen; die katholische Kirche und geistlichen Ritterorden, deren Pfründen die nachgeborenen Söhne des Adels versorgten, haben ihre weltlichen Güter verloren; Handel und Industrie haben neue ergiebige Quellen des Reichthums eröffnet, die anderen Ständen reichlicher zugeflossen sind; durch stehende Heere und Conscription hat der Adel aufgehört eine Kriegsmacht zu sein; die Anführer werden von den Fürsten ernannt; die Landstände sind längst in Verfall gerathen, und die Bewegung, welche sie in verjüngter Form wieder aufleben machte, war dem Adel und seinen Vorrechten nicht günstig. —

Alles das ist gekommen durch die Entwicklung der Civilisation, welche in ihrem natürlichen Verlauf aufzuhalten der Adel weder das Recht noch die Macht hatte. Die Verluste des Adels sind also in dieser Beziehung als unverschuldet und zufällig zu betrachten; aber nichts desto weniger gilt doch der Satz: *casum sentit dominus*, zufällige Verluste muß der tragen, den sie treffen. — Wenn andere neben ihm reich geworden sind und die Vorzüge und die Macht des Reichthums geltend machen, wer kann das hindern! — Nach veränderter Richtung des Welthandels sanken Venedig und Genua von ihrer Höhe herab, aber sie hatten keine Entschädigung zu fordern von Holland und England, die sich auf den neuen Bahnen bereicherten. —

Das Sinken, der Fall dessen, was groß war auf der Erde, seien es Individuen, Corporationen oder Nationen, füllt die Brust mit Wehmuth; — aber diese, wenn der Fall die Folge einer Nothwendigkeit ist, die keine Anstrengung abwenden konnte, — bleibt ein unfruchtbarer Schmerz.

Besonders aber ist der Verlust politischer Vorrechte anders zu beurtheilen, als der Verlust eines Privateigenthums. Es ist die erste Pflicht des Staats den Rechtszustand und das Eigenthum zu schützen; aber bei politischen Vorrechten muß immer vorausgesetzt werden, daß sie zur Beförderung des gemeinen Besten und im Interesse des Staats verliehen wurden, und daß sie widerruflich sind, sobald im Verlauf der Zeiten Verhältnisse eintreten, wodurch sich diese Vorrechte mit dem öffentlichen Wohl im Widerspruch befinden. —

Dies öffentliche Wohl, die *Salus publica*, ist oft der Vorwand schreienden Unrechts gewesen, aber der Mißbrauch kann den Grundsatz nicht umstoßen. Die Verfassung des Staats muß festsetzen, wem die Interpretation, die Entscheidung, was das öffentliche Wohl fordere, zusteht.

Eine erbliche Aristokratie kann sich nur so lange im Besitz ihres Ansehens und ihrer politischen Vorrechte behaupten, als sie factisch vor den übrigen Ständen Reichthum und Macht voraus hat; Reichthum und Macht aber werden auf verschiedenen Wegen erworben und verloren. —

Die Geschichte der Staaten, ihre Veränderungen und das Verhältniß der Stände ist ganz der Urgeschichte des Erdbodens vergleichbar. — In ruhigen Zeiten setzte das Meer, das die Erde bedeckte, regelmäßig geschichtete Niederschläge ab, die wagemüthig in fester Rangordnung auf einander folgen; aber dann kamen plutonische Revolutionen, welche die Eingeweide der Erde erschütterten, und es ergoß sich glühende Materie, welche in wilder

Unordnung die Schichten durchbrach, zerriß und sich über denselben aufthürmte. —

Auch in der Völkergeschichte tritt nach den großen Revolutionen wieder Ruhe ein; — das Lagerungsverhältniß der Stände hat sich dann geändert, aber ein Oben und Unten bleibt immer. —

§. 3.

Ungegründete Behauptung eines allgemeinen Fortschritts zur Gleichheit.

Es ist eine vielverbreitete Ansicht, die Civilisation habe die Tendenz, den Unterschied der Stände immer mehr aufzuheben und eine größere Gleichheit unter den Menschen zu begründen, durch gleichere Vertheilung des Reichthums, gleichere Ausbildung der Intelligenz und Abschaffung aller Vorrechte der Geburt. Ausgezeichnete Schriftsteller haben diese Meinung ausgesprochen — Condorcet, Bentham, Tocqueville. Aber sonderbar! Der Mathematiker Condorcet, der Philosoph Bentham, — sprechen sie als eine Hoffnung aus, als ein Resultat, welches das Glück des menschlichen Geschlechts erst begründen würde; während Tocqueville, der Beobachter der politischen Entwicklung in Nordamerika, der auch an dieses rasche Fortschreiten zur Gleichheit glaubt, nur mit Furcht und Scheu an dessen Folgen denkt.

Diese Schriftsteller halten ein Phänomen des Augenblicks für ein bleibendes Gesetz; sie verwechseln das Steigen und Fallen mit einem Fortschreiten zur Gleichheit. Wenn in dem Brunnen die Eimer auf- und abgehen, ist freilich ein Augenblick, wo sie sich auf gleicher Höhe befinden, aber es dauert nicht lange. —

Auch das Princip der Gleichheit, das als Theorie unsere Epoche beherrscht, trägt viel zu der Täuschung bei. Wie die fixe Richtung des Auges auf einen Punct alle anderen Gegenstände neben dem beobachteten verschwinden macht, so auch Hoffnung und Furcht. Die Aufmerksamkeit faßt dann nur die Er-

scheinungen, welche der Hoffnung schmeicheln oder die Furcht vergrößern; die Freiheit der Beobachtung geht verloren und das bleibt unbeachtet, was geeignet ist, die Hoffnung oder Furcht zu beschwichtigen und das Urtheil aufzuklären. Hier die eignen Worte von Condorcet und Tocqueville. —

Condorcet — esquisse des progrès de l'esprit humain — sagt am Ende wo er von den progrès futurs spricht:

Il faudra donc montrer que ces trois espèces d'inégalité réelle doivent diminuer continuellement. — Il est aisé de prouver que les fortunes tendent naturellement à l'égalité et que leur excessive disproportion, ou ne peut exister, ou doit promptement cesser, si les lois civiles n'établissent pas des moyens factices de les perpétuer ou de les réunir.

L'égalité d'instruction que l'on peut espérer d'atteindre, mais qui doit suffire, est celle qui exclut toute dépendance soit forcée soit volontaire etc. Enfin, l'instruction bien dirigée corrige l'inégalité des facultés, au lieu de la fortifier.

Nous exposerons d'autres moyens d'assurer cette égalité, soit en empêchant que le crédit continue d'être un privilège si exclusivement attaché à la grande fortune, — et soit en rendant les progrès de l'industrie et l'activité du commerce plus indépendans de l'existence des grands capitalistes etc.

Nun Tocqueville — de la démocratie en Amérique — in der Vorrede:

Partout on a vu les divers incidens de la vie des peuples tourner au profit de la démocratie etc. Le développement graduel de l'égalité des conditions est donc un fait providentiel, il en a les principaux caractères; il est universel, il est durable, il échappe chaque jour à la puissance humaine; tous les événemens, comme tous les hommes, servent à son développement.

Pense-t-on qu'après avoir détruit la féodalité et vaincu les rois, la démocratie reculera devant les bourgeois et les riches? S'arrêtera-t-elle maintenant qu'elle est devenue si forte et ses adversaires si faibles? Où allons-nous donc? Nul ne saurait le dire. —

Le livre entier qu'on va lire a été écrit sous l'impression d'une sorte de terreur religieuse produite dans l'âme de l'auteur par la vue de cette révolution irrésistible qui marche depuis tant de siècles à travers tous les obstacles, et qu'on voit encore aujourd'hui s'avancer au milieu des ruines qu'elle a faites. —

Die zukünftige Geschichte des Menschengeschlechts, das Gesetz seiner Entwicklung ist uns unbekannt, wir können die Curve seiner Bahn nicht in einer allgemeinen Formel ausdrücken, sondern müssen dieselbe Punct für Punct nach Beobachtungen construiren. Aber soviel wissen wir schon aus Erfahrung, daß diese Curve ihre Wendungs- und Rückkehrpunkte hat, und daß der sich täuscht, welcher aus dem kleinen Element seiner Zeit die ganze zukünftige Bahn und ihre Asymptote bestimmen will *).

Wir wollen nur die verschiedenen Elemente der Ungleichheit durchgehen, und versuchen, den Grund der Behauptung eines allgemeinen Fortschritts zur Gleichheit darzuthun. Diese Elemente der Ungleichheit sind: Reichthum, Geburt, natürliche Anlagen und Verdienste.

§. 4.

Reichthum.

Die Frage, ob fortschreitende Civilisation eine gleichere Vertheilung des Eigenthums bewirke, löst sich in die anderen auf: Was wirkt die Civilisation im Allgemeinen? Was ist ihr Ein-

*) Siehe Nummer XIII. „Vom Fatalismus und vom Verhältniß der Geschichte zur Philosophie.“

fluß auf die Vertheilung des Eigenthums? Ist dieser Einfluß der gleichen Vertheilung günstig? —

Vorausgesetzt — aber nicht zugegeben — daß die Civilisation ins Unbestimmte und ohne rückgängige Bewegung zunehme, so wird die Folge davon sein: Vermehrung des Wohlstandes durch Anhäufung und zweckmäßige Benutzung des gesammten Capitals und aller materiellen Güter; ferner Verbreitung nützlicher Kenntnisse, ihre größere Zugänglichkeit für jedermann, Aufklärung, höhere Intelligenz in der Masse des Volks. Aber aus der Vermehrung dieser materiellen und intellectuellen Güter folgt ihre gleichere Vertheilung keineswegs; — im Gegentheil:

1) Eine intelligente und zweckmäßige Benutzung der Kräfte, die Vervollkommnung der Erfindungen, fordert in immer steigendem Verhältniß — Theilung der Arbeit. Wer aber wird verkennen, daß hierin eine Quelle der Ungleichheit liegt. Nicht alle Arten der Arbeit verdienen und erhalten gleichen Lohn, und gegen den St. Simonistischen Satz: *Chacun selon ses capacités, chaque capacité selon ses oeuvres* — läßt sich eigentlich nichts einwenden.

2) Die Vermehrung und Anhäufung des Capitals hat zwar die Tendenz, die Zinsen herabzusetzen; allein neue Erfindungen und Unternehmungen geben Gelegenheit, Capitalien vortheilhaft zu benutzen, — von Staatsanleihen zu geschweigen. — Der schon vorhandene Reichtum bleibt immer im Vorsprung; das Vermögen des sparsamen Capitalisten, der Zinsen von Zinsen anhäuft, wächst in geometrischer Progression, während vom Arbeitslohn, wenn es gut geht, jährlich nur eine geringe Summe zurückgelegt werden kann.

3) Wenn fortschreitende Civilisation die politischen Institutionen vervollkommnet und den Rechtszustand versichert, dann ist zwar einerseits die Person des Armeren und Schwächeren vor Ungerechtigkeit und Bedrückung des Mächtigen mehr geschützt,

aber umgekehrt ist auch der Reiche mehr geschützt gegen Betrug und Raub, und die gewaltsamen Umwälzungen, welche den Besitzstand schnell ändern können, sind weniger zu fürchten. Also der mehr gesicherte Rechtszustand handhabt die einmal bestehende Ungleichheit des Eigenthums, man müßte denn annehmen, daß die positive Gesetzgebung auf gleichere Vertheilung zu wirken habe. Dieß verdient eine nähere Untersuchung.

Die Gesetzgebung soll freien Gebrauch der Kräfte, freie Benutzung des Eigenthums sichern, ohne andere Einschränkung als die, welche Rechte Dritter und das Wohl des Staats nöthig machen.

Kein Rechtsprincip fordert gleiche Vertheilung der Güter, sondern daß jeder sein Eigenthum, die Früchte seines Fleißes und seiner Sparsamkeit, seiner Familie hinterlassen könne. Dieß begünstigt nützliche Anstrengung der Kräfte, und verständige Sparsamkeit, — wozu die Aussicht, den Wohlstand der Seinigen zu begründen, stets der stärkste Antrieb ist.

Gleiche Vertheilung erscheint auch aus dem Gesichtspunkt der Staatswirthschaft nicht wünschenswerth. In der Landwirthschaft gibt es bei Zusammenlegung wie bei Parzellirung des Grundeigenthums gewisse äußerste Grenzen, deren Ueberschreitung der vortheilhaften Benutzung, folglich dem Nationalreichthum, nachtheilig ist. Diese Grenzen können nach Klima, Boden, Cultur verschieden, bald enger bald weiter sein; aber sie finden sich überall. Nur darüber ist Streit, ob der Staat diese Grenzen durch Gesetze bestimmen soll, oder ob die zweckmäßige Vertheilung dem aufgeklärten Interesse der Betheiligten überlassen werden mag. — Ich stehe nicht an, dieser letzteren Meinung beizutreten.

Es ist kein Grund vorhanden, daß der Staat in die Eigenthumsrechte mehr eingreife, als es seine Bedürfnisse und die Sorge für das allgemeine Beste dringend nothwendig machen. Aus diesem Gesichtspunct ist das Erbrecht festgesetzt; nur die Erwer-

bungen der todten Hand, und Verfügungen, welche freie Bewegung und Benützung des Eigenthums hindern, sind verboten oder im öffentlichen Interesse beschränkt.

Es giebt einen natürlichen Grund, warum Reichthümer sich nicht von Generation zu Generation in derselben Familie anhäufen; der einfache Grund, daß beim Ableben jedes Besitzers in den meisten Fällen die Erbschaft unter mehrere Kinder, — oder wo keine Nachkommen sind, unter mehrere Verwandte getheilt wird; der Fall eines einzigen Erben ist der seltenste. Deshalb glaubt auch Bentham, die Civilisation habe die Tendenz das Vermögen gleich zu vertheilen, wo die Gesetzgebung nicht entgegenwirkt, und als solche Entgegenwirkungen betrachtete er die Einrichtung der Substitutionen und Majorate. Aber es ist ein Sprung der Einbildungskraft, aus gleicher Vertheilung unter mehrere Erben gleiche Vertheilung der Güter zu folgern, da so viele andere Ursachen in entgegengesetztem Sinne wirksam sind. Sagt doch das Sprichwort: Geld sucht Geld, und das Wasser fließt ins Meer.

Allerdings ist in unserer Epoche eine größere Beweglichkeit des Eigenthums eingetreten; Majorate sind abgeschafft, Kriege und andere Mißverhältnisse haben das Grundeigenthum gedrückt, die Besitzer sind in Schulden gerathen, große Staatsanlehen haben Speculanten und Capitalisten bereichert. Ein großer Theil des Reichthums besteht in Staatspapieren, deren Interessen von dem Grundeigenthümer bezahlt werden; diese Staatspapiere gehen leichter von einer Hand in die andere über, und sind vielen Chancen der Entwerthung ausgesetzt.

Durch die hohen Abgaben selbst, die selten dem wieder zufließen, der sie entrichtet, wird die Vertheilung des Eigenthums modificirt. Man hat berechnet, daß in Frankreich nach vier Generationen das ganze Vermögen der Nation durch die Finger des Finanzministers gegangen ist.

Dann giebt es noch einen moralischen Einfluß, der nicht zu

verkennen ist. Die Söhne derer, welche durch Industrie und Sparsamkeit große Reichthümer erwerben, haben selten die conservativen Eigenschaften. Im Luxus erzogen, träge, leichtsinnig, zur Verschwendung geneigt, der Verführung anheimfallend, sieht man sie das ererbte Vermögen oft viel schneller verschleudern, als es erworben war. Und wo es so arg nicht ist, da fehlt wenigstens meistens die Sorgfalt und Thätigkeit, welche nöthig ist, um das Erbtheil zu vermehren.

Wir müssen also zugeben, daß der Geist der Zeit und die Gesetzgebung den Institutionen, welche den Reichthum in derselben Familie erhalten, nicht günstig ist; daß die Bedürfnisse des Staats auf andere Vertheilung des Eigenthums einwirken; vor allem, daß Handel und Industrie heutzutage die einzige Quelle großer Reichthümer sind, und daß die höheren Stände dieses Mittel meistens verschmähen. — Daraus folgt ein rasches Steigen und Fallen, das Emporkommen der Industrie, verminderte Stabilität, Furcht und Unbehaglichkeit der Klassen, welche ohne große Kraftanstrengung durch bloßes Fortleben in den alten Gewohnheiten sich auf ihrer Stufe erhalten möchten.

Aber nichts berechtigt, daraus eine Tendenz der Civilisation zu gleicher Vertheilung des Eigenthums zu folgern; die ganze Bewegung, das Revirement findet nur unter den höheren und Mittelklassen statt; es berührt die untersten kaum. Die Fortschritte der Industrie haben viele Bedürfnisse und Genüsse wohlfeiler und dem gemeinen Mann zugänglicher gemacht; — der Landmann lebt, wohnt, kleidet sich besser als in früheren Jahrhunderten, aber nur in demselben Verhältniß, als alle übrigen Stände. Niemand kann deswegen behaupten, daß sein Vermögen dem der anderen Stände näher gerückt sei. Man hört im Gegentheil viele Klagen über die Verarmung des Landmanns.

§. 5.

Geburt.

Ein anderes Princip der Ungleichheit ist die Geburt. — Verdienste lassen sich nicht vererben, und doch sehen wir überall die Söhne berühmter oder ausgezeichnete Aeltern vor Andern eine angesehenere Stelle im Staate einnehmen. Es muß also wohl in der menschlichen Natur etwas liegen, das die Vorzüge der Geburt begünstigt, und wir finden mehr als einen Grund dieser Anerkennung.

Es liegt in der Abstammung von berühmten Aeltern gewiß ein mächtiger Sporn, sich ihrer nicht unwürdig zu zeigen. — Sallust läßt den Marius, den Feind des Adels, sagen: *majorum gloria posteris lumen est, neque bona neque mala in occulto patitur.*

Und sollte auch Schmeichelei und Verführung, welche so oft die Großen umgeben, dieser mächtigen Triebfeder zum Guten entgegenwirken, sie können sie nicht ganz vernichten.

Es ist auch ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit, welches die Verdienste der Aeltern in den Nachkommen belohnt, und bei übrigens gleichen Fähigkeiten der Bewerber um Ehrenstellen werden die Menschen immer lieber solche als Vorgesetzte und Führer anerkennen, die sie von Jugend auf in höheren Verhältnissen gesehen haben, als solche, die früher ihres Gleichen waren. Dem liegt vielleicht nichts Besseres zum Grunde als Eifersucht gegen Emporkömmlinge, die so lange besteht, bis Emporkömmlinge wirklich große Verdienste sich erworben haben, in welchem Falle dann Stolz auf sie an die Stelle der Eifersucht tritt; aber diese Eifersucht hat tiefe Wurzeln in der menschlichen Brust.

Dazu kommt noch, daß der, welcher von Jugend auf in größern Verhältnissen und im Umgang mit Mächtigen gelebt hat, sich leichter die Eigenschaften des Befehlshabers erwirbt, als der, welcher lange in beschränkter und untergeordneter Lage geblieben

ist. Bei dem ersten erweitert sich der Blick und gewinnt Uebersicht; das Glück selbst macht ihn wohlwollender; — bei dem andern, wenn er nicht durch vorzügliche Anlagen begünstigt ist, sind die Ansichten enger, kleinlicher; er erreicht die höchste Stufe erst in vorgerückten Jahren; — seine Herrschaft ist eifersüchtiger und härter.

Es ist gut, daß man gehorcht habe, ehe man befehlt; aber es ist nicht gut, daß man zu lange gehorcht habe; denn beides fordert nicht dieselben Eigenschaften. Das lange Gehorchen tödtet die Selbstständigkeit des Urtheils und die Kraft des Entschlusses, welche den Befehlshaber machen.

Vor allem aber hat erbliche Aristokratie eine natürliche Stütze in dem Gefühl der Billigkeit, welches uns sagt, daß es härter ist zu sinken als nicht zu steigen.

Fast in allen Menschen liegt der Wunsch, der Trieb, ihre Lage zu verbessern und sich empor zu schwingen. Dieser Ehrgeiz spornt zur Thätigkeit an; fast alle Verdienste, alle Verbesserungen entspringen aus diesem lobenswerthen Wetteifer, den der Staat auf alle Weise trachten muß zu erhalten und zu beleben. Aber nicht alle Ansprüche gründen sich auf wirkliche Verdienste; die Eigenliebe täuscht sich selbst; der Eigennuß will andere täuschen. Die allgemeine aufsteigende Bewegung, das mouvement ascendant setzt voraus, daß der Staat selbst steigt, seine Macht vergrößert, seine Grenzen erweitert, wie etwa das Französische Reich unter Napoleon, wo freilich der Eroberer mit der Beute der unterjochten Nationen viele Ehrgeizige befriedigen konnte. Aber im Beharrungszustande des Staats ist dieses allgemeine Aufsteigen nicht möglich; da kann niemand auf der Leiter emporsteigen, ohne daß ein anderer herabgestürzt oder herabgestiegen ist und Platz macht.

In den Staaten Europas ist Rang und Ansehen vorzüglich an die Staatsämter geknüpft. Die Beamtenaristokratie ist eigent-

lich die wahre Aristokratie der jetzigen Epoche, und die Vertheilung der Staatsämter liegt ganz in der Hand des Fürsten und der Regierungen. — Aemter geben nicht nur den Rang, sie sind auch die Erwerbsquelle, das Mittel zum Unterhalt der höheren Stände. Daß hierbei vor Allem Fähigkeit und Verdienst berücksichtigt werde, ist nicht nur gerecht, sondern auch der unverkennbare Vortheil des Staats. Aber bei dem allgemeinen Drängen zu Stellen, zu solchen Stellen besonders, für welche sich eine Menge Fähiger vorfinden, ist es nur Billigkeit, unter den fähigen Bewerbern denen, die durch Geburt ausgezeichnet sind, den Vorzug zu geben vor anderen, die von geringerer Abkunft sind. — Denn wenn beide kein Vermögen haben, ist es für den ersten viel härter, aus der Klasse, in welcher er geboren ist, herabzusinken, als für den andern, dem Ehrgeiz des Emporkommens zu entsagen und das Gewerbe seines Vaters fortzusetzen.

Nichts hat soviel beigetragen zu der Unzufriedenheit, welche durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet ist und die Staaten mit Revolutionen bedroht, als das gleichnerische Princip der Gleichheit, das so viele Ansprüche hervorruft, wovon nicht der hundertste befriedigt werden kann. Denn mit dieser Gleichheit ist es Niemand Ernst; Niemand will denen, die er in niedrigeren Verhältnissen sieht, gleich gestellt werden; jeder spricht mit diesem Wort — per antiphrasin — eigentlich die Vorzüge derer an, die er über sich in höheren Verhältnissen erblickt.

Der wohlfeile, leicht zugängliche höhere Unterricht hat dieses Jubrängen der unteren Stände unendlich vermehrt. Das Princip der Beförderung nach Verdienst ist auch leichter aufgestellt als befolgt. Wo ist immer ein Maßstab, um es zu messen?

Um die allgemeine aufsteigende Bewegung möglich zu machen, gäbe es nur ein Mittel; dieß setzt aber voraus, daß alle Staats-

bürger nach strenger Rangordnung in Klassen eingetheilt sind. Es müßte dann durchs Gesetz festgestellt werden, daß die Söhne von ihrer Geburt an immer zu der um eine Rangstufe niedrigeren Klasse gehören als der Vater, bis sie sich durch Verdienste wieder erheben. — Dadurch wird für das Emporsteigen Raum gewonnen. Aber diese Idee hat eine Chinesische Physiognomie und die gerechte Würdigung des Verdienstes ist eine Klippe voll Gefahr des Schiffbruchs.

§. 6.

Talent und Verdienst.

Das Princip der Gleichheit ist so weit ausgedehnt worden, daß man in neuerer Zeit in allem Ernste behauptet hat, alle Menschen werden mit gleichen Anlagen geboren, jeder Unterschied sei Resultat der Erziehung und Ausbildung. Aber jede Amme und jedes Kindermädchen kann Herrn Jacotot eines Bessern belehren.

Ebenso wird oft behauptet, auf der jetzigen Stufe der Bildung und in der Zukunft sei die Erscheinung solcher Individuen, welche gleichsam ihr Zeitalter überragen und durch die Ueberlegenheit ihres Genies im Staat oder in der Wissenschaft eine Alleinherrschaft ausüben, nicht mehr zu erwarten. Bei der allgemeinen Verbreitung des Lichts soll solche magische Concentration des Lichteffectes unmöglich geworden sein. Allerdings ist die Abwesenheit hervorragender Charaktere ein Merkmal der jetzigen Epoche; aber die Mittelmäßigkeit, welche nur an sich und an ihr eignes Treiben glaubt und das was drüber ist für unmöglich hält, hat doch Unrecht. Die Sonnenfinsterniß ist vorübergehend, noch hat der Wolf die Sonne nicht im Rachen. Was ein Napoleon, ein Kant für ihr Zeitalter waren, ist noch in frischem Andenken; und wenn sich die Größe offenbart, wird man auch wieder an sie glauben. Es sei mir also erlaubt der alten Ansicht, die sich durch Jahrtausende bewährt hat, treu

zu bleiben: ac mihi multa agitanti constabat, paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse.

Ausgezeichnete Verdienste um den Staat und die Menschheit waren stets die ehrenvollste Grundlage aller Aristokratie; und diejenige Aristokratie, welche es verschmäht dem Verdienste ihre Reihen zu öffnen, und die Nachkommen berühmter Männer in ihren Schoos aufzunehmen, ist ein Baum, der verdorren muß, weil ihm der Zufluß frischer belebender Kräfte abgeschnitten ist. Der Adel beraubt sich dadurch nicht bloß eines neuen Glanzes, er schadet sich positiv, indem er eine factische Aristokratie, die in der Gegenwart die tiefsten Wurzeln treibt, fast zwingt sich ihm feindlich gegenüber zu stellen. — Dem Französischen General der Revolution, der zu einem Edelmann der Faubourg St. Germain sagte: vous avez des ancêtres, mais nous, nous sommes des ancêtres, ist man die Antwort schuldig geblieben.

Darin, daß die Englische Patrie dem neuen Verdienst immer offen stand, so wie darin, daß die Verfassung dieses Staats dem Adel mehr Gelegenheit zu mannigfaltiger Auszeichnung gab als unsere despotischen Monarchien, liegt der Grund, daß der Englische Adel viel kräftiger und noch eine Macht im Staate ist.

So wie Gerechtigkeit und Klugheit den Adel auffordern das Verdienst aufzunehmen, eben so dringend fordern sie, daß er alle Unwürdige aus seinen Reihen ausstoße. Die Uebung einer strengen Censur gegen seine Mitglieder ist ein kräftiges Mittel der Erhaltung.

Der Adel hat Unrecht gehabt den Fürsten so ohne alle Controle und Einrede das Recht zuzugestehen, neuen Adel willkürlich zu creiren. — Wenn kleine Deutsche Fürsten sich einfallen lassen, Grafen und Freiherren zu machen, wenn Könige und Kaiser ihren Bastarden, ihren Hofjuden und Banquiers den Adel ertheilen, so schaden sie zwar am meisten sich selbst und machen die

neuen Würdenträger lächerlich; aber sie setzen auch den Adel als Stand herab.

Zur Verleihung des Adels als Nationalbelohnung, an welche positive Vorrechte geknüpft sind, sollte ein Gesetz erfordert werden, bei welchem die drei Gewalten concurriren. So hat man Garantie, Unwürdige bleiben ausgeschlossen, sie werden selbst die Gelegenheit vermeiden, sich öffentlicher Beurtheilung bloß zu stellen.

§. 7.

Soll der Unterschied der Stände durch Gesetze begünstigt und geregelt werden?

Da ein Unterschied der Stände, — Aristokratie also, — aus der natürlichen Entwicklung des Völkerlebens hervorgeht, und durch die Fortschritte der Civilisation nur modificirt, aber keineswegs aufgehoben wird, so bleibt noch die Frage zu beantworten, was die Verfassung in Beziehung auf den Unterschied der Stände festzusetzen habe? Soll das Verhältniß der Stände durch Gesetze geregelt, oder der Sitte und Gewohnheit überlassen werden?

Man sagt: das Gesetz kann keine Aristokratie erschaffen, wo keine vorhanden ist; — ist das richtig? Insofern man von erblicher Aristokratie spricht, die auf der Meinung beruht und in historischen Erinnerungen ihre Wurzel hat, kann der Staat allerdings keine solche erschaffen; aber die historische Aristokratie ist doch auch einmal entstanden, und wenn sie verschwindet, so liefert doch fast jedes Blatt, das der Geschichte zugefügt wird, Elemente zu einer neuen. Oft wurde die alte durch bedeutenden Zuwachs vermehrt und consolidirt, z. B. nach großen politischen Bewegungen — in Rom, in Frankreich. Aber die Frage ist, soll der Staat die aristokratischen Elemente, welche factisch bestehen, auch in der Verfassung anerkennen und constituiren, soll er ihnen politische Vorzüge einräumen? Ich glaube ja, wenn diese Elemente bedeutend sind. — So wie in der Natur, so auch im

Staate, strebt jede Kraft sich zu äußern, zu wirken. Die Staatsflugheit fordert also, dieser Kraft einen zweckmäßigen, nützlichen Wirkungskreis anzuweisen, denn unterdrückt wird sie schädlich wirken. Bultwer, ein großer Feind der Englischen und aller Aristocratie, hat dieses Verhältniß doch sehr richtig gewürdigt: England and the English, Book V. Chp. II and III. — You may sweep away the house of Lords if you like, you may destroy titles, you may make a bonfire of orb and ermine, and after all your pains the aristocracy would be exactly as strong as ever. — For its power is not in a tapestried chamber, or in a crimson woollack, or in ribbons and stars, in coronets and titles, — its power, my friends, is in yourselves, its power is in the aristocratic spirit and sympathy which pervades you all &c.

Believe me, then, that if you were to institute a republic to morrow, it would be an aristocratic republic, and though it would be just as bad if it were an aristocracy of shopkeepers, as if it were an aristocracy of nobles, yet I believe on the whole it would be an aristocracy very much resembling the present one.

Chap. IV: A second mode of dealing with the house of Lords — to wash it away altogether. What would be the consequence? Why you would have all the Lords taking their seats in the house of commons. You would have no popular assembly at all. Their *immense property* would easily secure their return to the exclusion of poorer but more popular men — and all you would effect by destroying the existence of one chamber — would be the creation of a Tory-majority in the other. —

A third mode might be devised — the creation of an elective, not an hereditary senate, which might be an aristocracy in the true sense of the best men, — &c. &c.

So erkennt ein Radicaler selbst an, daß, wo große Namen und großer Reichthum vereinigt sind, eine Pairie eine politische Nothwendigkeit ist; aber umgekehrt, wo diese Bedingungen fehlen, ist sie auch lächerlich und schädlich.

Man hat lange gestritten über Volkssouveränität und die rechtliche Grundlage des Staats, und doch ist es leicht, sich darüber zu verständigen. Fragt man: was soll Gesetz sein, der Wille eines Einzigen, den man König nennt, oder der Wille der Menge, die man Volk nennt, so ist die Antwort einfach. Kein Wille, weder der des Königs noch der der Menge, hat als bloßer Wille, das heißt als Willkür, Anspruch auf Gehorsam und Unterwerfung; herrschen soll die Vernunft und die Idee der Gerechtigkeit, deren Geboten sich jede Willkür unterordnen soll. Aber die Vernunft spricht nicht durch eine Posaune, die Gerechtigkeit bedarf eines Organs, das ihre Gebote verkündigt. Wer soll dieses Organ sein? Offenbar die Fähigsten, die Gebildetsten, welche das Vertrauen des Volkes dazu beruft. Weder der Einzelne, den der Zufall der Geburt auf einen Thron setzt, noch die Menge, die sich mit der Arbeit ihrer Hände nährt, ist dem Gesetze gewachsen. — So ist also das Repräsentativsystem die Herrschaft der Aristokratie des Geistes. — Reichthum und großer Name werden das Vertrauen in die Uneigennützigkeit und Ehrenhaftigkeit erhöhen. — Eine Aristokratie hat also nicht nöthig, Privilegien zu fordern; sie soll sich keine Sonderinteressen schaffen, die leicht Mißgunst und Verdacht erwecken und das Vertrauen rauben. Wenn sie berühmte Namen unbesleckt erhält, wenn großes Vermögen in ihren Händen bleibt, wenn sie sich durch Bildung und nützliche Thätigkeit auszeichnet und gegen emporstrebendes Verdienst gerecht ist, dann wird ihr eine ausgezeichnet einflußreiche Stellung im Staate auch ohne Privilegien nicht entgehen. — Da wo der Adel keine beneideten und gehässigen Vorrechte mehr hat, ist er in der günstigsten

Lage in allen wichtigen Angelegenheiten als Fürsprecher des Volks aufzutreten, oder als Führer an seiner Spitze zu stehen. Das haben wir noch vor kurzem in Belgien gesehen, obgleich sich unter dem dortigen Adel nur sehr wenige ausgezeichnete Männer befanden.

§. 8.

Welcher politischen Vorrechte soll in diesem Falle der Adel genießen?

Soll der Adel eine eigne Verfassung und politische Vorrechte besitzen, so werden sie in Folgendem bestehen: 1) Recht der Einigung oder Corporation; 2) Majorate; 3) Pairie.

1) Das Recht der Einigung ist eigentlich ein natürliches Recht, weil im Staate jede Association erlaubt sein sollte, die weder den Staat gefährdet, noch die Rechte Dritter beeinträchtigt. — Innerhalb dieser Grenzen kann also auch dem Adel eine Autonomie zugestanden werden, vermöge der er seine Angelegenheiten und Interessen verwalten, Vorsteher wählen, Verfügungen treffen kann, die seine Mitglieder verbinden. — Er wird also das Recht haben, solche auszustoßen die ihm Schande machen. Die Standeschre fordert, daß solche Gewerbe, wodurch man in der öffentlichen Meinung aus der Klasse des Herrenstandes, der Honoratioren tritt, auch den Verlust des Adels nach sich ziehen. Edelleute auf den Brettern als Acteurs, herumziehende Declamatoren und Musikanten auftreten zu sehen, ist unanständig. Der Vorstand des Adels muß das Recht haben, das Vonde equum auszusprechen, d. h. entsage deinem Titel.

2) Majorate. Eine erbliche Aristokratie wollen — und ihr die Mittel versagen von einer Generation auf die andere ein Vermögen zu vererben, welches der Familie ein standesmäßiges Einkommen und eine ehrenvolle Unabhängigkeit versichert, heißt das Unmögliche wollen. Die Erhaltung des erblichen Adels ist also an das Bestehen von Majoraten geknüpft. — Was ist

trauriger als die Lage einer Familie, die ohne alle Mittel ihren Rang in der Gesellschaft behaupten will; es ist ein beständiges Escamotiren des Glends, und der Junker von Ravenswood findet nicht immer seinen treuen Caleb. Der Haß gegen den Adel hat auch seine Beredsamkeit gegen die Majorate aufgeboten; man fordert ihre Aufhebung im Namen des Rechts, im Namen der Staatswirthschaft; man fordert sie für die Ruhe und Einigkeit der Familien, ja selbst die Empfindsamkeit ist gegen sie zu Hülfe gerufen worden. Majorate haben ihre Schattenseite; wir wollen sie näher betrachten.

Die Volkswirthschaft kann die Frage, ob großer Grundbesitz vortheilhaft oder nachtheilig sei, und wie groß ein Gut sein müsse um den größten Reinertrag zu geben, nicht absolut beantworten. Alles hängt von Klima, Boden, Natur der Producte, Betriebscapital, Intelligenz und Culturstufe ab. Aber überall wird es vortheilhaft sein, wenn neben vielen kleinen und mittleren Gütern auch einige große bestehen, und überall werden sich Grenzen des Größten und Kleinsten angeben lassen, deren Ueberschreitung nachtheilig wirkt.

Wenn das Grundeigenthum der freien Verfügung überlassen, theilbar und verkäuflich ist, wird es so vertheilt werden, wie es am vortheilhaftesten benutzt werden kann, und es wird in die Hände dessen kommen, der es am besten zu benutzen versteht.

Aber auch der große Grundbesitzer wird sein Gut verpachten, wenn er dem Geschäft nicht gewachsen ist; und ist es zu groß, so kann es in Theilen eben so gut verpachtet als verkauft werden. — Dies soll nicht beweisen, daß Majorate ohne Nachteile für die Volkswirthschaft sind, sondern nur, daß man diese Nachteile übertrieben hat, daß sie fast verschwinden, wenn den Majoraten, sowohl was Zahl als Größe betrifft, Schranken gesetzt werden. — Die Absicht ist nicht, einigen Wenigen den sorglosen

Genuß unermesslicher Reichthümer zuzuwenden, sondern einigen Familien auch für die folgenden Generationen den ererbten Besitz politischer Vorzüge zu versichern, welcher nothwendig an die Erhaltung ihres Grundeigenthums geknüpft ist. Dieses Grundeigenthum soll nicht größer sein als die standesmäßige Existenz einer Familie erfordert.

Von der Seite des Rechts sagt man: Alle Kinder haben Anspruch auf gleiche Erbportionen, ungleiche Vertheilung säet Zwietracht. Es liegt aber hier theils falsche Voraussetzung, theils Uebertreibung zu Grunde. In adeligen Familien herrscht der Wunsch, die Familie in dem ererbten Ansehen zu erhalten und fortzusetzen; — diesem Wunsche bringen die einzelnen Glieder in der Regel gern ein Opfer, besonders wenn sie in dieser Ansicht erzogen sind; wenn sie wissen, daß es die Vorfahren immer so gehalten haben. Sie fordern eben so wenig gleiche Theilung der Güter, als die Söhne regierender Fürsten Theilung der Herrschaft. — Aber das setzt freilich voraus, daß ihnen eine standesmäßige Erziehung und lebenslänglich ein anständiger Unterhalt gesichert werden könne.

Der adelige Titel muß nur auf den Erstgeborenen forterben, und nur dann, wenn er ein Majorat erhält. — Die Erhaltung der Majorate muß aber an die Bedingung geknüpft sein, daß außer dem Majorate noch Vermögen genug da ist, von welchem den übrigen Geschwistern ein durch das Gesetz zu bestimmendes zureichendes Erbtheil zufällt, oder daß das Majorat wenigstens hinreicht ihnen eine, solchem Erbtheil gleichkommende, Rente zufließen zu lassen. — Kann diese Bedingung nicht erfüllt werden, so müßte man das Majorat aufheben und der adelige Titel würde schlafen, bis ein erworbenes hinreichendes Vermögen ein Glied der Familie wieder in den Stand setzt, ihn geltend zu machen.

Es ist fast eben so viel Grund die übermäßige Zerstückelung

des Bodens zu beschränken, als die Anhäufung zu großer Güter in einer Hand. Nicht daß die Bevölkerung auf der Erde wimmele, sondern daß sie in dem Verhältniß bleibe, welches einem sicheren Rechtszustand, dem Wohl und der moralischen und intellectuellen Entwicklung des Volkes am günstigsten ist, muß der Zweck sein. Und während der größte Theil, ich nehme an $\frac{99}{100}$, des Grundbesitzes der freien Disposition überlassen bleibt, ist es gewiß wünschenswerth einige große Güter von Geschlecht zu Geschlecht in derselben Familie forterben zu lassen, und dadurch ein Element der Stabilität zu begründen.

Wenn wir in ein altes Haus eintreten, das seit Jahrhunderten derselben Familie gehört, wo Bau und alterthümliche Einrichtung an die Vergangenheit erinnert, wo die ausdrucksvollen Bilder der Vorfahren aufgehängt sind, — wo historische Erinnerungen uns ansprechen, — das Gemüth wird mit Wohlbehagen erfüllt, und was auch Paul Louis Courier's Wiß vorbringen mag, nur mit Wehmuth sieht man ein solches Haus in die Hände der Juden und Speculanten übergehen: O domus antiqua heu quam dispari dominare domino! — Das: nemo dignitati perditae parcat, — ist nur von den Schlechten wahr.

Courier sagt: Lettre 4. au rédacteur du Censeur:

Et où en serait-on? Que deviendrait le monde, si chaque âge respectait, révérait, consacrait à titre d'ancienneté toute oeuvre des âges passés, n'osait toucher à rien, défaire ni mouvoir quoi que ce soit? Scrupule de Madame de Harlai qui, plutôt que de remuer le fauteuil et les pantoufles du feu Chancelier, son grand père, toute sa vie vécut dans sa vieille, incommode et malsaine maison. — Monsieur Marcellus chérit dans les forêts le souvenir des druides, &c. &c. Es ist sehr gut, daß Wiß uns oft lachen macht ohne unsere Ueberzeugungen zu ändern.

3) *P a i r i e*. Nach der constitutionellen Theorie soll die Aristokratie, Leben Fr. v. Gagern's. III.

kratie als dritte Macht im Staate der Vermittler sein zwischen Regierung und Volk, zwischen Monarchie und Demokratie; sie soll deren Collisionen hindern, und als ein Stand, der vorzüglich bei Erhaltung des Bestehenden interessirt ist, der Tendenz zu rascher und übereilter Neuerung, welcher die demokratischeren Elemente leichter sich hingeben, entgegen wirken. — Wesentlich auf dieser Vermittlungstheorie beruht das Zweikammersystem; also die Institution einer Pairskammer. Hier ist nur zu untersuchen, ob eine solche Vermittlung nöthig und zweckmäßig ist, und ob die Aristokratie wirklich die Eigenschaften besitzt, welche das Geschäft der Vermittlung erfordert?

Der Haß gegen den Adel, die Ungebuld, die Alles anseindet, was dem raschen Erfolg der verlangten Neuerungen im Wege steht, hat sich oft gegen das Zweikammersystem erklärt. — Man sagt (Bulwer V. II.): I deny then the assertion of those who term it dangerous to weaken the aristocracy, on the ground that by so doing we should weaken the monarchy. I deny still more strongly that we require the undiminished power of the aristocracy as a check to the prerogative of the king. — My good friends, you all know the old dogma that a strong nobility prevents monarchical encroachment. Now, tell me candidly, do you not think we can take care of ourselves? Do we want these disinterested proxies to attend to our interest? &c.

In truth, my friends, all those ancient arguments on the necessity of a strong aristocracy, to check the king on the one side, and the commons on the other, are utterly unapplicable now. — &c.

Aber diese Verneinungen und Behauptungen sind keine Gründe. Theorie und Erfahrung sprechen für zwei Kammern, als Bedingung eines überlegten, stetigen Fortschreitens zum Besseren. Man darf nur die jetzige Epoche und die Entwicklung der Dinge

in England ins Auge fassen, um davon überzeugt zu sein. Allerdings hat das Haus der Lords bringende, gerechte, nothwendige Verbesserungen verzögert, zum Theil verhindert; aber ohne dieses Haus würde man zu rasch, zu schonungslos gewaltsame Neuerungen einführen, deren Folgen nicht zu berechnen sind; ohne das Oberhaus würden die Minister die radicale Partei schwerlich in den Schranken der Mäßigung halten können. Aber allerdings setzt das conservative Princip voraus, daß das Bestehende auf seinen guten Grundlagen erhalten zu werden verdient, und nur stufenweise der Verbesserungen bedarf. Wo der Zustand so verwerflich ist, daß eine radicale Veränderung, d. h. eine Revolution, von der Vernunft gefordert wird, da ist das conservative ein schlechtes, verdorbenes Princip. Aber zugegeben daß die Rolle der ersten Kammer in der Regel die des Vermittlers ist, so fordert diese Rolle drei Eigenschaften: Unparteilichkeit, Einsicht und Macht. Der Vermittler muß das Vertrauen beider Parteien besitzen und selbst ein Gewicht in die Waagschale legen können, das den Ausschlag giebt. Und da läßt sich wohl mancher gegründete Zweifel erheben, ob der Adel überall diese Eigenschaften besitzt?

Wie soll nun eine erste Kammer zusammengesetzt sein, damit sie ihrem Zwecke entspreche?

Wenn sie bloß aus erblichen Mitgliedern bestünde, würde keine hinreichende Garantie der Einsicht da sein; auch setzt dies viele sehr große Majorate voraus, deren Erhaltung mit dem Wohle des Staates vielleicht nicht vereinbar ist; und den Besitzern kleiner Majorate eine erbliche Repräsentation zuzugestehen, wäre ein zu großes Privilegium. Das Beste ist also: der Adel, das heißt die Majoratsherren, wählen ihre Repräsentanten auf Lebenszeit aus ihrer Mitte; diese gewählten lebenslänglichen Peers würden dann den zahlreichsten Bestandtheil der ersten Kammer ausmachen.

Lebenslängliche Pairs, bloß von der Regierung ernannt, auch wenn die Ernennung wie in Frankreich an gewisse Bedingungen geknüpft ist, haben nicht die Consistenz, nicht das Ansehen, nicht die Unabhängigkeit, die ein politisches Institut erfordert; und die öffentliche Meinung hat sich schon längst da, wo solche politische Invalidenhäuser bestehen, gegen dieselben ausgesprochen.

Aber die Verfassung sollte gewissen höchsten Würdenträgern des weltlichen und geistlichen Standes einen Sitz in der Pairskammer von Rechtswegen einräumen; sie liefern das Element der Einsicht und Dienst Erfahrung, und sind als Specialitäten nützlich und wichtig.

Eine erste Kammer durch dieselben Wähler als die zweite wählen zu lassen, wie es in verschiedenen Staaten geschieht (Norwegen), entspricht dem Zwecke nicht, weil dann dieselben Elemente — ohne qualitativen Unterschied — nur in zwei Sectionen erscheinen; das Charakteristische der ersten Kammer geht dabei verloren; der bloße Unterschied des Lebensalters und der Dauer des Mandats ist dazu nicht hinreichend.

Die Verfassung mag immerhin der Regierung die Ernennung einer bestimmten und beschränkten Zahl lebenslänglicher Pairs zugestehen, aber sie muß die Ernennung durch die Bedingung langer dem Staate geleisteter Dienste beschränken.

Was ist beneidenswerther als die Stellung dessen, dem Geburt, Reichthum und das Vertrauen seiner Mitbürger schon in jugendlichen Jahren den ehrenvollsten Wirkungskreis eröffnet? Frühe bekannt mit seinem ausgezeichneten Beruf, standen ihm alle Mittel zu Gebote, sich darauf vorzubereiten; kein Zweifel über den Erfolg konnte ihn stören; er hatte nicht mit Neid und Mißgunst zu kämpfen. Von dem Druck der Verhältnisse ungebogen, ohne die traurigen Erfahrungen, welche das Gemüth erbittern und oft frühe die Quelle des Wohlwollens verstopfen, tritt er auf in der Fülle der Kraft und in dem Hochgefühl der

Freiheit. Erhaben über den Verdacht eigennütziger Absichten, durch keine ängstlichen Rücksichten beschränkt, erfüllt er seine Pflicht, und Vertrauen kommt ihm entgegen. Unbekümmert um Fürsten- oder Volksgunst, aber begeistert für das Wohl und den Ruhm seiner Nation, ist er ein Wächter der Gesetze, ein Vertheidiger der Freiheit und des Rechts, ein Beschützer der Unterdrückten. Auf seinen Gütern übt er die alte Gastfreiheit, da ist der Vereinigungspunct der gebildeten Nachbarschaft, und wer seine Schwelle betritt, den empfängt er mit der bescheidenen Unbefangenhait, mit dem offenen Wohlwollen, welche meistens in dem Gefolge unbestrittener Vorzüge sind.

Erscheint er am Hofe mehr gesucht als suchend, so begleitet ihn das Selbstgefühl seiner Würde und seiner Unabhängigkeit. Im Parlamente ist er den Factionen fremd, eine Stütze der Regierung, so lange diese nach seiner Ueberzeugung auf dem rechten Wege wandelt, ihr Gegner, wo er glaubt, daß sie irrt; so hat seine Stimme das Gewicht des unparteiischen Richters.

Aber wie weit ist oft der Abstand von diesem Ideale zur Wirklichkeit. Da sehen wir oft einen zahlreichen, verarmten oder verschuldeten Adel, der sich hilfsbedürftig in das Patronat des Hofes begiebt. Im Besitze veralteter und gehässiger Vorrechte, die mit guter Staatswirthschaft im Widerspruch stehen, ist er in die Defensive geworfen und sieht in den Fortschritten der Civilisation einen stets drohenden Feind. Von Vorurtheilen befangen, mißmuthig, abgeschlossen, den Sympathien seines Volks entfremdet, ist er ohne Einfluß, unfähig seiner Stimme Gewicht zu geben, stets beherrscht von der Furcht durch ein freies Wort die Gunst des Hofes zu verschmerzen, einem Herrn Bruder oder Herrn Vetter zu schaden. Ein solcher Adel ist nicht geeignet, die Rolle des Vermittlers zu spielen. Wie soll das Volk daran denken, was der Adel sein könnte, sein sollte, wenn er selbst dessen nicht eingedenk ist!

In unseren continentalen monarchischen Staaten betrachtet man den Adel als ein Appendix des Hofes, als die gebornen Hofschranzen; aber in den alten Republiken sind noch andere Erinnerungen wach. In Holland ist die Furcht vor dem überwiegenden Einfluß und dem ehemals von den Patriciergeschlechtern geübten Nepotismus die stärkste Stütze des Hauses Oranien.

§. 9.

Stellung des Adels und Rolle der Mediatisirten in Deutschland.

In Deutschland sind die Organe des falschen monarchischen Princips nicht müßig zu posaunen, der Adel sei die natürliche Stütze und Zierde des Thrones; er solle sich doch ja nicht verleiten lassen nach eitler Popularität zu streben; seine besten Interessen würden durch Erhaltung der absoluten Gewalt der Fürsten gefördert. So soll der Adel, seiner Selbstständigkeit beraubt, nun für die Monarchie werden, was die Bettelmönche für das Papstthum waren.

Am wenigsten scheinen mir die Mediatisirten in Deutschland ihre Lage, ihre Interessen, ihren hohen Verus erkannt zu haben. In ihrer Lage würde ich zu meinem Souverän also reden:

Herr Souverän! Sie wollen mich mit den Gefahren ängstigen, welche den Adel bedrohen, wenn er seine Sache von der des Thrones trennt; aber ich bin für jedes andere Argument zugänglicher als für das solcher Furcht. Ihr Thron steht auf zu schwachen Füßen als daß ich, auch wenn es mein Interesse wäre, zu seiner Stütze wesentlich dienen könnte. Mein Interesse ist es aber nicht, dies zu thun.

Meine Vorfahren waren Stände des Deutschen Reichs, sie hatten ein großes Vaterland; ich muß dieses Glücks jetzt entbehren; aber ich bin nicht gesonnen darauf Verzicht zu leisten.

Welches Recht Deutsche Fürsten hatten, den Reichsverband aufzulösen, Deutsche Nationalität zu vernichten, in Verträgen

mit dem Feinde des Vaterlandes lediglich ihren eignen Vortheil zu stipuliren, das wird Ihnen Ihr Gewissen sagen.

Daß ich ohne Pflichten gegen Sie geboren bin, wissen Sie; daß ich freiwillig keine übernommen habe, wissen Sie auch; und Sie haben zu viel Verstand und zu viel Billigkeit um mir zuzumuthen, daß ich für das eingebüßte große Vaterland einen Ersatz in Ihrem Königreiche, in Ihrem Herzogthume finden soll.

Man hat Staaten von drei Dörfern lächerlich und unbequem gefunden; wahrlich nicht mit Unrecht! Die Frage ist nun: ob Monarchien von dreihundert Dörfern dem Wunsche und Bedürfnisse des Deutschen Volkes mehr entsprechen? Wenn die Folge der Begebenheiten diese Frage mit Nein beantworten sollte, werden Sie, Herr Souverän! in Ihrer Billigkeit gewiß die Trostgründe finden, deren Sie dann bedürfen könnten. Ich würde den Verlust jedes Vorrechts verschmerzen, wenn es dem Wohle meines Gesamtvaterlandes zum Opfer gefallen wäre; und so bin ich berechtigt zu erwarten, daß Sie das Opfer Ihrer Souveränität, wenn die wiederherzustellende Reichseinheit es fordert, eben so bereitwillig darbringen werden, als ich das Opfer meiner Hoheitsrechte zu Zwecken darbringen mußte, die mit dem Wohle des Gesamtvaterlandes nichts gemein hatten, sondern demselben geradezu entgegen waren. Im sichern Hafen angekommen bemitleide ich Sie, Herr Souverän! daß Sie noch auf offener See herumtreiben. Ich weiß wohl, Cäsar wollte lieber in Krähwinkel der Erste als der Zweite in Rom sein; aber nicht jeder ist ein Cäsar. Ich meinerseits will in Rom lieber der Hundertste, als in Krähwinkel der Zweite sein.

Mein Interesse ist es also nicht, Ihren Thron stützen zu helfen; auch steht er auf zu schwachen Füßen. Glauben Sie den Schmeichlern nicht die Sie umgeben; glauben Sie mir: Man schätzt Sie gering und ist Ihres Regiments überdrüssig. Sie

vermögen Ihre Unterthanen nicht zu schützen, und sind genöthigt diese zu plagen. Der Despotismus in kleinen Staaten ist um so unerträglicher, je kleinlicher er ist. In großen Reichen trifft er wie ein Schicksal, wie ein Blitz aus den Wolken, oder wie ein anderes Naturereigniß; in kleinen Staaten ist er ein beständiges Hauskreuz, ein böses, keifendes Weib, vor dem man nicht einen Augenblick Ruhe hat. Und kaum sind Sie mit dem Despotismus auf eigne Rechnung fertig, so müssen Sie ihn auch noch von Bundeswegen in Commission nehmen.

Wenn Sie an alle schimpfliche Nachgiebigkeit gegen Ihre mächtigen Nachbarn, an alle Demüthigungen denken, die Ihnen von diesen bereitet wurden, so müssen Sie sich selbst gestehen, daß Sie ein wahrer Märtyrer Ihrer Souveränität sind. Halten Sie fortan nicht mehr daran so fest; haben Sie ein offnes Ohr für die Wünsche und Bedürfnisse der Nation, und fassen Sie einen kräftigen Entschluß. Trauen Sie dabei meiner Erfahrung; wenn einmal die Schmerzen gekränkter Eitelkeit überwunden sind, werden Sie sich in dem Armstuhl eines mächtigen und einflußreichen Unterthanen im Fürstenstande weit glücklicher fühlen, als auf Ihrem vom Sturm bedrohten und gewiegten Throne! —

So sollten die Mediatsfürsten nicht bloß denken, sondern auch reden.

VI.

Xenophon.

Ein kleines Heer, aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, fern vom Vaterlande in einem unbekanntem Lande, von zahlreichen und listigen Feinden umringt, ohne Hülfsmittel als die, welche es in seiner Tapferkeit und in der Ueberlegenheit der Kriegskunst findet, — hat den Anführer verloren, und in dem Heere findet sich Niemand, der diese Stelle als sein Recht ansprechen könnte.

Xenophon ist es, auf den die Wahl fällt und der diese Wahl rechtfertigt, indem er ohne Geld, ohne Reiterei, durch unwirthbare Gegenden, ohne Wegweiser, mitten durch feindliche, kriegerische Völkerschaften hindurch, trotz aller Schwierigkeiten, welche Ungehorsam, Eifersucht, Verrath, Mißtrauen, Habsucht und der wandelbare Sinn der Menge ihm bereiten, den kleinen Haufen mit verhältnißmäßig unbedeutendem Verlust ins Vaterland zurückführt.

Weder erworbenener Kriegsruhm, noch vorher geübter Einfluß, noch Reichthum geben ihm Anspruch auf die Befehlshaberstelle. Sein Ehrgeiz ist mäßig, und er beherrscht keine der Künste, — er verschmäht sie selbst, durch welche die Menge geblendet und gewonnen wird. Aber im Unglück ist er unverzagt und vertraut auf die Götter. Sein thätiger, erfinderischer Geist findet auch in den schwierigsten Lagen noch Hülfsmittel. Durch Wohlwollen und zuvorkommende Dienstfertigkeit erwirbt er sich Freunde; durch sein Beispiel, seine Beredsamkeit, seine Tapferkeit, wie durch seine unermüdlige Sorgfalt für den Soldaten gewinnt er deren Gemüther. Mit Milde und schonender Rücksicht übt er den Befehl.

In der Gefahr sucht die rathlose Menge den Führer; sie vertraut willig dem, der sich selbst vertraut. Wo die Befehlshaberstelle nur Mühe und schwere Verantwortlichkeit, keinen Vortheil bietet, ist die Zahl der Bewerber gering. Verständiges Zureden findet dann williges Gehör; die Noth erzeugt und erhält, auch dem milden Befehl, den Gehorsam. Aber wie die Noth verschwunden, die nächste Gefahr beseitigt ist, Ueberfluß, Hoffnung oder Sicherheit zurückgekehrt sind, erwachen Widerspenstigkeit, Uebermuth, Habsucht, Mißtrauen, Neid. Die Einflüsterungen ehrsüchtiger Nebenbuhler finden Gehör.

Diese Erscheinungen kehren immer wieder, wo die Menge herrscht. — So ist es auch in dem Heere Xenophon's; viel des erduldeten Ungemachs aber ist seinem Charakter zuzuschreiben; denn eben seine menschlich-liebenswürdigsten Eigenschaften machen ihn unfähig zur Herrschaft unter solchen Umständen. Es schwindet dann seine Autorität; Vernunftgründe, gutes Beispiel, frühere Verdienste reichen nicht mehr aus; seine Uneigennützigkeit selbst würde ihn nicht vor Verleumdung schützen, wenn es nicht seine offenkundige Armuth thäte. Nicht mit Milde und Nachsicht wird dann die Herrschaft behauptet; sie kann nur dem bleiben, der mit fester Hand die Zügel führt, und vor Allen dem, der durch Strenge imponirt, der der Macht und der Mittel sich versichert hat, durch Furcht und Hoffnung, durch Strafe und Belohnung auf die Gemüther der Menge zu wirken.

Diese Eigenschaften des Charakters fehlten Xenophon; diese Macht und Mittel hatte er nicht. Sein Ehrgeiz war für den Feldherrn zu mäßig, seine Selbstverläugnung zu groß. Seine fürwahr abergläubische Frömmigkeit gab ihm zwar Muth und Selbstvertrauen in Gefahren, aber wenn das Glück ihm lächelt, wenn sich Gelegenheit zeigt etwas Großes auszuführen, geben ihm seine Orakel, seine Träume und der Flug der Vögel nicht

immer den besten Rath. Sein offenes, redliches Gemüth wird oft von falschen Freunden mißbraucht.

Er ist nicht gleichgültig gegen Glücksgüter; die Hoffnung, sich solche zu erwerben, hatte ihn bewogen sein Vaterland zu verlassen; aber als Feldherr ist er zu edel und uneigennützig, um an seinen Vortheil zu denken; er erwartet Alles von der Dankbarkeit seines Heeres, und nach so vielen Beweisen des schöndesten Unbanks, nachdem er selbst bedroht war zum Tode geführt zu werden, ist er immer wieder bereit seinen Waffengefährten nützlich zu sein, und ihnen in den Gefahren, welche ihr Ungehorsam bereitet hat, mit Rath und That beizustehen.

Er kehrt endlich in sein Vaterland zurück ohne andern Reichtum als seinen Ruhm; — aber seine Muße ist der Nachwelt mehr werth, als seine Kriegsthaten. Ihr verdanken wir die Geschichte seines Rückzugs aus Persien, den er einfach und bescheiden erzählt; woraus wir seinen Charakter, sein militärisches Talent kennen lernen, und viele interessante Notizen über die Kriegskunst der Alten und über die Sitten der asiatischen Völkerschaften schöpfen. Aber mehr als das sind uns die Schriften werth, in denen er seinem geliebten Lehrer, dem Sokrates, das unvergängliche Denkmal gesetzt hat.

VII.

R o s c i u s z k o.

Die Geschichte der Revolutionen zeigt unter den Männern, die sich von kleinem Anfang ausgehend in politischen Stürmen auf die höchste Stufe der Macht emporgeschwungen haben, wenig Charaktere, die so rein und fleckenlos dastehen als Thaddäus Kosciuszko.

Er war der Sohn eines armen polnischen Edelmannes, von Gestalt weder schön noch imposant; aber in seinen unregelmäßigen Gesichtszügen, seiner aufgestülpten Nase, seinem freien Blick lag edle Offenheit, Energie und Kühnheit. — In der Jugend lernte er mit angestrengtem Fleiße; Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland glühte in seiner Brust; seine Erziehung war die eines Soldaten; was ihm an Kenntnissen und Bildung für höhere Verhältnisse abging, bemühte er sich in späteren Jahren nachzuholen.

Eine unglückliche Leidenschaft, — die Liebe zu einem Mädchen, das ihm der Stolz vornehmer und reicher Aeltern versagte, zwang ihn sein Vaterland zu meiden. Der Kampf für die Unabhängigkeit war eben in Nordamerika ausgebrochen; ihm widmete er sein Herz und seinen Arm. Durch Tapferkeit, Klugheit und Menschlichkeit zeichnete er sich so aus, daß Washington ihn zu seinem Adjutanten machte und ihm seine Freundschaft, sein volles Vertrauen schenkte. Selbst die wilden Stämme der Indianer bewunderten seine Kühnheit.

Hier in dem Volkskriege, wo das starre Commando nicht

ausreicht, hat er es gelernt durch Beispiel und Ueberredung auf die Gemüther seiner Untergebenen zu wirken. Hier, wo ihm Washington Vorbild war, hat er gelernt sein feuriges Temperament zu bändigen; hier hat sich der schlichte Bürgersinn, die edle Uneigennützigkeit, die Verachtung des Reichthums und eitler Vorzüge in seinem Gemüthe befestigt, Tugenden, die er im spätern Leben trotz so vieler Versuchungen sich bewahrte.

Die Dankbarkeit der Amerikaner beschenkte ihn mit dem Bürgerrecht und einem Landgute, und mit dem Rang eines Generals kehrte er in sein Vaterland zurück, das von Parteien zerrissen war, aber wo sich die Besten zum Widerstand gegen russischen Uebermuth und Unterdrückung rüsteten.

In den Kämpfen, welche der zweiten Theilung Polens im Jahr 1793 vorhergingen, war er Anführer eines Armeecorps und erfocht mehrere Siege gegen einen zahlreicheren Feind.

Nachdem Polen der Uebermacht unterlegen war verließ er den vaterländischen Boden; aber kaum wagte ein kleiner Heldehaufe den Versuch das Joch abzuschütteln, da stand Kosciuszko mitten unter ihnen. Einstimmig ward ihm die Feldherrnstelle zuerkannt, und bald ernannten ihn die Abgeordneten der polnischen Nation zum Racznik, zum Dictator mit unumschränkter Macht. — So groß war die Liebe, die Bewunderung des Volks für den edlen, uneigennütigen Charakter, so groß das Vertrauen in sein Feldherrntalent, in seinen unerschütterlichen Muth, daß er diese unumschränkte Macht in Gegenwart eines Königs und eines stolzen, bevorrechteten Adels ohne Widerspruch, ohne Eifersucht zu erregen üben konnte, und daß durch ganz Polen der Name Kosciuszko mit Enthusiasmus genannt war.

Unter den ungünstigsten Verhältnissen kämpfte ein unterdrücktes Volk, von Vaterlandsliebe und Freiheitsstimm beseelt, gegen die Uebermacht disciplinirter und steggewohnter Heere; die polnischen Bauern mit Sensen und Piken bewaffnet, gegen die

wohlausgerüsteten und geübten russischen Soldaten; Kosciuszko gegen Suwarow. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glück geführt; aber als in der blutigen Schlacht bei Maciejowice Kosciuszko schwer verwundet in die Hände der Feinde gerieth, da war Polen wirklich verloren; — fallend hatte der Held ausgerufen: *Finis Poloniae!*

In langer und strenger Gefangenschaft genas er langsam von seinen Wunden. Paul, der indeß den Thron Katharina's bestiegen, hatte dem Kosciuszko die persönliche Freiheit nicht allein wiedergegeben, sondern auch durch die glänzendsten Anerbietungen versucht ihn in seinen Dienst zu ziehen. Kosciuszko schlug Ehrenstellen und Reichthümer aus und ging wieder nach Amerika, dem Lande seiner ersten Waffenthaten und glorreichen Erinnerungen.

So trat er ab vom politischen Schauplatz, auf welchen ihn nicht wilber Ehrgeiz, sondern Vaterlandsliebe gerufen hatte. Einige Jahre später lehrte er nach Europa zurück und verlebte als schlichter Bürger den Rest seiner Tage in Frankreich und der Schweiz nur mit wenigen Freunden verkehrend.

Napoleon versuchte es umsonst, ihn in seine Netze zu locken; der Freund Washingtons mißtraute dem ehrgeizigen Eroberer; er wollte sich nicht zu seinen eigennützigen Zwecken mißbrauchen lassen. Aber er nahm unausgesetzt den wärmsten Antheil an den Schicksalen seines Volkes, dessen Blicke noch immer auf ihn gerichtet waren. Die tapfere polnische Legion, die unter Napoleon's Fahnen focht, schickte ihm Sobiesky's Säbel, — ihm als dem Würdigsten.

Kosciuszko zeichnete sich durch edle Einfachheit aus; keine Ausschweifung, kein Laster hat ihn befleckt. — Er liebte die vaterländische Kost — schwarzes Brod und Sauerkraut; er schlief nur wenig, auf harter Matraze und leicht bedeckt. Im grauen Bauernittel, mit der polnischen Czapka, den Säbel über die

Schulter gehängt, erschien er an der Spitze des Heeres. Kein Schwarm von Begleitern und Dienern umgab ihn; treffliche Pferde sein einziger Luxus.

Sein Geist war lebhaft, sein Temperament heftig, aber sein Herz voll Güte, Sanftmuth und Menschenliebe. — In den schwierigsten Verhältnissen hat er die unumschränkste Macht mit der größten Mäßigung ausgeübt, strenge nur wo es die Pflicht gebot.

Seine ritterliche Tapferkeit riß ihn fort, fast mehr als dem Feldherrn ziemt; selten kam er aus einem hartnäckigen Gefecht ohne Wunde.

Alle Eitelkeit war ihm fremd. Einer geistreichen Frau, die ihn bat, die polnische Revolution zu erzählen, gab er zur Antwort: *je l'ai faite, je ne sais pas la raconter.*

Bekannt unter den französischen Republikanern, die er später mit den Adelstiteln des Kaiserreichs wieder fand, traf sein beißen-der Spott.

Er hatte stets die Gesellschaft edler Frauen gesucht und ihnen zu gefallen gewußt; in vorgerückten Jahren war er noch ein angenehmer und lebhafter Gesellschafter; in der Freundschaft war er beharrlich. Er liebte die Natur und die Jugend. Im Greisenalter beschäftigten ihn in ländlicher Zurückgezogenheit mathematische und historische Studien, der Gartenbau und die Erziehung der Tochter seines Freundes.

Er hat nicht sich, sondern einer Idee gelebt; — er wollte das Vaterland vom fremden Joch erlösen und dessen Glück auf eine freie Verfassung gründen. —

Sein Name lebt fort in dem Munde der Polen, — wie die Worte: *Wolność, Catość i Niepodlegtość*, (Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit), die sein Wahlspruch waren.

VIII.

Napoleon.

Napoleon, der dem Maler David auf die Frage, wie er dargestellt sein wollte, die Antwort gab: *Montrez-moi calme sur un cheval fougueux* – hat in dieser kurzen Allegorie den großen Feldherrn und sich selbst geschilbert.

Wer besaß in demselben Grade wie er die Gabe kalter Ueberlegung und kühner Ausföhrung, – diese wesentlichsten Eigenschaften des Feldherrn, die so selten in demselben Menschen vereinigt sind! Mit kalter Ueberlegung faßte er immer die kühnsten Entschlüsse, weil er in sich die Kraft fühlte die ihrer Ausföhrung gewachsen war.

Schon in früher Jugend, als seine Zeitgenossen von dem Enthusiasmus für die Freiheit begeistert waren und die Morgenröthe eines beglückenderen Zeitalters glaubten anbrechen zu sehen, erkannte sein kalter Realismus in der großen Bewegung nur die Gelegenheit zum Emporkommen und einen günstigen Schauplatz für seinen Ehrgeiz. Und dieser Ehrgeiz, wie besonnen gab er ihm im Beginnen Raum! Wie weiß er die Lockungen zu verschmähen, die unter seinem Ziele liegen! Wie weiß er das abzuwarten, was sich von selbst darbieten muß! Wie läßt er sich da suchen und entgegenkommen, wo er weiß, daß er unentbehrlich ist!

Gleich dem Reifen Antäus fühlt er sich nur auf festem Boden stark, und er gebraucht seine mächtige Phantasie wie der Vogel der Wüste die Flügel, nur um die Laufbahn schneller, doch ohne den Boden zu verlassen, zurückzulegen.

Er ist zum Herrscher geboren.

Nach dem 18. Brumaire läßt er mit der größten Gelassenheit die speculativen Politiker, — die Ideologen, wie er sie nennt, — ihre Theorien, ihre Formenlehre des Staates entwickeln; aber wie es zur Sache kommt, nimmt er sich mit fester Hand sein Löwentheil der Gewalt heraus, und den Andern bleibt nichts als die Ueberzeugung, daß die Freiheit einen Herrn gefunden habe.

Er war ein Feind dieser Freiheit, weil er keine Theilung der Macht dulden wollte; und als im letzten Augenblicke seiner Herrschaft die öffentliche Meinung sich zu laut ausdrückte, und der Kaiser der Mitwirkung der Freunde der Freiheit nicht mehr entzathen konnte, sprach er zu ihnen wie zu eigenwilligen Kindern: *Vous voulez de la liberté, on vous en donnera.*

Er kannte die Menschen und verschmähte kein Mittel auf sie zu wirken. Er schmeichelte der Eitelkeit, der Ruhmsucht seines Volkes, und gab ihm die Gleichheit, welche für den Wettlauf auf der Bahn des Glücks Jedem die Schranken öffnete.

Er hat den Muth und die Stärke des Löwen, aber auch die Schlaueheit des Fuchses. Er war fürchterlich in seinem Zorn, aber wo er gewinnen wollte, besaß er die Kunst durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern. Von sich selbst hat er gesagt, daß er sein Herz nie in der Brust habe klopfen gefühlt.

Kein Element der Macht achtet er gering, er weiß, daß die Summe aus Procenten besteht; er geht in alle Einzelheiten ein, überzeugt sich mit eignen Augen, macht sich alle brauchbaren Werkzeuge dienßbar; und erst nachdem er alles vorbereitet hat, was den Erfolg versichern kann, verläßt er den sichern Hafen und breitet vor dem Winde des Glückes seine Segel aus.

Sein Grundsatz ist, daß im Kriege die moralische Ueberlegenheit drei Vierteltheile, die physische Kraft nur ein Vierteltheil zu dem Erfolge beiträgt. Daher sein Bestreben dieses moralische Ueber-

gewicht zu schaffen, zu steigern, zu behaupten, um keinen Preis sinken zu lassen.

Wie ein geschickter Maschinist verbirgt er sein Räderwerk und läßt die Menge nur die Wunder sehen, die er damit schafft. — Seine Unternehmungen müssen die Einbildungskraft der Menschen lebhaft anregen und mit Staunen erfüllen. Er zieht in den Orient; lagert bei den Pyramiden Aegyptens; überschreitet mit seinem Heer die Gipfel der Alpen; er sucht die Fußstapfen Alexanders, Hannibals, Cäsars, Karls des Großen auf und — darf die Vergleichung nicht fürchten.

Wie ein Gewitter zieht er sich über seinen Feinden zusammen und sein Blitz hat sie getroffen, ehe sie ihn vermuthen.

Mit dem Bewußtsein Alles vorbereitet, Alles gethan zu haben, um sich den Sieg zu versichern; mit dem Bewußtsein seiner moralischen Ueberlegenheit; vertrauend auf die Tapferkeit seiner Heere und gewöhnt an die Gunst des Glücks, bringt er bei seinen Operationen den Sieg als eine Gewißheit in Anschlag. Er steigt — und Wehe dem Besiegten! Denn wie er zu siegen versteht, so weiß er den Sieg zu benutzen. Er läßt den Gegner nicht zur Besinnung kommen; er heßt, umstrickt, schlägt ihn, — bis er athemlos, betäubt und entkräftet hinsinkt.

Aber Alles ist auf die Gewißheit des Siegs berechnet, der dem Kühnsten, dem Hartnäckigsten nicht entgeht. Wäre der Sieg ihm bei Marengo, bei Austerlitz entrisen worden, die Folgen der verlorenen Schlacht wären damals ebenso verderblich gewesen als der Rückzug aus Rußland und von den Feldern von Leipzig.

An die Unbeständigkeit des Glücks dachte er nicht eher als bis er sie schmerzlich empfand. Einmal soll er auf dem Gipfel des Glücks und der Macht nachdenklich geworden sein, da er das Grabmal Karls des Kühnen sah und nach der Aufzählung so vieler Siege die Worte las: *Mais enfin la fortune lui ayant tourné le dos etc.*

Das Leben der Menschen schonte er nicht. Auch wo kein Erfolg zu erringen ist, wo der Sieg keine Früchte tragen kann, müssen seine Schaaren für den Ruhm zu sterben wissen, weil seine Macht auf den Glauben an seine Unüberwindlichkeit gegründet ist.

Um den Feind zu überraschen und seine Zwecke zu erreichen, galt es ihm gleich, ob er Tausende durch Geschwindmärsche und durch Entbehrungen aufopferte, oder ob sie durch das feindliche Schwert fielen. Aber in Feindes Land gönnte er seinen Soldaten Wohlleben und Ueberfluß.

Den Muth, den militärischen Enthusiasmus seiner Krieger steigerte er aufs Höchste; Jedem stand Alles offen; das Verdienst suchte er auf und belohnte es. So viele Beispiele des Emporschwingens von der niedrigsten Stufe zu den höchsten Ehrenstellen spornten den Ehrgeiz zur Racheiferung an, und ließen die Tausende vergeffen, die auf dem Wege dahin ihr Grab gefunden hatten.

Sein moralischer Einfluß war so groß, daß schon in den ersten Zeiten seiner Feldherrnschaft nie ein eifersüchtiger Wettstreit seiner Generale gegen ihn aufkam. Er war gerecht gegen das Verdienst, suchte es auf und hob es empor, und weit entfernt von kleinlicher Eifersucht, schaffte er unter dem weiten Schatten seines Ruhms auch anderem Ruhme Platz. So machte er sich alle Kräfte, alle Talente dienstbar; nur die erdrückte er mit starker Hand, die sich gegen ihn geltend machen wollten.

Auf die Gemüther seiner Soldaten übte er eine bewundernswürdige Gewalt, und nicht ohne Wahrheit durfte er denen, die ihm den Vorwurf machten, er habe nicht verstanden das Volk zu gewinnen, antworten: *qu'y a-t-il donc de plus peuple qu'une armée!*

Die Ideen der Freiheit hatte er unter dem Lorbeer erstickt; es war sein Heer ihm ganz ergeben, und auf den Schlachtfeldern riesen

auch ihm die Sterbenden noch ihr Vivat zu — (Caesar morituri te salutant).

Wir mögen die Geschichte durchblättern und die schönsten Momente im Leben großer Männer uns vergegenwärtigen, wir finden keinen, der größer dastände als Napoleon nach der Rückkehr von der Insel Elba, wie er dem Heere, das ihn bekämpfen soll, entgegen geht und es mit den Worten entwaffnet: Hier ist meine offene Brust! Wo ist Einer, der auf seinen Kaiser zielen will?

Seinen Thron umgab er mit Glanz, und wenn er die Entfeste der alten Höfe einführte, worüber er mit Recht getadelt ward, so darf man doch billig zweifeln, ob er an solchen Eitelkeiten hing und selbst von der Herrschaft verblendet wurde, oder ob er es für nöthig hielt den Haufen damit zu blenden.

Seiner Würde hat er nie etwas vergeben. Als nach seiner Rückkehr aus Rußland die ersten Versuche des Widerstandes gegen seine Allgewalt gemacht wurden, war er entrüstet über die ihm ungewohnte Kühnheit, aber noch mehr über die unzeitige und rücksichtslose Klage, die sein Unglück nicht ehrte und die moralische Kraft der Regierung schwächte, als sie derselben am Meisten bedurfte. Mit übermüthigem Selbstgeföhle sagte er da: „Was ist ein Thron — ein Stück Holz mit einem Fexen Sammet überzogen. Frankreich bedarf jetzt mehr meiner, als ich seiner.“

Die Wahrheit, die seinen Zwecken diente, hörte er eben so gern als wenig er die Lüge verschmähte, wenn sie seinen Zwecken dienen konnte. Jede Art von Opposition aber, die der Salons wie die der Tribüne und der Presse, verfolgte und vernichtete er mit unerbittlicher Strenge. Friedrich den Großen, der ein Pasquill, das zu hoch angeklebt war, niedriger aufzuhängen befahl, damit Jeder es bequem lesen könne, hat Napoleon nicht nachgeahmt; denn seine Macht war ein Despotismus, den Glanz und Ruhm umgab und überfirniste. Eine solche Macht hat aber keinen gefährlicheren Feind als die Satire, welche den Glanz

verbunkelt, den Ruhm in den Staub zieht und das nackte Gerüste des Despotismus jedem Auge bloßstellt.

Mag es sein, daß Napoleon sich des eiteln Scheines, der Falschheit und der hohlen Lüge nicht aus Vorliebe für solche Mittel, sondern um der Zwecke willen bediente, die er für gute oder nützliche hielt; — aber daß er solcher Mittel sich bedienen mußte, lag nicht darin das Bekenntniß seiner Schwäche? — entbehrte er, bei allen großen Eigenschaften, nicht darum doch der wahren Größe? —

IX.

Wellington.

Der Herzog von Wellington hat an der Spitze eines kleinen Heeres seinen Namen unsterblich gemacht; er hat in einem langen und schwierigen Kriege gegen zahlreiche, tapfere, steggewohnte Heere nie eine entschiedene Niederlage erlitten; er hat zuletzt den größten Feldherrn des Jahrhunderts besiegt; und doch sind Viele, die ihm die glänzenden Eigenschaften — Genie und Charaktergröße — absprechen.

Aber er war offenbar der rechte Mann für die Verhältnisse, unter denen er wirkte.

Wellington ist kalt, überlegt, vorsichtig, fest und standhaft. Sein kleines, tapferes, wohlausgerüstetes Heer mußte geschont werden, weil der Erfolg schwer war. Eine Niederlage, — und Wellington war gezwungen, seine Unternehmung in Spanien und Portugal aufzugeben und den Kriegsschauplatz zu verlassen. Ja selbst wiederholte, aber zu blutige Siege würden ihn zu Grunde gerichtet haben.

Daher mußte es sein Hauptaugenmerk sein, das Heer in gutem Stande zu halten; und er hatte Charakter genug, der Versuchung zu Operationen, deren fast unzweifelhafter Erfolg seinen Ruhm augenblicklich erhöht haben würde, zu widerstehen, und jener Rücksicht die Aussicht auf größeren Ruhm zu opfern. Die großen Hülfquellen, welche ihm die Reichthümer seines Vaterlandes boten, wußte er wohl zu benutzen.

In einem Lande, wo Verpflegung und regelmäßige Zufuhr so schwierig ist, that er keinen Schritt, ohne sie versichert zu haben.

Seine Disciplin ist streng, und jedes Vergehen wird hart gestraft. In den Ländern, welche er durchzog, hat er, so viel es im Kriege möglich ist, die strengste Mannszucht gehandhabt und dadurch die günstigen Gefinnungen der Einwohner zu erhalten gewußt. Und doch ließ er, um seinen Zweck zu erreichen, die Bewohner ganzer Landstrecken auswandern, die Nahrungsmittel, Communicationen, Mühlen, Brücken, Alles vernichten, woraus der Feind hätte Vortheil ziehen können.

Seine Befehle sind kurz und bestimmt, seine Billigung, sein Lob kalt und abgemessen.

Nie geräth er in heftigen Zorn, und in ruhigen, sehr gemäßigten Ausdrücken verhängt er die schwersten Strafen. Was er verlangt, verlangt er im Namen der Pflicht. Die Leidenschaften, den Ehrgeiz seiner Krieger durch große Belohnungen zu erwecken, hat er nicht versucht, und in einem achtiährigen Kampf gegen ein Heer, in welchem jeder Soldat Hoffnung hatte General zu werden, in welchem so viele, die sich aus Reihe und Glied zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen hatten, zur Racheiferung anspornten, in diesem achtiährigen Kampfe hat Wellington kein Verdienst hervorgezogen, Niemand zu außerordentlicher Beförderung empfohlen, kein Name fast als der Seinige ist mit Ruhm bekränzt daraus hervorgegangen. Im Umgang trocken, stolz, ohne Wohlwollen, — ist er von den Officieren nicht geliebt; aber er hat das volle Vertrauen des Soldaten, der sich für unüberwindlich hält, wenn er unter seinen Augen sieht. Denkende, zu kühne, zu unternehmende Generale sind ihm zuwider; er setzt sie zurück und zieht vor allen die vor, auf deren willenslosen Gehorsam er am meisten zählen kann.

Keine neue Einrichtung, keine wesentliche Verbesserung in

irgend einem Theile der Kriegskunst rührt von ihm her; aber mit unausgesetzter Sorgfalt hat er die starken und mächtigen Naturen seiner Briten durch Uebung und Unterricht zu den unerschütterlichen Schlachthaufen gebildet, an denen sich so oft der Franzosen ungefüme Tapferkeit gebrochen hat.

In Geschäften ist Wellington zurückhaltend, verschlossen, mißtrauisch. Seine Umgebung besteht aus wenig zahlreichen unentbehrlichen Gehülfen, ihm ganz ergeben, erprobt, pünktlich, gewissenhaft in ihrem Gehorsam. Bei seinen Entschlüssen zieht er Niemanden zu Rath, seine Geheimnisse bewahrt er, und nur wenn sie zur Ausführung reifen, theilt er den Vertrautesten aber nur gerade das mit, was ihnen zur Mitwirkung zu wissen nöthig ist.

Auch seinen Bundesgenossen gewährte er keinen Einfluß in seinen Rath; er war taub gegen ihre Bitten, gegen ihre Klagen, nur wenn sie sich seinen Einsichten blind unterwarfen und seinen Befehlen gehorchten, nur dann galt ihm ihre Mitwirkung für etwas, nur dann zog er ihre Hülfe mit in seine Berechnung.

Unerwartete Combinationen, kühne Märsche, die das Reg der feindlichen Operationen zerrissen, Siege durch einen raschen Entschluß, durch einen Blitz des Genies entschieden, — findet man in seinen Feldzügen nicht; aber alle tragen das Gepräge wohlüberlegter, wohl vorbereiteter und mit fester und sicherer Hand ausgeführter Unternehmungen, in denen dem Zufall nichts preisgegeben ist.

Was ihm die Zeit, Ausdauern oder die Befestigungskunst gewähren kann, erkaufte er nicht mit dem Blute seiner Soldaten; mit Fleiß hat er seinen Boden studirt und Stellungen durch die Kunst verstärkt.

Seine Schlachten sind meistens defensiv; in wohlgewählten Stellungen, hinter welchen seine Reserven dem Blick und dem Feuer des Feindes entzogen sind, erwartet er den Feind, und

überläßt es dann der erprobten Tapferkeit seiner Soldaten, den Angriff abzuschlagen. Er selbst, in der Gefahr kalt, standhaft, unerschütterlich, ein Fels, an dem die stürmenden Wogen zerschellen.

Seine Rückzüge sind wohl vorbereitet und nicht übereilt; jeden Abschnitt macht er streitig, und mit jedem Schritt, den er sich seinen Hülfsmitteln nähert, wachsen seine Kräfte in demselben Maße, als sich die des Feindes schwächen, bis er endlich hinter seinen unangreifbaren Linien ruhig abwartet, daß der Hunger seinen Feind aufreibt oder zum Abzug nöthigt.

Großmuth gegen seine Feinde hat er selbst da nicht geübt, wo die Großmuth gegen das Unglück ihm durchaus keinen Nachtheil bringen, ja nur seinen Ruhm erhöhen konnte. Der Haß gegen die Revolution hat solche Gesinnungen bei ihm erstickt; so wie er auch in anderen Verhältnissen niemals Popularität gesucht, ja selbst den Verlust derjenigen, welche sein Kriegsruhm ihm erworben hatte, leicht und mit Geringschätzung der *aura popularis* verschmerzt hat.

Den letzten großen Sieg verdankt er, nächst der Tapferkeit seines Heeres, der Widmung Blüchers, der alle andern Rücksichten dem Vortheil der gemeinschaftlichen Sache aufopfernd, und sich und sein Heer den größten Gefahren bloßstellend, die willkommenen Hülfen brachte, die der schwankenden Schlacht den Ausschlag gab.

Darüber ist nur eine Stimme, daß unter gleichen Umständen Blücher vergeblich auf Wellingtons Hülfen gewartet hätte.

X.

Vierzehn Tage in London.

Als ich den 9. Februar 1835 Bortel verließ um acht Tage im Haag zuzubringen, dachte ich nicht an eine Reise nach England. Aber gleich am ersten Abend machte mir S. den Vorschlag, auf vierzehn Tage nach London zu gehen, das in dem gegenwärtigen Augenblick politischer Aufregung doppelt interessant sein müsse. Der Entschluß war bald gefaßt, die nöthigen Vorbereitungen getroffen, den 17. Februar Abends fuhren wir mit guten Empfehlungen versehen nach Rotterdam, den 18. früh um 7 Uhr schifften wir uns auf dem Dampfschiffe *The Earl of Liverpool* ein.

Die Gesellschaft war zahlreich, gemischt und angenehm. Ich würde sie gut nennen, wenn nicht ein reicher Hamburger Jude dabei gewesen wäre, der außer dem stark ausgeprägten Nationalcharakter noch den Typus der Gemeinheit auf der Stirne trug. Meine Abneigung gegen die Juden gab S. Veranlassung, gegen dieses Deutsche Vorurtheil loszuziehen; ich nahm es geduldig hin, — à charge de revanche.

Die übrigen Reisegefährten waren: Hr. G., ein Gutbesitzer am Rhein mit seiner Englischen Frau, einige junge Engländer, die von einer Reise durch Deutschland zurückkehrten, ein Englischer Marineofficier, unser Kamerad van B. und Andere. Anfangs intriguirte mich ein junger Mann, der an Kappe und Pfeifenquasten die Deutschen Farben trug; ich machte mich an ihn und erfuhr, er sei ein Engländer, der sich seit einem Jahre in Bonn aufhalte, nicht als Student, aber doch zu literarischen

Zwecken. Die Farben trage er nur, weil sie ihm wohl gefielen. Er sprach so gut und geläufig Deutsch, daß ich ihn für einen Deutschen hätte halten können.

Während der Ueberfahrt habe ich mich am meisten mit dem Englischen Marineofficier unterhalten, der meine Fragen über Schifffahrt und Naval tactics mit der größten Gefälligkeit beantwortete. Ich habe von ihm gelernt das Log auszuwerfen, womit man die Geschwindigkeit eines Schiffes mißt. Er belehrte mich über ein neues Instrument, das zu diesem Zweck erfunden worden ist.

Lange vor Tagesanbruch sahen wir den Leuchtturm von Cap Northforeland schimmern; mit der Dämmerung erblickten wir die weiße Kreideküste von Albion; bald darauf den Thurm von Margate. Ein langes, schmales, leichtes Ruderboot kam von daher, nahm einen Passagier von uns auf, die Ruder setzten sich wieder im Takt in Bewegung, und schnell verschwand das Schiffchen vor unsern Augen.

Bei Sheerness ist die Themse etwa vier Englische Meilen breit; hier ist der Ausfluß des Flusses Medway. Der Englische Seemann hatte die Galanterie uns auf dieser Stelle an die Heldenthat des Admirals de Ruiter und des Cornelius de Wit zu erinnern und der ruhmvollsten Epoche der holländischen Marine zu erwähnen. Wenn man keine Rivalen mehr hat, ist die Bescheidenheit wohlfeil und gemächlich; wir wollen also dem Engländer die seinige nicht zu hoch anschlagen.

Während der Reise hatten wir Gelegenheit genug, die politischen Discussionen der Engländer anzuhören, denn diese wurden ununterbrochen und sehr lebhaft fortgesetzt. Fast alle Meinungen, alle Parteien waren vertreten; alle Redner drückten sich gut und geläufig aus und wußten ihre Ansicht zu verfechten. Obgleich die meisten noch sehr jung waren und wahrscheinlich nicht zu den höheren Ständen gehörten, so blieben sie doch stets in den

Schranken der Höflichkeit, und selbst der Ton der Stimme verstieg sich nicht in die kreischende Höhe. Ein junger, sehr bescheidener Whig, den ich fragte, ob man Unruhen in England befürchte, gab mir die Antwort: Nein, gewiß nicht; das Land war niemals so ruhig und niemals so entschlossen. *The country was never so quiet and never so resolute.* — Der Engländer aus Bonn mit den Deutschen Farben war ein gemäßigter Tory, der die Preussische Administration über Alles pries.

Wir fuhren an Gravesend, Woolwich und Greenwich vorbei; je mehr sich die Themse verengt, je mehr man sich London nähert, desto mehr setzt die Menge der Seeschiffe und die ungeheure Bewegung, welche auf dem Flusse und am Ufer herrscht, in Erstaunen; in den Docks sieht man einen Wald von Masten, und die Themse bis zur Londonbrücke ist so mit Schiffen bedeckt, daß man Mühe hat das in Nebel und Rauch gehüllte London hinter den Masten zu entdecken, und daß das Dampfschiff nur mit Mühe sich bis zu dem Customhouse durchwindet. Kurz ehe wir da anlangten, zeigte man uns den ominösen Tower.

Das Customhouse (Zollerhebung ic.) ist ein großes prächtiges Gebäude, das erst im Jahre 1813 errichtet worden ist. Herr D., der Niederländische Gesandte, hatte die Gefälligkeit gehabt, uns einen Lohnbedienten mit einem Wagen entgegen zu schicken. Da unsere Pässe den Zusatz enthielten: „Chargé de dépêches“, wurden wir im Passbureau und bei der Douane zuerst expedirt.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß mein Begleiter die große Gefälligkeit gehabt hat, bei dieser Reise das Amt des Schatzmeisters zu übernehmen. Da er wie fast alle Holländer, besonders die Reichen, den Geist der Ordnung und Sparsamkeit hat, so habe ich mich dabei sehr wohl befunden. Wo es gilt, freigebig und gastfrei, ist er doch im täglichen Leben genau, und wird keinen Heller unnöthig ausgeben. *Parsimonia res*

parvae crescunt. So z. B. würden wir im Customhouse gar nicht visitirt worden sein, wenn sich S. zu einem kleinen Trinkgeld hätte herbeilassen wollen. Aber auf meine Vorstellung gab er mir zur Antwort: Wir haben ja keine Contrebande und auch keine Cile; was sollen wir das Geld wegwerfen. Wir ließen also unsere Bagage eine halbe Stunde lang durchwühlen und zogen dann ab.

Wir fuhren gegen 4 Uhr vom Customhouse ab, durch die City, Strand und Piccadilly nach Albemarle-Street Nr. 19, wo unser Quartier bei Mistress King bestellt war; keine überflüssige Vorsicht in einem Augenblick, in dem London wegen der Eröffnung des Parlaments mit Fremden angefüllt ist. Das Haus der Mrs. King ist kein eigentliches Wirthshaus, sondern board and residence, eine Art Pension für längern Aufenthalt. Die Lebensart ist ganz wie in einem Englischen Privathause; um 9 Uhr Frühstück, Thee, Kaffee und kaltes Fleisch; um 1 Uhr Luncheon, um 6 Uhr Diner, um 8 Uhr Thee. Beim Frühstück liegen fünf bis sechs Zeitungen auf dem Tische. Zum Diner erscheinen die Herren in Schuhen und seidenen Strümpfen. Abends ist Drawing-rooms, eine Art Assemblée, wobei sich die Damen zahlreich am Kamin versammeln; allerlei Bücher, Almanachs und Kupferstiche liegen auf dem Tisch; man spielt Whist oder macht die Conversation, bis um elf oder halb zwölf Uhr Alles sich zur Ruhe begiebt.

Um 6 Uhr setzten wir uns ziemlich müde zu Tische und ließen es uns wohl schmecken; angenehm überrascht von der Eleganz, dem guten Ton und der zuvorkommenden Höflichkeit, die wir an einem Wirthstische nicht so erwartet hatten. Abends gingen wir in's Drurylane Theater und sahen *The King's seal* und *King Arthur*, ein Spectakelstück à la Franconi, in dem nur die glänzenden Costume und die prächtigen Decorationen zu bewundern waren.

Den 20. Februar. Ehe ich meinen Reisebericht fortsetze, will ich mich doch über meine Absicht erklären. Ich denke wie der alte Geschichtschreiber, daß nicht sowohl die Gegenstände und Begebenheiten das Interessante sind, als vielmehr die Meinungen und Ideen, welche sie in den Gemüthern erwecken. Die Merkwürdigkeiten, the cloud capp'd towers, the gorgeous palaces, the solemn temples, alles das ist in Leigh's new picture of London besser beschrieben, als ich es thun könnte; ich will also nur den Eindruck schildern, den Alles auf mich gemacht hat, besonders die Menschen, die ich sah und hörte.

Am vorigen Abend, beim Diner, war lebhaft über die Sprecherwahl debattirt worden, die in demselben Augenblick das Parlament in seiner ersten Sitzung beschäftigte. Manners Sutton, der diese Stelle schon 18 Jahre bekleidet hatte, war der Candidat der Minister, Abercromby der der Whigs. An unserm Tische waren die Tories in der Mehrheit, und auch die respectabelsten Personen, besonders die ältesten. — Die Torydamen, von denen eine, Ms. W., stets meine Nachbarin war, hatten in dieser Beziehung keine große Anziehungskraft für mich. Ein Schiffscapitän wollte 200 Guineen wetten, daß Manners Sutton gewählt würde; ein kleiner radicaler Doctor, der sehr rührig war, widersprach zwar, wollte aber doch die Wette nicht eingehen, wahrscheinlich weil er die 200 Guineen nicht hatte. Ein Infanteriecapitän, der mit seiner jungen hübschen Frau (Lady Georgina) eben aus Corfu zurückgekommen war und ein gemäßigter Whig schien, bot eine andere Wette an: man solle ihm 50 Guineen geben, dann wolle er jeden Tag, so lange die jetzigen Minister am Ruder blieben, eine Guinee zurückgeben. Den Vorschlag adressirte er einem ältlichen fränklichen Mann, dem Herrn Shakspear, der jährlich 8000 Pfund aus Ostindien bezieht und seit einem Jahre bei Ms. King wohnt. Herr Shakspear erklärte, er wolle ihm sein Geld nicht abgewinnen. Jedermann ließ den

Verdiensten des Herrn Manners Sutton Gerechtigkeit widerfahren; nur behaupteten die Whigs, er habe gegen das letzte Ministerium nicht fair gehandelt, da er als Sprecher und folglich als Mitglied des vorigen Ministeriums an einem Conseil Theil genommen, in welchem die Entlassung desselben vom König beschlossen worden sei. Als uns daher den 20sten Morgens beim Frühstück die Zeitungen meldeten, daß in derselben Nacht Herr Abercromby mit einer Mehrheit von 10 Stimmen gewählt war, machten die Tories ein langes Gesicht und die Whigs jubelten.

Nach dem Frühstück besuchten wir unsern Gesandten, den Herrn D., der während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts sehr artig war und allen unsern Wünschen mit der größten Gefälligkeit entgegen kam. So erhielten wir durch ihn gleich den Zutritt im Travellers-Club. Bei Herrn D. fanden wir den Herrn M., unsern Generalconsul; diese Herren belehrten uns über die gegenwärtige Lage der Englischen Politik und das Verhältniß der Parteien. Von da gingen wir zu Lord Howe, dem Lord Chamberlain der Königin, dem ich ein Empfehlungsschreiben der Frau Herzogin zu Sachsen-Weimar an Ihre Majestät überlieferte; dann zur Lady J. B., der Erzieherin der Prinzessin Marianne, für welche S. Empfehlungen hatte.

Nun fingen wir an die Merkwürdigkeiten zu besuchen. Zuerst das Coliseum, ein schönes großartiges Gebäude, das ein Panorama von London enthält; das Panorama ist vom Thurme der St. Paulskirche genommen; es ist gut; mit dieser Besichtigung anzufangen, weil man so am bequemsten sich in London orientirt.

Von da fuhren wir in die Westminsterabtei, wo wir einige Stunden zubrachten und wohl länger geblieben wären, wenn der Führer, der die Monumente zeigte, uns nicht durch seine Stupidität und den unerträglichen Singsang, womit er seine Erklärung ableierte, zur Verzweiflung gebracht hätte. Dieses prächtige gothische Gebäude mit seinen Gräbern und Denkmälern ist gewiß

das Imposanteste, was England aufzuweisen hat. Welche Erinnerungen, welche Empfindungen werden hier geweckt! Aber wie Vieles, das den Eindruck stört! Dahin rechne ich die ekelhaften Wachsfiguren der Königinnen Elisabeth, Maria und Anna, so wie Wilhelms III., Chathams und Nelsons. Diese gehören gewiß nicht an diese Stelle. Hier sind unter einem Dache vereinigt die Gräber der Häuser York und Lancaster, der Maria Stuart und der Elisabeth, Pitt und Fox, Castlereagh und Canning. Eine eigne Stelle, the poets corner, vereinigt die großen Dichter Englands, darunter Shakespeare und Milton; aber auch die Schauspieler Garrick und Kemble haben einen Platz gefunden.

Auf sehr vielen Monumenten ist ausgedrückt, daß sie auf öffentliche Kosten (on public expense, oder by the gratitude of king and parliament) errichtet sind, besonders auf denen der Generale und Seemänner, welche vor dem Feinde geblieben sind. Aber nicht alle diese Denkmäler nennen große Namen, und der Reichthum kann sich hier einen Platz neben dem Ruhme kaufen. Unter den Inschriften habe ich wenig schöne und merkwürdige gefunden, die meisten sind zu lang, und die Bildhauerei hat sich hier mehr Verdienste erworben, als die Dichtkunst und der Lapidarstyl. Die historical description of Westminster-Abbey, its monuments and curiosities ist unvollständig, sie enthält die Inschriften gar nicht oder nur abgekürzt in Englischer Uebersetzung. Die Denkmäler von Pitt und Fox will ich kurz beschreiben, weil beide allegorisch sind und einen merkwürdigen Contrast bilden.

William Pitt ist dargestellt wie er im Senate erscheint; rechts von ihm die Muse der Geschichte, in gebückter Stellung beschäftigt sein Leben zu beschreiben; links zu seinen Füßen die gefesselte Anarchie.

Fox liegt auf einem Kissen, die Freiheit nimmt ihn in ihre Arme auf und unterstützt den Sterbenden; der Friede lehnt sich

im Schmerz auf sein Lager; ein Keger zu seinen Füßen dankt für die Abschaffung des Sklavenhandels.

Auf dem Grabe des William Cavendish Duke of Newcastle hat mir die Stelle wohlgefallen: of a noble family, for all the brothers were valiant and all the sisters virtuous.

Noch zwei Inschriften aus dem vorigen Jahrhundert, in denen sich der Britische Nationalstolz ausspricht. Lord Beauclerk, dem in einer Seeschlacht (1740) auf seinem Verdeck beide Beine abgeschossen wurden, ließ sich nicht verbinden, sondern gab seine Befehle: to fight his ship to the last extremity. Das Denkmal sagt:

'Tis dauntless, loyal, virtuous Beauclerk's urn —
Sweet were his manners as his soul was great,
And ripe his worth, though immature his fate,
Each tender grace that joy and love inspire
Living he mingled with his martial fire,
Dying he bid Britannia's thunders roar
And Spain still felt him when he breath'd no more. —

Auf dem Grabe Daniel Bulteney's steht unter Anderem:

„He exercised virtues in this age, sufficient to have distinguished him even in the best. He served his country always, at Court independent, in the Senate unbiassed. Public men and public things he judged by one constant standard: *the true interest of Britain*; he made no other distinction of party. Gentle, humane, beneficent, he created no enemies on his own account; firm, determined, inflexible, he feared none he could create in the cause of Britain.“

Es war vier Uhr als wir Westminster verließen, und wir hatten bis zum Essen noch zwei Stunden vor uns. Unser Weg nach Hause führte uns an einem Caricaturist-Shop vorbei, wir traten ein. Es ist ein sonderbarer Contrast, kurz nachdem man die Denkmäler abgeschiedener Größe bewundert hat, auf einmal die lebenden Machthaber unter der Geißel der Satire zu erblicken. Ich habe Caricaturen sehr gern. Die Parodie auf dem Boule-

- vordtheater benimmt dem Trauerspiel seinen Werth nicht. Die wahre Größe kann wie Friedrich II. sagen: „hängt das Ding etwas niedriger, daß es die Leute besser sehen können“; die Mittelmäßigkeit ist von der Satire am schwersten zu fassen; die Erbärmlichkeit — welcher Schade, wenn sie ausgepeitscht wird. Aber es giebt noch einen andern Gesichtspunct. So wie die Kunst jedes menschliche Gesicht — die Natur — idealistren kann, indem sie das Schöne hervorhebt, das zu Individuelle mildert, das Häßliche unterdrückt, so kann die Satire jedes Gesicht, indem sie das entgegengesetzte Verfahren beobachtet, zur Caricatur machen. Für die Engländer besonders, deren Porträtmaler immer und so glücklich idealistren, liegt in der Caricatur eine gewisse vergeltende Gerechtigkeit. In der jetzigen Epoche ist die Caricatur besonders unermülich, Wellington und Brougham darzustellen, unter jeder Gestalt und Travestirung sind diese so stark ausgeprägten Köpfe zu erkennen; Wellingtons langes, scharfes, eckiges Gesicht, mit der Habichtsnase; Broughams geistreiches, vorwitziges, mit der etwas trivialen aufgestülpten Nase. So sah ich Ersteren als Doctor of the cannon law, aber am besten nimmt sich Brougham aus als reisendes altes Weib mit der Nachtmütze und einem Besen in der Hand. Auch des Königs offene, freie, gutmüthige Physiognomie ist in dem Bacchanten nicht zu verkennen; aber mit Peels schönen, feinen, sanften, aber weniger bedeutenden Zügen will es dem Caricaturisten nicht so gut gelingen als dem schmeichelnden Porträtmaler.

Wir aßen zu Hause und brachten den Abend im Theater der Ms. Vestris zu. Sie ist eine vortreffliche Schauspielerin und noch schön, obgleich nicht mehr jung. Die Vorstellung schloß mit Telemachus, einem Machwerk in Knittelversen.

Den 21. Februar. Ich fuhr frühe aus, zuerst nach Apsley-House, der Wohnung Wellingtons am Hyde-Park-Corner. General Bagel hatte die Güte gehabt, mir einen Empfehlungs-

brief an Wellington mitzugeben. Ich wurde nicht empfangen, was ich vorhersehen konnte, da in diesem Augenblick die Minister sehr beschäftigt und besorgt waren; nach dem bösen Omen der Sprecherwahl wurde jetzt die Thronrede aufgesetzt und besprochen.

Ich ging in den Hydepart und sah am Eingang eine colossale Statue in Bronze, welche die Englischen Damen Wellington zu Ehren haben errichten lassen. Die Statue stellt, glaube ich, den Achilles vor, der sich im Fliehen vertheidigt. Die Haltung ist so unbestimmt, daß man nicht weiß was man daraus machen soll. Achilles deckt sich mit dem Schilde, die Rechte soll ein Schwert halten, das aber fehlt. Daneben eine Trophäe, die sich aber ausnimmt wie ein Hemd, das zum Trocknen aufgehängt ist. Die Statue soll aus einer antiken Gruppe entlehnt sein, aber so isolirt scheint sie mir gänzlich verfehlt. Sie ist mit einem Gitter umfaßt; die vielen Steine, welche darnach geworfen werden und sich innerhalb des Gitters anhäufen, bezeugen, daß der Held, den die Statue verherrlicht, nicht in der Gunst des steinwerfenden Publicums steht.

Ich fuhr nun an Hollandhouse und Kensington vorbei nach Hammersmith, wo ich die neue suspension-bridge (eine Kettenbrücke von 800 Fuß Spannung) über die Themse besichtigte und dann in Hammersmith-Convent, einem Frauenkloster, die Lady Bedingsfeld auffuchte, die ich in Gent früher gekannt hatte. Von dieser Dame muß ich etwas mehr sagen, da sie nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört.

Lady Bedingsfeld, geborne Ferningham, ist Schwester des Lord Stafford. Obgleich sie tief in den Sechzigen ist, sind die Spuren der Schönheit noch nicht verschwunden, und ihr Körper hält sich aufrecht wie ihr Geist. Die Familie Ferningham gehört zu den alten katholischen Jacobiten, die sich lange nicht entschließen konnten die Succession des Hauses Braunschweig anzuerkennen. Die Ferningham's dienten in dem verfloffenen Jahrhundert in

Oestreich, und Lady Bedingsfeld hat ihre ersten Jugendjahre in Brüssel an dem Hofe der Erzherzogin Christine zugebracht. In ihrem Charakter sind sonderbare Eigenschaften gemischt: exaltirte Religiosität und strenger Katholicismus; aristokratischer Stolz, der an den Erinnerungen des Mittelalters hängt; viel Geist, Belesenheit, Liebe zur Kunst, Wig und ein nur mühsam unterdrückter Hang zur Satire; sie ist eine eifrige Wohlthäterin der Armen und Nothleidenden. Weltlichen Dingen ist sie nicht abgestorben, sie erinnert sich der Huldigungen gern, welche ihrer Schönheit dargebracht wurden, und zeigt wohl den Begünstigten das Bild, das sie als achtzehnjähriges Mädchen darstellt. Den Männern verzeiht sie die galanterie du bon chevalier.

Die Katholiken haben sich nun in England den Whigs angeschlossen, deren Bemühungen ihnen die politischen Rechte wieder verschafft haben; so hat die Schlange der Geschichte den Schweif im Munde. Lady Bedingsfeld nimmt warmen Antheil an der Freiheit der Völker und an allen politischen Fragen. In ihrem Kloster erkundigte sie sich nach meinem Bruder Heinrich *), von dem sie in den Zeitungen gelesen hatte. Ich mußte ihr seine Verhältnisse erzählen, und als ich die Frage: ob ich seine Ansichten und Handlungsweise billigte, kräftig bejaht hatte, schüttelte sie mir die Hand.

Lady Bedingsfeld ist seit sechs Jahren Wittwe; ihr Mann, Sir Richard Bedingsfeld, war ein offner, gutmüthiger, herzlicher und gastfreier Mann, der von Jedermann geliebt wurde. Die Kinder sind in der Welt zerstreut; der älteste Sohn Sir Henry lebt in Mannheim; ein Sohn dient in der Oestreichischen Cavalerie; ein anderer, der in der Englischen Marine diente, ist in der See ertrunken; der jüngste ist in Antigoa in Westindien.

*) Von 1832 bis 1836 Mitglied der zweiten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen und in mehreren Fragen damals Führer der Opposition.

Von den drei Töchtern sind zwei verheirathet, die jüngste ist in Brügge Nonne in einem Carmeliterkloster. Ich habe diese als ganz junges Mädchen in Gent heiter und lebhaft gekannt; doch war das Kloster ihre freie Wahl.

Lady Bedingsfeld hat durch ihre Empfehlungen viel dazu beigetragen mir den Aufenthalt in London angenehm zu machen. Ich hatte mich in Gent immer ihrer besondern Gunst zu erfreuen, und in London hat sie mir zum Abschied ein paar Zeilen geschrieben, auf die ich ganz stolz bin; sie schließen so: „And as you are now become the approved of so many more of my family, pray still remember me.“

In Gent war Lady Bedingsfeld nicht allgemein beliebt, theils wegen ihres Stolzes, theils wegen ihrer Sonderbarkeiten; aber ich hatte sie immer sehr gern. Den Stolz kann ich wohl ertragen (er ist oft ein nütliches Surrogat der Tugend, aber bei ihr war er die Krone ihres Verdienstes; eine Krone, die sie sich, wie heutzutage viele legitime Monarchen, lieber selbst aufsetzte, als aufsetzen ließ); die Sonderbarkeiten aber, — ja die waren für mich eben der Grund, warum ich Lady Bedingsfeld gern hatte. Denn nichts flößt mir mehr Besorgniß ein als der Gedanke, der sich aufbringt bei der Perfectibilität des menschlichen Geschlechts, und bei den raschen Fortschritten, welche es täglich auf dem Wege zur Vortrefflichkeit macht, — ich meine, der Gedanke: die Menschen möchten einmal ganz vollkommen, also ganz gleich werden, denn die Vollkommenheit schließt die Ungleichheit aus. Ich gebe den Philosophen zu bedenken, wie fürchterlich langweilig, wie nicht auszuhalten es auf Erden sein würde. Ich rathe also den Moralisten, wo nicht aus Nachsicht, doch aus Vorsicht, das Kapitel von den Adiaphoris, — den Sachen der Wahl und Willkür — die dem Geschmack und der Neigung überlassen bleiben, — recht großartig zuzuschneiden, damit, so wie ganz ähnliche Zwillinge an einem farbigen Bändchen unterschieden

werden, so die ganz vortrefflichen Menschen an ihren Sonderbarkeiten.

Als ich von Lady Bedingsfeld zurückkam, fuhren wir (S. und ich) nach der London University, brachten eine Stunde in dem Bazar in Sohosquare zu und gingen dann in den Travellers-Club, wo wir die Essensstunde abwarteten; den Abend in's Theater Covent-Garden.

Die London University verdient einer besondern Erwähnung, als einer Unternehmung, die von ausgezeichneten Männern begonnen, um einem gefühlten Bedürfniß abzuhelpen, dennoch nicht den erwarteten Erfolg gehabt hat, weil dabei sehr große Mißgriffe geschehen sind. Die London University wurde gestiftet, um den alten, an Gewohnheit und mittelalterlichen Vorurtheilen klebenden Universitäten von Oxford und Cambridge einen jungen kräftigen Rivalen in der Hauptstadt selbst entgegen zu stellen. Zu diesem Zwecke hatten sich Männer wie John Russell, Macintosh, Brougham, Denman, Abercrombie &c. vereinigt und durch Subscription bedeutende Summen zusammen gebracht. Aber man fing damit an, ein prächtiges Gebäude hinzustellen, welches so viel Geld verschlungen hat, daß nun wenig übrig ist, um gute Professoren zu bezahlen. Die Universität soll wenig prosperiren.

Der 22. Februar fiel auf einen Sonntag. Am Sonntag sind in London die Läden geschlossen und alle öffentlichen Vergnügungen eingestellt; wir benutzten also diesen Tag und das günstige Wetter, um uns in London umzusehen.

Wir gingen zuerst in den St. James Park, St. James Palace, Marlborough House, sahen die Säule, welche dem Herzog von York zu Ehren errichtet ist, da wo sonst Carlton House stand, und wohnten in Horse-guards der Parade bei. Die Garderegimenter sind sehr schön, aber es sind sehr viele junge Soldaten darunter. Die Cavalerie, sowohl die Lifeguards (die roth

gekleidet sind und Bärenmützen tragen), als die Blues (blau und mit Helmen bekleidet) sind sehr gut beritten; die Blues sollen in besonderer Gunst stehen.

Nach der Parade besahen wir den neuen Palast, Pall mall, Charing Cross mit der Statue Karls I., White Hall, die Admirality und Treasury, Westminster Hall und Hospital und Westminster Bridge, alles zu Fuß; dann nahmen wir ein Cabriolet, um durch die City zu fahren und die Facaden der merkwürdigsten öffentlichen Gebäude zu sehen. Wir waren so glücklich von einem sehr intelligenten Cabrioletkutscher geführt zu werden. Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß die Fiacre- und Cabrioletkutscher in London gar nicht mißtrauisch sind; es ist mir mehrmals begegnet, daß ich, nachdem ich Stunden lang gefahren war, ausstieg, um in einen Bazar, Arcade oder anderes Gebäude zu gehen, das mehrere Ausgänge hat; niemals habe ich bei dem Kutscher, den ich warten ließ und noch nicht bezahlt hatte, das mindeste Mißtrauen bemerkt. Dasselbe findet auch in Paris statt; wahrscheinlich sind sie Physiognomiker.

Nachdem wir in der City in London-Coffeehouse unsern Reisegefährten van B. besucht hatten, besahen wir die St. Paulskirche, Southwark und London Bridges, das Monument, welches nach dem Brand von 1666 unter der Regierung Karls II. errichtet worden ist. Diese Säule, von Christoph Wren erbaut, soll eine der schönsten in der Welt sein; sie ist 202 Fuß hoch. Dann sahen wir the mint, mansion house, die Wohnung des Lordmayors, Post office, Guildhall, the Bank of England, East India house, Temple Bar nicht zu vergessen, ein Thor, welches den Eingang der City bezeichnet. Dieses Thor, obgleich von Christoph Wren erbaut, ist nicht eben schön zu nennen, aber es ist dadurch merkwürdig, daß der König, wenn er bei feierlichen Gelegenheiten in die City kommt, hier erst halten ~~muß~~ bis der Lordmayor benachrichtigt ist; der Lordmayor empfängt den König

an diesem Thor, überreicht ihm das Staatschwert, und reitet dann mit entblößtem Haupt vor ihm her.

Dann sahen wir noch Old Bailey oder Newgate, das Gefängniß, wo die Criminalverbrecher bewahrt und hingerichtet werden. Es ist eine Regel der Architektur, daß die Fassade eines Gebäudes den Zweck desselben aussprechen soll; dieser Anforderung entspricht das finstere Newgate vollkommen; eine dicke schwarze Mauer von wenigen mit starken Gittern versehenen Fenstern durchbrochen; die Nischen enthalten allegorische Figuren, Ketten, Halsseisen und die andern Instrumente der peinlichen Gerechtigkeit. Unter der Regierung des jetzigen Königs finden viel weniger Hinrichtungen statt als unter der vorigen; die Verbrechercolonien sind ein Mittel sie fast ganz abzuschaffen.

Wir beschloßen unsere Tournee, indem wir über Smithfield (wo die Viehmärkte gehalten werden) durch die New-City-Road und am Regentspark vorbei nach Hause fuhren. Die prächtigen Gebäude, welche den Regentspark umgeben, gewähren einen herrlichen Anblick; es sind Paläste, Fassaden von sehr verschiedener Architektur, — aber das Innere hat viele Abtheilungen, wodurch diese Paläste zu Privatwohnungen eingerichtet sind. Diese Paläste haben den Namen: Cambridge Terrace, Chester Terrace, Cumberland Terrace u. c.; eines der schönsten ist Hannover Terrace. Clarence Terrace ist von sehr grotesker Bauart.

Wir kamen ziemlich ermüdet zu Hause an und ließen uns beim Kaminfeuer nieder, es war etwa halb 4 Uhr. Zufällig gehe ich in mein Zimmer und finde einen Brief auf dem Tische liegen mit dem Wappen der Königin; es war ein Brief des Lord Chamberlain Carl Howe, der die Anzeige enthielt: *Que Sa Majesté la Reine me donnera audience cet après-midi à 3 heures à Queenshouse St. James palace.* Groß war meine Verlegenheit, denn die Stunde war verstrichen und der Lohnbediente, der die Schlüssel zu meinen Koffern hatte, war zum

Essen gegangen. Ich ließ schnell den Koffer aufbrechen; und obgleich die noch nicht ausgepackte Uniform auch noch nicht gepußt sein konnte, so war ich doch eine Viertelstunde nach dem Empfang des Briefes bereit in den Wagen zu steigen. Da schickte Lord Howe einen Lakaien, um mir sagen zu lassen: es habe nichts auf sich, wenn ich etwa den Brief zu spät empfangen hätte, um zur bestimmten Stunde zu erscheinen; Ihre Majestät die Königin werde mich auch noch um 5 Uhr empfangen. Ich war aber fertig und fuhr nach Queenshouse ab, wo ich mich bei Lord Howe anmeldete, der mich sogleich der Königin vorstellte.

Die Königin empfing mich sehr gnädig und erkundigte sich nach dem Befinden Ihrer Schwester, der Frau Herzogin Bernhard von Sachsen-Weimar und ihrer Familie, dann nach dem Prinzen von Dranien, der eben eine gefährliche Krankheit überstanden hatte. Dann frug sie nach der Dauer meines Aufenthalts; sie wisse von ihrer Schwester, daß ich die Merkwürdigkeiten von London und besonders die militärischen Etablissements zu sehen wünsche; der König werde deshalb Befehle geben. Die Audienz hat etwa eine Viertelstunde gedauert, die Königin sprach Französisch, wahrscheinlich weil Lady Brownlow, die als Lady in waiting zugegen war, kein Deutsch versteht.

Die Königin erinnert beim ersten Anblick gleich an ihre Schwester; die Königin ist zwar etwas kleiner, aber in den Zügen ist große Ähnlichkeit, nur daß in denen der Herzogin Güte und Ruhe, in denen der Königin Geist und Lebhaftigkeit mehr vorherrschend sind. Ihr Auge besonders ist beobachtend und forschend, als wolle es die Gedanken errathen. Ihre Haltung und Bewegung ist voll Würde und Anmuth. Die Königin zeichnet sich durch ihre vortrefflichen Eigenschaften im Privatleben, besonders durch Wohlthätigkeit aus, und ihre Verdienste werden in den höchsten Classen der Gesellschaft allgemein anerkannt. Aber die Meinung hat Eingang gefunden, daß sie den

Tory-Grundsätzen ergeben sei und ihren Einfluß auf den König in diesem Sinne geltend mache; dies hat ihrer Popularität bei dem größern Publicum geschadet. Man behauptet, die Königin lese fast alle Zeitungen und politische Schriften, und ignorire nichts von dem, was im Publicum verbreitet werde. Während meines Aufenthalts in London habe ich von der Königin sehr viele Beweise der Gnade erhalten, und Lord Howe, durch dessen Hand ich gewöhnlich die Einladungen, Einlaßkarten und Avis erhielt, war so ausgezeichnet höflich und gefällig, daß ich meinen Dank nicht genug ausdrücken kann. Lord Howe hat mir wenigstens zehn Billets geschrieben, und bei aller seiner Artigkeit muß er doch froh gewesen sein, als ich wieder eingeschifft war.

Die Wohnung der Königin in Queenshouse ist weder groß noch mit Luxus eingerichtet. Der Eingang unterscheidet sich nicht von einem Privathause und gewiß wohnen viele reiche Privatleute prächtiger. Ueberhaupt hat St. James Palace nichts Imposantes; es ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, von Backsteinen erbaut, etwas finster; es hat durchaus nicht das Ansehen eines königlichen Palastes. Die Säle im Innern, in welchen die levees, drawingrooms etc. gehalten werden, sind zwar prächtig, aber doch für diesen Zweck nicht hoch und groß genug. Die meisten sind carmoisinroth mit Gold.

Die Wohnung der königlichen Familie in St. James Palace ist so eng, daß das King's-Closet, das heißt das Zimmer des Königs, in welchem er mit seinen Ministern arbeitet und Conseil hält und welches diesem Zweck entsprechend meublirt ist, an Tagen, wo Diner bei Hofe ist, als Antichambre dienen muß, durch welche die Gäste in den Thronsaal eingeführt werden, worin der Hof sich versammelt. Die meisten kleinen Deutschen Fürsten haben größere und bequemere Wohnungen.

Wir speisten heute zu Hause, und da Sonntags kein Theater offen ist, brachten wir den Abend mit den übrigen Hausgenossen

bei Ms. King im Drawingroom zu. S. . . . machte eine Partie Whist; ich setzte mich auf's Kanapee am Kamin; der kleine radicale Doctor legte neben mich zwei Kissen auf einander, kroch hinauf und fing eine politische Conversation an, bei der er so lebhaft mit Armen und Beinen zappelte, daß ich fürchtete, er würde herunterfallen. Er war ein eifriger Republikaner, und da ich seine Meinung bestritt, hielt er mich für einen Ultratorn. Er behauptete, es könne in der Welt nur noch zwei politische Parteien geben und alle Schattirungen müßten verschwinden. In unserm Boardinghouse war die Gesellschaft gleich Anfangs bemüht unsere politische Meinung zu erforschen, und es gefiel nicht, daß wir bloß zuhörten und fragten. Es ist in England Sitte sich darüber unumwunden auszusprechen. Unsere Ausflucht, daß die Englischen Parteinamen und Interessen auf den Continent nicht ganz anwendbar seien, wollte nicht genügen.

Ich habe bemerkt, daß die Engländer, welche fremde Sprachen kennen, doch lieber ein schlechtes Englisch von den Fremden radbrechen hören, als daß sie sich die Mühe geben wollen, selbst Französisch zu sprechen; ich habe daher während meines Aufenthalts tüchtig Englisch parlirt. In Oestreich lernen die Cavalerristen auf einem Strohmann die Säbelhiebe exerciren; so habe ich auf meinem radicalen Doctor heute das Englische exercirt.

23. Februar. Wir machten ziemlich früh einen Besuch bei dem Gesandten und brachten dann fast den ganzen Tag im brittischen Museum zu. In diesem sind Merkwürdigkeiten sehr verschiedener Art in großen Sälen vereinigt. Man erbaut jetzt ein größeres Gebäude um die stets zunehmenden Schätze des Museums aufzunehmen. Am längsten verweilte ich bei den Antiquitäten, sowohl bei denen der Natur als bei denen der Kunst. Die fossilen Thierknochen, diese antediluvianischen Rudera, interessiren mich sehr und ich kann nicht ohne Bewunderung an Cuvier denken, der diese thierische Vorwelt aus so wenigen Bruch-

stücken und Ueberbleibseln reconstruirt hat. Hier also sah ich die Reste der Saurier, Mammuth, Mastodonten, des großen Ctenothiers, endlich a fossil human sceleton imbed in limestone from Guadeloupe.

Die Naturgeschichte ist in der neuesten Zeit an beiden Extremen bereichert worden. Die vergleichende Anatomie hat die Thiercolosse wieder zusammengesetzt, welche den Schlamm der eben aus den Wassern hervorgetretenen Erde bewohnt haben und durch andere Revolutionen derselben wieder untergegangen sind. Die Vervollkommnung der Vergrößerungsgläser hat uns in den Infusionsthierchen der verschiedenen Flüssigkeiten einen Reichthum von neuen und monströsen Gestalten entdecken lassen, deren Organisation viel ausgebildeter und complicirter ist, als man bisher vermuthet hatte.

Wenn die Natur — eben so wie viele Politiker — nur die Absicht hätte die größtmögliche Zahl lebendiger Geschöpfe mit dem wenigstmöglichen Aufwand zu erhalten, so würde daraus folgen, daß nach dem Mammuth und Mastodonten auch noch die andern größeren Thiergattungen, endlich der Mensch von der Erde vertilgt werden müßte, um einer Welt von Infusionsthierchen Platz zu machen.

Zu den Antiquitäten der Kunst rechne ich die Mumien, deren mehrere im Museum aufbewahrt werden. Bis jetzt stehen ihre Ansprüche auf Unvergänglichkeit noch unerschüttert, und die Zeit hat ihren Prozeß noch nicht gewonnen; denn die Mumien sind unverfehrt und die Farben so frisch, als wären sie eben aufgetragen. Aber die Zeit ist ein lästiger Gegner, der immer appellirt und keine letzte Instanz kennt.

Endlich noch die merkwürdigen Antiquitäten der Freiheit: die Magna Charta. Frau von Staël hat Recht; die Freiheit ist alt und die Knechtschaft neu. Was sagen die ältesten Charten, z. B. die Englischen, die von Wilhelm I. im Jahre 1066 ge-

gebene: Willam the King greeteth Willam the Bishop and Godfrey the Portreve, and all the burgesses within London, friendly. And I acquaint you, *that I will, that ye be all there law-worthy as ye were in King Edward's days* u. s. w. Und die Magna Charta Johann's vom Jahr 1209 sagt: The City of London should have all its *ancient privileges and free customs* as well by land as by water etc.

Aber wenn auch die Freiheit alt ist, so hat sie doch als Frauenzimmer sehr oft ihr Costüm geändert. Die Englische Freiheit ruht jetzt auf einer andern Basis als die Magna Charta; sie wird von denselben Mauern beschützt, welche Sparta gegen seine Feinde beschützten.

Es war beinahe 4 Uhr, als wir das Museum verließen. Ich machte noch einen Spaziergang in Regent's Street, der schönsten Straße in London; der Theil zwischen dem Quadranten und dem Circus der Drford Street ist um diese Stunde eine Promenade der fashionablen Welt.

Ich schrieb auch an Lord Waldegrave, den ich in Gent gekannt habe. Er besitzt bei London, in Twickenham, eine der schönsten Villas, Strawberry hill, früher die Besizung des Horace Walpole. Ich hatte die Absicht ihn dort zu besuchen, aber ich erhielt zur Antwort: eine freundliche Einladung nach Ramsgate, wo sich Lord Waldegrave mit seiner Familie jetzt befinde, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Diese Antwort, auf Erinnerungen aus Gent sich beziehend, war unterschrieben Thewton. Der Name war mir ganz unbekannt, und ich konnte mir gar nicht denken, wer diesen Brief geschrieben haben könnte. Endlich erfuhr ich, es sei Lord Thewton der zweite Sohn des Lord Waldegrave, den ich in Gent als Georgy gekannt hatte. Wenn man in England nicht stets das English Peerage zur Hand hat, ist man wegen der Namen und Verwandtschaften stets in Verlegenheit.

Wir aßen zu Hause und gingen dann in's Drurylane-Theater.

Die Königin hatte die Gnade gehabt mir für heute den Zutritt in ihre Privatloge in Drurylane, für morgen den in ihre Loge in Coventgarden zu geben. Man erhält eine Karte vom Lord Chamberlain mit der Aufschrift: admittance to her Majesty's privy box, und kann dann für diesen Tag über die Loge disponiren. Die Loge hat einen abgesonderten Eingang von der Straße; vor der Loge ist ein kleiner eleganter Salon mit einem Kaminfeuer. Heute gab man: the hazard of the die, black ey'd Suzan und King Arthur.

Es ist jetzt nicht die Jahreszeit der guten Vorstellungen und der besten Schauspieler und wir hatten während unseres Aufenthalts nicht Gelegenheit ein Trauerspiel von Shakespeare aufzuführen zu sehen. Die Englische Declamation gefällt mir nicht; die Schauspieler haben in der Aussprache etwas Quietendes. Der Niederländische Gesandte machte uns einen Besuch in der Loge und gab uns einige Auskunft über die Politik des Tages. Der Hof und das Ministerium waren nicht ohne Besorgniß; man schien einige Unruhen, wenigstens einen Volksauflauf bei der Eröffnung des Parlaments zu befürchten. Doch diese Furcht war ungegründet. Die Polemik der Englischen Journale war in diesem Augenblick sehr heftig, ohne wahrhaft interessant zu sein. Von beiden Seiten ewige Wiederholung desselben Raisonnements und Variationen desselben Motivs. Die Parteien werfen sich gegenseitig die Unfähigkeit vor die Regierung zu leiten; jede ist bemüht ihren eignen Success zu prophezeien und das Zweifelhafte als gewiß darzustellen. Der ganze Streit läßt sich in folgende wenige Sätze zusammenfassen:

Die Whigs sagen: England verlangt Reform; wenn ihr Tories keine Reform wollt, so seid ihr im Widerspruch mit der Nation; wollt ihr aber Reform, so seid ihr im Widerspruch mit euch selbst und euren vorigen Prinzipien. Die Nation hat kein Vertrauen in eure Aufrichtigkeit, ihr seid in der Minorität, tretet

ab. Die Tories behaupten: die Opposition selbst ist in Parteien gespalten; Whigs und Radicale sind nicht einig über das Maaß der Reformen. Die Whigs haben nur die Majorität, wenn sie sich den Radicalen in die Arme werfen. Wir wollen Reformen und leisten der Nation Garantie, daß diese mit Maaß und Vorsicht, mit Berücksichtigung wohlervorbener Rechte eingeführt werden. Beurtheilt uns nicht, ohne uns zu hören; wir verlangen *a fair trial*; wartet unsere Gesetzworschläge ab und macht keine factiose Opposition.

Der 24. Februar war der Tag, an welchem der König das Parlament eröffnete. Wir hatten durch die gütige Verwendung unseres Gesandten Eintrittskarten von Lord Cholmondeley erhalten und machten uns früh auf. Wir besahen zuerst die Façade von Sommersethause, die neue Halle, wo Fisch und Gemüse verkauft wird; endlich Westminster Hall, das wir verschlossen fanden, weil eben Reparaturen darin vorgenommen wurden. Um 12 Uhr standen wir vor dem Eingange des Hauses der Lords, wo die Handwerksleute noch beschäftigt waren die letzte Hand anzulegen, um den neuen Saal, der das abgebrannte Haus temporär ersetzen muß, für die Sitzung einzurichten.

Der Saal, wo sich jetzt die Lords versammeln, ist weder groß noch prächtig; ein längliches Bierdeck, dunkelroth tapeziert und ausgeschlagen, an den langen Seiten sind die Galerien für die Peereffes angebracht, die Galerie für die Fremden befindet sich an der schmalen Seite, dem Throne gegenüber; auf der vordersten Seite derselben saßen die Stenographen der verschiedenen Zeitungen.

Nach und nach versammelten sich die Peers und Peereffes in full dress; die Peers in ihren Staterobes, die weltlichen Lords im rothen Mantel mit Hermelin verbrämt, die Richter mit ungeheuren Perrücken, die Bischöfe in ihrem schwarzen Ornate. Die Damen pèle-mêle mit den Lords; der Lord Chancellor und

mehrere der andern Perrücken ließen es an Galanterie nicht fehlen; das Ganze sah mehr bunt als imposant aus.

Einer der jüngsten Bischöfe las einige Gebete ab worin die Bitte vorkam: Gott möge sie Alle vor Eigennuz, Selbstsucht und Parteilgeiſt bewahren. Oh Lord! have mercy upon us!

Bald darauf trat der Herzog von Cumberland ein, der auf seinem Wege zum Parlament von dem Volke mit lautem Brüllen und Zischen empfangen worden war. Um 2 Uhr verkündigte der Donner der Kanonen die Ankunft des Königs. Vor ihm trug der Herzog von Wellington das Staatsſchwert. Der König war im großen Ornate, die schwere Krone auf dem Haupte, die zwar reich und kostbar (ſie soll 1 Million Pfd. Sterling geschätzt werden), aber gar nicht schön ist. Sie wurde für die Krönung Georg's IV. gemacht und hat, glaube ich, nur 4 Bügel.

Der König ließ sich auf dem Throne nieder, gab den Peers Erlaubniß, sich zu setzen und beschied das Haus der Gemeinen, vor der Barre zu erscheinen.

Einige Zeit darauf erschien der Sprecher in seiner Amtskleidung, der schwarzen Toga und der großen Perrücke, an der Schranke des Hauses, gefolgt von einer ziemlich lärmenden Menge von Parlamentsgliedern in ihrer gewöhnlichen Morgentracht; sie hörten die Rede des Königs stehend an. Der König las die lange Thronrede so deutlich und mit so lauter Stimme, daß ich auch nicht eine Sylbe davon verloren habe. Gleich darauf verließ er den Saal. Gern wäre ich im Saale geblieben, um die Discussion und besonders Lord Brougham zu hören, von dem man wußte, daß er reden würde; aber man hatte uns so sehr anempfohlen, ja nicht zu versäumen den Zug des Königs zu sehen, daß wir auf die Straße eilten. Bald fuhr der König in seinem großen Staatswagen vorbei, der sehr altmodisch, reich mit Gold verziert und mit vielen Glasfenstern versehen ist, gezogen von acht Isabellen (cream colour) in floocchi. Vor dem

Wagen her gehen die Yeomans of the guard in ihren rothen Waffenröcken, die battle-axe in der Hand. Die Garben zu Pferd und zu Fuß machten Spalier.

Die Zeitungen haben erzählt, daß der König bei seinem Zuge mit Zischen (groaning) empfangen worden sei; ich habe es nicht gehört. Personen, die zugegen waren, versichern, es sei nur hier und da in einzelnen Gruppen des gemeinsten Volkes gezischt worden. Wohl aber sei das Auszischen und Angrunzen des Herzogs von Cumberland allgemeiner gewesen.

Wer weiß, wie wenig das Vivatrufen bedeutet, und wie es oft au rabais in entreprise gegeben wird, der wird sich auch um das Zischen wenig bekümmern. Beides ist das arbitrium popularis aurae, und dieselbe Gurgel schreit oft Morgens Vive le Roi und Abends Vive la ligue. Aber es scheint mir inconsequent, denen das Pfeifen verbieten zu wollen, denen man das Klatschen erlaubt; mit dem Recht zu loben giebt man auch das Recht zu tadeln. Am Besten gefällt mir der freundliche Gruß, mit dem der Wiener den Kaiser wie einen guten Bekannten bewillkommet.

Die Peel'sche Polizei war in der Nähe des Parlaments sehr zahlreich on duty; die Diener sind unbewaffnet und tragen nur einen kurzen Stab mit einem Knopf. Sie verrichten ihren Dienst mit der größten Höflichkeit; man hört nur die Worte: Gentlemen, ich bitte Sie inständig, Platz zu machen; Gentlemen, ich bedaure, es ist mir nicht erlaubt, sie hier stehen zu lassen. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von den Beamten oder Hülfers, die beauftragt sind am Eingang des Parlaments und im Lobby (dem Vorzimmer oder Vestibule) die Ordnung zu erhalten.

Auf den Straßen zwischen Westminster und Charing Cross war ein solches Gedränge von Menschen und Wagen, daß wir die größte Mühe hatten uns durchzuwinden. Wir hatten aber

Gelegenheit, die vielen schönen Equipagen zu bewundern, welche in der Nähe hielten oder vorbeifuhren. Nachdem wir dem Treiben und Drängen einige Zeit zugesehen hatten, gingen wir durch Cothpur Street nach Pallmall und besuchten die Nationalgalerie, welche heute offen war. Die Nationalgalerie ist eine Gemäldesammlung, die erst im Jahre 1824 von dem König gestiftet worden ist und schon einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat. Doch steht sie noch weit hinter den großen Gallerien in München, Paris, Dresden und Wien zurück. In England sind die Kunstschätze mehr vertheilt und die schönsten und kostbarsten Gemälde schmücken Häuser der Reichen. Die Nationalgalerie enthält einige Raphael, Correggio, Titian, Rubens, van Dyk, Rembrandt, Claude Lorrain, Murillo. Von Englischen Meistern wenig Bedeutendes; ich verweilte bei dem *Mariage à la mode* von Hogarth, es waren die ersten Originalgemälde, die ich von diesem Meister sah, dem die Erklärungen unseres Lichtenberg so viel Witz geliehen haben.

Die Nationalgalerie befindet sich dicht neben dem Travellers-Club, wo wir das letzte Stündchen vor dem Essen zubrachten. In diesem Club, der von Personen des höchsten Standes besucht wird, hat fast Jedermann im Lesezimmer den Hut auf dem Kopfe; das *Sans-gène* an gewissen Orten gehört in England zum guten Ton.

Nach dem Essen gingen wir in's Coventgarden-Theater, wo uns the queen's privy box geöffnet wurde. Man gab wieder die neue Oper *Lestocq*. Das Sujet ist die Verschwörung, welche die Kaiserin Elisabeth auf den Thron gesetzt hat. Es sind einige schöne Decorationen und Ballets darin. Die Musik von Auber soll nicht außerordentlich sein. Ein Duett, wovon das Motiv an das alte Russische Lied: „Schöne Minka“ erinnert, wird immer zum zweiten Mal verlangt.

25. Februar. Heute war Lever des Königs. Der Nieder-

ländische Gesandte wollte uns um 2 Uhr abholen. Wir benutzten den Morgen zu einigen Coursen; das Diorama, das wir sehen wollten, war geschlossen; wir fuhren also in's Pantechnikon, auch eine Art Bazar, wo Waaren und Kunstgegenstände aller Art verkauft werden; meistens second hand. In diesem weitläufigen Gebäude finden sich auch gegen das Feuer gesicherte Räume, in welchen Familien, die sich aus London entfernen, Meubles und Weißzeug &c. deponiren können. Das Merkwürdigste aber ist die ungeheure Menge Wagen aller Art, die in drei verschiedenen Stockwerken hier zum Verkauf angeboten werden; Kinderwagen, Trostky, Tilbury, Giggs, Landau, Reisewagen, Stadtwagen von allen erdenklichen Formen und Namen; ich bedaure, diese Namen nicht notirt zu haben; gewiß über 2000 Wagen, alle schon etwas gebraucht. An jedem hängt ein kleines Bret, auf welchem der Preis steht. Die Preise wechseln von 25 bis 350 Guineen.

Um 2 Uhr fuhren wir in großer Uniform zum Lever. Man kommt erst durch das Wachtzimmer der Yeomans of the guard, das mit Waffen aller Art ausgeschmückt ist; dann in ein Vorzimmer, wo die Namen der Personen, die präsentirt werden sollen, aufgezeichnet werden. Dann folgen drei Säle. In den beiden ersten befinden sich die Personen, welche sich zur Audienz begeben, die dann nach ihrem Rang nach und nach in das dritte oder Audienzzimmer eingeführt werden, in welchem sich der König befindet.

In diesen Zimmern hängen einige große Schlachtgemälde: Tournay, Lille, zwei Seeschlachten, wovon eine die von Trafalgar vorstellt; endlich die Schlachten von Vittoria und Waterloo. Auch die Bilder der Könige aus dem Hause Hannover.

Im Vorzimmer und noch besser im Audienzsaale konnte ich alle merkwürdige Personen, welche sich heute versammelt hatten, ganz in der Nähe sehen. Die Fremden, die durch ihre Gesandten

vorge stellt werden, haben den Vortheil, daß sie im Audienzsaale stehen bleiben können, wo dann alle nachfolgenden an ihnen vorbei defiliren. Ehe die Audienz anfang, kam der Herzog von Wellington zu mir und sagte: er wisse, daß ich einen Empfehlungsbrief an ihn mitgebracht habe, der König selbst habe ihm auch schon Befehl gegeben, mir die militärischen Establishments zeigen zu lassen. Wellington hat noch immer seine decidirte militärische Haltung; die wenigen Haare sind aber nun ganz weiß geworden. Als wir vorge stellt wurden, sprach uns der König Französisch an, kurz, aber sehr artig. Von Gesandten waren zugegen Esterhazy, Pozzo di Borgo, Bülow, Alava der Spanier, der die Feldzüge mit Wellington gemacht hat, Namik Pascha der Türke, Fürst Suzzo der Grieche, und die übrigen *dii minorum gentium*. Sebastiani hatte an demselben Morgen einen Courier erhalten, der ihn nach Paris abrief.

Bülow, mein alter Bekannter aus Frankfurt, war sehr artig und machte mir Vorwürfe, daß ich ihn noch nicht besucht hatte.

Einen großen Contrast bildeten der Türke und der Grieche; der Türke sah bei Weitem am christlichsten aus. Namik Pascha ist ein schöner Mann von mittlerer Größe, hat ein braunes offnes Gesicht mit schwarzem Schnurrbart; die Haltung fest, unbefangen und soldatisch. Er trug einen militärischen Ueberrock mit gesticktem Kragen ganz nach Europäischem Schnitt; eine Kappe auf dem Kopfe mit krapprothem (garance) herabhängendem Koltack, Stiefel, einen reichen Säbel im Gürtel. Die Kappe ist ein häßlicher Ersatz für den Turban.

Der Grieche war ganz in seiner schönen Nationaltracht, wie sie auf dem Bild des Giaur dargestellt ist, und mit Gold bedekt. Er ist sehr jung, schmal und glatt, die Haltung höfisch und insinuant; wie ein Hal wendet er sich durch die Menge.

Namik wird als außerordentlicher Gesandter vom Englischen Gouvernement defrayirt; er soll sehr zufriede sein und sich in

London gefallen; nur klagte er anfangs, daß man vernachlässigt habe ihm schöne Weiber zu geben.

Die Namen vieler Personen, welche ich hier gesehen habe, sind mir entfallen, aber folgende habe ich mir wohl gemerkt. Von den Soldaten Lord Hill, Marquis of Anglesea, Sir A. Barnard; von Englischen Staatsmännern: Peel, Aberdeen, Lyndhurst und Palmerston; den Herzog von Cumberland und Prinz George von Cambridge, denen ich vorgestellt wurde, nicht zu vergessen.

Peel und Palmerston bildeten auch sonderbare Gegenstände. Peel stand im Audienzsaale, dem König fast gegenüber, mit dem Rücken am Kamin, neben ihm Lord Aberdeen. Peel, ein eleganter, noch ziemlich junger Mann, ein feines Lächeln auf den Lippen, die Züge schön, aber nicht sehr bedeutend; Aberdeen, häßlich, hat einen ganz gelben Teint und schwarze glatte Haare. Ich habe lange neben ihnen gestanden. Als ich das Audienzzimmer verließ, fand ich in dem Zimmer daneben eben so mit dem Rücken am Kamin den Lord Palmerston, ein etwas alter Dandy, in London nennt man ihn Cupid Palmerston, er hat eine hübsche Physiognomie. Auch er lächelte vor sich hin, und wie mir vorkam, etwas maliciös. Er soll innerlich wüthend sein, da er sowohl sein Ministerium als seinen Platz im Parlament verloren hat. Den Nordischen Cabinetten giebt er Haß für Haß und denkt: *I hide my time*.

Wenn es den Whigs gelingt, das jetzige Ministerium zu stürzen, so glaubt man, daß entweder Palmerston oder Durham die auswärtigen Angelegenheiten erhalten werde. Beide sind den Cabinetten sehr zuwider, aber Durham soll bei Weitem der gefährlichste sein. Palmerston, sagt man, ist eitel, leichtsinnig, rankund; Durham dagegen soll in seinen radicalen Tendenzen fest und von eiserner Consequenz sein; dabei klug und keinem fremden Einfluß zugänglich. So sind sie mir geschildert worden, aber freilich nicht von Unparteiischen.

Nach dem Lever warfen wir unsere Uniformen ab und machten einige Coursen, unter andern sahen wir das Kosmorama in Regent's Street.

Wir aßen zu Hause bei Mistress King und gingen dann in Queen's Theater, eines der kleineren Schauspielhäuser. Hier sah ich eine Vorstellung mit großem Vergnügen; es war eine Parodie der Franzosen, durch welche die Engländer wegen der *Anglais et Anglaises pour rire*, die wir vor zwanzig Jahren im Theater des Variétés gesehen haben, das Wiedervergeltungsrecht ausüben. Potier und Brunet übertrieben und waren bloße Caricatur; aber hier wird die Eigenthümlichkeit des Französischen Volkscharacters viel witziger und zugleich mit mehr Billigkeit parodirt, da auch die guten und brillanten Eigenschaften hervorgehoben werden. Ein junger, eitler Franzose kommt ohne Geld nach London; eine junge hübsche Frau, die ihn sieht, lacht über sein fremdartiges Aussehen. Der Franzose ist sogleich überzeugt, sie sei in ihn verliebt. Einen Mann, dem er auf der Straße begegnet, bittet er um Rath, wie er zu seiner vermeintlichen Geliebten gelangen soll, und siehe, der Confident ist der Gemahl. Der Engländer will boren; der Franzose protestirt gegen diese Art zu duelliren und will sich mit dem Degen schlagen; er parirt mit seinem Stock *en tierces* und *en quarts* die Faustschläge des Engländers; komische Scenen; der Franzose wird in's Gefängniß gebracht; hier will er mit seinen Unglücksgefährten eine Conversation anfangen, aber alle die mauffaden Engländer drehen ihm den Rücken zu. Nun beginnt er zu singen, da können es die Gefangenen und der Gefangenwärter nicht mehr aushalten. Durch seine Gewandtheit entschlüpft er aus dem Gefängniß. Also der Franzose wie er leibt und lebt; artig, eitel, gewandt, vorwitzig, tapfer, prahlerisch, gutmüthig, geschwätzig, zubringlich, fröhlich, und im Unglück guten Muths. Der Schauspieler spielte die Rolle vortrefflich und wurde sehr beklatscht.

Den 26. Februar. Da wir heute Vieles zu sehen vorhatten, machten wir uns frühe auf den Weg. Wir fuhren zuerst in das New London Coffeehouse, um van B. abzuholen, und von da an den Tunnel und zu den Docks, oder großen Bassins für die Seeschiffe. — Es sind deren mehrere, die West India Docks, die London Docks, die East India Docks. Wir verweilten bei den letzteren, welche ein sonderbares Schauspiel darbieten. Sie sind erst 1803 angelegt worden, als Hafen für die Schiffe der Compagnie, welche aus Ostindien zurück kamen. Aber in den letzten Jahren, als das Privilegium der Ostindischen Compagnie erneuert werden mußte, hat es bedeutende Veränderungen erlitten. Dahin gehört, daß die Compagnie das Monopol des Handels verloren hat und daß die Britische Regierung die Seefahrt, die sonst von der Kriegsmarine der Compagnie beschützt wurde, nun mit ihrer eignen Marine zu beschützen übernommen hat. So braucht die Compagnie also die Docks nicht mehr, sie hat sie dem Staate angeboten, der aber den Preis zu hoch fand, und diese East India Docks, die vor wenigen Jahren mit Schiffen bedeckt und voll Leben und Thätigkeit waren, stehen nun verödet und leer. Nur einige wenige abgetafelte Dreimaster, *rari natantes in gurgite vasto*, verfaulen darin.

Wenn Venedig und Genua gefallen sind, weil der Welt-handel eine andere Richtung genommen hat, wenn Amsterdam durch die Concurrnz anderer Nationen von seiner Höhe herabgesunken ist, so ist dies das Werk der Jahrhunderte und erinnert an die Vergänglichkeit aller Größe auf Erden. Aber wenn das Rad der Zeit sich allzu rasch umbreht, wenn das, was eben erst mit Ueberlegung und großen Kosten angelegt ist, schnell wie man ein Blatt umwendet, auf einmal unbrauchbar wird und verfällt, dann macht es den widerwärtigen Eindruck einer modernen Ruine; man glaubt einen Palast zu sehen, den die übermüthige Laune eines reichen Verschwenders im vorigen Jahre

erbauen ließ, und in diesem wieder niederreißt, weil der Plan oder die Lage ihm nicht mehr gefällt.

Von da führen wir nach dem Tower. Der Tower ist eine Citadelle, deren Werke einem Angriff mit Artillerie nicht lange widerstehen würden. Viele Merkwürdigkeiten werden hier aufbewahrt, aber die größte Merkwürdigkeit ist er selbst, wegen der historischen Erinnerungen. Er war der Schauplatz so vieler tragischen Begebenheiten und hat dem Genius Shakespeares Stoff gegeben. Der Tower ist von Wilhelm dem Eroberer erbaut worden und 500 Jahre lang bis zu den Zeiten der Elisabeth ein königlicher Palast gewesen. Hier ward Heinrich VI., hier Clarence, ermordet; man zeigt the bloody tower, wo Richard III. die Brudersöhne ersticken ließ; nicht weit davon the traitors gate, an welchem die Themse vorbeifließt; durch dieses Thor wurden die Staatsgefangenen in den Tower geführt. In dem Beauchamp Tower war das Gefängniß der Anne Boleyn und Jane Grey. Die Kirche St. Peter in vinculis enthält die Gebeine so vieler Staatsverbrecher oder Opfer der Politik, welche auf dem nahen Tower Hill enthauptet worden sind. Um nur der Regierung Heinrichs VIII. zu erwähnen, der den Bischof Fisher, Lord Rocheford, Anne Boleyn, Thomas Cromwell, Catharina Howard, den Herzog von Somerset und den Herzog von Northumberland hinrichten ließ; alle sind in dieser Kirche begraben. Aus späterer Zeit der Herzog von Monmouth — 1685.

Ein Yeoman of the guards, oder Warden, zeigt dem Fremden die Merkwürdigkeiten. Man wird zuerst in Queen Elisabeth's armoury geführt, eine Waffenkammer, in welcher Waffen aller Art, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage, aufbewahrt werden. Diese Sammlung ist sehr interessant und mit Trophäen geschmackvoll decorirt. Man zeigt Waffen und Instrumente zur Tortur, welche der spanischen Armada abgenommen worden sein sollen; es ist aber eine wenig begründete Tradition.

Hier liegt auf einem Block das Hentkerbeil, mit welchem Anne Boleyn und der Graf Essex hingerichtet worden sind; Elisabeths Mutter und Elisabeths Günstling fielen durch dasselbe Beil; die Mutter auf Befehl des Vaters, der Günstling auf ihren eignen.

Man kennt den rührenden Brief, welchen Anne Boleyn aus dem Tower an Heinrich VIII. schrieb, um ihn zu erweichen. Folgendes sind Stellen daraus: I always looked for such an alteration as I now find, for the ground of my preferment, being on no surer foundation than your graces fancy, the least alteration, I knew, was fit to draw that fancy to a new object. Let not any light fancy, or bad counsel of mine enemies withdraw your princely favour from me; neither let that stain, that unworthy stain, of a disloyal heart towards your good grace, ever cast so foul a blot on your most dutiful wife and the infant princess your daughter. Try me, good King, but let me have a *lawful* trial etc. etc.

My last and only request shall be, that myself may only bear the burden of your graces displeasure, and that it may not touch the innocent souls of those poor gentlemen, who as I understand are likewise in strait imprisonment for my sake. If I ever have found favour in your sight, if ever the name of Anne Boleyn has been pleasing in your eyes, then let me obtain this request etc. — —

Am Ende dieser Rüstkammer, hinter einem Vorhang, der weggezogen wird, sieht man die Königin Elisabeth im größten Schmuck auf einem Isabellenpferd, das von einem Wagen geführt wird. Die reiche Kleidung ist ganz nach dem Muster eines Kleides, das die Königin wirklich getragen hat. Sie ist dargestellt in dem Augenblick, wo sie das Englische Heer im Lager bei Tilbury anredet, als man die Landung der Spanischen Armada befürchtete. — In ihrer Rede kamen folgende Worte vor:

Let tyrants fear; I have always so behaved myself, that, under God, I have placed my chiefest strength and safeguard in the loyal hearts and good will of my subjects, and therefore I come amongst you at this time, not as for my recreation and sport, but being resolved, in the midst and heat of the battle, to live or die amongst you all; to lay down for my God and for my kingdom and for my people, my honour and my blood, even in the dust. I know I have but the body of a weak and feeble woman, but I have the heart of a king and of a king of England too etc.

Die anderen Merkwürdigkeiten sind the horse armoury. — Hier steht man viele Englische Könige, Feldherren und Staatsmänner in voller Rüstung zu Pferde. Die meisten Rüstungen sind wirklich von den Personen getragen worden, welche hier vorgestellt sind, alle sind wenigstens aus dem Zeitalter. Es ist ein prächtiger imposanter Anblick. Man sieht hier die Könige von Eduard V. bis auf Jacob II.; dann Leicester, Essex, Strafford; der prächtigste ist Heinrich VIII. Dann sieht man noch: the royal train of artillery, eine Sammlung der verschiedensten Kanonen, von den ersten Zeiten ihres Gebrauchs bis auf unsere Tage.

Ueber diesem Arsenal befindet sich die small armoury, sie enthält 150,000 neue Gewehre in Säulen geschmackvoll aufgestellt. Hier werden auch die Trophäen aufbewahrt, welche die Franzosen in Malta erobert hatten und mit der Fregatte la Sensible nach Frankreich schicken wollten. Die Fregatte ward von den Engländern weggenommen.

Endlich ist noch im Tower der Crown jewel room. Die Kleinodien der Krone werden hier aufbewahrt und dem Publicum für eine kleine Retribution gezeigt. Krone, Scepter, geweihte Gefäße, alles zusammen soll über drei Millionen Pfund Sterling werth sein; sie dienen bei der Krönung und andern großen Feiertlichkeiten.

Wir fuhren nun nach der St. Paulskirche, welche nach der St. Peterkirche in Rom für die schönste gehalten wird. Dieses prächtige Denkmal der neuern Baukunst ist nach dem großen Brand, der die alte Gothische Kathedrale zerstört hatte, die an dieser Stelle stand, von Christoph Wren in einem Zeitraum von 35 Jahren erbaut. Der Grundstein ward 1675 gelegt. Die Westfront am Porticus, von 12 Korinthischen Säulen getragen, ist besonders schön.

Ich bin am wenigsten zu einer Beschreibung dieses Gebäudes berufen, da alle neuen Kirchen, die im Griechischen Styl erbaut sind, keinen Eindruck auf mich machen. Nur die Gothische Bauart spricht den Geist des Christenthums aus, dem sie ihren Ursprung verdankt. In Kirchen von Griechischer Architektur scheint mir Christus bei Jupiter in der Miethe zu wohnen. In den Griechischen Tempel gehören die Bildsäulen der Götter, und ohne die Heiligen sind diese protestantischen Kirchen gar zu kahl. Der Protestantismus, dieser pedantische Schulmeister, hat die Phantasie zum Fenster hinausgejagt und zieht den Verstand mit den Haaren herbei; den Verstand, den widerstrebenden Schüler: *creeping like snail unwillingly to school.* —

Um die monotone Einförmigkeit dieser Architectur etwas zu brechen, hat man endlich im Jahre 1790 angefangen, Monumente und Statuen zu Ehren berühmter Todten hier aufzustellen. Das erste Monument war das von John Howard. Howard tritt auf zerbrochene Fesseln; in der einen Hand hält er den Schlüssel eines Gefängnisses, in der andern eine Papiertrolle mit der Aufschrift: *Plan for the improvement of prisons and hospitals.*

Auch Nelson ist hier begraben, ob er gleich am Tage von Trafalgar ausgerufen hatte: *Victory or Westminster.* Das Denkmal stellt Nelson dar, der sich auf einen Anker stützt; die

Britannia zeigt einigen jungen Matrosen den Seehelden, der ihr Muster sein soll.

Von andern Gräbern sind folgende die merkwürdigsten: Carl Howe (der Sohn steht dem Vater sprechend ähnlich), von Flaxman, Sir Ralph Abercrombie, Lord Rodney, Sir John Moore, Lord Collingwood, General Sir Thomas Picton, und Bonsonby.

Lord Nelsons Reste liegen in der Krypte mitten unter der Kirche in einem Sarkophag von schwarzem und weißem Marmor, der auf einem Piedestal ruht, mit der Aufschrift: Horatio Viscount Nelson.

Im Chor der Kirche über dem Eingang steht eine lateinische Inschrift: Hierunter ist Christoph Wren begraben, der Erbauer dieser Kirche und dieser Stadt; Leser, suchst du sein Denkmal? Blicke um dich!

Der Eindruck, den das Ganze auf mich gemacht hat, ist nicht mit dem der Westminsterabtei zu vergleichen; ohne die großen Todten wäre es eine seelenlose Masse.

Wir hatten für heute in Batts Hotel, Dover Street, unser Diner bestellt und van V. dazu eingeladen. Wir hatten Batts Hotel gewählt, weil wir wußten, daß wir da einige Parlamentsglieder finden würden, welche uns Zugang in die Gallerie verschaffen sollten. So geschah es, diese Herren, die wir nicht kannten und deren Namen ich auch jetzt noch nicht kenne, waren sehr zuvorkommend und bereitwillig. Als bald nach dem Essen machten wir uns auf den Weg.

Als wir ankamen, war es in der Gallerie so voll, daß wir nicht sogleich zugelassen werden konnten; aber unsere Begleiter hatten die Gefälligkeit, uns eine gute Stunde im Lobby (dem Vorzimmer des Parlaments) Gesellschaft zu leisten und uns die merkwürdigsten Parlamentsglieder, welche da beständig aus und eingingen, zu zeigen. Viele bildeten Gruppen im Lobby und waren in eifrigem, selbst lautem Gespräch, so daß wir sie sehr

gut beobachten konnten. Wir sahen so D'Connell, den großen Agitator; Manners Sutton, den durchgefallenen Speaker; Admiral Codrington, den Sieger bei Navarin; Sir Francis Burdett, den bekannten Repräsentanten für Westminster; ferner Robinson, Stanley, Graham und viele andere, deren Namen ich vergessen habe. Besonders machte man uns aufmerksam auf Galley. Dieser ist Boxer gewesen, hat aber durch Wetten und Spielen in den Fonds ein Vermögen von 300,000 Pfund Sterl. erworben und ist nun a perfect gentleman and member of parliament. Er steht ganz anständig aus und hat in seinem Aeußern nichts von einem Athleten. Endlich wurde uns die Gallerie geöffnet und wir drängten uns durch die Menge. Das Haus war dicht voll, über 600 Parlamentsglieder waren gegenwärtig, was beispieillos sein soll. Auch die Gallerie war mit Fremden angefüllt, denn man wußte, daß D'Connell heute eine lange und heftige Rede halten würde. Es war nämlich die Discussion über die Adresse und das vorgeschlagene Amendement. Ich habe also D'Connell, nach mehreren Andern, über zwei Stunden lang reden hören, er sprach sehr deutlich, obgleich mit irischem Accent; aber selbst seine Freunde und Bewunderer waren einstimmig der Meinung, daß er diesen Abend den großen Erwartungen nicht entsprochen habe. Er selbst soll mit sich unzufrieden gewesen sein. Aber welche Rede kann die Zuhörer über zwei Stunden fesseln? Im Anfang wurde seine Rede bald durch das hear der Whigs, bald durch das order, order der Tories unterbrochen, aber zuletzt vereinigten sich beide Seiten des Hauses in dem Rufe: question, question. D'Connell war der letzte Redner über die Adresse.

Der neue Saal des Parlaments ist nur provisorisch, aber er soll doch größer sein als der vorige. Es ist ein langes Viereck ohne allen architektonischen Schmuck, die Wände weiß mit Lambrien von Holz, die Sitze auf den Bänken sind mit grünem

Saffian ausgeschlagen. Die Parlamentsglieder saßen dicht gedrängt, rechts vom Speaker die Minister und die Tories, links vom Speaker die Opposition, Whigs und Radicale. Die Minister und die Chefs der Opposition sitzen immer auf den untersten Bänken und dem Tische vor dem Sprecher am nächsten.

Es war, glaube ich, in dieser Sitzung, daß Lord Stanley zum ersten Mal den Ausdruck gebraucht hat: *my section*, um damit die 56 Mitglieder zu bezeichnen, die gewöhnlich mit ihm stimmen; eine Art *juste milieu* oder Independenten, die sich nicht bestimmt gegen das Ministerium erklärt haben, sondern ihre Stimme nach Umständen der einen oder der andern Partei zuwenden. Sie haben gewissermaßen jetzt die Majorität in ihrer Hand, denn nur wenn diese „Section“ für die Minister stimmt, können diese eine, wenn auch nur sehr kleine, Majorität erlangen.

Dem Fremden auffallend, aber bei näherer Betrachtung bewundernswürdig, ist das *Sans-gène*, die lyrische Unordnung, das Aus- und Eingehen, der heftige und laute Sturm des Beifalls oder der Mißbilligung, ein Sturm, der sich im Augenblick erhebt und wieder legt. Und dabei geht doch Alles ungestört seinen Gang. Der Speaker — um mich des treffenden Holländischen Sprichworts zu bedienen — als Steuermann die Hand am Ruder und das Auge im Segel, aufmerksam auf Alles, ist nur selten genöthigt, seine Macht zu gebrauchen. Der einzige Diener seiner executiven Gewalt ist der *Sergeant at arms*, der ihm am andern Ende des Saals gegenübersteht, ein Greis mit schneeweißem Haar, gepudert, im schwarzen Rock mit dem Stab, dem Zeichen seines Amtes. Bei jeder nur etwas lebhaften Debatte wird der Redner bald durch das *hear, hear!* seiner Freunde, bald durch das *question, question!* (zur Sache) oder *order, order!* seiner Gegner unterbrochen, und wenn die Discussion schon lange gedauert hat, durch den Ruf: *divide, divide!* (zur Abstimmung).

Mein Holländischer Freund war über dieses Lärmen und Loben etwas entrüstet; er, gewöhnt an die gravité sénatoriale unserer Generalstaaten, wo die Redner ihre parallelen Reden (die sie oft zu Hause niedergeschrieben haben) an einander vorbei abhalten, ohne je einen Gegner oder sein Argument zu berühren. Diese Reden erscheinen dann auch in willkürlicher Ordnung und in gehöriger Entfernung nach 14 Tagen im Staats-Courant, für die Leselust des Publicums gewöhnlich noch früh genug. Aber in England liest man die Discussion, die heute Nacht um 2 Uhr im Parlament stattfand, schon am frühen Morgen in den Morning papers.

Was die Beredsamkeit betrifft, so soll das jetzige Parlament viel ärmer sein als in früheren Zeiten. Viele der ausgezeichnetsten Mitglieder, z. B. Lord John Russell, der Chef der Opposition, reden so undeutlich, daß man Mühe hat sie zu verstehen; Peel ist eine glänzende Ausnahme; Brougham sitzt nicht mehr im Unterhause.

Nachdem O'Connell seine lange Rede bei überhand nehmendem Rufe divide! divide! geendet hatte, schritt man zur Abstimmung über Adresse und Amendement, und das Publicum mußte die Gallerie und the lobby verlassen.

Obgleich es 2 Uhr in der Nacht war, blieb doch die Menge in den Gängen und vor den Thüren des Hauses in einer gedrängten Masse versammelt; fast Alles Leute, die der gebildeten Classe angehörten. Während der Abstimmung, die wohl eine halbe Stunde gedauert haben mag, herrschte die Stille der gespannten Erwartung; endlich wurde durch das Schlüsselloch mitgetheilt, das Amendement sei mit einer Mehrheit von — ich glaube — 7 Stimmen angenommen. Nun begann das Jauchzen; die Thüren wurden geöffnet; die Mitglieder, auf deren Zügen Zufriedenheit oder disappointment deutlich zu lesen war, verließen das Haus und mußten sich durch ein Spalier von Zu-

schauern durchdrängen. Der laute Beifall, der den vorübergehenden bekannten Mitgliedern der Opposition zu Theil wurde, ließ keinen Zweifel, welcher Partei die große Mehrheit des Publicums angehöre.

So endigte dieser für uns so interessante Tag.

27. Februar. Ich ging früh aus, um einige Besuche zu machen. Zuerst zu Hrn. Stafford Jerningham, dem Sohn des Lord Stafford und Neffen der Lady Bedingsfeld. Er hatte uns schon mehrmals in Albemarle Street aufgesucht, und seine Dienste angeboten mit der zuvorkommendsten Höflichkeit. Heute machte er mir den Vorschlag, den *train de chasse* des Herzogs von Cumberland zu sehen, frug mich, welchen Tag wir bei ihm essen wollten, und bot mir an, uns im Parlament einen Platz auf den Bänken der Peers zu verschaffen, wo wir besser hören würden. Da ich kein Jäger bin, schlug ich Ersteres aus, nahm aber die Einladung auf den 2. März an.

Von da ging ich zu Bülow, dem Preussischen Gesandten, der mir beim Leber des Königs vorgeworfen hatte, daß ich ihn noch nicht besucht habe. Er war sehr mittheilend; die Englische Luft vertreibt überhaupt die lächerliche Zurückhaltung und die *airs importants* der gewöhnlichen Deutschen Diplomaten. Ich blieb ein paar Stunden bei ihm und er hat mir Manches erzählt, was mir in Beziehung auf die famöse *Conférence de Londres* und unsern Streit mit Belgien neu und von Interesse war.

Dann kam er auf die Politik des Tages und die schwierige Lage des Englischen Ministeriums. Er sagte, das jetzige Ministerium werde sich wohl erhalten, bis die Kirchenreformfrage ernstlich zur Sprache käme; dann würde die Krisis eintreten. Peel genieße die größte Achtung; er sei sehr gemäßigt und praktisch; aber wenn er in den Reformen weit genug gehe um die gemäßigten Whigs für sich zu gewinnen, was wohl seine Absicht

sei, dann würden die incorrigiblen High-Tories ihm zu schaffen machen. Die High-Tories wollen nämlich nicht, daß die großen Revenuen der Anglikanischen Kirche zu andern als kirchlichen Zwecken verwendet werden, und das ist doch das laut ausgesprochene Verlangen der öffentlichen Meinung.

Ich holte nun meinen Reisegefährten ab und wir gingen nach Westminster, wo wir die Gerichtssäle, the court of exchequer, King's-bench und Common pleas sahen. Es war diesen Tag keine Sitzung; die Court of Common pleas hielt eben ihre Sitzungen in Guildhall in der City. Die Säle sind nicht sehr groß, aber bequem eingerichtet. Alle diese Gerichtshöfe stehen dem Publicum offen und man kann den Sitzungen beiwohnen.

Als wir die Gerichtssäle verließen, zog mich die Westminster-Abtei wieder an wo wir ein paar Stunden zubrachten; doch da ich schon von diesen Monumenten gesprochen habe, will ich nicht darauf zurückkommen. Mich verstimmt bei dem Anblick solcher Denkmäler, auf welche fremde Nationen stolz sind, stets der traurige Vergleich mit Deutschland und der Gedanke an seine Zerstückelung. Eine große Nation muß eine große Hauptstadt haben; ich kann mich nur ärgern über die lächerlichen und langweiligen Panglosse, welche behaupten, es sei besser für uns keine zu haben. Eine Hauptstadt, so sagen sie, verschlinge die besten Kräfte des Staats, unterdrücke und zerstöre die schöne Mannigfaltigkeit, die edle Rivalität, die blühende Entwicklung aller Theile. Oh altitudo! das heißt so viel als behaupten, es wäre besser, wenn der Mensch keinen Kopf hätte; theils weil man ihn dann nicht abschlagen könne, theils weil die edelsten Organe dann am ganzen Körper vertheilt werden könnten. Und unsere Deutsche Aristokratie, die es am Schmerzlichsten empfinden muß eines großen Vaterlandes beraubt zu sein; deren Erinnerungen, Interesse, Ehrgeiz am lautesten diese Einheit fordern, —

unsere Aristokratie schweigt oder nennt das Jacobinismus. Der alte Talbot hat Recht: Unsinn du siegst!

Von Westminster gingen wir in die City, sahen einige Buchladen und machten einen Besuch in der Bank of England, wo wir alle Säle durchwanderten, und bei der großen Geschäftigkeit, welche da herrscht, von Niemand bemerkt wurden.

Wir fuhren in einem Omnibus zurück und aßen in Abemarle-Street zu Mittag. Den Abend brachten wir im Adelphi-Theater zu, einem kleinen Theater, das wir gedrängt voll fanden; es ist nicht von der besten Gesellschaft besucht; die Vorstellung zog uns nicht sehr an und wir machten uns nach Hause ohne das Ende abzuwarten.

28. Februar. Morgens beim Frühstück hatten wir Besuche, fuhren dann in's Penitentiary (Millbank) [folgt die Beschreibung].

Der Gouverneur schien mir ein verständiger, wohlwollender Mann, aber gar nicht Enthusiast; er bekannte, daß es mit der Besserung selten gelinge, oder daß sie nicht Stand halte. Und ich erlaube mir den Zweifel, ob das solitary confinement, die Einsamkeit und das Schweigen Menschen bessern könne, die, ihren Erinnerungen und eigenen Gedanken überlassen, wohl schwerlich in guter Gesellschaft sind.

Von hier fuhren wir in die Bierbrauerei von Barclay und Perkins; es ist die größte in London; die Reisenden versäumen selten ihre Bewunderung auszubringen über die Dampfmaschinen, die ungeheuren Rufen und Fässer (eine Rufe enthält, glaube ich, ein paar tausend Gallons), endlich über die colossalen Pferde, welche das Bier in die verschiedenen Quartiere der Stadt bringen.

Als wir die Brauerei verließen, fuhr unser Cabriolet ziemlich schnell durch eine Straße, in welcher ein Gedränge von Wagen und Menschen war; einmal fürchtete ich, es würde anstoßen und umwerfen, ich rief daher unserm Kutscher laut zu: attention! Da entstand bei der umstehenden Menge ein ungeheures Gelächter.

Ich wußte nicht warum und glaubte es durch meine schlechte Aussprache veranlaßt zu haben; aber der Kutscher belehrte mich: man habe gelacht, - weil ich mich des militärischen Commandoworts attention (Achtung) bedient habe. Das take care! das ich in andern Augenblicken wohl gehört hatte, war mir in diesem nicht eingefallen.

Wir besahen nun die Stallungen des Königs, the King's mews genannt, wo die 8 Isabellen stehen, die bei feierlichen Gelegenheiten den königlichen Staatswagen ziehen. Es sind Hannover'sche Pferde. Außerdem befinden sich hier noch schöne Englische Gespanne, aber keine Reitpferde, da der König schon seit längerer Zeit durch einen Leibschaden verhindert ist zu reiten. Die Königin soll sehr gut und schnell reiten.

Zum Schluß fuhren wir in die Zoological Gardens in Regent'spark; eine sehr reiche und merkwürdige Menagerie, die zugleich ein angenehmer Spaziergang ist.

Wir gingen zu Fuß nach Hause durch Regent'street und den Quadrant, fanden Hrn. Stafford Jerningham, der auf uns wartete und ein halbes Stündchen mit uns plauderte; aßen dann in unserm Hotel und brachten den Abend mit den Hausgenossen im Drawingroom zu, wo ich mein Exercitium auf dem Strohmännchen fortsetzte.

1. März. Wir haben es der besondern Gnade der Königin zu danken, daß wir Windsor Castle gesehen haben, denn die königlichen Gemächer werden den Fremden nur auf höchsten Befehl gezeigt. Lord Howe hatte uns gestern zu diesem Behuf einen Brief an die Schloßverwalterin Miß White geschickt, und wir fuhren in einer Stage-coach früh ab. Windsor ist sechs Stunden von London entfernt. Die Stage-coach legt den Weg in 2 1/2 Stunden zurück. Es war schlechtes Wetter und der März machte sein Recht geltend; wir sahen heute auf den Feldern den ersten Schnee in diesem Winter; er blieb aber nicht

liegen. Die Chaussee nach Windsor ist macadamisirt; auch mehrere Straßen in London sind macadamisirt, aber man ist davon zurückgekommen, sie haben den Nachtheil bei schlechtem Wetter sehr kothig zu sein und bei trockenem vielen Staub zu geben. Außerdem sind sie für Straßen, die stark und mit schweren Frachtwagen befahren werden, nicht solid genug und zu häufigen Reparaturen unterworfen.

In Windsor angekommen ließen wir uns zuerst ein Luncheon geben und begaben uns dann ins Schloß. Windsor ist seit Wilhelm dem Eroberer eine königliche Residenz, und fast alle folgende Monarchen haben etwas zu seiner Verschönerung beigetragen. Das Schloß liegt auf einer sanften Anhöhe, ist ganz in Gothischem Styl gebaut, und die Thürme und eingeschnittenen Zinnen geben ihm ein kriegerisches Ansehen. Der große round tower beherrscht das Ganze und gewährt die Aussicht auf London und die umliegende Gegend. Die schöne Terrasse, 1800 Fuß lang, und der Park sollen ihres Gleichen nicht haben, aber das schlechte Wetter verhinderte uns sie zu sehen.

Eine schöne Treppe führt zu den königlichen Appartements. Hier sind die Bilder Eduards III. und des Black prince aufgehängt; ersterer ist der Erbauer des jetzigen Schloffes gewesen. Miß White zeigte uns mit der größten Gefälligkeit alle die prächtigen Gemächer; ich werde bloß erwähnen, was mir besonders gefallen hat.

Vor Allem die schöne Gallerie, die sich durch die ganze Länge des Schloffes hinzieht, auf der einen Seite sind die Fenster, welche auf den Hof gehen, auf der andern die Thüren, durch welche man in die Gemächer gelangt.

Diese Gallerie ist, wenn der Hof Windsor bewohnt, Abends immer erleuchtet, sie ist schön meublirt und von einem Ende zum andern mit Gemälden, Porträts, Bildsäulen und Büsten in Bronze und Marmor geschmückt, welche alle ein historisches Interesse

haben. Vor dem, der diese Gallerie durchläuft, rollt sich gleichsam die Geschichte von England in Bildern ab.

Könige und Königinnen, Staatsmänner, Feldherrn, Gelehrte und Künstler, auch von fremden Nationen, sind in diesem Pantheon vereinigt. Die Elisabeth und Maria Stuart, Marlborough und Eugen, Henri IV. und Sully, Wellington und Blücher, auch Louis XIV. Zu beiden Seiten der Thüren, welche zu den Zimmern des Königs führen, stehen die Büsten von Pitt und Fox. Auch der arme Sheridan fehlt nicht. Wie gern hätte ich stundenlang hier verweilt.

Die Drawingrooms, der eine in grüner Seide mit Gold, der andere in rother Seide mit Gold, sind groß und prächtig. Der Speisesaal, der getäfelt ist, blendet durch das Uebermaß der Vergoldungen.

Wir sahen auch die Schlafzimmer und Wohnzimmer, die meistens mit Familienporträts ausgeschmückt sind. Das Arbeitszimmer des Königs, dessen Fenster auf die Terrasse gehen, ist besonders interessant. In dem Fenstergestimpe hängen noch von der Zeit Georgs IV. die Miniaturporträts der schönsten Frauen seines Reichs. In diesem Zimmer ist Georg IV. nach langem Leiden gestorben. Ein anderes Zimmer, der beauty-room, welcher die Porträts der Schönheiten Carls II. enthält, ist gleichsam das Pendant dazu.

Nachdem uns Miß White gesagt hatte, daß wir nun Alles gesehen hätten, was sie uns zeigen könne, verließen wir das Schloß und gingen in unser Wirthshaus zurück. Hier schlug ich zufällig eine Beschreibung von Windsor auf, und siehe es fand sich, daß wir nur das gesehen hatten, was dem Publicum nicht gezeigt wird, daß aber noch alle Merkwürdigkeiten übrig waren, zu denen Jedermann Zutritt hat. Wir eilten also ins Schloß zurück mit einem Führer, der uns zurecht wies.

Man brachte uns zuerst in die Guard chamber, die mit

Trophäen geschmückt ist, darunter die Rüstungen der Könige Johann von Frankreich und David von Schottland, welche in Windsor gefangen saßen. Hier stehen einander gegenüber die Büsten von Marlborough und Wellington, über dem ersten hängt eine weiße Französische Fahne, die bei Blenheim erobert wurde, über dem zweiten eine dreifarbigte von Waterloo. In demselben Zimmer ist auch das untere Stück des Hauptmastes des Schiffs Victory aufgestellt, auf welchem Nelson bei Trafalgar geblieben ist. Der Mast ist von Kanonentugeln zersplittert.

Hierauf folgt die St. George's Hall, ein grandioser Saal, in welchem das Kapitel des Hosenbandes gehalten wird. Die Wappen aller Ritter des Hosenbandes von den frühesten Zeiten sind hier aufgehängt. Hier hängen auch in einer Reihe die Bilder der Englischen Könige von Jacob I. bis zu Georg IV. in Lebensgröße. Sonderbar sticht Jacob I. in seinem einfachen schwarzen Kleide von Georg IV. ab, der in seiner bunten Kleidung und theatralischen Haltung wie ein Schauspieler aussieht. Es ist mir kaum begreiflich, da das Bild von Thomas Lawrence ist und Georg IV. einen sehr guten Geschmack gehabt haben soll.

Von hier gelangt man in die Gallerie, einen andern schönen Saal, in welchem die Porträts aller Monarchen, Minister und Generale der großen Mächte, welche nach dem Pariser Frieden London besucht haben, aufgehängt sind. Alle diese Bilder sind von Thomas Lawrence, außer das des jetzt regierenden Königs. Es sind Franz I., Alexander, Friedrich Wilhelm III., Georg IV., Wilhelm IV., der Erzherzog Karl, Wellington, Schwarzenberg, Blücher, Platow, Liverpool, Castlereagh, Metternich, Hardenberg, Humboldt, Kesselrode, Münster.

Die schöne Gothische Kirche oder St. George's Chapel haben wir nicht im Detail sehen können, weil eben Gottesdienst darin gehalten wurde.

Wir fuhren gegen 3 Uhr von Windsor ab und nahmen

diesmal einen andern Weg an Eton College vorbei, wo so viele berühmte Männer Englands ihre Erziehung erhalten haben, und das Gray's ode to Eton College verherrlicht.

In unserm Stage-coach saß ein ältlicher Mann, den wir anfangs für einen Geistlichen hielten, der uns aber hernach ganz lustige Geschichten erzählte, unter Andern über Sheridan. J. B. der Prinzregent gab Sheridan den Rath, er möchte rangirter werden und eine Frau nehmen. You must take a wife! Sheridan antwortete: Ihr Rath und Ihr Beispiel ist gut zu befolgen, but whose wife shall I take? Ein andermal sagte Sheridan von einem Gegner im Parlament: des Mannes Phantasie und Gedächtniß sind bewundernswürdig; nur schade, er braucht sein Gedächtniß, wenn er witzig sein will, und seine Phantasie, wenn er ein Factum erzählt.

Wir kamen noch zur Essensstunde in Albemarle Street an, und da es Sonntag und wir überdies müde waren, brachten wir den Abend zu Hause zu. Bei Tische fiel es mir heute auf, daß die Bedienten, wenn sie den Vorlegenden um eine Portion bitten, stets hinzufügen: for a gentleman, or for a lady.

2. März. Wir fingen heute mit einem Besuche bei dem Gesandten an; unsere Abreise blieb auf den 4. festgesetzt, denn obgleich wir noch so Vieles zu sehen hatten, und auch manche Einladungen geeignet waren uns zurückzuhalten, so konnte ich doch meinen Begleiter, homo uxorius, der versprochen hatte nur 14 Tage in London zu bleiben, nicht bewegen, den Aufenthalt zu verlängern. Wir verzichteten also auf den Drawingroom der Königin, auf eine Einladung zum Ball bei Lady Brownlow, auf Woolwich u. s. w. Ich gestehe, es war zu meinem großen Bedauern, da es mich am meisten interessirt hätte die Menschen und geselligen Verhältnisse mehr kennen zu lernen, und dazu war ein kleiner Anfang gemacht.

Lord Howe hatte mich eingeladen ihn um 11 Uhr zu besuchen;

er gab mir einen Brief, der uns als Introduction in Chelsea dienen sollte. Als ich ihm von unserer nahe bevorstehenden Abreise sprach, sagte er: er würde es der Königin melden. Und noch am selbigen Tage erhielt ich ein Billet von ihm, worin er mir ankündigte: Ihre Majestät wolle mich den andern Tag um 5 Uhr noch sehen.

Den Rest des Morgens brachte ich in Coursen zu, ich ging in manchen Läden, um für mich und für andere die mir Bestellungen gegeben hatten, Einkäufe zu machen. Die Läden, die ich besuchte, sind: Aldermann, der Kunsthändler; Gardiner, die größte Landkartenhandlung; Frazer und Egerton, zwei Buchladen, letzterer besonders für militärische Werke; Palmer und Richardson, zwei Cutlers and Manufacturers of Dressing-cases, Writing-desks, Work-boxes, Portfolios and Pocketbooks; endlich Richard Johnston, Sword cutler.

Ich gestehe, es fiel mir schwer in dem Laden von Palmer und Richardson der Verführung zu widerstehen; denn alle diese Kistchen und Chatoullen sind sehr schön und bequem, und die Bereitwilligkeit der Verkäufer, Alles zu öffnen und zu zeigen, sehr groß. Aber mein Reisegefährte hielt mich durch sein gutes Beispiel zurück und ich ließ es bei dem Einfachsten bewenden. Doch darf ich nicht vergessen, daß ich auch einige Schachteln von Palmers improved patent portable pens (cut by the hand) gekauft habe, und diesem Umstand verbankt mein Journal wahrscheinlich sein Dasein; denn wenn ich Federn dazu hätte selbst schneiden müssen, wäre es wohl unterblieben.

Um 4 Uhr hatte uns Herr Jerningham Rendezvous im Lobby des Parlaments gegeben; wir blieben da wohl eine halbe Stunde und ließen die Parlamentsglieder, welche durchgingen, die Revue passiren. Herr Jerningham, Sohn des Lord Stafford, verschaffte uns einen Platz auf den Bänken der Peers, in dem Saale selbst dicht hinter den Sitzen der Parlamentsglieder.

Vor mir saß der Herzog von Cumberland, zu meiner Rechten der Bischof von Worcester, den der Zufall auch am folgenden Tage zu meinem Nachbar an der königlichen Tafel machte.

Es war heute eine interessante Sitzung; nämlich die erste nach der Annahme des Amendements der Adresse, und man war gespannt auf die Entschlieſung, welche die Minister demzufolge faſſen würden. Die Discussion selbst ist aus den Zeitungen bekannt, ich erwähne also nur, daß wir Gelegenheit hatten heute sechs der ausgezeichnetsten Redner zu hören, nämlich Lord John Russell, Sir Robert Peel, Hume, Littleton, Lord Stanley und Spring Rice, ich glaube auch Knatchbull, einen der jetzigen Minister und High-Lory.

Am meisten habe ich Herrn Peel bewundert, nicht sowohl wegen seiner Beredtsamkeit, als wegen seiner Geschicklichkeit und Selbstbeherrschung. Allerdings spricht er am besten von allen Rednern, die ich heute gehört habe; ruhig, deutlich, fließend, treffend, in sehr wohlgeordneter Gedankenfolge. Seine Haltung und Declamation ist schön, einnehmend, nicht ohne Kunst; doch Feuer, Energie und das Gepräge großer geistiger Ueberlegenheit war nicht in seiner Rede.

Aber mit welcher Geschicklichkeit benimmt er sich in einer schwierigen Lage! Während seine Gegner ihn auf alle Art zu reizen suchen, antwortet er mit Gelassenheit, entwickelt seine Gedanken in wohlgeordneter Folge, sucht seine Gegner durch Höflichkeit zu entwaffnen, und erlaubt sich höchstens eine feine Ironie gegen die Angriffe eines Hume und D'Connell. Eine solche Selbstbeherrschung ist gewiß nur dem möglich, der sich bewusst ist, persönlich der größten Achtung auch bei seinen Gegnern zu genießen. Peel erkennt, daß die öffentliche Meinung gegen das Tory-Ministerium und die Art seiner Entstehung aufgebracht ist; er mag vielleicht schon einsehen, daß er sich gegen den drohenden Sturm nicht wird behaupten können; aber er weiß auch, daß

diese Ungunst nicht ihm gilt; er will beruhigen und besänftigen; er vermeidet im Ausdruck wie in der Sache selbst Alles, was aufregende Discussionen veranlassen kann; er sieht ein, daß er sich nur erhalten kann, wenn es ihm gelingt die Gemäßigten und Schwankenden der Gegenpartei für sich zu gewinnen. So hat er heute zum Präsidenten des Comité des Subsidies einen sehr prononcirten Whig, der diese Functionen schon unter dem vorigen Ministerium versehen hatte, vorgeschlagen mit den Worten: er hoffe, die ausgezeichneten Eigenschaften und das bewährte Verdienst des ehrenwerthen Mitgliebes, das er vorschlage, werden ihm alle Stimmen des Hauses zuwenden. Und siehe, die Opposition war gezwungen Peel lauten Beifall zu spenden.

Wir verließen das Parlament um 7 Uhr, um uns umzu- kleiden, denn wir waren bei Herrn Jerningham zum Essen eingeladen. Wir fanden hier Lady Jerningham, die Frau unseres Wirthes, eine sanfte, gutmüthige, recht hübsche Blondine; sie ist eine geborne Howard, ich glaube Nichte des Herzogs von Norfolk. Dann Lady Petre, die Schwester des Herrn Jerningham, eine Englisch-Italiänische Schönheit, dunkelbraunes Haar, blaue Augen, schöne volle Taille, und alles Feuer und Leben; auch Lady Bedingsfeld hatte mir zu Ehren heute ihr Hammersmith- Convent verlassen.

Von Herren waren außer einem Bruder des Herrn Jerningham noch da: Herr Spring Rice, Herr Stanley, Mr. Fox und zwei andere. Herr Spring Rice ist unter dem vorigen Ministerium Minister der Kolonien gewesen, er ist ein Mann von 40 Jahren, elegant, lebhaft, witzig, und wie ich gehört habe, bei den Damen beliebt. Er ist, glaube ich, viel gereift. Als wir zu Tische gehen sollten, stand die Hausfrau ein paar Minuten allein, ohne daß ihr Jemand den Arm anbieten wollte, so daß ich es endlich ich möchte fast sagen aus Ungebuld that. Sie dankte mir mit dem Beisatz, diese Gewohnheit oder *combat de modestie*

zwischen den Herrn sei in England oft sehr lästig und embarrassant für die Hausfrau. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch gelernt, daß man sich in England immer neben die Dame setzt, der man den Arm geboten hat. Also keine Billets auf den Servietten, die jedem Gast seinen Platz anweisen, wo dann manchmal der Hausherr mit seinen Trüffeln und Gänseleberpasteten das Recht erkaufte zu haben meint, einen ehrlichen Mann ganz unbarmherzig während vier langer Stunden zwischen zwei wildfremde und langweilige Menschen einzuteilen.

Die Unterhaltung war lebhaft und interessant. Herr Spring Rice that das Beste dabei. Man sprach meistens von Politik, und die Damen nahmen daran viel Antheil, den wärmsten Lady Petre; aber das scheint in Allem so ihre Natur zu sein.

Einige Aeußerungen des Herrn Spring Rice schienen mir bemerkenswerth, z. B. wer gut auf den Husting's rede, sei auch ein guter Parlamentsredner; nur fließende, populäre, für ganz gewöhnliche Intelligenzen berechnete Reden machen Eindruck auf das Haus; elaborirte, tiefsinnige, akademische Reden seien nicht beliebt. Es sei ein Fehler mehrerer neuer Verfassungen, nur Leute von gewissem Alter, über 30 Jahre, für wählbar zu erklären. Man müsse jung in's Parlament kommen um die Gewandtheit in der Replik und die anderen Eigenschaften in hohem Grade zu erlangen. Dann sprach er über die Verhältnisse der Parlamentsglieder zu den Wählern und über die Nachtheile der delegirten oder cascadirenden Wahlen. Er erzählte, wie er jährlich seine Wähler besuche, ihren Kindern Bonbons bringe u. s. w. Durch directe Berührung werde das Vertrauen des Volkes zum Parlament mehr befestigt.

Dann kam das Verhältniß der Parteien zu einander zur Sprache. Aus der Heftigkeit der Debatten und Journale müsse man nicht auf den persönlichen Umgang schließen; Whigs und Tories sehen sich oft in Gesellschaft; die Verschiedenheit der Ansichten und In-

teressen bringt dort keine Spannung hervor, sondern man begegnet sich mit Höflichkeit. Herr Feringham sagte: Wenn wir länger in London bleiben wollten, würde er uns Männer von allen verschiedenen Farben einladen.

Beim Dessert standen die Damen auf, das Tischtuch ward weggenommen und die Flaschen circulirten. Unsere Trennung von den Damen dauerte keine halbe Stunde; so kurz ist eine Bequemlichkeit für das schöne Geschlecht, und auch die Galanterie muß manchmal Athem holen.

Wir brachten den Abend in dieser Gesellschaft zu, die uns vor wenigen Stunden noch fremd war, und in der wir uns nun schon so heimisch fühlten. Einer der Herrn fragte mich nach meinem Bruder, von dem er oft in der Zeitung gelesen hätte. Er lachte über das Benehmen der Darmstädter Regierung mit dem Zusatz, daß darüber in England das Urtheil aller Parteien einstimmig sei. Mir fällt dabei das Wort eines andern Bekannten ein, der lange in England wohnt; er sagte mir, er habe bei seinem letzten Besuch in der Heimath oft angestoßen, weil ihm nach so langer Abwesenheit die Sittenetiquette des Continents ganz fremd geworden sei.

Die Damen sprachen noch lange von Holland, von Belgien, von der Rheinreise, die sie vorhätten.

Wir blieben bis halb zwölf. Zu Hause fanden wir eine Einladung zur Königlichen Tafel auf morgen 7 Uhr; in diesem Schreiben wurde zugleich meine Audienz bei der Königin abgesetzt: *parceque sa Majesté aura l'occasion de vous voir demain à dîner.*

Den 3. März. In der Einladung zur Königlichen Tafel stand: NB. on dine en frac. Es mußte also unsere erste Sorge sein Erkundigung über die Art, sich zu kleiden, einzuziehen. Da wir unsern Gesandten nicht fanden, mußten wir uns mit unvollständigen Renseignements begnügen. Wir erfuhren: man trage kurze

schwarze Beinkleider (einige Herren tragen auch lange eng anschließende), schwarzseidene Strümpfe, Schuhe mit oder ohne Schnallen, weißes Halstuch (stock), mit oder ohne Schleife oder Knopf, Orden. Der Hut sei gleichgültig, da er vor dem Eintritt in's Zimmer von einem Lakaien abgenommen werde.

Nachdem dieser wichtige Artikel in Ordnung gebracht war, führen wir nach Chelsea und suchten den Lt. Governor des Hospitals auf, dem wir durch Lord Howe empfohlen waren. Es ist der Lt. Colonel Wilson, ein artiger, gefälliger Mann, den wir mit Malerei beschäftigt fanden. Er hatte die Güte uns seiner schönen und liebenswürdigen Frau vorzustellen, die lange in Brüssel gewohnt hat, sehr gut Französisch spricht und uns recht freundlich aufnahm. Als ich Oberst Wilson sagte, es wundere mich, daß er noch so jung und rüstig als Gouverneur eines Hospitals angestellt sei, antwortete er: da er kein Vermögen habe, müsse er sich glücklich schätzen eine Stelle zu bekleiden, mit der einige besondere Emolumente verbunden seien; er verdanke dies der besondern Gnade des Königs und der Königin. Erst am Abend erfuhr ich von Lord Howe, daß ihm seine Verdienste und schwere Blessuren darauf einen Anspruch gaben, den er bescheiden verschwiegen hatte.

Wir sahen nun das Chelsea-Hospital, ein Invalidenhaus, in welchem etwa 500 alte und verstümmelte Soldaten Unterkunft finden, einer davon ist 105 Jahre alt und will bei der Schlacht von Minden gewesen sein.

Dicht dabei befindet sich das royal military Asylum, in welchem 1000 Soldatenkinder erzogen werden (700 Buben, 300 Mädchen). Es ist mir aufgefallen, daß man hier gar nicht die Absicht hat die Knaben vorzugsweise zu Soldaten zu erziehen, sondern daß sie ein beliebiges Handwerk erwählen können. Es liegt darin wahre Großmuth, wenn man bedenkt, daß in England keine Conscriptio besteht, daß der Staat also oft Mühe

hat sich die erforderliche Anzahl Rekruten zu verschaffen. Aber viele dieser Jungen lassen sich freiwillig anwerben.

Wir fuhren darauf nach Greenwich um das Hospital für die Marine zu sehen, das an Größe und architectonischer Pracht das von Chelsea weit übertrifft. Es liegt dicht an der Themse, dahinter auf einer Anhöhe das Observatorium, durch welches die Engländer den ersten Grad des Meridians gehen lassen. Das Greenwich-Hospital enthält Räume für 3000 alte und verwundete Matrosen; es giebt aber noch über zweiunddreißig Tausend auswärtige Pensionärs von der Marine, die nach Verhältnis ihres Grades und ihrer Ansprüche von 4 bis 27 Pfund Sterling jährlich erhalten. Die Pensionärs, welche in dem Gebäude aufgenommen, sind blau gekleidet, haben Alles frei und erhalten die Woche einen Schilling Taschengeld. Mehrere Säle dieses schönen Gebäudes sind mit Statuen der Englischen Seehelden, mit Gemälden von Seeschlachten und anderen Emblemen verziert, die sich auf die Schifffahrt beziehen. Auch die Capelle ist in edlem Stil erbaut und ausgeschmückt.

Wir nahmen in einem Wirthshause von Greenwich ein Luncheon und gingen dann zu Fuß nach der neuen Eisenbahn, welche von London nach Greenwich, vier Englische Meilen weit, geführt wird. Diese Eisenbahn ruht auf einem Viaduct, d. h. auf gemauerten Bogen (jeder Bogen 27 Fuß im Lichten, 27 Fuß Breite und von 15 bis 20 Fuß Höhe, je nach dem Niveau des Bodens), die sich wie ein Römischer Aquäduct ausnehmen. Die Kosten des Baues sind auf 400,000 Pfund Sterling veranschlagt, der jährliche Ertrag (si fabula vera) auf 100,000, die jährlichen Unterhaltungskosten auf 23,000 Pfund; also würde den Unternehmern 77,000 Pfund, id est bei 20 Procent ihres Capitals, jährlich zufließen. Wahrscheinlich ist dieser Ueberschlag gemacht um Actionärs anzulocken. Ich habe das Modell von den Dampfwagen gesehen, welche auf dieser Eisenbahn gehen sollen.

Um 7 Uhr fuhren wir nach St. James Palace. Der Hof versammelt sich in demselben Thronsaal, worin das Leber und der Drawing-room gehalten werden. Bei dem Diner befanden sich außer dem König und der Königin: die Landgräfin von Hessen-Homburg, die Prinzessin Augusta, Prinz Georg von Cambridge, der Herzog von Dorset, Earl of Wilson, Earl und Countess Howe, Earl und Countess Brownlow, Bishop of Worcester, Lord und Lady Wharcliffe, Lord Byron, Sir A. Barnard, Col. Horace Seymour, die Hofdamen u. u.

Lord Howe hatte die Güte mich mehreren Herren vorzustellen; darunter war der General Sir A. Barnard, der im Jahre 1815 in Paris Platzcommandant gewesen ist, und wenn eine Englische Armee wieder auf dem Continent agiren sollte, wahrscheinlich ein großes Commando erhalten würde; dann Lord Byron, der Erbe des Namens des großen Dichters. Lord Byron ist Seemann und seine Offenheit und Gewandtheit trägt dieses Gepräge; er soll ein Liebling des Königs sein, der ihn unterstützt hat, weil es ihm an Mitteln fehlte seinem Rang gemäß zu leben; denn der Dichter hatte ihm den schönen Namen, aber kein Vermögen hinterlassen. Von den Anwesenden trug der König und der Herzog von Dorset das dunkelblaue Band des Hosensandes; fast alle andere Herren trugen ein hellblaues Band als Grand-cordon; es fiel mir nicht gleich ein, daß es der Guelfen-Orden sein müsse; auch dachte ich nicht, daß er in England so häufig sei.

Vor Tische redete mich der König an; seine Fragen leiteten auf Göttingen; der König sagte, er thue sein Möglichstes um Göttingen auf der alten Höhe zu erhalten; aber er habe an Bonn einen gefährlichen Rivalen. Uebrigens sei der Matador in Bonn — A. W. Schlegel — ein Hannoveraner.

Bei Tafel waren Miß Hope Johnston und Miß Hudson, Hofdamen der Königin, meine Nachbarinnen; die erste war lebhaft und gesprächig. Beim Dessert erhob sich die Königin mit

den Damen, die Herren rückten näher zusammen, neben und dem König gegenüber, der sie aufforderte sich einzusetzen.

Lord Wharncliffe, einer der Minister und High-Tory, mußte dem König einen Wortwechsel erzählen, den er am selbigen Morgen im Oberhaus mit Lord Brougham gehabt hatte. Lord Wharncliffe hatte, *par un effort qui lui déchirait la bouche*, erklärt, er sei Reformen nicht abgeneigt, worauf Brougham ihm ironisch Glück wünschte, daß er nun Reformen geworden sei; was nicht Alles aus den Leuten werden könne!

Darauf fiel der Kopf des Königs zurück, und er schlief ein; das dauerte etwa eine Viertelstunde ohne die Conversation zu hindern oder nur zu dämpfen. Als er wieder erwachte ließ er noch einmal trinken, stand dann auf und entfernte sich. Etwa fünf Minuten später folgten die Herren in den Saal, wo die Damen versammelt waren.

Die Königin und die Damen beschäftigten sich mit Arbeiten; der König saß an einem runden Tisch neben der Königin und ließ bald diesen bald jenen kommen, um sich mit ihm zu unterhalten. So sprach er auch eine gute Stunde mit meinem Reisegefährten über Holland und unsere Verhältnisse. Nur die Landgräfin machte eine Partie. Die Kapelle der Königin (*the queensband*), welche vortrefflich ist, spielte mit Unterbrechungen in dem Nebenzimmer.

Lord Howe sagte mir, eine Landsmännin wolle meine Bekanntschaft erneuern; es war Fräulein Stein, die Hofdame der Landgräfin, die ich früher in Homburg gesehen hatte. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich die Landgräfin noch nicht besucht habe, und ich entschuldigte mich mit schlechter Ausflucht. Darauf ließ mich die Königin durch den Prinzen Georg von Cambridge zu sich rufen und sprach lange über hiesige Verhältnisse, über die Lage des Herzogs Bernhard. Sie erkundigte sich besonders, ob ihn das Lager in diesem Jahre nicht verhindern würde, Eng-

land mit der Herzogin in der guten Jahreszeit zu besuchen? Die Königin redete immer Deutsch; der König soll Deutsch nur mit Mühe sprechen.

Eine ziemlich lange Unterhaltung mit dem Prinzen Georg von Cambridge folgte nun; er ist erst 16 Jahre alt, aber voll Leben, und soll sich viel mit Politik abgeben. Seine Fragen gingen sehr in die Sache ein und setzten mich fast in Verlegenheit. So z. B.: was studirt der Prinz Wilhelm von Dranien in Leyden? Als ich mich erkundigte, ob er auch bald Göttingen besuchen würde, gab er mir zur Antwort: Nein, die Göttinger haben sich nicht so betragen, daß ich schicklich dahin gehen könnte. Ich empfahl ihm für solche Dinge das Gedächtniß Heinrichs IV. Dann: Aber Sie sind ja ein Deutscher; wie steht es in Ihrem Lande aus, was halten Sie von den dortigen Zuständen? Darauf ließ ich mich nicht sehr tief ein.

Lady Brownlow (eine der reichsten Frauen in England) lud uns wiederholt zu ihrem Ball ein. Sie hatte eine lange Conversation mit Sch., in der sie ihn versicherte, alle vornehmen Damen in England (*Dames comme il faut*) seien Tories; man müsse England nicht beurtheilen nach den Leuten, die auf dem Continent reisen; das seien Unzufriedene, Bankroutiers, Leute, die zu Hause keine angenehme Existenz hätten. Der jetzige Hof ist allerdings sehr tory; da nach Englischen Sitten gewöhnlich die ersten Hofbeamten mit dem Ministerium wechseln, so hat Lord Howe seine Functionen als Lord chamberlain of the queen's household erst mit dem Tory-Ministerium wieder angetreten.

Wir verließen St. James Palace nach 11 Uhr, und beeilten uns für die Abreise Alles in Bereitschaft zu setzen.

Den 4. März. Früh um 7 Uhr schifften wir uns wieder ein auf dem Dampfschiff Lord Melville; beim Betreten des Schiffes

kaufte ich schnell noch eine Zeitung; ich fand darin das Diner von gestern Abend mit allen Namen.

Die Reisegesellschaft sah ziemlich ärmlich und unfashionabel aus; es waren alles junge Engländer; desto unerwarteter war für uns die interessante Conversation, die sich zwischen diesen Herren entspann. Diesmal war die Politik nicht der Gegenstand, sondern die Kunst. Diese Herren waren Künstler: Maler, Musiker, Dichter; der älteste unter ihnen der Herausgeber des Comic annual. Sie unterhielten sich über den Zustand der Kunst in England, über den Werth und die Eigenthümlichkeiten der jetzt lebenden ausgezeichneten Künstler, und kamen alle darin überein, daß die Kunst Mühe habe Brod zu finden. Einer der jüngsten, der in seinem Außern gar nichts Ausgezeichnetes hatte, sprach besonders gut und treffend; der Verfasser des Comic annual warf manchmal einen Witz dazwischen. Zuletzt verstiegen sich die Herren bis zur Definition der Schönheit, — und das Gespräch nahm so sehr einen Deutschen Charakter an, daß ich eben aus meiner Ecke, in welche ich mich wie eine Spinne verkrochen hatte, herauskommen wollte um an demselben Theil zu nehmen. Aber siehe da, wir waren Margate vorbeigekommen und befanden uns auf offner See; zugleich erhob sich ein Sturm, der Regen strömte herab und die See ging so hoch, daß wir sehr bald darauf Alle seekrank wurden. Der Schwindel und die Uebelkeit ließen uns alle Schönheit und alle Kunst vergessen, jeder eilte auf seinen Bettkasten. Der Sturm währte die ganze Nacht, die Wellen schlugen mit ungeheurer Gewalt an das Boot; der Steuermann wurde einige Male durch dieselben vom Ruder weggerissen und auf das Verdeck geschleudert, aber wir Kranken wußten von keiner Gefahr. Erst den 5. gegen Mittag ließen wir in die Mündung der Schelde ein, und das niedrige Wasser zwang uns wieder den großen Umweg über Willemstadt und Dortrecht zu machen, so daß wir erst gegen Abend in Rotterdam ankamen.

Wir blieben die Nacht da; am andern Morgen früh trennte ich mich von meinem angenehmen Gefährten, dessen Gesellschaft so viel zum Vergnügen und Genuß der Reise beigetragen hatte. Bei der Abrechnung fand sich, daß unsere gemeinschaftlichen Ausgaben nicht ganz 700 Gulden betragen hatten; also etwa 350 Gulden für Jeden.

Ich fuhr den 6. nach dem Haag um einige Depeschen abzugeben, die der Gesandte in London, Herr Debel, für den Minister Verstolk mitgegeben hatte; dann eilte ich zur Herzogin Bernhard, der ich viel von England und dem Hofe erzählen mußte. An demselben Abend war ein glänzender Ball bei dem Prinzen Friedrich, wo ich die ganze Gesellschaft vereinigt fand. Von alten Bekannten: Robert Fagel, Falck, den Minister van Doorn.

Mit diesem Ball schließe ich meinen Reisebericht; ich blieb nur noch wenige Tage im Haag und traf den 10. März wieder in Bortel ein, es war gerade ein Monat verfloßen, seitdem ich es verlassen hatte.

XI.

Vom Kriegswesen in seinen politischen Beziehungen.

(Aus dem Jahr 1836.)

Der Zustand der Heere und Alles, was sich darauf bezieht, hat nothwendig einen großen Einfluß auf die Politik; denn die Erhaltung des Friedens und der wahrscheinliche Erfolg des Krieges hängt davon ab.

Ohne wohlorganisirte Armeen sind Angriffskriege nicht ausführbar; mit dem Gefühl militärischer Ueberlegenheit über die Nachbarstaaten aber, wird ein Staat leicht an die Entscheidung der Waffen appelliren.

§. 1.

Resultate der Französischen Revolution.

Die langen und blutigen Kämpfe der Napoleonischen Epoche waren Kämpfe um die Existenz; alle Staaten machten die äußersten Anstrengungen, um ihren Armeen die größte Vollkommenheit zu geben. Alle Armeen waren damals zahlreich und kriegserfahren, und da nach dem Abschluß des Friedens doch noch lange ein gespannter Zustand blieb, fuhren die Regierungen fort, die Heere, so viel es die Finanzen erlaubten, auf Achtung gebietendem Fuße zu erhalten.

Frägt man nun nach den Veränderungen, welche diese langen Kriege in dem Materiellen des Kriegswesens hervorgebracht haben, so muß man erstaunen, diese auf Weniges reducirt zu sehen. Keine neue Erfindung, die sich bewährt hat, keine wesentliche Veränderung in den organischen Einrichtungen oder in den takti-

schen Vorschriften. Dieselben Exercier- und Dienstreglements, welche vor dem Ausbruch der Französischen Revolution in dieser Armee eingeführt waren, blieben während eines vierundzwanzigjährigen, fast ununterbrochenen Krieges in Kraft, und der größte Feldherr seiner Zeit hielt es nicht für nöthig darin Veränderungen zu machen.

Wollte man aber einwenden, der beständige Kriegszustand habe ihm dazu keine Zeit gelassen, so ist es genug darauf aufmerksam zu machen, daß die neuen Vorschriften, die im Jahre 1830 in Frankreich erschienen sind, wenig oder nichts Neues enthalten. Außer der Vorschrift für das Tirailiren, besteht die wesentlichste Verbesserung in dem Weglassen des Ueberflüssigen und Unpraktischen.

Die taktischen und Dienstvorschriften der Europäischen Armeen stimmen sehr überein; der Unterschied betrifft mehr das Detail, er ist nicht groß genug, um der einen vor der andern eine große Ueberlegenheit im Kriege zu sichern, und schwerlich liegt hier der Hauptgrund künftiger Successes.

Die wichtigste Veränderung in der Organisation ist die Formation der Divisionen und Armeecorps, die an die Stelle der Ordre de bataille in Treffen und Flügel getreten sind; dadurch haben die Heeresstelle eine größere Selbstständigkeit und freiere Bewegung erhalten. Aber alle Heere haben diese Einrichtung.

Die Waffen selbst und ihre Wirkung sind unverändert geblieben. Nur das Material der Artillerie ist in den letzten Jahren (nach Englischem Muster) bei vielen Armeen einfacher, leichter und beweglicher gemacht worden. Die Einführung der Percussionschlösser wird das Feuer der Infanterie vor dem schädlichen Einfluß des Regens bewahren. Auf diese zwei Punkte reduciren sich die Verbesserungen. Ob die Wirkung der Congrève'schen Raketen bedeutend genug ist um die Ausrüstung der Artillerie damit zu compliciren, ist noch sehr problematisch.

Was die Theorie des großen Kriegs betrifft, die Strategie, so sind die wenigen einfachen Principien, auf denen sie beruht, wohl nie so lichtvoll und jedermann zugänglich dargestellt worden, als in unserer Zeit, wo so viele berühmte Generale ihre Feldzüge selbst beschrieben haben. Aber freilich hat sich die Bedanterie, die im Soldatenstand fast nothwendig im Gefolge eines langen Friedens ist, auch dieses Gegenstandes bemächtigt, — sie hat Definitionen und Kunstwörter erfunden, die man wohl auch entbehren könnte. Das Hauptresultat, welches die Erfahrung der letzten Kriege geliefert hat, ist die Einsicht: daß die Stärke der Heere in der Stärke der moralischen Triebfedern liegt; die Ueberlegenheit eines Feldherrn über den andern aber vorzüglich in der Energie seines Charakters und in der Gewalt, die er über die Gemüther seiner Soldaten ausübt. Wer hat das bestimmter ausgesprochen als Napoleon selbst: *à la guerre le moral est pour les trois quarts, la force physique n'est que pour un quart dans les succès.* Dies wird eine anscheinend paradoxe Behauptung rechtfertigen. Ich habe vorhin gesagt, daß die Französischen Revolutionskriege keine bedeutenden Veränderungen im Kriegswesen hervorgebracht haben; und doch, wenn man diese Kriege mit denen früherer Epochen, unter Ludwig XIV. und Friedrich dem Großen, vergleicht, — welcher ungeheure Unterschied in den Resultaten, obgleich Waffen und Kriegskunst dieselben geblieben sind! Früher ward durch lange Kriege kaum eine Grenze verrückt; ganze Feldzüge verliefen ohne entscheidende Schlachten; während in der letzten Zeit oft ein Feldzug von wenigen Wochen und eine Schlacht das Schicksal eines Reiches entschied. Woran liegt das?

Die Waffen waren dieselben; aber die Kriegszwecke, die Gegenstände, um welche gefochten wurde, waren nicht dieselben. An die Stelle der Cabinetsinteressen waren Ideen und Nationalinteressen getreten. Und schon die Alten hatten es erkannt: die

Anstrengungen der Kämpfer steigen mit dem Kampfspreis, und da ist die größte Racheiferung, wo dem Sieger der schönste Lohn geboten wird. Man focht für Ideen, dann für die Existenz, und bei der ungeheuern Anstrengung suchte man von beiden Seiten rasche Entscheidung.

Die Geschichte dieser Kriege zerfällt in drei Epochen. Zuerst siegt der Enthusiasmus für die Freiheit; die revolutionäre Energie über die schulgerechten Heere der Monarchien; und das Genie jugendlicher Feldherren über die Erfahrung der alten. Dann behaupten die steggewohnten Französischen Heere, angeführt von dem größten Feldherrn der Zeit, der ihr Kaiser geworden ist, lange die einmal errungene Ueberlegenheit. Endlich weckt der Druck die Energie der Unterdrückten, und abermals der Enthusiasmus für Freiheit und Unabhängigkeit besiegt die tapfern, aber geschwächten und ermüdeten Heere des Despoten.

Also durch die Energie unterscheidet sich die Kriegführung im Anfang dieses Jahrhunderts.

§. 2.

Von der Conscription.

Eine der wichtigsten Folgen der Revolutionskriege ist die Volksbewaffnung; denn Conscription und Landwehr sind nichts anderes. Alle großen Staaten des Continents haben sie eingeführt, obgleich mit bedeutenden Abweichungen. Viele sehen die Conscription als etwas Verderbliches an; die Vorwürfe, welche diesem Institut gemacht werden, sind hauptsächlich folgende:

Es streite mit der natürlichen Freiheit Jemanden zu einem Stande zu zwingen. Viele junge Leute würden dadurch in ihrer Ausbildung gestört und einer nützlichen Industrie entzogen. Sie kehrten mit verdorbenen Sitten, krank und arbeitscheu in die Heimath zurück. Man erhalte so keine alten erprobten Soldaten, die man mit Vertrauen gegen den Feind führen könne. Die Officiere würden unablässig mit der Instruction der Rekruten

geplagt, die, sobald sie ausgebildet sind, die Fahnen wieder verlassen, um anderen Rekruten Platz zu machen. Endlich die conscribirten Armeen gäben den Regierungen für Erhaltung der Ruhe und bestehenden Ordnung nicht dieselbe Garantie, als die geworbenen Heere.

Selbst in Frankreich, unter ausgezeichneten Generalen, sind solche Stimmen laut geworden. So sagt Matthieu Dumas: *Les levées forcées (ou la conscription) bien loin de favoriser le maintien de l'ordre et de la tranquillité, elles accoutument une portion considérable de la nation à la haine du travail, à l'oubli des liens de famille, et au mépris de la vie, qui souvent conduit au mépris des lois. Mais ces efforts ne peuvent être que momentanés, et c'est un devoir etc.*

Wir wollen die Punkte einzeln durchgehen.

Fast alle Einrichtungen des Staats sind Beschränkungen der natürlichen Freiheit. Die Frage ist hier, ob es eine nothwendige und nützliche Beschränkung sei, und da ist die Antwort leicht gefunden. Sobald es erwiesen ist, daß die Zahl der Freiwilligen nicht hinreicht die Armee auf dem Fuße zu erhalten, welchen die Sicherheit des Staats erfordert, so folgt auch die Nothwendigkeit eines gesetzlichen Zwangs. In Frankreich z. B. sind der Freiwilligen jährlich wenig über 8000, während die Armee über 40,000 Rekruten braucht um vollzählig zu bleiben.

Allerdings werden Hände der productiven Arbeit entzogen, aber so lange Armeen unentbehrlich sind, ist dies ein unvermeidliches Uebel; auch die stehenden Armeen, die nicht durch Conscription rekrutirt werden, sind der Industrie entzogen. Wenn die Dienstzeit nicht zu lang ist, und das darf sie nicht sein, wo allgemeine Dienstpflicht herrscht, dann ist die Unterbrechung weniger schädlich, und bei dem Bauernstand, der die meisten und besten Soldaten liefert, schadet sie ohnehin wenig; — nach drei oder vier Jahren haben die Hände nicht verlernt das Grabsteineisen oder den Pflug zu führen.

Die Unstittlichkeit und Sterblichkeit ist im Soldatenstand größer als bei andern Ständen, und obgleich das Mißverhältniß sehr abgenommen hat, seitdem die Armeen aus bessern Elementen bestehen, und die Behandlung sowohl als die Sorge für den Soldaten weit besser ist, so bleibt es doch noch groß genug. In Frankreich hat sich ergeben, daß während einer achtjährigen Dienstzeit zwischen $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{3}$ der Soldaten starben oder dienstuntauglich wurden, da doch in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen innerhalb dieser 8 Lebensjahre (von 20 bis 28 Jahren) nur $\frac{1}{10}$ (jährlich $\frac{1}{80}$) stirbt. Dieses Mißverhältniß für die Sterblichkeit verbunkelt ganz den Vortheil, daß viele Soldaten während ihrer Dienstzeit Aufklärung, Bildung und Kenntnisse erwerben.

Erprobte Soldaten kann weder die Conscription, noch irgend eine andere Art der Rekrutirung geben, sondern nur allein der Krieg. Es ist ein Vorurtheil zu glauben, alte Soldaten, die 12 Jahre in einer Kaserne gelegen haben, seien besser als junge, die nur 3 Jahr Dienst zählen. In 3 Jahren ist die Ausbildung des Soldaten, soweit der Friede diese geben kann, vollkommen erreicht.

Die Abridung der Rekruten ist freilich eine Last für den Officier und Unterofficier; allein im Frieden ist dies die wichtigste ihrer Pflichten, und fast die einzige Art, sich dem Staat nützlich zu machen.

Den wichtigsten Einfluß hat die Conscription auf den Geist der Armeen gehabt, und überhaupt auf das Verhältniß des Heeres zur Regierung und zum Volke. Sowohl die innere als die auswärtige Politik haben dadurch eine andere Grundlage erhalten, und hier öffnet sich der Betrachtung ein weites Feld.

Die Conscription in ihrer wahren Bedeutung, — d. h. wenn der größte Theil der männlichen Jugend einberufen wird, um in den Waffen geübt zu werden, aber nach wenigen Jahren wieder zu seinem bürgerlichen Gewerbe zurückkehrt; — wo also die

große Mehrheit der Soldaten keinen eigenen Stand bildet, — diese Conscription hat für die Politik zwei wichtige Folgen:

1) Die Regierung kann keinen bedeutenden auswärtigen Krieg führen, der nicht von der Nation für nothwendig erkannt, der nicht populär ist; denn was ein Napoleon konnte, ist ganz exceptionell.

2) Die Armeen können nicht mehr als Instrumente des Despotismus zur Unterdrückung der Freiheit gebraucht werden. Und dies gilt auch für Länder, wo keine repräsentative Verfassung eingeführt ist.

Bei der jetzigen Zusammensetzung der Armeen ist, auch abgesehen vom Geldpunkt, zum Kriegführen die Mitwirkung, der gute Wille der Nation erforderlich. Die Armeen selbst sind nichts Anderes als die bewaffnete Jugend der Nation; eine Jugend, die nur für kurze Zeit den väterlichen Heerd verlassen hat. Die Gesinnungen, die Ansichten, die Interessen, die ihr in der Heimath eingeprägt wurden, bleiben während der kurzen Dienstzeit dieselben. In solchen Armeen kommt einzelne Desertion zum Feind gar nicht mehr vor; die Vorsichtsmaßregeln dagegen sind überflüssig und lächerlich geworden; aber dafür hat man jetzt ganze Heere wie einen Mann die Farbe wechseln und übergehen sehen, wenn sie gegen ihre Ueberzeugung für eine unpopuläre Sache fechten sollten; — so die Preußen unter York, die Sachsen bei Leipzig, die Franzosen unter Ney, die Polen in Warschau.

Und nun gar, wenn sie im Bürgerkrieg gegen ihre eigenen Landsleute fechten sollen; wie ist es möglich, sich hier zu täuschen?

Wohl mag militärische Gewöhnung und das Beispiel der Officiere, — besonders, wenn der Aufstand nur noch im Beginnen und partiell ist, — die Soldaten in den ersten Tagen dem Commando=Gehorsam erhalten; ja vielleicht werden sie tapfer fechten; aber wenn der Aufstand um sich greift, wenn der Widerstand hartnäckig ist, wenn auch bei den Soldaten die Reflexion wach wird, wenn ihn die Heimath ruft, wenn er fürchtet dem

Bruder im Gefecht gegenüber zu stehen, — dann ist es Thoreheit noch länger auf den Gehorsam der Soldaten zu zählen. So ist die Conscription die mächtigste Stütze der Freiheit, sowohl gegen fremde Unterjochung, als gegen den Despotismus der Regierungen.

§. 3.

Basiss der Organisation der Heere.

Bei der Organisation der Heere sind drei Punkte zu berücksichtigen, die nicht leicht in Einklang zu bringen sind:

1) der rein militärische; man verlangt ein wohlgeübtes, starkes Heer, das den Feinden gewachsen ist;

2) der politische; das Heer soll so eingerichtet sein, daß es die Ordnung im Innern schützt und doch die öffentlichen Freiheiten nicht bedroht; endlich

3) der ökonomische; es soll dem Lande keine unerträgliche Last aufbürden.

Die Abwägung dieser drei Rücksichten ist schwierig, weil keine Vergleichungseinheit da ist. Aus der rein militärischen Rücksicht gehen folgende Erfordernisse hervor:

1) Lebensalter. Die Rekruten müssen das erforderliche Alter und gute Gesundheit haben.

Vor zwanzig Jahren ist der Körper noch nicht ausgebildet, und selbst in diesem Alter hat er noch nicht seine Reife. Jünglinge von 20 Jahren, besonders im nördlichen Klima, erliegen leicht den Anstrengungen und Entbehrungen des Kriegs, besonders wenn der Uebergang von der Ruhe zur Anstrengung sehr rasch ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Krankheit und Ermattung in den ersten zwei Monaten eines raschen Feldzugs mehr als $\frac{1}{6}$ der jungen Soldaten den Gliedern entzieht.

Aber auch zu alte Rekruten taugen nicht, weil sie schwer auszubilden sind, die militärische Gewöhnung nicht mehr annehmen, und weil auch das vorgerücktere Alter ungewohnten Be-

schwerden erliegt. Man kann 40 Jahre in Nothfällen als die äußerste Grenze annehmen.

Zwischen 24 und 36 Jahren ist der Mann in der Fülle der jugendlichen Kraft, es ist also wünschenswerth, eine möglichst große Zahl geübter Soldaten von diesem Alter bei den Fahnen zu erhalten.

2) Dienstalrer. Alle berühmten Feldherren haben den Werth alter Soldaten erkannt; — aber was sind alte Soldaten? Etwa alte Leute, die in der Caserne und im Garnisonsdienste ergraut sind? Nein, dies werden die schlechtesten sein, weil der Müßiggang und Ueberdruß dieses Klosterlebens den Charakter schlaff gemacht haben muß. Alte Soldaten sind junge Männer, die schon einige Jahre unter den Waffen sind und sich in einigen Feldzügen an die Fatiguen, Entbehrungen und Gefahren des Krieges gewöhnt haben. — Noch ältere Soldaten, die ihr ganzes Leben diesem Stande gewidmet haben, werden nur dann gut sein und gut bleiben, wenn sie freiwillig dieses Loos gewählt haben, und durch Ehre, Auszeichnung und gute Versorgung für so manche andere Entbehrungen entschädigt werden.

Der Infanterist kann zwar in drei Monaten und zur Noth in sechs Tagen so weit ausgebildet werden, daß er in's Bataillon einrangirt werden kann; aber wenigstens drei Jahre muß er beständig unter den Waffen bleiben, um seinen Dienst zu kennen und die militärische Gewöhnung so anzunehmen, daß sie zur andern Natur wird; so sehr, daß er nach längerem Aufenthalt in der Heimath und im bürgerlichen Geschäfte, wenn er wieder zu den Fahnen gerufen wird, sogleich und ohne Vorbereitung wieder Soldat ist. Die Dienstzeit muß in den ersten Jahren ununterbrochen und ohne Urlaub sein. Der lange Urlaub in den ersten Jahren stört und hindert die militärische Gewöhnung. Da die Conscription Allen die Pflicht der Waffen auferlegt, so ist es nöthig die Dauer der Dienstzeit so zu beschränken, daß der Soldat nach Ablauf

derselben noch jung genug sei um zu heirathen und ein bürgerliches Gewerbe zu beginnen. Man muß zehn Jahre als die äußerste Grenze annehmen; wer längere Zeit dem bürgerlichen Leben entzogen war, wird meistens für dasselbe verloren sein. Uebrigens hängt Vieles davon ab, wie lange der Soldat während seiner Dienstzeit unter den Waffen gehalten wird, und ob er in den letzten Jahren derselben langen Urlaub erhält. Wir finden auch diese Grenze in den Europäischen Staaten, wo Conscriptio besteht, beobachtet.

In Preußen ist die Dienstzeit fünf Jahre; drei unter den Waffen, zwei in der Kriegreserve. In den Niederlanden fünf Jahre; das erste unter den Waffen, die übrigen vier Jahre nur während sechs Wochen bei den Herbstübungen. In den meisten Deutschen Diensten sechs Jahre, mit langem Urlaub. In Frankreich drei Jahre. In Oesterreich zehn Jahre. In Rußland muß der Soldat 25 Jahre dienen; er hat also sein ganzes Leben dem Stande geopfert.

3) Einsteher. Es ist viel darüber gestritten worden ob Einsteher (*remplaçans*) zu gestatten seien oder nicht. Es giebt gewiß dem Kriegerstande das höchste Ansehen, wenn Niemand sich der Dienstpflicht entziehen kann; wenn Geburt und Reichthum kein Privilegium genießen. Die Erfahrung lehrt auch, daß Dreiviertel der Verbrechen, welche durch Soldaten begangen werden, diesen Einstehern zur Last fallen, welche oft schlechtes verdorbenes Gesindel sind. Aber die Civilisation, das Bedürfnis wissenschaftlicher Ausbildung, der eigenthümliche Charakter des geistlichen Standes, besonders in katholischen Ländern, haben auch ihre gerechten Ansprüche. Ueberall also, wo man die Dienstbauer nicht allzu sehr zum Nachtheil des Dienstes beschränken will; überall, wo man die allgemeine Verpflichtung nicht durch besondere Begünstigungen modificirt (wie für die Schützencorps aus Freiwilligen in Preußen), wird man Einsteher gestatten müssen.

Hier ist ein Haupterforderniß dem Staate die Garantie zu verschaffen, daß die Einsteher als Soldaten nicht schlechter sind als die, deren Stelle sie vertreten; am besten nimmt man als Einsteher Soldaten, welche nach untadelhaft vollbrachter Dienstzeit wieder eintreten wollen. So erhält man alte Soldaten statt Rekruten.

4) Formation und Cadres. Regimenter sind die großen administrativen Einheiten. Regimenter müssen sein, und müssen stark sein, um den esprit de corps zu erhalten. Bei weniger als zwei Bataillons ist dies nicht möglich; mehr als vier Bataillons kann der Regimentscommandant nicht übersehen; am besten ist es, wenn ein Regiment aus zwei, höchstens drei Feldbataillons und einem Reservébataillon besteht.

Die Bataillons sind die taktischen Einheiten. Mehr als 1000 Mann kann ein Bataillonscommandant weder übersehen noch mit der Stimme regieren. Bataillons unter 600 Mann sind zu schwach und entbehren der nöthigen Kraft, besonders nach einigem Verluste im Felde. Die beste Zahl ist 800 Mann. Die Stärke der Compagnie wird dadurch bedingt, daß der Hauptmann seine Leute kennen und die Administration in Ordnung halten kann. Bei 200 Mann ist das schon sehr schwer, unter 100 Mann ist sie zu schwach. Die beste Formation ist die des Bataillons zu sechs Compagnien à 130 bis 140 Mann im completen Stande.

Bei der Cavallerie sollen die Regimenter nicht über fünf, nicht unter vier Schwadronen sein. Die Schwadron, die in administrativer Beziehung wie die Compagnie sein muß, ist auch die taktische Einheit, und darf sowohl aus administrativen als taktischen Rücksichten nicht unter 100, nicht über 150 Mann sein.

Bei der Artillerie ist die Einheit die Batterie zu acht Stücken, von einer Compagnie bedient, die nicht unter 175 Mann sein

darf, die Fuhrleute (Stückreiter) mitgerechnet. Die Stärke des Regiments ist hier willkürlich.

Die Cadres müssen im Frieden für den Kriegsfuß vollzählig sein; beim Ausbruch eines Krieges neue Cadres zu formiren und sie im Frieden zu reduciren, dies hat große Nachtheile. Die neugeschaffenen haben nicht die Güte, den Gehalt und Zusammenhang der alten; dann entmuthigen die Reductionen, indem die vielen Ueberzähligen im Frieden alle Aussicht auf Beförderung für lange Zeit benehmen.

§. 4.

Cantone oder Rekrutierungsbezirke.

Es ist eine der schwierigsten Fragen, ob man jedem Regiment einen bestimmten Rekrutierungsbezirk anweisen soll, woraus nothwendig Provinzialregimenter entstehen, oder ob es besser sei, die Rekruten jeder Provinz unter verschiedene Regimenter zu vertheilen. Im ersten Falle entsteht leicht Provinzialgeist und blutige Zwiste, anstatt der Verschmelzung in eine Nationalarmee. Regimenter, welche aus Provinzen rekrutirt werden, in denen ein starker kriegerischer Menschengeschlag lebt, werden weit vorzüglicher sein, als die, deren Bezirk von einem schwächeren bewohnt wird, wie z. B. in Fabrikgegenden. Endlich würde auch, bei Provinzialregimentern, ein Unglücksfall im Kriege, die Vernichtung eines Regiments, — ganz die eine Provinz allein treffen.

Bei dem ersten System ist die Beurlaubung und Einberufung der Kriegsreserve wohlfeiler, schneller und regelmäßiger. Ein Reserve- oder Depotbataillon, das im Rekrutierungsbezirk stationirt bleibt, kann dies leicht und mit Ordnung bewerkstelligen. Die Beurlaubten werden in Abtheilungen nach dem Depotbataillon gesandt, liefern hier ihre Waffen und Ausrüstung ein, und haben dann nur eine oder zwei Tagereisen bis in die Heimath. Eben so schnell sind sie wieder beim Depotbataillon ein-

berufen, um in einem großen Detachement zu den Feldbataillons geschickt zu werden.

Die Rekruten erhalten in diesem Depot- oder Reservebataillon ihre erste Instruction, bis sie tauglich für den Felddienst sind. Endlich erleichtert dieses System den Uebergang und die Verschmelzung des stehenden Heeres mit der Landwehr.

Es ist merkwürdig, daß man in Frankreich, in diesem centralisirten Reiche, in dem so wenig Provinzialgeist herrscht, das System der festen Rekrutierungsbezirke verworfen hat, weil man den Provinzialgeist aus der Armee verbannen will; während es in Oesterreich und Preußen angenommen ist, da es doch in diesen Ländern viel nachtheiligere Folgen haben könnte, als in Frankreich.

Wo man Provinzialregimenter hat, ist es doch nicht nöthig, ja selbst schädlich, die Feldbataillons in der Nähe ihres Cantons in Garnison zu legen. In Oesterreich vermeidet man dies absichtlich, und die Vernachlässigung dieser Vorsicht hat bei der Belgischen Revolution einen traurigen Einfluß gehabt. Hier lagen aus kleinlichen ökonomischen Rücksichten die Regimenter in denselben Provinzen in Garnison, aus denen sie gezogen waren: die Belgier in Belgien, die Holländer in Holland. Nur in einiger Entfernung von der Heimath wird der Rekrut Soldat.

Die Vortheile beider Systeme lassen sich nicht ganz vereinigen, aber Folgendes ist die beste Auskunft. Man theile das Land in so viele Bezirke, als das Heer Infanterieregimenter zählt; gebe auch den Regimentern bleibende Namen nach den Provinzen; aber man lasse dasselbe Regiment nie länger als einige Jahre aus demselben Bezirk rekrutiren, und vermeide auch, sie gerade aus dem Bezirke zu rekrutiren, in welchem sie in Garnison stehen, sondern nehme dazu einen Bezirk in einer benachbarten Provinz. Wird ferner dafür gesorgt, daß die Cadres (Officiere und Unterofficiere) aus allen Gegenden des Reichs gemischt sind, und

werden die Garnisonen von Zeit zu Zeit gewechselt, dann kann in den Regimentern kein schädlicher Provinzialgeist entstehen, und auch die andern Nachtheile fester Rekrutierungsbezirke werden gemindert. Da jedoch ein Regiment mehrere Jahre hindurch aus demselben Bezirk vollzählig erhalten wird, so finden bei der vorgeschlagenen Einrichtung die neu ankommenden Rekruten in den meisten Fällen schon Freunde und Landsleute im Regiment.

Daß alles dies nur auf größere Staaten paßt, fällt in die Augen; aber sehr kleine Staaten haben in militärischer Hinsicht nur dann Bedeutung, wenn sie sich ganz enge an das System eines großen anschließen.

§. 5.

Landwehr und Volksbewaffnung.

Die Finanzen der Staaten erlauben nicht im Frieden alle Streitkräfte zu besolden, die der Vertheidigungskrieg gegen einen mächtigen Feind erfordert; es ist aber nöthig die Mittel so vorzubereiten, daß diese Kräfte schnell und schlagfertig aufgestellt werden können, sobald die Gefahr da ist. Man nennt das Reserviren, Landwehr oder Nationalgarden.

Man theilt die Landwehr am besten in zwei Aufgebote, wie in Preußen.

Das erste macht einen integrirenden Theil des stehenden Heeres aus und dient im Inland, wie im Ausland. Es wird bestehen: 1) aus allen brauchbaren jungen Männern von 21 bis 26 Jahren, die nicht im stehenden Heere dienen; 2) aus den Dienstauglichen von den Altersklassen von 27 bis 35 Jahren. Während dem Frieden bleibt die Mannschaft, außer einer kurzen Uebungszeit, ihrem bürgerlichen Berufe, und es besteht nur ein schwacher besoldeter Stamm.

Das zweite Aufgebot wird dann aus den Waffenfähigen von 36 bis 40 Jahren und aus den älteren Freiwilligen bestehen.

Nur die Bataillons des ersten Aufgebots sind uniformirt und werden jährlich im Herbst höchstens einige Wochen geübt, und dann bezahlt und verpflegt, wie das stehende Heer.

Es ist ein großer Mißstand, daß bei der gegenwärtigen Organisation der Landwehr in den meisten Ländern die alten Soldaten, die Veteranen, die Männer in der Fülle der Kraft (27—35) von ungeübten und unerfahrenen Officieren befehligt werden, die eben erst ihren bürgerlichen Beruf verlassen haben; es ist eine Hauptaufgabe, diesem Uebel abzuhelpfen. Das leichteste Mittel ist allerdings da gegeben, wo die Regimenter der stehenden Armee feste, unveränderliche Rekrutirungscantone haben.

Da die Landwehr ihrer Natur nach provinzial, und jedes Landwehrregiment aus einem festen Bezirk genommen sein muß, so ist nichts einfacher und natürlicher, als immer jedes Linienregiment an das Landwehrregiment seines Cantons zu knüpfen, und letzteres durch das Linienregiment instruiren und mit der erforderlichen Anzahl geübter und erfahrener Officiere versehen zu lassen, namentlich die Bataillonscommandanten, die Adjutanten und wenigstens einen Officier in der Compagnie daher zu nehmen.

Aber auch wo die Linienregimenter keinen festen, unveränderlichen Rekrutirungsbezirk haben, wird man jedes Landwehrregiment mit dem zunächst liegenden Linienregiment in eine Brigade vereinigen müssen. Die Beziehung zwischen den Linien- und Landwehrregimentern ist dann freilich nicht so eng und fest, weil jedes Linienregiment, so oft es Garnison wechselt, auch mit einem andern Landwehrregiment in Brigade vereinigt werden muß. Außer dem Bataillonscommandanten und Adjutanten, welche aus rüstigen Männern der Linie bestehen müssen, können die übrigen Officiere der Landwehr aus freiwillig ausgetretenen Officieren, und übrigens aus der Classe der Edelleute, Gutsbesitzer und der entbehrlichen jüngeren Staatsdiener genommen werden, mit einem Worte, aus der gebildeten Classe.

Den Landsturm im Frieden schon organisiren zu wollen, wäre sehr unzweckmäßig. Der Landsturm, die Bewaffnung des ganzen Volkes gegen den eingedrungenen Feind, muß das freie Erzeugniß des Enthusiasmus oder der Verzweiflung sein. Das läßt sich weder vorbereiten noch gebieten.

Städtische Bürgerwachen im Frieden zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in großen Städten förmlich militärisch zu organisiren, und etwa mit dem Institut der Landwehr in Verbindung setzen wollen, wäre auch ganz unpassend. Auch eine solche Bürgerwache muß die Folge des augenblicklichen Bedürfnisses sein; denn, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, muß sie aus den angesehenen, angeesehenen und wohlhabenden Bürgern bestehen, die bei der Erhaltung der Ordnung Interesse haben und eine Garantie geben. Hier sind Einsteher ganz unzulässig; dabei würden die Bürgerwachen aus dem gemeinen Volke der großen Städte zusammengesetzt sein, dessen Bewaffnung nicht ohne Gefahr ist, besonders in Zeiten der Gährung. Brüssel im Jahre 1830 ist dazu ein Beleg. Aber die angesehenen Bürger werden sich in ruhigen und gewöhnlichen Zeiten diese Last oder diese Spielerei nicht leicht gefallen lassen. Gegen den Feind ist eine solche, aus begüterten Familienvätern bestehende Bürgerwache gar nicht zu gebrauchen, weil sie in der Regel wenig Beruf zum Kriegshandwerk haben, zu Hause nicht entbehrt werden können, und weil ihr Tod ein zu harter Schlag für die Familien sein würde.

§. 6.

Eliten.

Die großen Feldherrn aller Zeiten haben den Werth ausgesuchter Kerntruppen erkannt; sie bilden die Reserve und entscheiden die Schlachten. Durch die Einführung der Conscription und der Landwehr sind Eliten noch nothwendiger geworden. In diesen Instituten liegt zwar das Geheimniß, ohne unerschwingliche Kosten im Frieden, im Kriege doch schnell eine zahlreiche

Armee aufzustellen; — aber das sind keine Eliten. Auch eine Garde aus großen schönen Leuten, von vornehmen begünstigten Officieren befehligt, entspricht dem Zwecke durchaus nicht; einer solchen Garde unverdiente Vorrechte einzuräumen, erregt die Unzufriedenheit des ganzen Heeres. Wie sollen nun die Kerntrouppen gebildet werden, wie stark müssen sie sein, aus welchen Waffen müssen sie bestehen? In der That, wahre Eliten werden nur in der Schlacht gebildet und nur durch beständige Kriege erhalten; denn sie sollen ja an Müheligkeiten und Entbehrungen gewöhnt und in Gefahren erprobt sein. Sie sollen Beweise des Heldemuthes und der unerschütterlichen Standhaftigkeit gegeben haben. Im Frieden kann man diese Proben nicht bestehen; im Frieden wird es am besten sein, von jedem Regiment ein Contingent zu diesem Elitencorps beitragen zu lassen, aber höchstens eine Compagnie von jedem Regiment. Mehr würde die Regimenter durch den Verlust ihrer besten Soldaten zu sehr entnerven und gleichsam ausaugen. Solche, aus allen Regimentern gezogene Grenadiercorps, wie sie in Oesterreich gebildet werden, erregen in der Armee am wenigsten Eifersucht. Das Grenadiercorps kann auf diese Weise höchstens $\frac{1}{18}$ der Armee betragen, also nicht ganz 6000 auf 100,000; aber man muß etwas daran wenden, um diese Grenadiere, wenn ihre conscriptionsmäßige Dienstzeit aus ist, bei den Fahnen zu erhalten; also, erhöhter Sold bei einer zweiten Capitulation, und gute Versorgung im Alter. Napoleon sagt in seinen Memoiren: C'est de 30 à 50 ans que l'homme est dans toute sa force, c'est donc l'âge le plus favorable pour la guerre. Il faut encourager par tous les moyens les soldats à rester sous les drapeaux, ce que l'on obtiendra, en faisant une grande estime des vieux soldats, en les distinguant en classes. Il y a une grande injustice à ne pas mieux payer un vétéran qu'une recrue.

Die Eliten sind also der Kern der Linieninfanterie und

bestimmt, die Schlachten zu entscheiden, das Grenadiercorps. Doch auch die mit Büchsen bewaffneten Schützen sind eine Elite von ausgewählten und vorzüglich im Gebrauch dieser Waffe geübten Leuten; sie sind aber nicht bestimmt, in Massen vereinigt zu werden.

Eliten von Cavallerie und Artillerie sind nicht nöthig und mehr eine Spielerei. Cavallerie, Artillerie und die Truppen des Genies (Sappeurs und Mineurs), wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, müssen gut und sehr gut sein. Diese Waffen dulden keine Mittelmäßigkeit. Bei der Cavallerie sollten die Kürassiere freilich eine Elite sein, welche in Reserve gehalten wird, um in Schlachten den Ausschlag zu geben. Da diese Waffe aber einen eigenen Menschenschlag fordert, so können die Kürassiere nicht wohl aus der übrigen Cavallerie ausgezogen werden, wie die Grenadiere aus den Infanterieregimentern. Für die Cavallerie ist überhaupt die gewöhnliche Dienstzeit der Infanterie (sechs Jahre) zu kurz, wenn man bedenkt, wie viel Zeit und Mühe es kostet, einen guten Reiter zu bilden, und wie viel daran liegt, bei der Cavallerie Männer in der Fülle der Kraft und des Selbstvertrauens zu haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Dienstzeit des Cavallo-risten auf 12 Jahre festgesetzt würde, 9 unter den Waffen und 3 in der Reserve beurlaubt. Die nothdürftige Ausbildung eines Cavallo-risten fordert wenigstens ein Jahr. Es liegt keine große Unbilligkeit in dieser längeren Dienstzeit, wenn man bedenkt, daß der Dienst in dieser Waffe angenehmer und besser bezahlt ist. Eine vollkommene Gleichheit ist nicht möglich, aber die Ungleichheit kann dadurch ausgeglichen werden, daß der Cavallo-rist nach vollbrachter zwölfjähriger Dienstzeit von dem Landwehrdienst befreit ist. — Der Nutzen einer Landwehrcavallerie ist ohnehin problematisch, wenn sie mehr leisten soll als Ordonnanzdienste.

§. 7.

Von der Stärke der Heere, dem Verhältniß der
Waffen, und den Kosten.

Die Stärke der Heere ist sowohl durch die Bevölkerung als durch die Einkünfte des Staates bedingt.

Bei einer Bevölkerung von einer Million Seelen (im Beharrungsstande) werden jährlich 35,000 (auf Tausend 28 $\frac{1}{4}$) Kinder geboren. Die Knaben verhalten sich zu den Mädchen etwa wie 22 zu 21; also Knaben = 19,160. Davon rafft die Sterblichkeit bis zum 20. Jahre etwas weniger als die Hälfte weg, es bleiben also für die Conscription 10,000, die jährlich das 20. Jahr erreichen. Davon abgerechnet, die zu klein sind (unter 1000 Conscr.) = in Frankreich $\frac{1}{10}$;

wegen körperlicher Gebrechen oder Schwäche = $\frac{2}{10}$,

wegen anderer gesetzlicher Befreiung = $\frac{2}{10}$.

Folglich liefert die Conscription bei 1 Million Bevölkerung jährlich 5000 brauchbare Rekruten. In einem Staat von 1 Mill. Bevölkerung, der $\frac{1}{100}$ derselben, also 10,000 Mann, stets unter den Waffen behalten will, müssen, wenn jeder Mann drei Jahre unter den Waffen bleibt, (also die Kriegsreserve, welche beurlaubt ist, nicht untergerechnet) jährlich 3330 plus 130 wegen Sterbefällen, also 3460 Rekruten ausgehoben werden. Hierbei sind die Freiwilligen und die, welche eine zweite Capitulation eingehen, nicht mitgerechnet. In Frankreich hat man die Erfahrung gemacht, daß, um einen Effectivstand von 242,865 Mann, die 8 Jahre dienen, vollzählig zu erhalten, jährlich 43,000 Rekruten erfordert werden. Die Zahl der Freiwilligen und Einsteher beträgt in Frankreich jährlich etwas über 8000.

Nach 3 Jahren hat der Soldat hinreichende Uebung in den Waffen, und Kenntniß seiner Pflichten; er kann alsdann mit unbestimmtem Urlaub in seine Heimath entlassen werden, mit der Verpflichtung, sich beim ersten Aufruf sogleich zu stellen. Jähr-

liche Uebungen dieser Beurlaubten sind dann nicht mehr nöthig; auch nach mehrjähriger Ruhe wird der Beurlaubte sogleich wieder ein brauchbarer Soldat sein.

Doch was die Beurlaubung betrifft, so ist es nöthig bei den verschiedenen Waffengattungen einen Unterschied zu machen. Denn die gute Wartung der Pferde erfordert, daß bei der Cavallerie wenigstens $\frac{2}{3}$ der Mannschaft präsent bleibt.

Auch von den Unterofficieren können bei Cavallerie und Artillerie nur wenige entbehrt werden, weil die Instruction und die Abrichtung der Pferde sie weit mehr in Anspruch nimmt als bei der Infanterie.

Das Verhältniß der Waffen ist bei den Europäischen Heeren etwa folgendes:

Die Cavallerie zwischen $\frac{1}{7}$ und $\frac{1}{8}$ des Heers.

Die Artillerie 2 Stück auf 1000 Mann, also $\frac{1}{14}$ des Heers; denn wenn man Munitionsreserve und Parks mitrechnet, erfordert die Bedienung eines Stückes, eins ins andere, 35 Mann und 30 Pferde.

Ein $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ ist reitende Artillerie.

Bionniers und Pontonniers $\frac{1}{100}$ der Armee.

Jäger und Schützen $\frac{1}{20}$ der Infanterie.

In Frankreich sind 400,000 Mann so unter die verschiedenen Waffengattungen repartirt:

Infanterie	291,000,
Cavallerie	56,000,
Artillerie	38,000,
Genie	10,000,
Train	5,000,
	<hr/>
	400,000 Mann.

Doch das Verhältniß der Cavallerie wechselt sehr nach der Natur des Landes und den Kosten der Unterhaltung.

Der größte Kraftaufwand, den wohl je*) ein Staat gemacht hat, ist der Hollands im Jahre 1831 nach dem Abfall von Belgien.

Holland, dessen Bevölkerung etwa $2\frac{1}{2}$ Mill. beträgt, hat 3 Jahre lang ein Heer von mehr als 100,000 Mann, also circa $\frac{1}{23}$ seiner Bevölkerung, unter den Waffen gehalten und besoldet.

Man berechnete die Kosten auf 50 Millionen jährlich wenigstens, — die Ausgaben für die Festungen mitgerechnet.

Zur Berechnung der Kosten kann als Anhaltspunkt dienen, daß man in Frankreich 1814

den Infanteristen jährlich auf 500 Fr.,

den Cavalleristen auf 1000 „

den Artilleristen zu Fuß auf 600 „

berechnete.

Also kostet in Frankreich eine Armee von 300,000 Mann, wobei $\frac{1}{5}$ Cavallerie ist, an 150 Millionen Franken jährlich.

§. 8.

Von der militärischen Administration.

Die militärische Administration ist ein sehr verwickeltes und weitläufiges Detail, das in jedem Lande anders eingerichtet ist, aber in keiner engen Beziehung mit der Politik steht. Ueberall wird jetzt besser für den Soldaten gesorgt als in früheren Zeiten; überall trachtet man sich gegen Betrügereien zu sichern. Die Hauptpunkte sind Sold, Verpflegung und Bekleidung. Der Sold wird nach dem präsenten Stande ausgezahlt und hier ist am

*) Die noch stärkere Anstrengung Schleswig-Holsteins nach der Schlacht von Idstedt fand vierzehn Jahre später statt, als dieser Aufsatz geschrieben ist. Holstein nach der Schlacht von Idstedt? Holstein mit einer Bevölkerung von ungefähr 480,000 Seelen, oder — (wenn man die Landschaften Südschleswigs, einen Theil von Eiderstedt, Stapelholm, Amt Gütten, und vom Dänischen Wohld hinzurechnet, welche noch nach der Schlacht von Idstedt der Statthalterschaft gehorchten) — von ungefähr 520,000 Seelen, stellte eine organisirte Armee auf von 43,000 Mann. Dies war der Etat am 15. Januar 1851, vor der Auflösung der Armee.

wenigsten Dieberei, weil sie bei dem Listenwesen nicht wohl stattfinden kann, ohne daß viele Untergebene darum wissen.

Doch soll Rußland auch hier eine Ausnahme machen, wo das Stehlen, zur Entschädigung für den geringen Sold, durch die Finger gesehen wird.

Die Musterungen haben unter Anderem den Zweck sich von der Anwesenheit aller Mannschaft, für welche Sold ausbezahlt wird, zu überzeugen.

Für alle Lieferungen stehen sich zwei Systeme gegenüber, das der Regie und das der Entreprisen. Im Allgemeinen läßt sich über den Vorzug des einen vor dem andern dieser Systeme nichts entscheiden; in einzelnen Fällen, d. h. nach den Gegenständen und nach den Ländern, ist bald das eine, bald das andere vorzuziehen. Die Entreprisen haben sich aber in allen reichen und cultivirten Ländern, wo es an Capital und Concurrnz nicht fehlt, und wo das Recht gesichert ist, als wohlfeiler bewährt.

Also in allen Staaten, wo die Industrie blüht, wird es besser sein die benöthigten Stoffe in Privatfabriken verfertigen zu lassen.

Gegenstände, die nicht leicht und überall zu haben sind, wird die Administration im voraus bestellen und im Großen anschaffen und aufbewahren müssen. So z. B. die Waffen.

Aber solche Gegenstände, die in dem Lande überall vorrätzig sind, und wo große Concurrnz der Lieferanten stattfindet, können von den Regimentern direct angeschafft werden; diese haben auch das directeste Interesse dabei, daß sie von guter Dualität seien. Bei den Musterungen müssen sich die Inspectoren versichern, daß Alles nach dem vorgeschriebenen Muster und von gehöriger Güte sei. Doch leisten selbst die Verwaltungsräthe in den Regimentern, die nach der Wahl des Kriegsministeriums besetzt und epochenweise gewechselt werden, keine volle Garantie gegen Unterschleife und Bestechungen, weil die Autorität des Regiments-

commandeurs gewöhnlich überwiegend ist und Niemand sich gern mit ihm überwirft, besonders da die Connivenz und Bestechung schwer zu beweisen ist.

Die Verfertigung der Kleidungsstücke bei den Depots der Regimenter ist den großen Monturcommissionen vorzuziehen, weil dabei von der Taille jedes einzelnen Mannes das Maaß genommen werden kann.

Was die Kleidung des Soldaten betrifft, so kann für die einzelnen Stücke entweder eine bestimmte Dauer oder Tragzeit festgesetzt sein, oder der Staat wirft per Mann eine jährliche Summe aus, welche der Mann dann gleichsam selbst verwaltet. Die letztere Einrichtung hat viele Vorzüge, obgleich dadurch die Administration der Compagnien viel verwickelter wird.

Dem Mann werden dann gegen festgesetzte Preise die einzelnen Stücke verabfolgt, je nachdem er sie braucht. Schont er seine Kleider, so kann er sich etwas ersparen; ist er nachlässig oder lüderlich, so muß er von seiner Löhnung zulegen. In dem Livret des Mannes, das er stets bei sich hat, wird darüber die Rechnung geführt. Der Officier hat sich dann nur zu überzeugen, daß Alles stets in gutem Stande sei, und bei den Inspectionen werden die nöthig befundenen Erneuerungen befohlen.

Diese Art ist in den Niederlanden eingeführt; für den Infanteristen, der präsent unter den Waffen ist, sind 36 Gulden 50 Cents (10 Cents per Tag), für den Cavalleristen 52 Gulden 92 Cents ausgeworfen, wofür seine Kleidung jährlich bestritten wird. Aber im Krieg hat dieses System seine Schwierigkeiten, weil das mehrere Abnuzen und Verderben der Kleider auf Märschen und in den Divouals dem Soldaten nicht zugerechnet werden kann. Eine Kriegszulage, etwa $\frac{1}{5}$ mehr, muß hier abhelfen. Ein langes Verweilen bei diesen weitläufigen Details wäre hier nicht an seiner Stelle.

Für die zweckmäßige Bekleidung des Soldaten ist zwar jetzt

besser gesorgt als vor der Revolution; aber Gewohnheit, Mode, Pußsucht und Vorurtheil sind Schuld, daß man darin nicht noch mehr Fortschritte gemacht hat.

§. 9.

Von Avancement.

Die Beförderung und die Art, wie sie geregelt wird, ist ein Gegenstand von großer politischer Wichtigkeit; denn auch auf diesem Boden kämpft das demokratische mit dem aristokratischen Princip, und außerdem macht noch das Dienstalter seine Ansprüche gegen Verdienst oder Talent geltend.

Es ist gewiß eine sonderbare Anomalie, daß, während in den meisten andern Fächern des öffentlichen Dienstes die Anciennetät nur sehr untergeordnete Ansprüche begründet, gerade im Kriegszustande, wo Kraft, Feuer und Selbstvertrauen der Jugend die wichtigsten Eigenschaften auch für den Befehlshaber sind, die Anciennetät bei Beförderungen am meisten berücksichtigt wird. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, daß es nicht leicht ist, im Frieden militärische Eigenschaften zu würdigen.

Was nun Beförderung im Allgemeinen betrifft, so ist es vor Allem nöthig, sie durch ein Gesetz zu regeln; denn Unge-
wissenheit, Willkühr und getäuschte Hoffnung erregen weit mehr Unzufriedenheit, als feststehende, wenn auch harte Bedingungen. Mag immerhin Anciennetät die Grundlage bleiben; ihr ausschließlich alle Beförderung zuerkennen, hieße jeden Wettstreit tödten.

Man hat vorgeschlagen $\frac{1}{3}$ der Beförderungen der Wahl der Kameraden zu überlassen; doch solche republikanische Wahlrichtungen werden von Vielen gemißbilligt. Uebrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß die Wahl der Kameraden gewöhnlich auf den Ältesten fällt.

Da es nöthig ist ein Mittel zu sichern, eine hinreichende Anzahl tauglicher Subjecte noch in den Jahren jugenblicher Kraft zu den hohen Stellen aufsteigen zu lassen, wird man dem Re-

genten $\frac{1}{3}$ der Beförderungen außer der Reihe einräumen müssen. Dies gilt vorzüglich von den Stabsofficieren; denn die Anciennetät würde an die Spitze der Bataillone und Regimenter nur abgelebte Greise bringen.

Auch die Frage macht Schwierigkeit, ob man, oder vielmehr in welchem Verhältnisse man die Officiere aus der Classe der Unterofficiere nehmen soll? Denn im Frieden werden die meisten Officiersstellen an junge Leute von Stand und Bildung gegeben werden, die in den Militärakademien erzogen worden sind. Die Classe der Unterofficiere ist für den Dienst zu wichtig, ihr Einfluß auf den Soldaten ist zu groß und zu überwiegend, die Gelegenheit, sich Bildung und Kenntniß zu erwerben, ist ihnen zu vielfach dargeboten, als daß sie von der Beförderung zu Officiersstellen ausgeschlossen bleiben dürften. Das Verhältniß selbst wird sich aber in jedem Lande nach dem Grade der Bildung und Bildungsfähigkeit der unteren Classen richten müssen. Es sind hier zwei Klippen zu vermeiden.

Man darf das Streben der unteren Classen, sich in die höheren Classen der Staatsbürger hinaufzudrängen, nicht allzusehr begünstigen, weil das Hinaufsteigen der einen in der Regel nicht stattfinden kann, ohne daß andere oft unverdient hinunter gestoßen werden. Das Sinken ist härter als das Nichtsteigen.

Die andere Klippe aber ist die: man soll den Ehrgeiz und den lobenswerthen Wettelfer nicht ertöbten, indem man die Officiersstellen so vergiebt, als kämen sie der Geburt ohne Verdienst und Fähigkeit von Rechtswegen zu.

Es versteht sich wohl von selbst, daß unter Unterofficieren nur die gemeint sind, welche aus dem Bauern- oder Handwerkerstand, ohne frühere Bildung, vom gemeinen Soldaten Unterofficiere geworden sind; nicht von schon gebildeten jungen Leuten, die als Freiwillige eingetreten sind, um ihre Carriere zu machen. Ferner ist zu bemerken, daß hier nur vom Friedenszustande die Rede war,

Im Kriege gebührt die Beförderung ausschließlich der auf dem Schlachtfelde bewährten Tapferkeit und den militärischen Fähigkeiten. Die Anforderungen geselliger Bildung müssen hier ganz zurücktreten. Der Ehrgeiz ist der stärkste Sporn der Tapferkeit; nur durch Beförderungen kann er geweckt und unterhalten werden.

Endlich, da es wünschenswerth ist so viel möglich junge, kräftige Leute bei der Armee zu haben, sollten gewisse Civilversorgungungen ausschließlich Officieren der Armee vorbehalten bleiben, welche den Dienst verlassen, ehe sie Anspruch auf Pension haben, besonders älteren Hauptleuten, die sich nicht zu Stabsofficieren qualificiren.

§. 10.

Das Kriegswesen in seinen Beziehungen zur Rechtspflege.

In der neuern Zeit ist das Bestehen einer besonderen Militärjustiz vielfach bekämpft worden, hauptsächlich von der liberalen Partei, aber mit Unrecht. Das Eigenthümliche des Militärstandes fordert gebietend eine eigene Justiz, nicht als eine Begünstigung oder als einen privilegierten Gerichtsstand, sondern weil die besonderen Pflichten und Verhältnisse dieses Standes eine eigene Strafgesetzgebung nöthig machen, und weil in der Regel der Thatbestand der Militärverbrechen nur von Militärpersonen oder von solchen, die mit Militärverhältnissen fortwährend vertraut geblieben sind, richtig beurtheilt werden kann.

Die Kriegsgerichte sind wirklich eine Jury; sie sind nicht stehend besetzt, sondern die Beisitzer werden der Reihe nach dazu commandirt; ja in vielen Ländern besteht die lobenswerthe Vorschrift, das Gericht zum Theil durch pares, d. h. durch Personen von gleichem Rang mit dem Beschuldigten, zu besetzen.

Doch fehlt allerdings eine wesentliche Eigenschaft der Jury, die Unabhängigkeit. Schon die Gewohnheit des Gehorsams und die Deferenz vor der Meinung der Vorgesetzten begründet einen

Verdacht gegen die Selbstständigkeit des Ausspruchs jedes einzelnen Weislers; anderer Einflüsse nicht zu gedenken, wenn die höheren Autoritäten ein Interesse bei dem Urtheil des Gerichts haben. Hier ist es schwer, eine befriedigende Auskunft zu finden; Deffentlichkeit des Gerichts und die Sorge für einen guten, unabhängigen Vertheidiger wird noch keine hinreichende Garantie geben. In Fällen, wo die Militärautorität gewissermaßen Partei ist (z. B. bei Verbrechen gegen die Subordination oder die Diensttreue), ein Civilgericht bestellen wollen, würde die größten Nachtheile haben, weil eben in diesen Fällen eine prompte Justiz so oft eine dringende Nothwendigkeit ist.

Wenn in irgend einer Strafgesetzgebung, so gilt in der militärischen die Theorie der Abschreckung. Rebellion und Plünderung kann oft nur durch den Anblick augenblicklich vollzogener Strafe unterdrückt werden. Daher das Standrecht. Also die Beurtheilung des Thatbestandes, die Nothwendigkeit schneller Justiz, die beim Soldatenstande unvermeidliche Beweglichkeit, wobei das competente Gericht immer gleich zur Hand sein muß, die Aufrechthaltung des Gehorsams und des Respects, welche sich besonders darauf stützen, daß der Vorgesetzte zugleich Richter ist, — alles dieses macht Militärgerichte unentbehrlich. Aber damit wird keineswegs behauptet, daß die Militärstrafgesetzgebung nicht in vielen Ländern großer Verbesserungen bedürfe, vor Allem in Beziehung auf Deffentlichkeit, Vertheidigung des Beklagten, und Ermäßigung der Strafen.

In der Regel geschieht es auch nicht im Interesse der Soldaten, und um ihnen eine gerechte und milde Justiz zu sichern, daß die Militärgerichte angegriffen werden; sondern weil man dem Verdacht Raum giebt, bei Verbrechen der Soldaten gegen die Bürger (bei Beleidigung, Gewaltthätigkeit und Mißbrauch der bewaffneten Macht) könne leicht eine verderbliche Nachsicht eintreten. Oft sehen Officiere mit Vergnügen, daß sich die Soldaten —

um mich des Ausdrucks zu bedienen — beim Bürger in Respect setzen. Aber der Ungrund dieses Verdachts wird sich immer mehr ergeben, theils weil die jezige Zusammensetzung der Heere und die Bildungsstufe überhaupt den schroffen Gegensatz zwischen Militär und Civil immer mehr verwischen muß; dann aber auch, weil, bei allen Standesvorurtheilen, der Officier und die Militärautorität überhaupt doch das größere Interesse der Handhabung der Disciplin nie aus den Augen verlieren können. Die Disciplin wird nie ungestraft vernachlässigt; Soldaten, denen man Excesse gegen die Bürger nachgesehen hat, werden sich bald auch andere Excesse erlauben.

Für Fälle, wo Civil- und Militärpersonen gemeinschaftlich implicirt sind, sind in einigen Ländern gemischte Gerichte eingeführt, in den meisten Staaten aber werden sie vor die gewöhnlichen Civiltribunale gebracht.

In allen Ländern, wo allgemeine Dienstpflicht eingeführt ist, hat man den Stock abgeschafft, und mit Recht. Die Officiere des alten Regimes konnten Anfangs gar nicht begreifen, wie Gehorsam und Disciplin ohne Stockschläge bestehen könnten; aber es ging dennoch, und in allen conscribirten Armeen werden jetzt, obgleich die Strafen viel gelinder geworden sind, viel weniger Disciplinarvergehen begangen als in früheren Zeiten. Die Armeen, in denen man die Stockschläge beibehalten hat (die geworbenen und rekrutirten), befinden sich denen gegenüber, wo sie abgeschafft sind, unläugbar in einer moralischen Inferiorität. Denn diese liegt in dem Bekenntniß: auf unsere Soldaten wirkt das Ehrgefühl nicht so, wie auf die Curigen; wir sind gezwungen rohere Strafen anzuwenden.

Doch kann man nicht läugnen, daß es wilde, rohe Naturen giebt, bei denen sanfte Mittel nicht ausreichen, und die nur durch körperliche Züchtigung im Zaum gehalten werden können; und

es ist leider wahr, daß dieses oft die tapfersten Soldaten vor dem Feinde sind. Hier sind die in mehreren Diensten jetzt eingeführten Strafregimenter oder Bataillons die beste Auskunft. Leute, die bei wiederholten groben Vergehungen durch die gewöhnlichen Strafen nicht gebessert werden können, müssen nach richterlichem Ausspruch in diese Strafcorps versetzt werden, in denen der Stock regiert.

Dieses Resultat, daß der Stock abgeschafft werden konnte, ist vor allem den besseren Elementen zuzuschreiben, aus denen die Armeen jetzt bestehen; aber gewiß nicht viel weniger hat der Umstand dazu beigetragen, daß in dem Officierstande selbst jetzt weniger Rohheit und Uebermuth herrscht als früher. Nicht allein die Soldaten, auch die Officiere sind gebildeter, und folglich fähiger, durch Vernunft auf die Vernunft ihrer Untergebenen zu wirken.

In den Grundsätzen des Völkerrechts und in den Kriegsgebräuchen haben die Revolutionskriege wenig oder nichts geändert, und in dieser Beziehung sind so wenig Fortschritte gemacht worden, daß im Gegentheil anerkannte Grundsätze noch oft in der neuesten Zeit verletzt worden sind, denen zum Trost, die überall den milden Einfluß steigender Civilisation siegreich erblickten. — So haben wir Capitulationen nicht halten sehen unter dem nichtigen Vorwand, die Vollmacht sei überschritten worden; da doch der Natur der Sache nach die Gültigkeit einer Militärconvention nicht von der Ratification abhängen kann, wenn diese nicht ausdrücklich vorbehalten war. Ich sage, der Natur der Sache nach, weil Capitulationen und Militärconventionen, die meistens im Gebränge der Noth und des Augenblicks abgeschlossen werden, oft, ja meistens ganz unnüßlich wären, wenn zu ihrer Gültigkeit erst eine ferne Ratification eingeholt werden müßte. Eben so hat die Erbitterung, mit welcher National- und Bürgerkriege geführt worden sind, empörende Grausamkeiten erzeugt, und leider die Ueberzeugung aufgedrungen, daß

trog der Fortschritte der Cultur die menschliche Natur unter der Herrschaft der Leidenschaften in allen Zeitaltern dieselbe bleibt.

§. 11.

Befestigungskunst.

Die Revolutionskriege haben auch in der Befestigungskunst keine bedeutende Veränderung hervorgebracht. Man war vielleicht zu thätig beschäftigt, um sich viel mit Theorien abzugeben.

Bei dem Bau der Festungen ist man von der Spielerei mit Systemen zurückgekommen, und mehr besorgt, sowohl in den neu zu erbauenden als in den alten bestehenden Festungen, bombensichere Räume zu schaffen, um die Garnison und die Vorräthe zu sichern, die Geschütze mehr gegen das Feuer des Angreifers zu decken, durch das Technische des Baues das Breschelegen mehr zu erschweren, und in der Anlage der Außenwerke eine mehr active Vertheidigung durch Ausfälle zu begünstigen.

Für den Gang des Angriffs und der Vertheidigung sind aber die alten Meister noch stets unsere Lehrer geblieben.

Bei dem geringen Einfluß, den in den letzten Kriegen die Festungen auf die Führung des Kriegs gehabt haben, bei der Leichtigkeit, mit welcher viele gefallen sind, hat sich bei der Menge die Meinung verbreitet, Festungen seien von wenig Nutzen. Doch es ist nur ein Vorurtheil der Menge; bei dem denkenden Soldaten besteht über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit von Festungen kein Zweifel. Festungen und Verschanzungen bleiben stets das erfolgreichste Mittel, wodurch zwischen dem schwächeren Vertheidiger und dem übermächtigen Angreifer das Gleichgewicht hergestellt werden kann. Freilich die Mauern allein können sich nicht vertheidigen; es gehört auch eine tapfere Besatzung dazu. Was aber eine tapfere Besatzung, was eine heldenmüthige Bevölkerung selbst in schlecht besetzten Plätzen leisten kann, hat Saragossa gezeigt, und es steht fest, daß es bei solcher Vertheidigung kaum möglich ist die Dauer des Widerstandes einer Berechnung zu unterwerfen.

In der That, Festungen, selbst mit bedeutender Besatzung, werden in den jetzigen Kriegen Armeen von 300,000 Mann nicht mehr aufhalten, wie sie sonst Armeen von 30,000 aufhielten; sie werden vorbeigegangen; aber wichtig bleiben sie immer, und wenn sie auf der Operationslinie liegen, muß der Feind stets, um sie einzuschließen, ein zahlreicheres Corps als die Besatzung ausmacht, zurücklassen.

Welche Punkte besetzt werden müssen, ist für das militärische Auge selten zweifelhaft. Es giebt hier drei Hauptzwecke, welche aber oft in demselben Punkte vereinigt sein können:

1) Man besetzt Städte, die bedeutende Hülfquellen, große Niederlagen von Armeebedürfnissen enthalten; Hauptstädte, die man behaupten will.

2) Straßenknoten auf den Operationslinien, deren Besetzung die Manövrierfähigkeit erhöht.

3) Sperrpunkte, Defileen, Uebergangspunkte über Flüsse oder über Gebirge, Brückenköpfe.

Es giebt aber eine Frage, über welche man nicht so leicht in's Reine kommt, nämlich die: wie viel Geld soll auf die Befestigung eines Punktes verwendet werden?

Allerdings kann der Ingenieur, wenn er mehr Kosten anwenden darf, auch die Widerstandsfähigkeit vermehren. Aber da es zwischen ein Paar Millionen Mehrausgabe und ein Paar Tagen verlängerten Widerstandes keine Vergleichseinheit giebt, so bleibt hier etwas Willkürliches. Eine Rücksicht, die man nie aus den Augen verlieren darf, ist die, daß der kriegerischen Constellationen sehr mannigfaltige sind, daß also die strategische Wichtigkeit eines Punktes nicht in allen Feldzügen dieselbe sein wird. Es ist also bei der Anlage großer Festungen dafür zu sorgen, daß die Festung zur Noth von einer schwachen Besatzung vertheidigt werden, aber auch nach Umständen eine zahl-

reiche in sich aufnehmen kann, die bestimmt ist im Verlaufe des Krieges eine bedeutende Rolle zu spielen.

Die Idee, sich der Soldaten bei öffentlichen Arbeiten zu bedienen, ist öfter angeregt worden. Die Römer sind uns mit diesem Beispiel vorangegangen, und in den neuesten Zeiten ist es in Schweden, in Frankreich und auch in Oesterreich mit verschiedenem Erfolge versucht worden. Die Schwierigkeiten, die der Ausführung entgegenstehen, sind hauptsächlich folgende:

Man zweifelt, ob conscribirte Soldaten, Leute aus allen Ständen, dazu verpflichtet werden können. Die Erfahrung, daß die Soldaten gewöhnlich schlechte und träge Arbeiter sind, steht entgegen. Man behauptet, die Werke werden theurer zu stehen kommen. Die Officiere sind selten willig mitzuwirken, da sie bei diesen öffentlichen Arbeiten fast in das untergeordnete Verhältniß von Aufsehern unter der Direction der Ingenieure treten. Diese Art, mit Soldatenkräften zu bauen, nöthigt zum System der Regie, da man es doch für vortheilhafter, wenigstens für ökonomischer hält, die Arbeiten Unternehmern zu überlassen.

Diese Einwürfe sind nicht ganz ungegründet, viele aber lassen sich wegräumen. Es ist durchaus nicht nöthig alle Soldaten bei diesen Bauten zu gebrauchen, sondern man sollte eigene Bauregimenter formiren, mit einem Worte, die Sappeur- und Pionnierregimenter vermehren, und damit eine andere Einrichtung in Verbindung bringen, nämlich die Corps der Civil- und Militär-Ingenieurs in Eins schmelzen. Diese Bauregimenter, blos von Ingenieurofficieren befehligt, würden dann die Bauten ausführen. Diese Regimenter müßten dann aus Handwerkern, — Erdarbeitern, Bergleuten und Schlossern, Zimmerleuten, Steinmegern und Mauern, — rekrutirt werden.

Bessere Bezahlung, eine etwas ausgebehntere Erlaubniß zu heirathen, damit in Verbindung zu setzende Handwerkschulen und einige Vorrechte, würden den Erfolg haben, daß sich unter

der Masse der Conscriptbirten eine hinreichende Zahl Freiwilliger für diese Corps fänden.

Bis jetzt betragen die Truppen des Geniecorps (Sappeurs und Mineurs) in der Regel nur $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{50}$ der Armee; sie könnten auf diese Weise mit Vortheil bis zu $\frac{1}{20}$ oder $\frac{1}{15}$ gebracht werden, und würden ein wichtiger Bestandtheil des stehenden Heeres sein, eine Elite, bei Angriff und Vertheidigung der Befestigungen zu gebrauchen.

Das Detail der Einrichtung wird natürlich in jedem Lande anders ausfallen.

§. 12.

Das Seewesen.

Für das Seewesen haben die letzten Kriege ungefähr dieselben Resultate gehabt, als für die Landmacht.

Die großen Interessen, um welche gekämpft wurde, haben große Anstrengungen und entscheidende Schlachten herbeigeführt, die mit der Vernichtung der Französischen Marine endigten.

Die wahren Grundsätze der Seetaktik sind erst zu Anfang dieses Jahrhunderts richtig ausgesprochen worden. Es gilt hier wie im Landkriege, mit überlegener Macht einen Theil der feindlichen Flotte anzugreifen und zu zerstören, ehe der andere Theil zu Hülfe kommen kann. So siegte Nelson. Aber es war ein Englischer Professor, Clerk, der, obgleich kein Seemann, doch zuerst die Principien dieser Taktik entwickelt und auf ihren einfachsten Ausdruck gebracht hat. Die Theorie der Schiffbaukunst ist vervollkommenet worden; für die Artillerie der Marine hat man neue Vorschläge gemacht; aber im Wesentlichen ist Form und Einrichtung der Schiffe dieselbe geblieben.

Allerdings hat die Erfindung der Dampfmaschine auch auf die Schifffahrt einen großen Einfluß gehabt, obgleich nicht so groß, als Anfangs erwartet wurde. Dampfschiffe sind ein bedeutendes Hülfsmittel, denn durch ihre Schnelligkeit sowohl als durch die

Sicherheit, mit der sie unabhängig vom Winde ihren Weg zurücklegen, gewähren sie zu Erhaltung der Communication auf Binnenmeeren, für Correspondenz und Transporte, große Vortheile. Aber der Gedanke, der Anfangs aufkam, die Dampfschiffe könnten die Segelschiffe ganz ersetzen und überflüssig machen, war unhaltbar. Nur in engeren Meeren und auf mäßige Distanzen, oder wenn gesicherte Zwischenstationen da sind, wo man das Brennmaterial erneuern kann, sind sie zweckmäßig; für große Schiffe und große Entfernungen ist das Gewicht dieses Materials so bedeutend, daß man bald an ein Maximum kommt, das nicht überstiegen werden kann, sowohl des Gewichts als der Kosten wegen, wodurch dann der Gebrauch der Dampfschiffe bedingt ist. Wenn der Handel nach Indien den Weg durch das Mittelländische und Rothe Meer nehmen sollte, dann würde die Dampfschiffahrt eine sehr erhöhte Wichtigkeit erhalten. Es ist ein alter Spruch, den auch Cäsar anführt und den die spätern Jahrhunderte bestätigt haben, daß der Zufall und das Glück im Seekriege noch größern Einfluß haben, als im Landkriege. Im Seekriege sind Wind, Wetter, Zeit, Nachrichten vom Feinde — alles Dinge, die sich fast jeder Berechnung entziehen. Die Erfindung der Dampfschiffe hat diese Herrschaft des Zufalls und des Windes ein wenig beschränkt.

Uebrigens ist die Möglichkeit und Größe der Seemacht durch den Besitz vortheilhafter Häfen und eines ausgebreiteten Handels bedingt. Nur der Handel kann erfahrene Seeleute und Matrosen in hinreichender Anzahl geben. Ohne ausgebreiteten Handel wird die Kriegsmarine doppelt kostbar und doch schlecht sein. Und so wie der Handel nur langsam wächst und sich ausbreitet, so fordert auch die Erschaffung einer Marine viel mehr Zeit als die Aufstellung einer Landarmee.

Für die Bemannung der Kriegsschiffe ist die Einrichtung einer Conscription für den Seebienst eine sehr wesentliche Verbesserung.

Man berechnet in Holland und Frankreich den Werth eines ausgerüsteten Linienschiffes von 75 Kanonen auf 1 Million Gulden, es hat 600 Mann Besatzung; den Werth eines Linienschiffes von 120 Kanonen auf 1½ Millionen Gulden, es hat 800 Mann Besatzung. — Die Engländer berechnen die Kosten eines Kriegsschiffes in Bauholz und Bogen auf tausend Pfund Sterling per Schiffskanone.

Die Beantwortung der Frage, wie lange sich England noch im Besitze der Suprematie zur See erhalten wird, ist schwer. Da diese Suprematie die Bedingung seiner Existenz als erste Handelsmacht und überhaupt als Großmacht in Europa ist, da ferner nur durch diese fast Alleinherrschaft zur See die ausgedehnten und so entfernten Colonien zu behaupten sind, so kann man nicht zweifeln, daß England die äußersten Anstrengungen machen wird, um sich auf dieser Höhe zu erhalten und die Rivalen zu ersticken, ehe sie groß geworden und ausgewachsen sind. Nur so lange England den Welthandel und seine Colonien behauptet, kann es diese Seemacht halten. Sobald Indien, das Cap, Jamaica, Canada sich unabhängig gemacht haben oder in fremde Hände gerathen sein sollten, ist der Englischen Suprematie zur See der Todesstoß gegeben.

Es ist also für England eine Lebensfrage, ob Rußland zu Lande einen Unabhängigkeitskrieg der Inder unterstützen kann? Ein Eroberungskrieg der Russen, mit der Absicht, sich zu behaupten, ist wenig wahrscheinlich, und der Erfolg wegen der großen Distanz, der Schwierigkeit der Subsistenz und gesicherten Communication, mehr als zweifelhaft.

§. 13.

Vom Einfluß der Verfassung auf das Kriegswesen.

Der große Einfluß, den die Verfassung auf den Geist und den Charakter der Nation ausübt, wird sich auch in der Armee äußern. Wir haben schon bemerkt, daß in der Conscription, in

der Landwehr und überhaupt in jeder Einrichtung, die sich der allgemeinen Volksbewaffnung nähert, ein republikanisches Element liegt; wogegen geworbene und ausgehobene Heere (aus Soldaten vom Handwerk, die ihr Leben dem Stande widmen) der autokratischen Monarchie mehr zusagen.

In andern Beziehungen ist die Organisation der Heere in allen Europäischen Staaten so ziemlich dieselbe; die bestehenden Verschiedenheiten haben ihren Grund mehr in der Localität, dem Klima, der Culturstufe und der Natur der Grenznachbarn, als in dem Princip der Verfassung. Dahin gehören die Grenzregimenter und Militärcolonien, die gewiß keine sehr handliche Instrumente des Despotismus sind, ob sie gleich in autokratischen Staaten eingeführt sind. Auf das System der Beförderung und Belohnung wird die Regierungsform den meisten Einfluß haben, doch hält man sich in den meisten Armeen sehr an die Anciennetät. Gunst und Familienverbindungen werden in allen Staaten und unter allen Verfassungsformen ihren Einfluß auf Beförderung haben, aber doch nicht ganz auf dieselbe Weise.

Parlamentarischer und aristokratischer Einfluß begünstigen eine zahlreichere und zugleich eine bessere Classe, als bloße Hofgunst. Die Gunst der Höfe wird gewöhnlich nur der Schmeichelei und geschmeidiger Nachgiebigkeit zugewendet; sehr selten energischen Charakteren; und man kann mit Recht behaupten, daß die Eigenschaften, wodurch man sich an Höfen zu den höchsten Stellen, zum General emporschwingt, gerade die Antipoden von den Eigenschaften sind, wodurch man verdient es zu sein.

Die Deffentlichkeit, mit der Alles in constitutionellen Staaten geschieht, die Indiscretion parlamentarischer Debatten, ist oft als ein wesentlicher Nachtheil auch in Beziehung auf militärische Angelegenheiten und Operationen angesehen worden; aber wo nicht mit Unrecht, doch gewiß mit Uebertreibung. Vielleicht sind zur Unzeit Fragen gethan, Erörterungen verlangt worden; aber

die Bemerkung, die Einwendung eines Ministers genügt, damit in der Regel die Frage fallen gelassen werde. Wie sollte man auch bei den Volksvertretern eines Staates so viel Unkunde und Leidenschaftlichkeit, so wenig Patriotismus voraussetzen, daß sie große Interessen leichtsinnig gefährden! Aber nur zu oft und zu gern versucht man eine Untersuchung als gefährlich darzustellen, bloß weil sie den Machthabern unbequem oder schädlich ist.

Pitt ist nicht dafür bekannt die Anarchie begünstigt zu haben, und doch sprach er die merkwürdigen Worte aus:

The misfortunes of individuals and of kingdoms that are laid open and examined with true wisdom, are more than half redressed. —

Eben diese Verantwortlichkeit, die stets wache Kritik hat zur Folge, daß in constitutionellen Staaten die Mittelmäßigkeit, wenn sie auch von der Gewalt nicht immer entfernt gehalten werden, doch unter schwierigen Verhältnissen sich nicht am Steuerruder behaupten kann. Geheime und persönliche Rücksichten, schonende Nachsicht, die so viel in einem Cabinette gelten, haben wenig Einfluß auf die Debatten eines Parlaments. Da aber, wo die großen Interessen des Staates auf dem Spiele stehen, sollen und müssen persönliche Rücksichten unbeachtet bleiben. Die Nachsicht mit den Schlechten ist eine Ungerechtigkeit gegen die Guten.

So nützlich das Kritisiren und Raisonniren in einem Parlament ist, so nachtheilig und verderblich ist es in der Armee selbst; je mehr also in dem Volke selbst ein Geist der Unabhängigkeit und Freiheit lebt, desto wichtiger ist es, in der Armee strenge Subordination, Disciplin und Gehorsam zu handhaben.

§. 14.

Der Feldherr in seinem Verhältniß zur Regierung und zur Armee.

Die Erfahrung aller Zeiten und besonders die letzten Kriege haben gelehrt, daß zum Feldherrn vor allem ein kräftiger, ener-

gischer Charakter gehöre; daß er große Gewalt und freie Hand haben müsse; nicht nur um die Operationen nach seiner Ueberzeugung und nach der augenblicklichen Lage zu leiten, sondern auch um durch Belohnung und Strafe auf den Geist seiner Armee zu wirken. Aber es ist billig und nothwendig, daß dieser ausgebreiteten Macht auch eine verhältnismäßige Verantwortlichkeit entspreche. Dem General en Chef muß die Ueberzeugung und das Selbstvertrauen innewohnen, den Krieg mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, glücklich führen zu können. Niemand sollte daher gezwungen werden gegen diese Ueberzeugung ein Commando zu übernehmen. Untergeordnete Anführer sind nur für den pünktlichen Gehorsam verantwortlich; der Feldherr bis zu einem gewissen Grade auch für den Erfolg; nämlich insoweit er von seinen Fähigkeiten und seiner richtigen Beurtheilung abhing. Unter dieser Voraussetzung also, daß Niemand zur Uebernahme eines Armeecommandos gezwungen werden kann und daß der General freie Hand hat, — unter dieser Voraussetzung scheint das Englische Gesetz gerecht, welches den Admiral, der an der Spitze einer stärkeren Flotte, als die des Feindes ist, eine Seeschlacht verliert, zum Tode verurtheilt. Es ist für den Feldherrn ein Verbrechen, sich zum Verderben des Staates Fähigkeiten zuzutrauen, die er nicht hat. Da der Gegenstand noch nicht gründlich untersucht ist, so finde hier eine Stelle aus den Memoiren Napoleons Platz, die sich auf denselben bezieht. — Napoleon, in dessen Charakter es nicht lag, der höchsten Gewalt des Regenten Etwas zu vergeben, sagt:

Un Général en chef n'est pas à couvert de ses fautes à la guerre par l'ordre de son souverain ou du ministre, quand celui qui le donne est éloigné du champ d'opération et qu'il connaît mal, ou qu'il ne connaît pas du tout le dernier état des choses. D'où il résulte que tout Général en chef qui se charge d'exécuter un plan qu'il trouve mau-

vais est coupable; il doit représenter ses motifs, insister pour que le plan soit changé, enfin donner sa démission plutôt que d'être l'instrument de la ruine de son armée.

Tout Général en chef qui en conséquence d'ordres supérieures livre une bataille, ayant la certitude de la perdre, est également coupable. Dans ce dernier cas il doit refuser d'obéir, parce qu'un ordre militaire n'exige une obéissance passive que lorsqu'il est donné par un supérieur qui se trouve présent sur le théâtre de la guerre au moment où il le donne; ayant alors connaissance de l'état des choses, il peut écouter les objections et donner les explications nécessaires à celui qui doit exécuter l'ordre etc.

In absoluten Monarchien wird die Feldherrnstelle leicht entweder jungen Prinzen des Hauses oder abgelebten Greisen zu Theil, welche die Anciennetät auf diese Stufe erhoben hat, und die man oft beibehält, entweder aus persönlichen Rücksichten, oder weil man ungern allzurache Beförderungen sieht. Selbst der Glanz des Ruhmes ist oft an Anderen verhaßt, wo die Krone allein glänzen soll. In autokratischen Staaten wird man immer häufiger Prinzen des Hauses an der Spitze der Armeen sehen; weil sich in diesen allein nur Prinzen schon in den Jahren der jugendlichen Kraft auf so hoher Stufe befinden können. Doch hat Rußland zu seinem Vortheil in den letzten Kriegen ein anderes System befolgt.

Prinzen, welche Fähigkeiten besitzen, sind insofern gut an der Spitze der Armeen, weil der Glanz der Geburt einen großen Einfluß auf die Gemüther der Soldaten hat. Das Vertrauen und der Ehrgeiz wird angespornt durch den Gedanken, unser Anführer ist der Sohn des Monarchen, er hat die Macht zu belohnen; die Regierung hat gewiß Alles gethan, um ihm Successen zu sichern! — Aber nun die Rehrseite! Was hat Schwäche und Unfähigkeit der Prinzen nicht geschadet! Wie viele sind dabei

interessirt, diese Unfähigkeit so lange als möglich zu verbergen und zu übertünchen! Wie begünstigt es den Leichtsinns, daß man die Verantwortlichkeit wenig zu fürchten hat! Wie oft müssen verdiente Männer für die Schuld der Prinzen büßen! Und dann der Nachtheil, wenn die Sitten und Bedürfnisse der Höfe in's Hauptquartier übertragen werden, das zahlreiche Gefolge müßiger und indiscreter Höflinge, das schlechte Beispiel ihrer Weichlichkeit, ihres Luxus, der den Entbehrungen des Soldaten Hohn spricht. Das Feldherrnzelt soll keine Antichambre haben.

Der Augenblick, in dem Napoleon seinen Bruder — einen Joseph und Jerome — zu Feldherren stempelte, bezeichnet den Verfall seines Kriegswesens. Jeder Staat sollte durch alle mögliche Mittel dafür sorgen, stets einige Männer von gemachter Reputation zu haben, um sie an die Spitze der Armeen zu stellen. Die gemachte Reputation, das schon erworbene Zutrauen des Soldaten, geben einen mächtigen Vorsprung.

§. 15.

Von dem Machtverhältniß der Europäischen Staaten.

Bei der Vergleichung der Kriegsmacht der Europäischen Staaten sind sehr verschiedenartige Elemente zu berücksichtigen. Wie sie sich in Beziehung auf Bevölkerung und Einkünfte verhalten, das lehren die statistischen Tabellen. Auch die Befestigung, die Natur des Bodens, die Ausdehnung der Grenzen, das Nebeneinanderliegen und der militärische Charakter der Nachbarn haben einen bedeutenden Einfluß. Dann aber bleibt noch das moralische Element zu beurtheilen, das Napoleon mit Recht im Kriege so hoch anschlägt.

Man sagt: alle Nationen sind tapfer; das ist aber nur relativ wahr; denn auch die Tapferkeit hat Grade und Schattirungen, und bei demselben Individuum steigt sie oder fällt sie nach der Stärke der moralischen Triebfedern. Es giebt eine natürliche Tapferkeit, einen angeborenen Muth, der im Blute und in den

Nerven liegt; er ist das lebendige gesunde Gefühl der Kraft, ein unerschütterliches Selbstvertrauen. Dieser Muth wird gleich mit wach, wenn man aus dem Schlafe aufgerüttelt wird; man kann ihn Niemandem geben. Sein sicheres Kennzeichen ist Geistesgegenwart bei überraschenden Gefahren. Eine andere Art des Muthes ist das Resultat der Selbstüberwindung und der moralischen Triebfedern. Diese sind Pflicht, Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Rachsucht. Dieser Muth wird durch die Gewohnheit und das Vertrautsein mit der Gefahr sehr gestärkt. Dieses Vertrautsein mit der Gefahr ist aber doch im Grunde nichts, als eine berichtigte Wahrscheinlichkeitsrechnung, weil die Furcht gewöhnlich den Zähler des Bruchs Anfangs zu groß anschlägt.

Nicht in allen Staaten Europa's wirken die moralischen Antriebe gleich stark; nicht alle Regierungen haben es in ihrer Macht, sie in Bewegung zu setzen; Viele selbst fürchten sich vor dem Schicksal des Zäuberlehrlings, der die Geister beschworen hatte, aber dann das Wort nicht finden konnte, womit sie zur Ruhe verwiesen werden. Die Staaten mit vollständiger Nationalität und compacter Einheit haben hier große Vorzüge vor andern, wo Bruchstücke verschiedener Nationen nur durch ein dynastisches Interesse zusammengehalten werden. In republikanischen und Staaten mit freien Verfassungen ist die Vaterlandsliebe wärmer als in despotisch regierten; der Antheil der Mitbürger, der Ruhm in dem Siege eines freien Volkes ist mehr werth, als abgemessene Belohnung. Ein Heer, das einer Nation angehört und einer Regierung gehorcht, ist stets einem numerisch stärkeren überlegen, das aus heterogenen Elementen besteht, mit ihren Eifersüchteleien, Kleinlichkeiten und Sonderinteressen. Was Bündnisse werth sind, und wie lange man im Unglück auf sie zählen kann, lehrt jedes Blatt der Geschichte. Wer glaubt noch, daß der Deutsche Bund einen nur etwas unglücklich geführten Krieg überleben würde? Hat doch im Jahre 1831 nicht einmal ein Armeecorps in Be-

wegung gesetzt werden können, nach fünfzehnjährigen papiernen Vorbereitungen; und noch ist es eine unentschiedene Streitfrage, wer die Kosten der Mobilmachung tragen soll. Aus diesen wenigen Andeutungen geht schon hervor, welche großen Vorzüge die Französischen, Englischen und selbst die Russischen Armeen haben. Und dazu kommt noch ein Umstand, der ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale legt. Die Kriege in Algier, in Spanien, in Griechenland, in der Türkei, in Polen, — haben die erstgenannten Armeen in Bewegung gehalten; einen Theil derselben geübt und abgehärtet; neue Reputationen gegründet und jeden Falls den kriegerischen Geist genährt und aufgeregt; während die Deutschen Heere unter der Last eines zwanzigjährigen Friedens gebückt gehen, der sie höchstens als Gehülfen der Polizei in Anspruch genommen hat.

§. 16.

Vom Bürgerkrieg.

Wenn man bedenkt, welche Mühe und Kosten auf die Bildung der Heere verwendet werden, und daß die Kriegführung als eine Wissenschaft behandelt wird, dann muß es befremden, daß im Bürgerkriege die stehenden Heere so oft unterlegen sind, und daß regelmäßige Truppen, die tapfer gefochten haben und gut angeführt waren, doch selten einen hartnäckigen Volksaufstand zu dämpfen vermochten. Die Untersuchung der Gründe wird Gelegenheit geben, einige Regeln festzustellen.

Alle, die an dem Aufstand sich betheiligen, nehmen freiwillig Theil und sind durch Leidenschaft angetrieben; der Soldat thut nur seine Schuldigkeit; der Gegenstand des Streites ist ihm entweder fremd und gleichgültig, oder er weiß vielleicht gar seine Brüder in den feindlichen Reihen und soll gegen sein Interesse fechten.

Die überlegene Anzahl ist gewöhnlich auf der Seite des Aufstandes. Was ist ein noch so starkes Heer gegen ein ganzes

Volk, das die Waffen ergreift? Wenn das Heer das ganze Land besetzen will, muß es sich in kleine Haufen vertheilen und läuft Gefahr. Bleibt es in Massen vereinigt, dann ist es nur auf dem Punkte Herr, den es besetzt; — hinter ihm, vor ihm, neben ihm ist der Feind. Der Aufstand gleicht dem Dunste, der sich in Wolken auf feuchtem Boden lagert; wo man näher tritt, verschwindet er, aber erscheint wieder auf der Stelle, die man so eben verlassen hat.

Das Volk ist in der Regel besser mit den Localitäten bekannt; es ist von Allem, was vorgeht, genau unterrichtet, während es dem Anführer der Armee sehr schwer hält, sichere Kunde zu erlangen. Die Einwohner wenden Alles an, um zu alarmiren und über die wahre Lage zu täuschen. Wie soll man den Feind erkennen, wie soll man ihn behandeln? Der Bauer, den ich am Pfluge sehe, hat vielleicht noch gestern gegen mich gekämpft; er steht vielleicht morgen wieder bei den feindlichen Haufen. Ein Dorf hat Widerstand geleistet, aber die Thäter sind entflohen. Aus diesem Hause wurde geschossen, aber nachdem es eingenommen war, fanden sich nur noch Weiber und Kinder darin. Man verlangt die Auslieferung der Schuldigen, und die Gemeinde liefert diejenigen aus, die unserer Sache am meisten zugethan sind. Man hat Gefangene gemacht, aber die Zahl ist so groß, daß man sie weder bewahren noch ernähren kann. Nachsicht gilt für Schwäche und Furcht; Strenge, die vielleicht den Unschuldigen trifft, erbittert und spornet zur Rache an. Auf Strenge folgt Härte, dann Grausamkeit und endlich ein Kampf der Vernichtung, der Volk und Soldaten demoralisirt.

Wie soll man sich nun in solchen Verhältnissen benehmen? Vor Allem muß man anerkennen, daß ein ungerechter Krieg gegen ein Volk, das seine Rechte vertheidigt, eine drückende Last ist; es ist das härteste, was den Soldaten treffen kann.

Was soll aber im Volkskriege der Feldherr thun?

Kleine Gefechte vermeiden, so sehr sie die Anführer des Aufstandes suchen werden. Nur im kleinen Kriege, im Tirailleurgefechte bei coupirtem Boden, können unregelmäßige Haufen eine Ueberlegenheit vor geschulten Soldaten haben; sie erscheinen, verschwinden, necken, überfallen, ermüden. Der kleine, aber unerwartete und unaufhörliche Verlust, die stets drohende Gefahr, vor der er nirgends sicher ist, entmuthigt den Soldaten. Der Feldherr, welcher einen Volksaufstand zu bekämpfen hat, muß das offene Feld suchen; er muß durch verstellte Rückzüge den Feind dahin locken und ihm dann in Colonne mit dem Bajonett auf den Leib gehen. Cavallerie und Artillerie imponirt am meisten solchen ungeordneten Haufen, weil sie ihre Wirkung überschätzen. Es liegt in der Natur bewaffneter Volksmassen, daß der kleinste errungene Vortheil ihr Selbstvertrauen bis zum Uebermuth steigert, und daß sie sich dann zu den gewagtesten Unternehmungen hinreißen lassen. Aber umgekehrt werden sie eben so leicht durch einen geringen Verlust entmuthigt, ein panischer Schrecken verbreitet sich leicht; Unordnung, Mißtrauen und Zwietracht sind in seinem Gefolge. Es kommt dann darauf an, den Haufen ganz zu zerstreuen.

Die Armee muß vor nächtlichen Ueberfällen auf ihrer Hut sein; — diese sind immer vortheilhaft für unregelmäßige Haufen, weil die Nacht die Vorzüge regelmäßiger Truppen neutralisirt. Die Einheit des Commando's erfordert Ueberlicht, und die Ordnung den Tag. Die Nacht begünstigt zugleich den Muth und die Feigheit; den Muth, weil sie jedes Gefecht zum Handgemenge macht; die Feigheit, weil sie die Flucht mit ihrem Schleier deckt. Ist also der Muth der Soldaten schon erschüttert, so ist die Nacht doppelt gefährlich.

Die größte Vorsicht ist anzuwenden bei dem Angriff auf große volkreiche Städte, wenn die Bevölkerung zu hartnäckigem Widerstand entschlossen ist. Eine enge Einschließung, um den Feind

durch Hunger zu zwingen, ist das beste, wenn es schnellen Erfolg verspricht; es kostet am wenigsten Menschen. Eine Capitulation entmüthigt und demüthigt; ein Sturm mit seinen Gräueln erbittert und reizt zur Rache. Muß die Stadt genommen werden, dann ist die Hülfe der Artillerie und der Ingenieure eine Hauptsache. Napoleon sagt in einer Instruction: *les histoires des guerres sont pleines des catastrophes des plus considérables, pour avoir brusqué et s'être enfourré dans les rues étroites des villes.*

Man muß mit der Armee nicht das ganze Land besetzen wollen, sondern nur die Hauptstädte, die Straßenknoten, die wichtigsten Desfiléen, so daß man sich der Hülfsquellen und Communicationen versichert und diese dem Feinde abschneidet.

Städte müssen befestigt werden, um sie sowohl gegen Angriffe von Außen als gegen eine Insurrection der Einwohner zu sichern, also Citadellen.

Außer den festen Besatzungen müssen mobile Colonnen das Land durchstreifen, um den Aufruhr überall zu dämpfen, wo er ausbricht.

Dies sind ungefähr die rein militärischen Principien; aber die Politik lehrt noch wichtigere. Man muß die Insurrection bei ihren ersten Anfängen mit Kraft zu unterdrücken suchen; wenn sie aber schon weit verbreitet ist, muß man sich wohl hüten, sie mit unzureichenden Kräften zu bekämpfen.

Die schlimmste Lage ist, wenn der General nicht mehr auf die Treue der Truppen zählen kann; wenn sich schon eine Sympathie mit der Sache des Volks zeigt, so daß sie entweder sich zu schlagen weigern oder sich zur Desertion verleiten lassen. Die Verführung wendet sich gewöhnlich zuerst an die Unterofficiere, denen man Beförderung verspricht. Die Desertion mindert nicht nur die Zahl der Streiter, sondern sie raubt ihnen auch das Selbstvertrauen, sobald sie in ihren Kameraden Verräther vermuthen.

Es ist hier wo möglich rätlich, fremde Regimenter zu haben, d. h. solche, die nicht aus den insurgirten Provinzen rekrutirt sind. Man muß rasch und mit Nachdruck zu Werke gehen, so daß der Aufstand gedämpft ist, ehe die Verführung wirken konnte. Treue und Gehorsam sind so eingepägt, daß immer eine geraume Zeit vergeht, ehe sie erschüttert werden. Die Regimenter müssen nicht zu lange in derselben Cantonnirung bleiben, sondern immer in Bewegung erhalten werden, so daß die Einwohner nicht leicht Verbindungen anknüpfen können. Im Anfang strenge Exempel, ehe die Desertion so allgemein wird, daß die große Zahl die Straßlosigkeit zur Folge haben muß. Wo Truppen gegen ihre eigenen Landsleute fechten müssen, darf man vielleicht hoffen, daß sie in den ersten Tagen ihre Schuldigkeit als Soldaten thun werden; aber diese Verläugnung auf die Dauer zu erwarten, wäre Thorheit.

Die größte Schwierigkeit liegt aber darin, gegen die Einwohner das rechte Maas von Strenge und Milde, und überhaupt für die Behandlung der Theilnehmer am Aufruhr einen Maasstab zu finden. Der Kanzler Bacon sagt: let no prince measure the anger of discontents by this whether they be just or unjust, for that were to imagine people to be too reasonable.

Dem sei so, aber es ist gewiß rätlich wohl zu überlegen, ob in dem Volke die Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner Klagen und seines Widerstandes gewurzelt ist. Diese Ueberzeugung mag auf Verblendung und Irrthum beruhen, aber wo sie einmal besteht, muß man auf Hartnäckigkeit, Verachtung der Gefahr, und Mitleid mit dem Schicksal der Verurtheilten, gefaßt sein. Die Furcht vor der Strafe ist gering, wo diese ungerecht erscheint. Hier ist also Milde zu empfehlen, vor Allem muß das Volk über den Gegenstand seiner Klagen aufgeklärt, und dieser wo möglich weggeräumt werden. Wenn aber das Volk weiß, daß

es Unrecht hat, dann ist Strenge an ihrer Stelle. Es ist am besten, das Strafurtheil dem gewöhnlichen Richter zu überlassen, so wird der Verdacht der Willkür vermieden.

Bei der Wahl des Anführers, der einen Aufruhr dämpfen soll, kommt es noch mehr auf den Charakter als auf die Fähigkeiten an. Rohe und leidenschaftliche Charaktere sind noch untauglicher als schwache und unentschlossene. Die Strenge muß mit Ernst und Würde geübt werden, so daß sie als Erfüllung einer Pflicht erscheint. Strenge ist nur anwendbar, wo die Zahl der Schuldigen gering ist. Das Gefühl widerstrebt dem Decimiren, das die Strafe zum Spiel des Zufalls macht. Uebereinkunft und Vermittlung ist selbst dann vorzuziehen, wenn man gewiß ist, den Aufstand durch Gewalt der Waffen unterdrücken zu können. Die Uebereinkunft besänftigt, aber der Sieg tritt den Aufruhr nieder, ohne die Wurzeln auszurotten. Ein gutes Mittel, um des Aufruhrs Meister zu werden, ist, ihn mit sich selbst uneins zu machen. Es ist ein verbreitetes Vorurtheil, das dem Volke, das heißt hier dem großen Haufen, ein scharfes und richtiges Urtheil beimißt. Die Menge hat Argusaugen, sie hat eine große Gabe zu beobachten, selbst Kleinigkeiten entgehen ihr nicht; aber ihre Schlüsse sind selten richtig. Die Sucht altklug und schlau zu sein, Neid und Mißtrauen gegen die Anführer, Alles das verleitet sie besonders im Unglück zur Ungerechtigkeit. *Iniquissima haec bellorum conditio, ut prospera omnes sibi vindicent, adversa uni imputentur.*

Es wird oft möglich sein, die Anführer beim Volke verdächtig zu machen; oder die Anführer, sobald sie das Gefährliche und Precäre ihrer Lage eingesehen haben, zu gewinnen und von der Sache abzuziehen. Doch darf man darauf nicht zu viel zählen, denn wenn der Aufstand Bestand und Nachhalt hat, sind sähliche Anführer leicht gefunden und leicht ersetzt, und die Berräth

selten im Stande ihre Versprechungen zu halten; sie bringen sich selbst, aber keinen Anhang.

§. 17.

Vom Territorial- und Truppencommando.

In großen Staaten ist auch in militärischer Beziehung eine administrative Abtheilung des Gebiets in Militär- oder Generalcommandos nothwendig. Unter diesen Generalcommandos stehen alle militärischen Anstalten, welche ihrer Natur nach unbewegliche und an den Boden gebunden sind, also die Festungscommandanturen, die Hospitäler &c.

Die Armee wird, in großen Staaten auch im Frieden, in Divisionen oder Inspectionen eingetheilt. Die Divisionen sind gewöhnlich so vollständig organisirt, daß sie ohne neue Einexercirung sogleich mobil gemacht werden können. Es entsteht nun die politische Frage: Sollen die Generalcommandos und die Divisionscommandos, d. h. soll die militärische Territorialautorität mit dem Befehl über die Truppen vereinigt werden? Die Beantwortung dieser Frage greift tief in das Innere der militärischen Organisation und Hierarchie ein. Folgende Rücksichten sind dabei zu beobachten.

Die Territorialeintheilung in Generalcommandos muß sich nach der Begrenzung der Provinzen und nach strategischen Rücksichten richten; die Generalcommandos werden also immer groß und ausgedehnt sein. Es ist auch bei ihnen eine Fixität wünschenswerth, weil bei häufigem Wechsel die erforderliche Localkenntniß, die genaue Bekanntschaft mit den militärischen Etablissements der Provinz und mit ihren Bedürfnissen, nicht erlangt wird.

Dagegen ist es rathsam, im Frieden keine zu ausgedehnten Truppencommandos anzuvertrauen und diese so zu organisiren, daß sie als Divisionen sogleich mobil gemacht werden können. Diese Truppencommandanten müssen also durch keine Functionen an den Boden gefesselt sein, wo ihre Regimenter Garnison halten,

und ihre Entfernung oder Versetzung muß in der militärischen Organisation der Provinz keine Störung verursachen.

Die Divisionäre müssen in Allem, was in Beziehung zu dem Local- oder Garnisonsdienst der Truppen steht, und sofern ihre Mitwirkung zur Erhaltung der Ruhe in der Provinz erforderlich ist, von den Generalcommandos abhängig sein; in Allem aber, was das Personelle der Truppen, Instruction und Administration betrifft, stehen sie allein unter dem Kriegsministerium. Die Divisionäre sind also den Generalcommandos zwar untergeordnet, aber doch nur beziehungsweise; und in den meisten Fällen wird bloß zwischen den Platzcommandanten und den Regimentschefs eine directe Dienstcorrespondenz stattfinden, die sich auf Regelung des Garnisonsdienstes beschränkt. In sehr großen Staaten, in entfernten Provinzen, und in solchen politischen Verhältnissen wo schneller Entschluß, kräftige Maßregeln und Einheit des Commando's dringend erfordert werden, muß natürlich den Generalcommandos eine viel ausgebreitete Autorität zustehen, und die Truppencommandanten müssen ganz und unbedingt unter ihren Befehlen stehen.

XII.

Ein Blick auf den politischen Zustand Europa's im Jahre 1837.

§. 1.

Die große Allianz nach dem Congreß zu Wien.

Nach dem langen und blutigen Kampfe, der mit dem Wiener Congresse und mit dem zweiten Pariser Frieden endigte, gestalteten sich die Verhältnisse der Cabinette ganz anders als vor der Französischen Revolution; die alten diplomatischen Traditionen schienen gleichsam verwischt.

Drei Staaten, welche als Mächte des ersten Ranges beim Abschluß des Westphälischen Friedens noch ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale gelegt hatten, Spanien, Schweden und die Niederlande, waren in den Hintergrund getreten; und in dem engeren Rath der fünf großen Mächte saßen nun zwei neue, die erst seit einem Jahrhundert Bedeutung und politischen Einfluß gewonnen hatten.

Es war eine neue Erscheinung, als nach dem Congresse an die Stelle der Eifersucht und des Mißtrauens, womit die Cabinette sich früher bewacht hatten, eine Uebereinstimmung in Grundsätzen und Zwecken trat, welche die heilige Allianz befestigen sollte. Die Ursachen dieser Erscheinung sind theils zufällige, theils liegen sie in der natürlichen Entwicklung der Europäischen Civilisation.

Als zufällig kann man betrachten, daß, nachdem der Friede erkämpft und die Vertheilung der dem Französischen Reiche wieder abgenommenen Provinzen in Uebereinstimmung und ohne wesentliche Uebervortheilung einer der großen Mächte geschehen war, die Regenten und die Staatsmänner an der Spitze der

Geschäfte, zum Theil schon in vorgerückten Jahren, sich, nach so blutigen Kämpfen und so vielen Wechselfällen des Glücks, nach Ruhe sehnten. Und da der Friedenszustand durch ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen und ihr enges Bündniß errungen worden war, so mochten sie sich auch vorzugsweise berufen glauben, ihn durch dieselben Mittel ferner zu erhalten.

Durch den steigenden Verkehr, die erleichterten und schnelleren Communicationen, durch den Austausch der Ideen sowohl als der Producte, ja durch die Kriege selbst, — sind sich die Nationen so nahe gerückt, die Verschiedenheiten so ausgeglichen, die Interessen so verwebt, daß ein unberührtes Nebeneinanderbestehen, ein System der Isolirung, nächst unmöglich scheint. Jedes Ereigniß, jeder Umschwung in den Ideen oder in der Industrie, hatte eine mächtige Rückwirkung. Daraus folgte für die Cabinette ein erhöhtes Interesse, ja selbst eine Pflicht und Nothwendigkeit, nicht nur von den inneren Angelegenheiten des Nachbarn Kenntniß zu nehmen, sondern auch darauf einzuwirken, und durch gemeinschaftliche Abrede und beständiges Unterhandeln das gute Einverständnis zu erhalten.

Das Band, welches in dieser Epoche die Höfe am engsten unter einander verknüpfte, war ihr gemeinschaftliches Mißtrauen gegen den unruhigen Geist der Völker. Die Furcht vor den Revolutionen, mit denen sie sich im Innern bedroht glaubten, hatte die nachbarliche Eifersucht, wo nicht verwischt, doch in den Hintergrund gestellt. Die Bedingungen des Friedens und die Ländervertheilungen hatten so ziemlich die Ansprüche und Interessen der Dynastien ausgeglichen, aber keineswegs die Wünsche und Erwartungen der Völker befriedigt. Bei dem Wiederaufbau der Staaten hatte man fast ausschließlich den früheren Bestiand oder das politische Gleichgewicht, insofern es bei wesentlicher Erhaltung des Bestandes bestehen konnte, berücksichtigt, und die friedliche Lösung der Aufgabe bot schon so viele

Schwierigkeiten, daß die Staatsmänner, denen sie oblag, wenig Veruß fühlten die Sympathien und Interessen der Völker sehr hoch in Anschlag zu bringen.

Es waren also zwei tiefliegende Keime der Unzufriedenheit und revolutionärer Bewegungen vorhanden:

1) die Zusammensetzung oder Abgrenzung einiger Staaten nach Erbrecht oder dynastischen Interessen, ohne Rücksicht auf Nationalität;

2) das unbefriedigte Verlangen nach freien Verfassungen.

Das gemeinschaftliche Bestreben der großen Mächte, diese Bewegungen zu unterdrücken, hatte wieder für das Europäische Staatensystem eine doppelte Folge:

1) die Bevormundung der kleineren und schwächeren Staaten;

2) die häufigen Interventionen.

Diese Verhältnisse verdienen eine nähere Betrachtung, weil sie die jetzige Krisis herbeigeführt haben.

§. 2.

Die Nationalinteressen den dynastischen gegenüber.

Von den Uebeln, welche die Ruhe Europa's bedrohen, ist das größte: die vernichtete Unabhängigkeit oder Zerspitterung einiger Völker, so wie die Vereinigung widerstrebender Bestandtheile unter einem Scepter. Es ist das größte Uebel, weil es, ohne neue blutige Kriege, unheilbar ist.

Polen, getheilt, unterjocht, der Russischen Tyrannei überliefert; Italien, unter Oesterreichischer Controle und durch ein zahlreiches Heer in der Botmäßigkeit erhalten; Deutschland, von kleinen Fürsten regiert, die stets bereit sind die Fortdauer einer precären und zweideutigen Souveränität mit jeder Schmach zu erkaufen; — dies ist ein Zustand, zu drückend, zu unnatürlich, als daß er dauernd sein könnte.

Eine gewisse Schule, die sich die historische nennt, führt immer den Vergleich im Munde: der Staat lasse sich nicht nach

einem willkürlichen Vauriffe auf nivellirtem Boden neu construi-
ren, sondern er müsse, als ein lebendiges Wesen, nach den Na-
turgesetzen organischer Entwicklung fortschreiten. Es wird mit
diesen Vergleichen und Bildern für die Wissenschaft und das
Leben sehr wenig gewonnen; aber mit Bestimmtheit kann man
sagen, daß, was in diesem Bilde von organischer Einheit und
naturgemäßer Entwicklung Wahres und Treffendes liegt, ein
Todesurtheil ist gegen die Staaten, welche aus heterogenen Be-
standtheilen durch Erbschaft oder Eroberung zusammengefügt sind,
und nur durch die Bande dynastischer Interessen zusammen ge-
halten werden. Wo ist hier das Princip der Einheit? wo die
Möglichkeit der Entwicklung von Innen heraus? Nicht in dem
Staate, noch in der Regierungsform, sondern in der Nationalität,
in gleicher Abstammung und Sprache, in der Gemeinsamkeit
der Erinnerungen, des Charakters und der Sitte, — liegt das
wahre Lebensprincip und die Harmonie der Theile.

In diesen anomalen Staaten müssen die Symptome der Auf-
lösung desto augenscheinlicher hervortreten, je mehr repräsentative
Verfassungen ein unabweisliches Bedürfnis der Europäischen Civi-
lisation geworden sind. Die heterogenen Bestandtheile machen
es nicht nur unmöglich gleichen Schritt zu halten, sondern die
Regierungen sind sogar gezwungen sich mit dem Geiste der Zeit
und den Wünschen ihrer Unterthanen in eine Opposition zu
setzen, welche ihre besten Kräfte aufreibt.

§. 3.

De s t e r r e i c h.

Auf dem Wiener Congresse hatte Oesterreich auf die Deutsche
Kaiserwürde verzichtet und auch andere Bande zerrissen, an welchen
Jahrhunderte gewebt hatten, bloß um sich so abzurunden, daß es
seine Grenzen hermetisch gegen das Ausland verschließen könne.
Oesterreich fürchtete sich vor der Bewegung der Gemüther und, da
es nicht zu lenken verstand, beschloß es zu hemmen.

Jeder Billige wird einräumen, daß die Idee einer constitutionellen Monarchie auf Oesterreich nicht paßt; ein gemeinschaftliches Parlament ist für so heterogene Bestandtheile undenkbar; die widerstrebenden Theile würden sich, in Freiheit gesetzt, sogleich trennen; ja selbst Provinzialstände mit einem größeren Umfang der Rechte, als die Postulatenlandtage ausüben, würden Anarchie herbeiführen. Ungarn macht schon genug zu schaffen. Da es nun dem Schicksal gefallen hat, so viele Völker als Lehen, Heirathsgut, Erbschaft oder Eroberung unter dem Scepter des Hauses Oesterreich zu vereinigen, so ist es natürlich, daß es sich in diesem Besitze erhalten will; aber es geräth dadurch in eine Opposition, in einen Kampf mit dem Geist der Zeit, aus dem es schwerlich als Sieger hervorgehen wird. Wer in der Wahrheit seinen Feind, in den edelsten Gefühlen seinen Widersacher sieht, wen jedes Licht blendet, jeder Ton beleidigt, dem frommt nur das Dunkel der Nacht und die Stille des Grabes. Eine Politik, die in dem status quo, in der Erhaltung des gegebenen Zustandes allein ihr Heil finden kann, hat von der Zukunft alles zu fürchten; denn die Zeit selbst erkennen wir bloß an den Veränderungen, welche wir in unseren Zuständen wahrnehmen. Die Politik des status quo ist wie ein Chinesisches Gemälde, grell, hart und ohne Perspective. Auf dem schnellen und tiefen Ströme der Zeit kann die Politik wohl laviren oder die Segel einziehen, aber die Anker auswerfen kann sie nicht, denn es ist da kein Ankergrund.

Die Ungarische Verfassung, die wohl nicht in allen Stücken zeitgemäß ist, spricht doch die Grundsätze aus, auf welchen politische Freiheit hauptsächlich beruht: das Recht der Stände bei der Gesetzgebung mitzuwirken, und die Pflicht der Behörden verfassungswidrigen Befehlen des Hofes den Gehorsam zu versagen. Die Ungarn scheinen nicht gesonnen etwas von ihren Rechten zu vergeben, — *malunt periculosam libertatem quam tutum*

servitium, — und so trägt Oesterreich, auch abgesehen von den großen Bewegungen außerhalb seiner Grenzen, in seinem innersten Kern die Keime einer neuen Gestaltung.

§. 4.

Das Streben nach freien Verfassungen.

Nach der gewalthätigen Verletzung der nationalen Interessen ist das Streben nach freien Verfassungen der allgemeinste, am weitesten verbreitete Gährungsstoff.

Es ist hier nicht meine Absicht den Werth repräsentativer Verfassungen zu untersuchen; es genügt die Thatsache anzuführen, daß die staatlichen Grundsätze, welche sich daraus entwickelten und verbreiteten, die engere Verbindung und den gemeinschaftlichen Widerstand der Höfe hervorgerufen haben. Die Höfe stellten diesem Streben das monarchische Princip entgegen, mochten Ihnen nun die Consequenzen der repräsentativen Verfassungen wirklich für die Ruhe der Staaten gefährlich scheinen, oder mochten sie es blos unbequem oder ungerecht finden in der gewohnten Ausübung ihrer Machtvollkommenheit dadurch gestört und beschränkt zu werden.

Um die Verhältnisse und ihre Tiefe zu ermessen, muß man die Einsicht gewonnen haben, daß das Streben nach Repräsentativverfassungen nicht blos abstracten Theorien oder dem Ehrgeiz Einzelner seine Entstehung verdankt, sondern daß es auf ein wesentliches Bedürfnis gegründet ist.

Da der Staat mehr als je die Kräfte des Bürgers in Anspruch nimmt, da er so viele und große Opfer fordert, so ist es auch natürlich, daß der Bürger sich selbst von der Nothwendigkeit dieser Opfer überzeugen, und über die Art der Verwendung ein Wort mitreden will. — Es ist daher ganz irrig, wenn man das Streben nach Verfassungen mit den Principien eines flachen Liberalismus verwechselt.

Der Liberalismus, wie er uns aus Frankreich herüber gekommen ist, hat seine schlimmen Seiten, und wirkt desto nach-

theiliger, weil er sich sehr in die Gemüther der Menge einschmeichelt, und weil seine Irrthümer nicht sogleich in die Augen fallen. Dieser Liberalismus ist klar und folgerichtig; er geht davon aus, daß politische Einrichtungen das gemeine Beste zum Zweck haben müssen. Er ist der freien Entwicklung menschlicher Kräfte, der Aufklärung und dem Nationalwohlstande günstig. Aber sein Grundfehler ist, daß er viele wesentliche Dinge gar nicht berücksichtigt, besonders die, welche sich einer scharfen Berechnung nicht unterwerfen lassen. Er kann mit einer Naturlehre verglichen werden, welche die unwägbaren Stoffe: Licht, Wärme und Elektrizität, — gar nicht beachtet; denn er verkennet den Einfluß der Gewohnheit, der Erinnerungen, der Gefühle. Es klebt ihm ein gewisser Materialismus an, der die Moral auf das Interesse, die Toleranz auf Gleichgültigkeit baut; er prangt mit einer sophistischen Erklärung der Menschenrechte; er ruft den Anspruch auf Gleichheit hervor, welcher die Gemüther stolz macht, ohne sie wirklich zu erheben; er weckt Hoffnungen und Wünsche, die nicht befriedigt werden können, und den Stachel des Neides in der Brust zurücklassen; seinem zügellosen Laufe überlassen, würde er der Anarchie zueilen.

Aber dieses Bekenntniß steht freien Repräsentativverfassungen nicht entgegen, die mit Berücksichtigung der bestehenden Elemente und der Lehren der Erfahrung gegründet werden. Diese Erfahrung lehrt, daß es auf der jetzigen Culturstufe und bei dem Zustande von Europa gefährlich ist, sich sehr von den Normen der Englischen Verfassung zu entfernen; da die Freiheit schwer bei einer größeren Ausdehnung der königlichen Gewalt, die Ordnung schwer bei einer größeren Beschränkung derselben gewahrt werden kann.

§. 5.

Die Bevormundung der kleineren Staaten.

Die vielfältigen Verührungen und das Bedürfniß, sich über

stets wiederkehrende oder neu auftauchende Schwierigkeiten zu verständigen, wodurch die engere Allianz der großen Mächte hervorgerufen worden ist, hatten den Ausschluß der kleineren bei der allgemeinen Berathung zur Folge. Kaum kann man den großen Mächten diesen Ausschluß zum Vorwurf machen; denn wenn es schon an sich schwer war, die Eintracht und Uebereinstimmung bei oft so streitigen Interessen zu erhalten, wie sehr wäre die Schwierigkeit gewachsen, wenn die Zahl der Unterhandelnden viel größer gewesen wäre, oder gar, wenn man der Stimme der kleineren gleiches Gewicht und gleiche Berechtigung hätte einräumen sollen! — Aber dieses Verhältniß war doch sehr nachtheilig für die mindermächtigen Staaten. Wenn der Areopagus der fünf großen Mächte erst ohne die kleineren, so konnte es auch nicht fehlen, daß er bald über sie beschloß. Der Reiz, sich Verlegenheiten oder Schwierigkeiten auf Kosten der kleineren zu ersparen, war zu groß, als daß man ihm hätte widerstehen können. Es entsteht daraus ein wirkliches Protectorat, welches für die kleinen Staaten immer kränkend und meist gefährdend ist; denn nicht nur sind die Befugnisse des Protectorats ihrer Natur nach unbestimmt und unbegrenzt, sondern sie haben auch oft wahre Rechtsverletzungen zur Folge, und drücken den Schwächeren zum Satelliten des Mächtigen herab. Daher der natürliche Wunsch der Unterthanen der kleinen Staaten sich lieber mit der großen Familie zu vereinigen, als eine kraftlose und kränkelnde Selbstständigkeit zu behaupten, die keine Vortheile gewährt, sondern nur Lasten auflegt.

§. 6.

De u t s c h l a n d.

Diese Betrachtungen finden besonders auf Deutschland ihre Anwendung. Hier haben Oesterreich und Preußen, so lange es möglich war, der Einführung freier Verfassungen in den kleinen Staaten entgegengearbeitet, und später ein Oberaufsichtsrecht gel-

tend gemacht. Die Deutsche Nation hat auf alle Weise zu erkennen gegeben, wie sehr sie eines Zustandes überdrüssig sei, der sie für die Entbehnung der Macht und des Ansehens in der Reihe der Nationen nicht einmal durch freie Bewegung in ihren inneren Angelegenheiten entschädigt.

Die Fünfunddreißig-Herrschaft, welche auf uns lastet, wagt es gar nicht zu behaupten, daß sie um des gemeinen Besten willen da sei, — sondern ruft nur ihr göttliches Recht an, und um Gotteswillen sollen wir sie ertragen! —

Die Geschichte wird es dereinst tabeln, daß eine große Nation, aufgeklärt, einsichtsvoll und tapfer, sich so lange und so geduldig einem traurigen Loos unterwarf, da die Abhülfe so nahe lag.

Ganz rein von aller Schuld können wir uns nicht waschen; wir sind groß in dem Reiche der Gedanken, aber wir erscheinen klein auf dem Felde der That. Unser Charakter hat viel von einer Dampfmaschine, in der abwechselnd heiße Dämpfe aufsteigen und als kaltes Wasser niedergeschlagen werden, und noch hat sich kein geschickter Werkmeister gefunden, der diesem bewegenden Princip in der Politik große Resultate abgewonnen hätte.

Unsere Neigung zur Speculation macht, daß wir sehnüchtig nach dem Manne im Monde blicken, aber des Entschlusses zur raschen That nicht fähig sind; — die platonische Liebe zur Freiheit trägt keine Früchte.

Nur etwas kann uns zur Entschuldigug dienen: die Schwierigkeit in dem politisch zerstückelten Lande für den Nationalwillen einen Vereinigungspunkt zu finden, von wo aus die Bewegung geleitet werden kann.

Frau von Staël hat es gesagt: *cette subdivision en petits pays, qui accoutume les citoyens à se sentir faibles comme nation, les conduit bientôt à se montrer faibles aussi comme individus.*

Die Deutschen im Elsaß, die Deutschen in Nordamerika sind die freisinnigsten Bürger, das wird allgemein anerkannt. Auch auf dem Deutschen Boden haben sich in den letzten Jahren energische Entschlüsse kundgegeben, obgleich die ersten Versuche noch wenig thätige Theilnahme gefunden haben. Aber die Ueberzeugung, daß auf friedlichem Wege nicht zum Ziele zu gelangen sei, hat sich immer mehr befestigt, und wir dürfen der Hoffnung Raum geben, daß die Deutsche Nation nicht lange mehr entbehren wird, was sie zu fordern das Recht, zu erkämpfen die Macht hat: Freiheit und Einheit. Mögen auch noch so viele Versuche erfolglos sein, verloren sind sie darum nicht. Felsen auf Felsen werden in dem Meere begraben, ihre Spur ist verschwunden, aber endlich erhebt der Felsendamm seinen Rücken über den Wellen, und was Meer war, ist Hafen geworden.

§. 7.

P r e u ß e n.

Bei der künftigen Umgestaltung Deutschlands scheint der Preussische Staat berufen die wichtigste Rolle zu spielen; er vereinigt in sich ein Drittheil der ganzen Nation, und zwar ein Drittheil, das auf der höchsten Stufe der Cultur steht und eine große Anziehungskraft ausübt.

Aber bis jetzt hat Preußen seine natürliche Rolle noch nicht ergriffen, weil denen, welche an der Spitze stehen, der Muth und das Selbstvertrauen fehlt, und weil man von der Zukunft günstigere Gelegenheit erwartet.

Preußen nimmt im Europäischen Staatensystem einen Rang ein, welchen es auf die Dauer nur durch die Ueberspannung aller Kräfte oder durch Vergrößerung behaupten kann; es kann auf seinem Standpunkte nicht stille stehen; es muß steigen oder es wird fallen; und es kann nur steigen, indem es sich an die Spitze von Deutschland stellt. Es sind Spuren genug, daß es dies so begreift, man

hört einzelne Stimmen: „*fatisque loqui jam digna futuris.*“ Aber bis jetzt hat es dazu nur wenige Schritte gethan, den Zollverein ausgenommen. Durch die Furcht vor revolutionären Bewegungen wird es zurückgehalten, obgleich Preußen unter allen Deutschen Regierungen davon am wenigsten bedroht ist.

In Beziehung auf Verfassung trägt die Preussische Politik noch immer die Oesterreichische Livree, und die ständische Verfassung in den Provinzen, nach dem Leisten Oesterreichischer Provinziallandtage, erreicht keinen Zweck, so wie sie keinen Wunsch befriedigt. Das königliche Wort hatte Reichsstände versprochen; mit dieser Scheidemünze ist die Schuld nicht abgetragen. Die Landtage sollen nur das Recht haben, Vorschläge zu machen und Beschwerde zu führen, und auch dieses ist ihnen verkümmert worden, denn man ist in der Absurdität so weit gegangen es den königlichen Landtagscommissären zu verargen, daß sie es übernommen haben die Beschwerden vor die Stufen des Thrones zu bringen. Die Verhandlungen sind nicht allein nicht öffentlich, sondern es ist den Abgeordneten zur strengsten Pflicht gemacht nichts davon bekannt werden zu lassen. Wenn auch nicht der gute Wille, so wird doch das Bedürfniß des Staatscredits bald eine andere Ordnung der Dinge herbeiführen.

Bis auf die letzte Zeit trägt Alles, was aus dem Preussischen Cabinet der auswärtigen Angelegenheiten hervorgeht und bekannt wird, den Charakter der Unentschlossenheit und Schwäche, die sich vergebens unter dem Mantel der weisen Mäßigung zu verbergen sucht; die Töne, welche von dorthier kommen, haben einen eignen Klang, wie das Lied des Kindes, das aus Furcht im Dunkeln singt. Oft merkt man es den Aeußerungen an, daß sie bloß sagen sollen: Seht! wir sind auch da! aber der Inhalt setzt nur die Unbedeutendheit dieses Daseins ins Licht, welche man besser thäte vergessen zu machen.

Das enge Anschließen an Rußland, zum Theil durch Famis-

lienbande bedingt, ist ein anderes Symptom der Schwäche. Aber während der Hof sich an den Russischen anklammert, protestirt die hellere Einsicht des Volks und des Heers laut gegen diese gefährlichen Umarmungen, die den Preussischen Staat zu ersticken drohen.

§. 8.

Interventionen.

Die großen Mächte bevormundeten nicht bloß die kleineren durch ihre Diplomaten, sondern sie intervenirten auch mit ihren Armeen überall, wo in dem Bereiche dieser Armeen revolutionäre Bewegungen oder nur Veränderungen in der Form der Staatsverfassung stattfanden, die mit dem aufgestellten monarchischen Princip nicht im Einklang waren.

Ueber Interventionen und ihre völkerrechtliche Zulässigkeit ist viel gestritten worden, und die Engländer haben den Grundsatz lange festgehalten: sich nicht in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen. Aber die treffende Vergleichung ist oft gemacht worden, daß wenn es im Hause des Nachbarn brennt und die Feuerbrunst im Augenblick das eigene ergreifen kann, jeder gewiß das Recht hat zu löschen, und eben so gewiß darf man in des Nachbarn Haus eindringen, wenn man darin um Hülfe schreien hört. Allgemein und absolut läßt sich also das Recht zu interveniren nicht ablängnen, sondern Alles kommt auf den Beweggrund und den Zweck an; sind diese rechtmäßig, so ist es die Intervention. Es ist aber sehr schwer ein leitendes Princip zu finden. Der Satz, daß nur Rechtsverletzungen die Intervention rechtfertigen können, ist zu beschränkt; wollte man aber die Befugniß der Einmischung einräumen, sobald durch innere Veränderungen im Nachbarstaate bloß unser eigener Vortheil beeinträchtigt wird, dann würde die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der einzelnen Staaten aufs Tiefste verletzt sein.

Aber zwischen Beiden in der Mitte liegt der Fall: wenn durch revolutionäre Bewegungen im Nachbarstaate die Ruhe bei uns bedroht ist, wenn das böse Beispiel, die Ansteckung, zu fürchten ist?

Auch hier läßt sich das Recht der Intervention nicht bestreiten, wenn die Ueberzeugung von einer nahen und drohenden Gefahr sich aufdringt.

Da im Völkerrecht das Princip angenommen ist, daß man die, an sich rechtmäßige, Vergrößerung eines Nachbarstaats (z. B. durch Erbrecht) verhindern darf, wenn dieser dadurch ein so bedeutendes Uebergewicht erlangen würde, daß unsere Unabhängigkeit Gefahr liefe, so läßt sich nicht einsehen, warum man nicht eben so inneren Veränderungen oder neuen Institutionen im Nachbarstaate widersprechen dürfte, welche unsere eigene Existenz bedrohen.

Entsteht die Gefahr aus einem Antagonismus der Principien, worauf die Verfassungen gegründet sind, dann kommt es in letzter Instanz darauf an, welches sind die richtigen Principien? Wo der Richter fehlt, entscheidet das Schwert.

Es ist eine lächerliche und unhaltbare Forderung, daß der Nachbar solchen Verbesserungen und Einrichtungen, welche seinen Wohlstand und seine Macht vermehren, seine Sicherheit befestigen, bloß darum entsagen soll, weil sie uns un bequem sind oder weil wir sie nicht nachahmen wollen oder können. Eine Intervention, welche sich bloß auf diese Prätension stützt, ist ein Mißbrauch der Gewalt, und dieser würde eine weitere Intervention, zur Verhütung desselben, rechtfertigen.

Nach diesem Gesichtspunkt sind die Einmischungen zu beurtheilen, wodurch im Jahre 1820 Oesterreich die Neapolitanische, und 1823 Frankreich die Spanische Revolution und die Constitution der Cortes, unterdrückt haben. Beide waren die Folge übereinstimmender Beschlüsse der vier großen Continentalmächte mit

dem Widerspruche Englands. Aber bald darauf rief der Freiheitskampf der Griechen eine Intervention hervor, die auf besseren Grundlagen ruhte.

§. 9.

G r i e c h e n l a n d.

Fünf Jahre lang von 1821—26 kämpften die Griechen einen ungleichen Kampf, um das Türkische Joch abzuschütteln. Dieser Kampf hatte in dem christlichen Europa schon lange die lebhaftesten Sympathien geweckt, ehe die Mächte etwas für Griechenland thaten. Der Enthusiasmus für die Griechen war selbst vielen Kabinetten sehr unbequem, theils weil er dem unruhigen revolutionären Geist in Europa neue Nahrung gab, theils aber auch weil die Unabhängigkeit der Griechen die Pforte noch mehr schwächte und die Auflösung dieses Reichs herbeizuführen drohte, eine Krifts, welche die Europäische Diplomatie so lange als möglich zu verzögern wünscht. Denn was soll die Stelle des Türkischen Reichs einnehmen? Ein großes christliches Reich dahin zu zaubern, ist nicht leicht, wenigstens nicht die Sache eines Augenblicks; und sich über die Theilung zu verstehen, würde noch mehr Schwierigkeit haben. Hier hat besonders Oesterreich Russische Uebermacht und Eroberungssucht zu fürchten.

Endlich vereinigten sich Rußland, England und Frankreich, um dem Kampfe ein Ende zu machen; im Jahre 1827 erfolgte die Schlacht von Navarin, Griechenland trat in die Reihe der Staaten ein und ward selbst von der Pforte im Jahre 1830 als unabhängiger Staat anerkannt. Dies war gleichsam der letzte Act der fünfzehnjährigen Epoche, welche man die der Congresse nennen könnte, während welcher die großen Mächte durch persönliche Zusammenkünfte der Monarchen oder der dirigirenden Minister die Uebereinstimmung bewirkten und nach Verabredung durch gemeinschaftliche Maßregeln die Ruhe erhielten und die kleineren Staaten ihrer Vormundschaft unterwarfen.

§. 10.

Die Juliusrevolution und ihre Folgen.

Während viele die Ruhe in Europa für dauernd begründet hielten und einen langen Friedenszustand hofften, zeigten sich doch bald die unverkennbaren Vorboden eines nahenden Sturmes. Wenn auch die Einigkeit der großen Mächte nicht gestört war, so offenbarte sich doch selbst in der Richtung ihrer auswärtigen Politik der wesentliche Unterschied der Verfassungen. Die absoluten Monarchien folgten ungestört ihren Tendenzen, während die Englischen und Französischen Minister die Controle der Parlamente und der öffentlichen Meinung zu berücksichtigen hatten. England ging zuerst seinen eignen Weg unter Canning.

Später — 1828 und 29 — erfolgte der Krieg Rußlands mit der Pforte, den die übrigen Mächte vergeblich zu verhindern strebten und dann mit gespannter Eifersucht geschehen ließen. Rußland überschritt den Balkan und näherte sich den Thoren von Constantinopel; da wurde durch Vermittelung der Mächte der Friede von Adrianopel geschlossen, dessen Folge der überwiegende Einfluß des Russischen Cabinets auf die Pforte und die immer mehr zu Tage kommende Schwäche und innere Auflösung des Türkischen Reichs war.

Endlich erschien das verhängnißvolle Jahr 1830 und die Juliusrevolution; ein Ereigniß, welches Einsichtsvolle seit der Thronbesteigung Karls X. vorhergesehen hatten.

In demselben Jahre starb in England Georg IV., die öffentliche Meinung stürzte das Ministerium Wellingtons und brachte die Whigs an's Ruder, wovon die Parlamentsreform die erste Folge war.

Seitdem ist in der Europäischen Politik eine neue Aera eingetreten; Europa ist in zwei feindliche Lager getheilt; im Osten haben Oesterreich, Preußen und Rußland das monarchische Princip auf ihre Fahnen geschrieben, während im Westen England

und Frankreich dem Princip der Volkssouveränität huldigen. — Auf die Julirevolution ist eine siebenjährige Spannung gefolgt, welche noch fortbauert; obgleich es nicht zum Bruch gekommen ist, so ist doch noch keine Annäherung, kein Verständniß erfolgt.

Die Frage, wie das endigen werde, ist schwer zu beantworten. Die Begebenheiten sind das Resultat zusammenwirkender, zum Theil sehr veränderlicher Kräfte; der Charakter der Machthaber, ihr Muth oder ihre Furchtsamkeit entzieht sich der Berechnung und macht die Rolle des politischen Propheten sehr unsicher; dagegen giebt es aber auch stetig wirkende Kräfte, die Rationalinteressen und die Bedürfnisse einer fortschreitenden Civilisation, welche, trotz aller Perturbationen, doch zuletzt der Politik ihre Bahn vorschreiben.

Vor Allem leuchtet es ein, daß der jetzige Zustand der schwer erhaltenen Ruhe bei der größten Spannung kein solides stabiles Gleichgewicht auf breiter Basis, sondern ein künstliches, auf der Spitze balancirtes Gleichgewicht ist. Die Ruhe wird nicht erhalten, weil man den Friedenszustand liebt, sondern weil man den Kampf fürchtet. Der Friede kann nur erhalten werden, wenn zwischen den feindlichen Principien eine Verständigung oder Vermittelung eintritt, oder wenn die Ueberzeugung gewonnen wird, daß, nach Beschwichtigung der Leidenschaften, beide Principien, obgleich unvermittelt, doch auf die Dauer ohne sich zu gefährden, neben einander bestehen können.

Ein Mittelbing zwischen repräsentativer und autokratischer Monarchie ist nicht möglich. Die Frage ist, ob die oberste Gewalt in der Hand des Monarchen oder in der Hand von Ministern liegen soll, die von der Majorität in dem Parlament abhängig sind und denen der Wille des Monarchen sich fügen muß. Nicht überall und nicht immer gestaltet sich der Gegensatz so schroff, aber in letzter Instanz giebt es doch nur diese Alternative. Man kann, wenn man die menschliche Natur kennt, nicht wohl

erwarten, daß autokratische Herrscher sich leicht und freiwillig ihrer Macht begeben werden, und in dieser Beziehung ist es ganz wahr que la liberté se prend, et ne se donne pas.

Aber wenn auch keine Vermittelung, so ist doch ein friedliches Nebeneinanderbestehen constitutioneller und autokratischer Staaten wohl zu erwarten, — und dafür sprechen folgende Gründe.

Es liegt in der Natur der Revolutionen, daß sie im Anfang Principien übertreiben und auf die Spitze stellen; eben so können die legitimen Revolutionen selten vollbracht werden, ohne eine stets gefährliche Exaltation der Gemüther, ohne die Mitwirkung zweideutiger und disparater Gehülfen. Aber sobald eine neue Ordnung der Dinge anfängt sich zu befestigen, sobald die Regierung daran denken darf von den Uebertreibungen zu praktischen Maximen zurückzukehren, und sich von den gefährlichen unwillkommenen Freunden loszusagen, — hat auch die größte Gefahr für die Nachbarstaaten aufgehört. Freilich bleiben gewisse Institutionen der constitutionellen Monarchie, — Pressfreiheit, Jury, die schonungs- und rücksichtslosen Erörterungen in den Kammern, endlich der zuweilen häufige Wechsel der Minister und demzufolge der Ansichten und Systeme, — ein Gräuel und eine unaufhörliche Beschwerde für die absoluten Monarchien, besonders wegen des Reizes und bösen Beispiels für die eigenen Unterthanen. Es ist aber für die absoluten Regierungen gewiß kein Grund vorhanden muthwillig einen Principienkrieg mit den Constitutionellen zu beginnen, ohne dazu durchaus provocirt und gleichsam gezwungen zu sein; denn bei der jetzigen Organisation der Heere wäre es gefährlich einen großen Krieg zu beginnen, wenn man der guten Stimmung, der Sympathie der Unterthanen nicht versichert ist. Wer wird leugnen, daß in den meisten absoluten Monarchien die Unterthanen repräsentative Verfassungen wünschen, ja fordern. Es ist dies gewiß die Ursache, warum die westlichen Mächte bei dem Ausbruch der Julirevolution so vorsichtig, ja

man kann sagen so zaghaft austraten, und diese Ursache besteht fort. Man darf also behaupten, daß, je mehr die Dynastie Orleans und die Grundsätze der Doctrinäre in Frankreich Kraft und Festigkeit gewinnen, in eben dem Maße ein Principienkrieg mit Frankreich unwahrscheinlicher wird.

§. 11.

F r a n k r e i c h.

Ob aber wirklich die neue Ordnung der Dinge in Frankreich Festigkeit und Bestand gewinne, darüber sind die Meinungen sehr getheilt, und manche Symptome fortbauender Gährung scheinen allerdings die Furcht vor neuen Convulsionen und Umwälzungen zu rechtfertigen. Aber bei näherer Betrachtung muß diese Furcht einem besseren Vertrauen weichen, weil den Parteien, welche in Frankreich so viel Lärm und von Zeit zu Zeit den Versuch machen, ihr Haupt zu erheben, doch die innere Kraft und das Lebensprincip fehlt, welches ihnen Wachsthum und Zukunft versprechen könnte.

Die Partei der Legitimisten ist schwach, schwach an Zahl und schwach in dem Princip, welches keinen Anklang mehr findet. Je mehr die constitutionellen Grundsätze in den Gemüthern Wurzel fassen, desto gleichgültiger die Persönlichkeit des Königs, desto weniger kann eine rein dynastische Frage in Frankreich einen Bürgerkrieg entzünden. Das haben kurz hintereinander zwei vergebliche Versuche bewiesen, obgleich der eine durch den Heroismus einer Frau, der andere durch den populären Klang des Namens Napoleon unterstützt wurde. Die weiße Fahne wird bald eine unschuldige antiquarische Curiosität werden, wie die Driflamme. Die ersten jugendlichen Eindrücke, Erziehung und Umgebungen, werden Heinrichs V. Restauration stets entgegen stehen. Sollte diese aber, gegen alle Wahrscheinlichkeit, nach Ludwig Philipps Tode stattfinden, so kann man fast zuverlässig vorher sagen, daß

eine aufrichtige, gänzliche Ergebung in die Principien der constitutionellen Monarchie die Bedingung ihrer Möglichkeit und ihrer Dauer ist. Frankreichs Stolz und Freiheitsfönn erträgt weder einen durch fremde Gewalt eingesetzten Herrscher, noch eine Regierung im Widerspruch mit dem Geist und den Ansichten der Nation; ein solcher König würde entthront durch die bloße Macht der Gassenlieder.

Die republikanische Partei ist zwar weit mächtiger durch ihre Zahl, ihren Muth, ihre Sympathien im Volke; allein das, was einer Partei am meisten Kraft giebt, die Ueberzeugung von dem guten Recht und ein vernünftiges Ziel, fehlt hier durchaus. Der Enthusiasmus für Freiheit und Menschenrechte, welche den größten Theil der Nation bei dem Ausbruch der ersten Revolution beseelt hatte, ist in dem Blutbade erfäuft, und hat bei den Aufgeklärten und Gebildeten praktischeren Ansichten Platz gemacht. Aber bei dem gemeinen Haufen, bei den Proletariern, verkehrt ein platter auflösender Liberalismus die Begriffe, die Leidenschaften sind wach; Haß und Neid gegen höhere Bildung und Reichthum sind überall rege gemacht. Diese nackten, rohen Leidenschaften verkündigen so unverhohlen die Gefahren, womit sie alle gesellige Ordnung, das Eigenthum und die ganze Civilisation bedrohen, daß nicht allein die Regierung, sondern auch der Bürgerstand die Nothwendigkeit einsteht sie zu bändigen. Die Doctrinäre selbst nennen sich jetzt *le ministère de la résistance*.

Man darf gewiß hoffen, daß die Bemühungen, Frankreich zu beruhigen, Erfolg haben werden; die Französische Nation ist nicht so verdorben, daß sie sich von blinder Wuth und Raubsucht ohne vernünftiges Ziel sollte beherrschen lassen.

Der revolutionäre Vulkan, der einst Feuer auswarf, ergießt jetzt nur noch Schlamm, und es ist die Aufgabe diesen Schlamm in ein enges Bette einzudämmen, damit er die Saatsfelder nicht zerstöre.

§. 12.

E n g l a n d.

Englands Verfassung, ein Werk der Jahrhunderte, war das Vorbild, von welchem die politischen Theorien abstrahirt wurden, die jetzt die Gemüther bewegen. Es hat gleichsam die Form geliefert, in welcher die anderen Staaten jetzt umgegossen werden. Ein anderer Ruhm ist England noch vorbehalten; es soll auch bewähren, daß in dieser Verfassung selbst, und in dem Gemeingeist seiner Bürger die Kraft liegt, auf gesetzlichem Wege und ohne Gewaltthätigkeit alle Reformen zu bewerkstelligen, welche die Aufklärung des Jahrhunderts und die neuen Ansichten und Bedürfnisse seiner Civilisation fordern. Die großen Fortschritte, welche es seit zehn Jahren gemacht hat, berechtigen zu der Erwartung, daß es das Ziel glücklich erreichen werde. Die Verbesserung der Gesetzgebung, die Emancipation der Katholiken, die Parlamentsreform, die Abschaffung der Sklaverei, liberalere Handels- und Colonialpolitik, die zweckmäßigen Reformen in den Privilegien der Ostindischen Compagnie, — sind gewiß glänzende Resultate, welche vor zwanzig Jahren kaum Jemand für möglich gehalten hätte. Noch ist die Reform der hohen Kirche und besonders die Befriedigung Irlands übrig. Ob eine Reform des Oberhauses zu den Nothwendigkeiten zu zählen sei, wird größtentheils von dem Verhalten dieses Oberhauses selbst und von dem der Aristokratie überhaupt abhängen. Es ist nicht zu läugnen, daß eine solche Reform im Geiste der Zeit liege und vernünftig erscheine, in sofern nur dabei das aristokratische Element selbst nicht zu sehr geschwächt wird.

Die Huftings, die Volksversammlungen, die Associationen, die Anreden eines D'Connel, — Alles das mag den Politikern auf dem Lehnstuhl hinter dem Ofen gefährlich erscheinen, — Andere mögen vornehm darauf herabsehen; — es gehört doch wesentlich zur politischen Freiheit, weil es die einzige mögliche Art ist, wie

die Masse des Volks seiner Natur gemäß thätigen und lebendigen Antheil an den Angelegenheiten des Vaterlandes nehmen kann.

§. 13.

Spanien und Portugal.

In Spanien dauert der Kampf der Parteien fort; — ein langer blutiger Bürgerkrieg, der Zweifel erweckt, ob dieses Land für eine Verfassung reif sei. Aber der Aufstand in den Baskischen Provinzen gilt mehr der Erhaltung alter Privilegien als den Rechten des Don Carlos; man will sich da den allgemeinen Leisten der Constitution nicht gefallen lassen. Aber in Spanien und in Portugal wird das constitutionelle System Wurzel fassen, wenn gleich hier wie überall die Wehen bei der Geburt der Freiheit schmerzlich sind.

Die Betrachtung der Spanischen Zustände giebt zwei lehrreiche Resultate, welche besonders auch für Deutschlands Zukunft zu beachten sind.

1) Die Verhältnisse in Europa, unsere geselligen Zustände ertragen die rein republikanische Form schwerlich, und man darf sich bei dem Verfassungswerk von der Englischen Norm nicht zu weit entfernen. Die Versuche die königliche Gewalt noch mehr zu beschränken, haben bis jetzt keinen Bestand gehabt, und eine größere Gewalt der Krone ist auch mit der repräsentativen Verfassung, die eine Wahrheit sein soll, unverträglich. Nach allen Oscillationen diesseits und jenseits hat man bis jetzt erst auf dieser Linie den Ruhepunkt gefunden.

2) Wo ein scharf ausgeprägter Provincialismus besteht und in den Gewohnheiten und Interessen tiefe Wurzeln hat, muß man auf Französische Centralisation und gänzliche Gleichförmigkeit in der Gesetzgebung und Verwaltung verzichten. Die Einheit des Staats, seine Macht nach Außen, läßt sich auch auf anderem Wege erreichen*).

*) Siehe Band 1. Seite 372: „Der Bundesstaat“.

§. 14.

Die Niederlande.

Die Juliusrevolution, — noch mehr aber die Mißgriffe der Niederländischen Regierung hatten die Belgische Revolution zur Folge, ein Ereigniß eben so nachtheilig und unheilbringend für die beiden Hälften des Königreichs als für Deutschland, welches dadurch eine Schutzwehr gegen Frankreich verloren hat. Wie die Sachen jetzt stehen, können die Ansprüche des Königs der Niederlande, seine Weigerung auf Belgien zu verzichten, für sich allein den Frieden Europa's nicht mehr gefährden; aber diese Hartnäckigkeit beschwert Holland mit einer drückenden Last der Abgaben, sie zwingt zu neuen Anlehen stets die Zuflucht zu nehmen, die den Staatscredit untergraben. Wenn die Verhältnisse sich noch ferner ungünstig für Holland gestalten, läuft das Dänische Haus selbst die größere Gefahr, weil es das Vertrauen und die Geduld der Nation auf so schwere Proben stellt.

§. 15.

Nachteile des gespannten Zustandes, relative Schwäche der absoluten Monarchien und besonders der Patrimonialstaaten.

Der jezige gespannte Zustand ist zu nachtheilig, zu erschöpfend für die Staaten, als daß er lange dauern könnte. Schon die zahlreichen Heere, welche seit sieben Jahren mobil erhalten werden, sind eine Last, welche fühlbar auf die Finanzen drückt, und es ist klar, daß sich die absoluten Monarchien dabei im wesentlichsten Nachtheil befinden; sie sind nicht bloß von Außen, sondern auch von Innen durch die Forderungen, durch die Unzufriedenheit ihrer Unterthanen, bedroht. Diese Forderungen können zum Theil nur durch militärischen Despotismus unterdrückt werden; aber unsere Armeen, mit Ausnahme der Russischen und zum Theil der Oesterreichischen, sind keine sehr brauchbaren Werkzeuge des Despotismus; es giebt seit der Einführung der Conscription

und der Landwehr (oder Nationalgarde) keinen eigentlichen Soldatenstand mehr, als den Stand der Officiere. Die Masse des Heeres, der Soldat und auch der Unterofficier, haben ganz dieselben Ansichten, dieselben Interessen als das Volk, in dessen Schoos sie nach kurzer Dienstzeit zurückkehren.

Um das Heer zu den Zwecken des Despotismus gebrauchen zu können, müßte man die Conscription in ihrer jetzigen Form vernichten; aber was man an ihre Stelle setzen könnte, würde eine sehr schwache Stütze sein, besonders schwach gegen auswärtige Feinde. Nur die Conscription und die Volksbewaffnung giebt jetzt ein Mittel schnell und verhältnißmäßig mit geringen Kosten große Heere aufzustellen; nur mit dieser Hülfe können die Deutschen Mächte gegen Rußland oder Frankreich in die Schranken treten.

Auch der Credit, das Geld, der Nerv des Krieges, steht den constitutionellen Staaten, welche sich consolidirt haben, in viel ausgebehnterem Grade zu Gebote.

§. 16.

Der Zustand ist ein widernatürlicher. — Rußland.

Der gegenwärtige Zustand ist auch in Beziehung auf auswärtige Verhältnisse ein ganz widernatürlicher. — Es ist nicht denkbar, daß die Regierungen immerdar die nothwendigen Rücksichten nachbarlicher Eifersucht, und besonders die Vorsorge gegen das Umsichgreifen der colossalen Russischen Macht, so ganz aus den Augen verlieren, um Allianzen bloß auf die Sympathien gleicher Regierungsformen zu gründen. Napoleon in seiner bösen Laune zu St. Helena hat die Worte ausgesprochen: dans cinquante ans d'ici l'Europe sera jacobine ou cosaque; in gemäßigter Sprache ausgedrückt enthalten sie eine Wahrheit, nämlich: Wenn die Staaten des westlichen Europa's ihre Kräfte in inneren Zwisten aufreiben, werden sie unfehlbar die Beute des

Russischen Eroberers; nur wenn die Regierungen die Völker befriedigen, anstatt sie zu bewachen, erlangen sie die Kraft und die freie Hand, dem Andrang des Colosses zu widerstehen.

Es giebt eine gewisse Diplomatenpolitik, welche alles gethan zu haben glaubt, wenn sie die Lösung eines Knotens verschiebt und gleichsam in ihrem Testamente den Nachkommen vermacht. Von dieser Seite hört man manchmal den Trost: „desto besser wenn Rußland sich vergrößert; je mehr es sich ausdehnt, desto schneller wird sich in diesem unermesslichen Reiche der Keim der Auflösung entwickeln; ein Reich kann zwei Hauptstädte wie Petersburg und Constantinopel nicht lange besitzen, ohne sich zu theilen.“ Aber solche entfernte ungewisse Möglichkeiten sind keine Garantie gegen nahe und gewisse Gefahren. Auch die Römische Monarchie hat sich getheilt und ist zerfallen, aber erst nachdem sie fünf Jahrhunderte hindurch die Erde beherrscht hatte.

Rußland, das abwechselnd List und Gewalt zu Hülfe nimmt, und Europa mit seiner Diplomatie und mit seinem Heere wie mit zwei Polypenarmen umschlingt, ist ein gefährlicherer Feind für die Freiheit, als Rom es jemals war. Rom verbreitete mit seiner Herrschaft zugleich seine hohe Bildung über rohe Barbaren; Rußland bringt dem freien und gebildeten Europa die Rohheit und den Slavensinn seines Volks, die Verderbtheit und die kriechende Infolenz seiner kernfaulen Großen und den Despotismus seiner Autokraten.

§. 17.

Nothwendigkeit des Kampfes. Was man thun sollte.

Wenn man bedenkt, wie Rußland stets um sich greift und erobert, wenn man seine drohende, herausfordernde Sprache hört: als sei es zum Schiedsrichter in Europa berufen, — dann muß man einen Kampf gegen Russische Uebermacht als unvermeidlich

ansehen. Es ist ein gefährlicher Kampf, aber desto gefährlicher je länger er verschoben wird.

Bisher hat die Politik der Deutschen Mächte freilich eine ganz andere Richtung gehabt; Rußland ist ihnen der theure Allirte, von dem man in der Bedrängniß Schutz erwartet; es ist derselbe Schutz, der früher Polen, jetzt der Türkei zu Theil wird.

Oesterreich hat ein Fundamentalprincip verläugnet; es hat die Mündungen der Donau von Rußland in Besitz nehmen lassen und das in einem Augenblick, wo die Schifffahrt auf der Donau eine erhöhte Wichtigkeit erhielt, wo dieser Strom dem Handel Europa's, besonders den Producten Ungarns, einen neuen Weg öffnete. Das ist keine Verblendung, die ist nicht möglich, nein; es ist das Gefühl, das Bekenntniß der Schwäche; es ist das Bekenntniß, daß man den Kampf mit Rußland nicht wage. Vergebens hat England das Wiener Cabinet aufgefordert sich mit ihm zum Widerstand gegen Rußland zu vereinigen; man weigert sich unter dem nichtigen Vorwand: das Englische Ministerium biete nicht genug Garantie der Stätigkeit; sein Bestehen sei zu abhängig von den Launen eines reformirten Parlaments; die Englische Politik bedrohe durch Intriguen und Unterstützung revolutionärer Umtriebe zu sehr die Ruhe der Staaten, — als daß man sich mit ihm verbinden könne. — Das sind nur, und zwar für die Zukunft Oesterreichs gefährliche, — Ausflüchte; denn die Gefahr, welche von Rußland her droht, ist bei weitem die größte; aber das Oesterreichische Heer ist in Italien gefesselt, es hat sich in Italien verbissen, so daß es nicht wieder loskommen kann.

Man mag gegen die Wahrscheinlichkeit des Krieges mit Rußland einwenden: daß kein Staatsmann es auf seine Verantwortung nehmen wird *de gaieté de coeur* diese Würfel zu werfen, so lange er noch Möglichkeit sieht, den Sturm zu beschwören. — Allerdings nicht leicht ein Staatsmann in einer absoluten Mo-

narchie; — denn nur der kann Muth und Kraft zu diesem harten Kampfe in sich fühlen, der sich auf die laut ausgesprochene Meinung der Nation stützt, der gleichsam von dieser Meinung getragen und gehoben wird; — dazu gehört aber ein Organ, das Parlament. Die Nation selbst muß aussprechen, daß sie Unabhängigkeit und Existenz gefährdet glaubt; sie muß, zu jedem Opfer bereit, selbst den Entscheidungskampf fordern. Solche Stimmen hören wir jetzt in England laut werden, aber in Oesterreich nicht.

Allerdings Oesterreich ist durch die Stimmung in Deutschland und Italien, es ist durch den Besitz von Galizien geseffelt. Aber in einem siegreichen Kampfe gegen Rußland wäre das Mittel gegeben diese Uebel zu heilen.

§. 18.

Polen und die Türkei. — Italien.

Die Vernichtung der Russischen Uebermacht würde die Wiederherstellung Polens möglich machen. Dies wäre nicht bloß ein Act der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit, weil dadurch ein Duell sich stets erneuernder Unruhen verstopft und zugleich eine Schutzwehr gegen Rußland gewonnen würde. Oesterreich kann gegen Rußland nur dann mit Hoffnung auf guten Erfolg in die Schranken treten, wenn es die Polnische Nation zum Bundesgenossen hat, und dieser Bundesgenosse kann nur durch das Versprechen der Unabhängigkeit gewonnen werden. Dies Versprechen würde Oesterreich Galizien kosten, aber bei der unvermeidlichen Auflösung des Türkischen Reichs kann und wird es in den Provinzen zwischen dem Dniestr und Hämus Ersatz finden. So gewänne Oesterreich das ganze Stromgebiet der niederen Donau, für die Entwicklung Ungarns ein unberechenbarer Vortheil.

Mit der Vereinigung dieser Provinzen würde keine lebenskräftige Nationalität zerrissen; sie würden sich zu Ungarn ange-

zogen fühlen, mit dem ihre Culturstufe am meisten Aehnlichkeit hat und womit sie durch Handelsinteressen verbunden sind. — Oesterreich versteht die Kunst, rohe und verschiedenartige Völker zu beherrschen, ohne ihnen durch das Zwängen in eine allgemeine Form Gewalt anzuthun. Es wäre eine schöne Aufgabe für das künftige Jahrhundert, diese Gegenden der Europäischen Civilisation entgegen zu führen.

Wenn Oesterreich sich mit Griechenland in die Türkei theilte, würde Europa von ihm die Unabhängigkeit Italiens fordern können. — Wäre das Lombardisch = Venetianische Königreich als Secundogenitur, so wie Toscana und Modena von der Oesterreichischen Monarchie getrennt, dann könnte Italien wie jetzt Deutschland einen unabhängigen Staatenbund bilden, und der Zukunft bliebe es überlassen zu entscheiden, ob völlige politische Einheit für Italien ein Bedürfnis ist. Unabhängige Nationalität ist wenigstens der erste Schritt zu dieser Einheit.

Doch ich weiß sehr wohl, daß solche Vorschläge leichter gemacht als ausgeführt werden; und ich wende mich von der Frage, was man thun sollte, zu der andern: was man wahrscheinlich thun wird?

§. 19.

Was man wahrscheinlich thun wird?

In dem Portfolio hat man die Frage aufgeworfen, was Oesterreich wohl thun würde, wenn die Auflösung des Türkischen Reichs nicht länger verzögert werden könnte, wenn es also gezwungen wäre einen Entschluß zu fassen? Der Schreiber des Artikels zweifelt nicht, daß Oesterreich sich mit den Westlichen Provinzen der Türkei (Bosnien, Serbien) abfinden lassen, und den Russen den Besitz von Constantinopel überlassen würde. — Aber diese Westlichen Provinzen werden alle von Slavischen Stämmen bewohnt, welche größeren Theils die Griechische Religion bekennen; Oesterreich hat schon jetzt die Stamm- und Re-

ligionsverwandtschaft seiner Slavischen Unterthanen mit Rußland zu fürchten; wie viel mehr wird dies der Fall sein, wenn Rußland so viel näher gerückt ist und die Oesterreichische Monarchie von drei Seiten umfaßt. Und der Besitz von Constantinopel! — Rußland hat Beweise genug gegeben, daß es sehr wohl versteht aus allen Elementen des Einflusses und der Macht seine Fesseln zu binden.

Die Confiscation des Biren hat die Spannung zwischen England und Rußland der Entscheidung näher gebracht, und es ist kaum zu erwarten, daß der Choc vermieden werden kann. — Beide Mächte erkennen ganz die Wichtigkeit des Streitobject's; beide fühlen sich stark und kräftig; beide sind auch in einer Lage, daß sie bei dem Kampfe, — was auch sein Erfolg sein mag, — nicht allzuviel aufs Spiel setzen. Es bleibt immer nur ein Kampf um große Interessen, kein Kampf um die Existenz; Rußland kann England, England kann Rußland nicht erobern, noch auch, wenn sie den Krieg unter sich allein führen, Provinzen abnehmen.

Ganz anders verhält es sich mit Preußen und mit Oesterreich, die bei dem Ausbruch des Krieges fast mehr Gefahr laufen als die kriegführenden Parteien selbst. Besonders Oesterreich, das in der constitutionellen Frage so ganz Russisch, in der Orientalischen so ganz Englisch gesinnt, in große Verlegenheit geräth und sich auf beiden Seiten matt fühlt. Es ist also wohl kein Zweifel, daß diese Mächte Alles anbieten werden um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, und sollte er unvermeidlich sein, so werden sie durch ihre Neutralität zu bewirken suchen, daß er sich auf einen Seekrieg beschränkt. Der Erfolg der Bemühungen Oesterreichs und Preußens wird aber größtentheils von der Rolle abhängen, welche Frankreich in diesem Streite übernimmt.

Auch Frankreich hat bei der Entscheidung der Orientalischen Frage ein großes Interesse; es ist mit England verbündet, und

Neutralität liegt überhaupt nicht in dem Charakter der Nation, wenn sie auch in dem Charakter und in den Wünschen des Königs Louis Philipp liegen sollte. — Wenn sich das doctrinäre Ministerium an der Spitze der Geschäfte erhalten kann, dann ist von Seiten Frankreichs ein Versuch der Vermittlung und in letzter Instanz vielleicht selbst die Neutralität möglich; wenn aber die Doctrinäre unterliegen, wenn die Partei der Bewegung obsiegt, an welche sich die Armee und der militärische Ehrgeiz gern anschließt, dann ist die Theilnahme Frankreichs an dem Kampfe fast gewiß, und wenn ein Landkrieg daraus würde, wer kann dann die Folgen berechnen! — Aber weder die Deutschen Mächte noch Frankreich suchen diesen Krieg der Principien, bei dem jede der kriegführenden Parteien immer mehr auß Spiel setzt als sie bei dem glücklichsten Erfolg hoffen darf zu gewinnen.

Ich halte es also für das Wahrscheinlichste, daß es vorerst bloß ein Seekrieg wird, in welchem Frankreich mit England gemeinschaftliche Sache macht, während die Deutschen Mächte eine bewaffnete Neutralität handhaben und am Rhein, in Italien, an der Grenze Polens und der Türkei gerüstete Armeen aufstellen. Die Wendung, welche der Seekrieg nimmt, die Aufreizungen, die Bewegungen, welche in Polen und Italien nicht ausbleiben werden, entscheiden dann über den weiteren Verlauf.

§. 20.

R e s u l t a t e.

Als Resultate der Untersuchung glaube ich folgende Sätze aufstellen zu können:

1) Ein allgemeiner Principienkrieg der autokratischen gegen die Staaten mit Repräsentativverfassung ist nicht wahrscheinlich, weil Niemand gern ein Spiel wagt, bei dem er die ganze Existenz einsetzt. Jeder Staat wird also die constitutionelle Frage en famille, auf frieblichem oder blutigem Wege, zur Entscheidung bringen.

2) Die Kränkung großer Nationalinteressen, die Theilung Polens, die Unterjochung Italiens, — sind tiefer liegende Uebel, welche nur durch ein großes politisches Revirement geheilt werden können.

3) Aber bei weitem die größte Gefahr droht Europa von Russischer Uebermacht und Eroberungssucht. Dies macht frühe oder spät einen Kampf mit Rußland unvermeidlich, von dessen Ausgang die Zukunft Europa's wahrscheinlich für Jahrhunderte abhängt.

XIII.

Die rechte Mitte.

(Aus dem Jahre 1837/38.)

Das politische System der Minister der Restauration, welches nach der Juliusrevolution das jetzige Französische Ministerium wieder befolgt, ein System, das zuerst mit dem Namen des Schaukelsystems, später mit dem der rechten Mitte bezeichnet worden ist, beruht auf der Idee sich zwischen zwei Parteien zu stellen, und indem man keiner ganz nachgiebt, keine ganz zurückstößt, einen Mittelweg zu gehen und eine Partei durch die andere zu neutralisiren. Es hat eifrige Lobredner und heftige Tadler gefunden; es ist mit abwechselndem und in letzter Instanz unentschiedenem Erfolg versucht worden; es lohnt sich der Mühe die Idee, welche diesem System zu Grunde liegt, zu prüfen und zu fragen, wo sie anwendbar ist.

Der mathematische Begriff: *Mitte*, — bezeichnet den Punkt, der von gegebenen Endpunkten gleichweit entfernt ist; es giebt also nur eine *Mitte*; der Ausdruck *rechte Mitte* ist unlogisch. Ferner ist, wo keine festen Grenzen sind, auch keine *Mitte*.

Die ethische Vorschrift, die Tugend auf der Mittelstraße zwischen zwei Extremen zu suchen, ist gehaltlos und dreht sich in einem Zirkel. Sie ist nur da anwendbar, wo Laster sich in entgegengesetzten Richtungen von der guten Sitte entfernen, wie z. B. Geiz und Verschwendung, Hochmuth und Niederträchtigkeit, Tollkühnheit und Feigheit; aber nicht alle Laster haben solche Antipoden. Wie heißt das Laster, das den Gegensatz bildet von Haß, oder Ungerechtigkeit und Unmäßigkeit? Hier

also läßt uns die Vorschrift im Stiche. — Aber auch da, wo sie nicht unrichtig ist, bleibt sie doch schwankend, eben weil die Grenzen der Extreme unbestimmt sind, weil nichts uns belehrt, wo zwischen den beiden Lastern die Mittelstraße liegt, wie breit sie ist, welcher Spielraum als Axiophon der Individualität gelassen wird. Der Schiffer auf dem Strome sucht das Fahrwasser, aber es ist nicht immer in der Mitte; bei unregelmäßigem Bette, bei gekrümmtem Lauf nähert sich die Strombahn bald diesem bald jenem Ufer.

In der Anwendung auf Politik ist es einleuchtend, daß ein Mittelweg nur da eingeschlagen werden kann, wo zwei Parteien sind, welche ungerechte Forderungen oder dem Staate nachtheilige Zwecke in entgegengesetzten Richtungen verfolgen; daß es also nicht sowohl darauf ankommt zwischen diesen Parteien die Mitte zu halten, als vielmehr im Widerspruch gegen beide das Rechte, dem Staatszweck Entsprechende zu wählen. Es muß überhaupt ein Drittes denkbar sein.

Gegen das System — so aufgefaßt — kann aus dem theoretischen Gesichtspuncte kein Einwand gemacht werden; die Hauptsache ist aber immer, das Rechte zu finden und mit Consequenz zu verfolgen. Gegen beide Parteien muß der Beweis geführt werden, daß sie das Unrechte wollen; denn auch sie, so lange es ein Kampf der Meinungen bleibt, werden behaupten, daß sie das Rechte wollen, und daß es kein Verdienst sei zwischen Recht und Unrecht den Vermittler zu machen. Wo es sich bloß um einen Streit der Interessen handelt, ist eine Vermittlung, ein Amt des Friedensrichters, der nach Billigkeit entscheidet, möglich; sie ist aber nicht möglich in einem Streit über Principien, die in schroffem Gegensatz stehen und sich ausschließen. Hier eine Vermittlung versuchen, zeigt Mangel an Urtheilskraft oder Mangel an Muth; zeigt, daß man lieber einen unsicheren und schimpflichen Frieden, als die Gefahren eines rühmlichen Kampfes will.

Bei der Beantwortung der Frage, ob und wo ein System der Vermittlung in der Politik anwendbar sei, kommt alles auf die Natur und das Verhältniß der Parteien an. Die Regierung soll über und nicht zwischen den Parteien stehen, wo es möglich ist; und es ist möglich, so lange die Parteien noch schwach sind, und der Streit derselben sich um Fragen dreht, die nur einzelne Classen, nicht die Masse der Nation berühren. Hier wird die Regierung den Streit nach den Grundsätzen des Rechts entscheiden und ihrer Entscheidung Nachdruck geben können. Aber die Parteien erhalten Wichtigkeit in dem Maße, als sie Anklang bei der Nation finden. Wenn die ganze Nation im Kampfe der Meinungen sich in zwei Lager theilt, die in ihren Forderungen unbillig und leidenschaftlich in entgegengesetzten Richtungen den Sieg an sich reißen wollen, dann muß die Regierung trachten aus den Gemäßigten von beiden Parteien eine Masse zu bilden, die stark genug ist, den Extremen Widerstand zu bieten. Diese Aufgabe hat ihre großen Schwierigkeiten, die sich aus der menschlichen Natur leicht erklären lassen. In der Politik muß man sich auf Interessen stützen. Wenn in einem Staate, der nur aus reichen und privilegierten Großen und einem armen unwissenden und unterdrückten Volke besteht, Unruhen ausbrechen, und die Regierung sowohl die Anmaßungen dieser Großen als die Anarchie und die Gräucl der aufrührerischen Menge zu bekämpfen hat, so wird es nicht eher möglich Ordnung und bürgerliche Freiheit in diesem Staate zu begründen, als bis sich ein wohlhabender und aufgeklärter Mittelstand gebildet hat, der zur Aufrechthaltung der Ordnung und der bürgerlichen Freiheit thätig mitwirkt, weil seine Interessen gleichsehr durch die Anmaßungen der Großen als durch die Ausschweifungen des Hausens gefährdet werden.

Aber es stehen dem Erfolg noch andere Schwierigkeiten entgegen. Mäßigung ist eine negative Größe; Mäßigung zeigen,

Mäßigung predigen, ist eine verdienstliche, aber keine glänzende Rolle. Sie zwingt anerkennende Billigung ab, aber die menschliche Brust schlägt lebhafter für Enthusiasmus und Kühnheit; Wärme erregt die Sympathie, und Leidenschaft weckt die Kraft. Es ist nun einmal so, daß die stoische Tugend weder dramatischen noch politischen Erfolg hat, und auf beiden Bühnen durchfällt; Cato kann sich gegen Cäsar nicht halten. Das eben ist das Schwierige der rechten Mitte, daß sie, wie ein Janus mit zwei Gesichtern und einem Degen in jeder Hand, nach vorn und nach hinten sich vertheidigen muß; sie kann dem einen Gegner nicht auf den Leib gehen ohne dem andern eine Blöße zu geben; sie schiffet beständig zwischen Scylla und Charybdis; will sie um beide Parteien buhlen, dann erscheint sie schwach; indem sie bald der einen bald der andern die Hand reicht und wieder zurückzieht, Hoffnungen giebt und wieder vereist, zeigt sie sich unzuverlässig und sie erbittert; sobald sie sich aber einer Partei ganz in die Arme wirft, wird sie in deren Bahn mit fortgerissen.

Ein anderer Nachtheil ist, daß die Regierung nie unbedingt auf ihr Centrum rechnen kann; denn dieses ist gewöhnlich nicht ganz compact und homogen; es besteht aus den Gemäßigten der beiden Parteien, die blos durch gegenseitige Concessionen, durch eine Art von Syncretismus vereinigt, oft nur durch das Interesse zusammen gehalten werden. In der Stunde der Gefahr, wenn der Streit lebhaft wird, löst das Centrum sich leicht auf; und wenn ein Ministerium der rechten Mitte gezwungen wird sich der einen Partei stark zu nähern, läuft es Gefahr den Theil seines Centrums zu verlieren, dessen Meinungen sich mehr zur andern Partei neigen.

Die Parteien haben ihre Fahnen, ihre Pasßwörter, ihre Formeln, an denen sie festhalten; aber die Männer der Mitte, die sich zu keiner verpflichteten, haben ihre Schiffe nicht verbrannt, es steht ihnen ein Rückzug offen, es fehlt ihnen selten ein schein-

barer Vorwand sich mit halben Kriegsehren der Partei zu nähern, zu welcher sich der Sieg neigt.

Oft bestehen Parteien noch fort, wenn der Streit der Meinungen, dem sie ihren Ursprung verdanken, längst aufgehört hat. Wenn der Kampf der politischen Parteien bloß ein Kampf des Ehrgeizes, ein Ringen nach Einfluß ist, dann liegt ihnen, wie verschieden ihre Vorwände auch sein mögen, doch der Gedanke sehr nahe sich gegen die rechte Mitte zu vereinigen. Beide Extreme wollen die Herrschaft, sie verbinden sich also zum Sturze des gemeinschaftlichen Feindes, der im Besitze derselben ist. Ueber die Bedingungen der Coalition wird man bald einig, oder die Leidenschaft vergift sogar an solche Bedingungen zu denken. Wenn nur der Sieg errungen wird, jeder hofft der schlaueste oder der stärkste zu sein und die Früchte des Sieges zu ernten. Einer muß freilich endlich der Verlierende sein.

Es hat etwas Albernes sich gleichsam zwischen zwei kampflustige Heere zu werfen, — die in Schlachtordnung stehen und um einen untheilbaren Besitz, um das Sein oder Nichtsein die eisernen Würfel schütteln, — um diesen Heeren eine Friedenspredigt zu halten; — das ist nur einmal den schönen Sabinerinnen gelungen. — Es ist unbestreitbar, daß man, um mit Nachdruck und Erfolg die Rolle des Vermittlers zu übernehmen, wenigstens stark genug sein müsse um durch Vereinigung mit der einen Partei den Ausschlag zu geben, wenn die andere sich dem scheidrichterlichen Spruch nicht unterwerfen will. In den meisten Fällen, wenn das Centrum nicht stärker ist als die beiden Extreme zusammengenommen, wird es rathsam sein sich der einen Partei entschieden zu nähern, und zwar der, welche sich am billigsten finden läßt, welche die wenigst gefährliche ist. Es ist ja überhaupt in der Politik mehr werth das mögliche Gute wirklich zu erreichen, als ohne Erfolg dem Vortrefflichsten, dem Ideale nachzustreben; es ist daher eine nichtige Entschuldigung: man könne sich mit keiner der beiden Parteien

verstehen, weil beide Unrecht hätten; es wird immer eine am wenigsten Unrecht haben. Es war ein weises Gesetz des Solon, welches allen Bürgern Athens gebot, im Bürgerkriege Partei zu nehmen. Dies Gesetz, das die Masse der Unschlüssigen, Feigen oder Schlaunen zwingt, ihr Gewicht in die Waagschale zu legen, kann zwar Bürgerkriege nicht verhindern, aber es wird dazu beitragen, daß sie schnell entschieden sind. Denn je mehr Theilnehmer, desto wahrscheinlicher wird auf einer Seite eine entscheidene Majorität sich bald herausstellen. —

Die Nothwendigkeit, in welche eine Regierung versetzt sein kann, zwischen zwei Parteien einen Mittelweg einzuschlagen, ist gewöhnlich die Folge außerordentlicher Begebenheiten und eines lange mit abwechselndem Glück geführten Kampfs, nach welchem die Nation das Bedürfniß der Ruhe hat. Aber im Repräsentativsystem ist dieser Zustand eine Anomalie; im gewöhnlichen Zustande werden sich nur zwei Ansichten im Antagonismus befinden; auf der einen Seite die Anhänger der Regierung, welche das Bestreben haben die Macht derselben zu vergrößern; auf der andern die, welche die Freiheiten des Volks verteidigen und trachten die Regierung zu beschränken.

Zu diesen Bemerkungen liefert die Geschichte der Französischen Restauration den beständigen Commentar.

Die beiden Extreme, auf der einen Seite die Ultras, die Emigration, feindlich gestimmt gegen die Interessen, welche aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangen sind; auf der andern Seite die revolutionären Liberalen, feindlich gestimmt gegen die regierende Familie und ihre Anhänger; — waren gleich unfähig das Land unter den gegebenen Umständen zu regieren. Es mußte also aus den gemäßigten eine Mitte gebildet werden, welche diese Extreme neutralisiren konnte. Alle die verschiedenen Ministerien, welche unter Ludwig XVIII. auf einander gefolgt sind, haben sich diese Aufgabe gestellt und mußten sie sich stellen.

Dieses System ist aber gescheitert an der Thorheit des Hofes, von dem es bekannt war, daß er die neuen Institutionen hasse und zu untergraben beabsichtige; des Hofes, der selbst den Gang des Ministeriums störte und ihm entgegen arbeitete; und an der Verblendung der äußersten Rechten, welche sich mit den Liberalen coalisirte, wodurch sie freilich das ihnen verhasste Ministerium, aber auch zugleich sich selbst gestürzt haben. Denn als das übermüthige Auftreten der Liberalen nach diesem Sieg den Hof zu inconstitutionellen Maßregeln verleitete, war der Untergang der Bourbons, die allen Halt in der Nation verloren hatten, entschieden. Die Partei der Revolution, verstärkt durch alle gemäßigten Patrioten, welche sich nun von den Bourbons los sagten, war stark genug sie zu verjagen.

Louis Philipp hat also das System des *Juste milieu* nicht erfunden, sondern nur wieder aufgenommen; aber mit viel größerer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, weil der Hof selbst es mit Beharrlichkeit will und unterstützt; dann weil die extremen Parteien durch die letzten Begebenheiten an Kräften verloren haben. Die Ultras sind außer Linie; die Masse der gemäßigten Liberalen hat sich der Regierung Louis Philipps aufrichtig angeschlossen; die Republikaner können zwar die untersten Classen in Gährung bringen, aber sie finden bei dem verständigen und bemittelten Bürgerstande, in dem die Kraft der Nation liegt, nach den traurigen Erfahrungen der ersten Französischen Revolution keinen Anklang.

XIV.

Die Philosophie und ihr Werth für das Leben.

(Aus dem Jahre 1837.)

§. 1.

Begriff und Ansichten.

Wenn man bedenkt, welche Mühe und Geisteskraft darauf verwendet worden ist, die Philosophie auf unerschütterlicher Grundlage aufzubauen, wie viele große Denker dieses zur Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, und dann einen Blick auf das Resultat wirft, so ist es kaum möglich sich des Zweifels zu erwehren, ob die Aufgabe überhaupt für den Menschen zu lösen sei?

Die vielen Systeme, welche entstehen, einen Augenblick die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen rege machen, aber bald von Andern verdrängt werden und endlich nur noch in der Geschichte der Wissenschaft einen Platz behaupten, erinnern unwillkürlich an das Horazische *):

*Ceratis ope Daedalea
nititur pennis, vitreo daturus
nomina ponto.*

Wenn aber diese Betrachtung abschreckt und entmuthigt, so fordert eine andere immer wieder auf Hand an's Werk zu legen.

Die bloße Thatfache, daß ein Gegenstand die Menschen zu allen Zeiten beschäftigt hat, sobald die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ihnen einige Muße ließ, und daß sie nach so vielen vergeblichen oder mißglückten Versuchen doch immer wieder

*) Auf den mit des Dädalus Kunst gefertigten, wachverbundenen Flügeln strebt er empor, — nur um dem Icarischen glas-grünen Meere seinen Namen zu geben. Horat. Carm. IV. 2.

darauf zurückkamen, schon diese Thatsache beweist, daß die Frage sich nicht abweisen läßt, und daß die Natur unseres Geistes uns zwingt die Lösung immer von Neuem zu versuchen. Auch reicht ein wenig Nachdenken hin, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß wir dieses Streben nicht aufgeben können, ohne gleichsam den Vorzügen zu entsagen, die den Menschen vom Thiere unterscheiden, und daß dieser Blick nach Oben unserem Geiste eben so eigenthümlich angehört als der aufrechte Gang unserem Körper.

Auf die Frage: was ist Philosophie? geben freilich die verschiedenen Schulen nicht dieselbe Antwort, aber wie verschieden die Definitionen auch klingen mögen, über den Gegenstand ist man einig. Was wir in der Philosophie suchen, was wir von ihr verlangen, auch der nicht wissenschaftlich Gebildete weiß es zu sagen. Wir wollen die Natur der Dinge und die unseres Geistes erforschen, wir fragen nach den obersten Gesetzen, unter welchen das steht, was wir in und außer uns beobachten, wir fragen: was ist der Mensch, was ist die Welt, was ist ihre Bestimmung?

Dieselben Fragen lassen sich hundertfach mit anderen Worten thun, je nachdem die Speculation weiter fortgeschritten ist und anfängt sich über den Umfang ihrer Aufgabe, und den Weg, den sie einzuschlagen hat, zu verständigen, bis endlich in dem fertigen System an die Stelle der aufgeworfenen Fragen eine bestimmtere, aber vielleicht beschränktere Definition tritt, welche von dem Resultate der Untersuchung abstrahirt ist. Eine bestimmtere Definition, weil im Laufe der wissenschaftlichen Untersuchung die Begriffe schärfer unterschieden und festgestellt sind; aber eine beschränktere, wenn die Wissenschaft, nach Prüfung ihrer Kräfte, sich genöthigt sieht ihr Gebiet in engere Grenzen einzuschließen.

So liefern uns denn die verschiedenen Systeme der Philosophie ihre Definitionen, die fast nichts mit einander gemein zu haben scheinen, obgleich alle dieselbe Aufgabe lösen wollen.

Kant definiert: Metaphysik ist die Wissenschaft in synthetischen Urtheilen a priori, aus bloßen Begriffen.

Nach andern ist es die Wissenschaft vom Unbedingten.

Fries: Metaphysik ist ein kategorisches System erweislicher Urtheile, welche auf nur deducirbaren höchsten Grundsätzen beruhen.

Schelling: Philosophie ist Erkenntniß des wahren Wesens der Dinge aus der absoluten Einheit.

Hegel: Philosophie ist die Wissenschaft der Vernunft, in sofern die Vernunft ihrer selbst, als alles Seins, bewußt wird.

Alle diese Definitionen werden erst verständlich durch die Bekanntschaft mit den Systemen, welche ihnen zum Grunde liegen. Viele haben auch das Eigenthümliche, daß sie mehr die Methode, den durchlaufenen Weg, als das Ziel, den Gegenstand selbst, bezeichnen.

Der Gegenstand der Philosophie ist: das wahre Wesen der Dinge und die Zwecke für das Menschenleben nach Principien zu beurtheilen, und unsere Erkenntniß davon in wissenschaftlicher Einheit darzustellen. Und so scheint das Deutsche Wort Weltweisheit (trotz seines heterogenen Ursprungs aus dem Gegensatz von Gottesgelahrtheit) ein sehr passender Ausdruck.

Die Philosophie soll eine Wissenschaft sein, d. h. eine Erkenntniß aus Principien, in welcher das Besondere und Mannichfaltige nach logischen Gesetzen den Principien untergeordnet, und mit Einheit, Uebersticht, Vollständigkeit und Consequenz dargestellt ist. Dahin geht wenigstens ihr Streben.

Sie muß also System sein; ja ihre eigentlichste Aufgabe ist es unsere Vernunfterkentniß in ein System zu bringen; von allen Vorwürfen, welche ihr und ihren Methoden gemacht werden, ist also der der Systemfucht der unhaltbarste.

Die Philosophie lehrt uns nicht sowohl etwas Neues, als sie uns belehrt, was wir von unserem Wissen zu halten haben, wie wir es ordnen und zu einem Ganzen vereinigen sollen.

Man kann wohl über die Principien irgend einer Wissenschaft nachdenken, von Gründen zu höheren Gründen aufsteigen, so weit es gehen will, und das Philosophiren nennen; aber zuletzt wird diese Speculation nur das Bedürfnis fühlbar machen, unser gesamtes Wissen unter Principien zu vereinigen, wo sich dann der Platz des Einzelnen und sein Verhältniß zum Ganzen findet.

Die Eintheilung der Philosophie ist nicht in allen Systemen dieselbe; aber wie verschieden die Definitionen, die Behandlung, der Inhalt auch ausfallen mögen, überall läßt sich die Haupteintheilung in speculative und praktische Philosophie nachweisen.

Die alte und gewöhnlichste ist die in Logik, Metaphysik und Ethik. Logik, als Wissenschaft von den formalen Denkgesetzen; Metaphysik, Wissenschaft von dem wahren Wesen der Dinge (speculative Philosophie); und Ethik, die Lehre von den Zwecken (praktische Philosophie).

Die neueren Wendungen der Speculation haben aber andere Eintheilungen und Namen herbeigeführt.

Kritik der Vernunft, Phänomenologie des Geistes, Fundamental-Philosophie, ist eine Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens, zum Zweck des Erforschens, was der Mensch wissen oder nicht wissen könne.

Anthropologie oder empirische Psychologie, die erfahrungsmäßige Lehre von der Natur des Menschen und seinen Vermögen.

Naturphilosophie, metaphysische Principien der Naturlehre.

Aesthetik, Untersuchungen über das Gefühl des Schönen.

Die Philosophie soll uns die Regeln geben nach denen wir die Welt und unser Verhältniß zu derselben zu beurtheilen haben. Objectiv betrachtet kann es nur eine Philosophie geben, weil es nur eine Wahrheit giebt; — denn Wahrheit ist Uebereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstande; und so drängt sich

die Frage auf: wie konnten verschiedene Systeme der Philosophie entstehen?

Der Erklärungen giebt es mannichfaltige:

1) Verschiedene Wege können zum Ziele führen, die Verschiedenheit kann also in der Methode liegen. Aber verschiedene gute Methoden richtig angewendet, können immer nur die Form verändern, — das Resultat muß dasselbe bleiben.

2) Jede Wissenschaft (jedes System von Schlüssen) muß von einigen Vorderätzen (Grundsätzen oder Thatsachen) ausgehen, welche als unbestrittene Wahrheit vorausgesetzt werden. Sich über diese Vorderätze zu verstehen, dies macht in der Philosophie die größte Schwierigkeit.

3) Die Aufgabe selbst kann zu den unbestimmten gehören; d. h. es kann sich im Laufe der Untersuchung ergeben, daß wir nicht genug Data haben um daraus das gesuchte Unbekannte zu finden (nicht genug Bedingungsbedingungen, um alle unbekanntes Größen daraus zu bestimmen), so daß man also gezwungen ist zu Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen. Das Bereich willkürlicher Hypothesen ist aber ein grenzenloses.

4) Wenn schon aus der Natur der Aufgabe und aus der Unsicherheit oder Beschränktheit unseres Wissens verschiedene Systeme hervorgehen können, — wie viel mehr wenn man bedenkt, wie leicht bei so schwierigen Untersuchungen die Schöpfer der Systeme Fehler begehen können, — in falschen Voraussetzungen oder in falschen Schlüssen.

5) Besonders ist die Induction gefährlich, die mit vorgefestem Zweck von dem Besondern auf das Allgemeine nach Wahrscheinlichkeit schließt. Und doch können wir sie nicht entbehren, und mancher wendet sie unbewußt an.

§. 2.

Die Systeme der Philosophie.

Ich will versuchen die verschiedenen Systeme kurz zu charak-

teriffren; nicht so und in der Folge, wie sie historisch vorgekommen sind, sondern wie sie sich aus den verschiedenen Richtungen, welche die Speculation nehmen kann, am natürlichsten ergeben.

A. Jedes Forschen nach Wahrheit, wenn es nicht mit sich selbst im Widerspruch stehen soll, muß sich nothwendig auf das Selbstvertrauen der Vernunft gründen, daß sie fähig sei Wahrheit zu erkennen; d. h. daß dem, was sie ihrer Natur gemäß subjectiv für wahr zu halten gezwungen ist, auch objective Wahrheit zukomme.

Der absolute Skepticismus sichts dieses Selbstvertrauen als eine unbegründete Voraussetzung an und will es zerstören. Mit diesem Skepticismus läßt sich nicht streiten, er ist ein Moment der Speculation, welches aus Principien nicht widerlegt werden kann, weil es alle Principien läugnet. Wenn aber speculativ das Zurückhalten jedes Urtheils möglich ist, so geräth doch dieser Skepticismus praktisch im Leben mit sich selbst in Widerspruch, weil das Handeln einen Zweck, jeder Zweck aber Erkenntniß voraussetzt.

Nach Beseitigung dieses absoluten Skepticismus giebt es für die Speculation zwei Methoden. 1) Die analytische, zergliedernde, heuristische, welche das Allgemeine von dem Besondern abstrahirt und zum Auffinden neuer Wahrheiten die geeignetste ist; 2) die synthetische, welche von dem Allgemeinen ausgeht und ihm das Besondere unterordnet. Ihre systematische Darstellung der gefundenen Wahrheit befriedigt den Verstand am meisten, weil sie Uebersicht giebt.

Die Anwendung der einen oder der andern Methode macht den wesentlichsten Unterschied der philosophischen Systeme.

B. Die Anwendung der analytischen Methode zeigt sich

1) zuerst in dem Empirismus. Er behauptet, daß alle unsere Erkenntniß durch Erfahrung gegeben sei, leitet den Ver-

stand von den Sinnen ab, und will alles Denken als eine Modification der Empfindung erklären.

Der Empirismus, welcher nur von der äußeren sinnlichen Wahrnehmung, von der Erfahrung durch den äußeren Sinn ausgeht, und dabei die Thatfachen des Bewußtseins unberücksichtigt läßt oder von den äußeren Sinnen ableitet, wird der einseitige Materialismus. Er sieht in der Welt nur materielle Substanz, und in den Erscheinungen derselben nur Erzeugnisse mechanisch oder chemisch wirkender Kräfte. Es ist ihm aber noch nicht gelungen auch nur das organische Leben in der Natur auf diese Weise zu erklären. (Encyclopädisten.)

2) Der Empirismus, welcher auch die innere Erfahrung, die Thatfache des Bewußtseins berücksichtigt, muß vor allem die Natur des menschlichen Geistes und den Ursprung seiner Erkenntnisse zu erforschen suchen, und zwar durch Mittel der Beobachtung und der Induction. Diese erkenntniß-theoretischen Untersuchungen haben verschiedene Stufen durchlaufen. Anfangs gaben sie das Resultat: daß äußere und innere Wahrnehmung allein und ausschließlich den Stoff zu unseren Kenntnissen liefere (Locke). Die Speculation, welche bei diesem Resultate stehen bleibt, muß eigentlich den Versuch zu einem philosophischen Systeme zu gelangen, aufgeben; sie kann, wenn sie consequent sein will, nur durch Beobachtung fortschreiten; alle Erfahrung ist beschränkt und unvollendbar. Nimmt sie aber die Induction zu Hülfe, so bringt sie die Voraussetzung einer Gesetzmäßigkeit mit hinzu, welche die bloße Erfahrung nicht geben kann.

3) Consequent durchgeführt wird dieser Empirismus ein bedingter Skepticismus; die sinnlichen Eindrücke geben uns bloß eine Aufeinanderfolge von Erscheinungen, ohne über ein Gesetz, über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Auskunft zu geben. Was wir also von Ursache und

Wirkung behaupten, hat demnach keine Gültigkeit, sondern ist nur eine durch nichts zu rechtfertigende Gewohnheit (Hume).

4) Die weiter geförderte Erkenntnistheorie oder Kritik der Vernunft (Kant) zeigte aber, daß die reinen Verstandesbegriffe (Kategorien) nicht durch Sinnlichkeit gegeben werden, sondern, als ein reines Eigenthum des Verstandes, der Selbstthätigkeit desselben angehören, und daß diese Verstandesbegriffe Allgemeinheit und Nothwendigkeit haben. Aber diese Begriffe sind bloße leere Formen, die erst durch sinnliche Wahrnehmung mit einem Inhalt erfüllt werden. Aller positive Gehalt unserer Naturkenntniß ist durch Erfahrung gegeben; aber wegen der Zufälligkeit und Beschränktheit dieses Stoffes können die reinen Verstandesbegriffe uns über das Absolute (d. h. Nothwendige und Unbedingte) keine Auskunft geben; und wenn die Vernunft die Verstandesbegriffe zur Erkenntniß des Unbedingten verwenden will, verfällt sie in Widersprüche (Antinomien). Die Vernunft erkennt so ihre Schranken oder Grenzen, und ist genöthigt die Ideen (Ideen sind Begriffe, deren Gegenstand nicht in der Anschauung nachgewiesen werden kann) vom Ewigen und Absoluten durch die praktischen Vermögen der Vernunft zu rechtfertigen; (kritischer Idealismus) Postulate.

5) Wäre man dabei stehen geblieben, so könnte man nichts dagegen einwenden, sondern müßte es bloß für ein unbefriedigendes Resultat einer mühsamen und scharfsinnigen Untersuchung halten. Kant hatte gezeigt, daß der durch die Sinnlichkeit gelieferte Stoff nicht Wahrheit an sich sei, sondern nur Erscheinung, d. h. subjective, durch das Wesen unserer Vernunft beschränkte Wahrheit.

Anstatt die Idee des Absoluten als eine Ergänzung dieser unvollständigen und beschränkten Wahrheit anzusehen, wurde die Idee des Absoluten der Erscheinung entgegengesetzt.

Diese Ansicht verwickelt uns in einen Dualismus der

Wahrheit, der einen Widerspruch enthält. Es läßt sich wohl quantitativ ein Unterschied der Wahrheit in unvollständiger und vollständiger Erkenntniß, aber nicht ein qualitativer Unterschied denken, demzufolge etwas zugleich wahr oder nicht wahr sein könnte.

Es ist nicht einzusehen, worin sich die Erscheinung von dem bloßen Schein anders unterscheidet, als durch die Voraussetzung, daß ihr etwas Wirkliches, von dem wir nichts wissen (das Ding an sich), zu Grunde liegt. Auch sind wir nicht im Stande diese Idee der ewigen unbedingten Wahrheit, welche bloß als Negation, als Gegensatz gegen den Schein der Sinne gebacht wird, mit einem Inhalt zu erfüllen. (Fries.)

6) Andere nehmen in der Vernunft (als dem Vermögen des Unbedingten) angeborene Ideen, einen unmittelbar in der Vernunft liegenden Glauben an. Aber eine unbefangene Untersuchung bestätigt dieses Vorgeben nicht, sondern belehrt uns, daß diese Ideen theils durch Induction nach Wahrscheinlichkeit gewonnen werden, und daß wir den ganz leeren Begriff vom Absoluten aus der Erfahrung mit einem Inhalt versehen, theils daß sie durch das praktische Interesse der Vernunft hervorgebracht werden, was mit dem Kantischen Postulate zusammenfällt.

C. Die andere Methode war die synthetische, deren sich der Rationalismus bedient. Der Rationalismus beschränkt alle Erkenntniß auf Begriffe und deren logisch richtige Verbindung. Er geht darauf aus die Philosophie in ein System zu bringen, in welchem Alles von dem Allgemeinen, das in der Form von Axiomen auftritt, abgeleitet, definiert und auf einen Beweis gegründet ist.

Der Rationalismus nimmt sich dabei die Methode der reinen Geometrie zum Vorbild, und diese Form scheint dem Ideal einer Wissenschaft am meisten zu entsprechen. Auch kann in der That in der Mathematik das, was durch Analyse gefunden ist, in vielen Fällen in die synthetische Form umgegossen werden.

Aber in der Philosophie ist dieses Verfahren gefährlich, weil das Allgemeine, die obersten Principien, welche die synthetische Methode voranschicken muß, eben das Schwierigste und gerade das sind, was gesucht wird.

Es ist auch zu verwundern, daß man den wesentlichen Unterschied, welcher in dem Gegenstand der Mathematik und der Philosophie liegt, nicht sogleich bei der Wahl der Methode bemerkt hat. Die Mathematik geht von dem Allgemeinsten, Einfachsten, Verständlichsten, in der Anschauung Nachzuweisenden aus, und ihre Methode giebt die höchste Gewißheit. Aber ein System giebt diese Methode nicht, und es ist noch nicht gelungen das ganze Feld der Mathematik zu systematischer Uebersichtlichkeit einzutheilen, weil es unbegrenzt ist, und die Combinationen, welche mit Größen vorgenommen werden können, unendlich sind. Die Philosophie in ihren höchsten Ansprüchen sucht aber vor Allem System, d. h. Einheit in unseren Erkenntnissen; diese Einheit würde aus der Anwendung der mathematischen Methode (wenn sie anwendbar ist) allein noch nicht folgen.

Die, welche diese Methode in der Philosophie anwenden wollen, sind gezwungen von dem Nothwendigen und Allgemeinen in der menschlichen Erkenntniß auszugehen. Dies ist aber nur auf folgende Weise möglich. Entweder:

1) Man geht bloß von Begriffen aus, welchen zugestanden werden kann, daß sie denkbar (logisch möglich) seien, und entwickelt dann durch logisch richtige Verbindung dieser Begriffe ein System, welches vielleicht das Lob des Scharfsinns und der Consequenz verdienen wird. Aber es ist ein vergebliches Bemühen mit bloßer Logik, ohne anderweitiges Material, eine Metaphysik zu schaffen. Alle Strenge und Folgerichtigkeit im Definiren und Beweisen kann nichts helfen, denn die Begriffe können nur als Hypothesen gelten, die erst einen Werth erhalten, wenn nach-

gewiesen ist, daß das daraus Abgeleitete dem Wirklichen entspricht.

Oder 2) man ist gezwungen der menschlichen Vernunft eine intellectuelle Anschauung des Absoluten zu vindiciren; dies wird aber leicht eine Selbsttäuschung, ein Spiel der Phantasie, wobei unbewußt oder uneingestanden doch die Erfahrung der Phantasie den Stoff zu ihren Combinationen geben muß. Es ist zum Wenigsten ein unwissenschaftliches Verfahren, wenn das, was nur durch Erfahrung gegeben oder durch Analyse und Induction gefunden werden kann, für ursprüngliche Einsicht der Vernunft, für intellectuelle Anschauung ausgegeben, und als oberster Grundsatz bei dem synthetischen Verfahren gebraucht wird.

Da es in jeder Philosophie aus einem Stück darauf ankommt die Welt als ein Ganzes zu erfassen, so muß jede einen Ausspruch über den letzten Grund der Dinge und über das Band, über den Zusammenhang der beiden Seiten unserer Erkenntniß, — der äußern und innern Erfahrung, der Materie und des Geistes, — enthalten. Wir wollen diese Aussprüche Hypothesen nennen; sie lassen sich auf vier reduciren:

- 1) Materialismus. — 2) Idealismus. — 3) Dualismus. —
- 4) Pantheismus.

Jedes System der Methaphysik, d. h. jede Philosophie, die nicht bei der Anerkennung der Schranken der Vernunft stehen bleiben will, sondern es unternimmt über das wahre Wesen der Dinge und die Welt — als Ganzes — Auskunft zu geben, wird sich, sobald sie verstanden ist, unter eine dieser vier Rubriken bringen lassen.

1) Der Materialismus läugnet den Geist ab, erkennt nur die Materie — das den Raum Erfüllende — als wirklich, und sieht die Welt an als einen der Dauer und Ausdehnung nach unendlichen, sich selbst genügenden Mechanismus, in welchem alle Veränderungen der Erfolg bewußtloser, mit Noth-

wendigkeit wirkender Kräfte sind; jeder Materialismus ist auch Fatalismus.

2) Der Idealismus hält alles durch sinnliche Wahrnehmung Gegebene für bloßen Schein, und läßt allein die Intelligenz, den Geist, als Realität gelten. Die höchste Intelligenz ist Gott. Der Idealismus entwickelt Alles aus absoluter intellectueller Anschauung, als der einzigen Quelle der Erkenntniß.

3) Der Dualismus läßt Geist und Körper neben einander bestehen, und sucht ihre Wechselwirkung zu erklären. Ueber der Welt steht Gott.

4) Der Pantheismus hält Materie und Geist für identisch; Gott ist die Seele der Welt; Gott, als das alleinige Sein, besitzt zwei Attribute; seiner einfachen Substanz kommt zugleich Ausdehnung und Denken zu; alle Entwicklungen dieser Substanz erfolgen nach den Gesetzen ihrer Natur. (Identitäts-Philosophie.)

Alle diese Grundansichten sind sehr verschiedener Ausführung fähig, und die Individualität des Philosophirenden kann sie oft so einkleiden, daß sie schwer zu erkennen sind. Die Systeme, welche jetzt die philosophische Speculation in Europa beherrschen, lassen sich auf folgende bringen.

1) Der auf Beobachtung und Induction gegründete Empirismus der Schottischen Schule. (Reid und Dugald Stewart.)

2) Die auf Ausbildung der Erkenntnistheorie gegründete Fortsetzung des kritischen Idealismus, der Kantischen Schule.

3) Die Naturphilosophie der Schellingschen Schule, welcher pantheistische Ansichten zu Grunde liegen.

4) Der rationalistische Pantheismus von Hegel, welcher sich aus ontologischen Begriffsbestimmungen entwickelt. Logik nennt er die Wissenschaft der reinen Idee im abstracten Elemente des Denkens, — also Ontologie.

Ich habe mich vergeblich bemüht dieses System zu begreifen;

es ist mir aber nicht möglich gewesen über die Schwelle seiner Logik hinauszukommen. Ein System, welches so viele Denker beschäftigt hat und noch so viele Anhänger zählt, kann nicht ohne Verdienst sein, aber ich gestehe, daß es mir vorgekommen ist wie ein hängender Garten, worin Begriffe zu künstlichen Arabesken verschlungen sind, denen nur Wurzel und Leben fehlt.

Soll ich noch einer eklektischen Philosophie erwähnen? Mit Recht sagt Goethe: es kann keine eklektische Philosophie, sondern nur eklektische Philosophen geben. Kein Philosoph wird die Forschungen seiner Vorgänger unberücksichtigt lassen; sie werden immer Einfluß auf die seinigen haben; aber eine Philosophie kann kein Mosaik zusammengetragener und an einander geleimter Meinungen sein; sie bedarf eines geistigen Bandes.

§. 3.

Praktische Philosophie. Ethik.

Die praktische Philosophie ist die Lehre von den Zwecken, welche der Mensch sich im Leben vorsetzen soll; sie giebt die Grundsätze für die handelnde Vernunft; aber die speculativen Ansichten haben natürlich einen großen Einfluß auf die Bestimmung des Verhältnisses des Menschen zur Welt.

1) Die erste — materielle Ansicht behauptet, daß der Mensch durch Empfindung seine Ueberzeugungen erhält, und daß er nichts begehren kann als die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse seiner Natur. Die Zwecke des Lebens sind also blos Erregung des Lustgefühls und Vermeidung des Schmerzes, wobei die Empfindung der Leitfaden ist. Dieser Eudämonismus ist daher eine Klugheitslehre, wie für den Menschen das höchste Gut, nämlich der höchste Grad des Wohlseins, zu erreichen und dauernd zu sichern sei.

Die Pflichten gegen Andere sind hier entweder blos Sache der Klugheit, indem man gegen Andere das Betragen beobachtet, welches sie bewegt unserem Glücke förderlich zu sein; oder sie

werden höchstens durch Sympathie bestimmt, welche der Erfahrung zufolge durch fremdes Leiden mit afficirt wird.

Der Eudämonismus ist auch sehr verschiedener Ausführung fähig, indem nach Temperament oder Bildung der Eine das höchste Glück in den feinsten oder lebhaftesten Genüssen, der Andere in unerschütterlich gegründeter Seelenruhe (Ataraxie) zu finden glaubt.

2) Eine andere Ansicht stellt das Princip der Vollkommenheit an die Spitze der Ethik; Vollkommenheit als höchste Ausbildung aller menschlichen Anlagen und Kräfte verstanden. Dieses Princip (von Wolf aufgestellt) sagt eigentlich dasselbe als das der Naturgemäßheit (Princip der Cyniker). Vollkommenheit eines Gegenstandes ist Uebereinstimmung mit seiner Bestimmung. Es bleibt hier immer noch die Frage: was ist diese Bestimmung, dieser Zweck? Er muß entweder aus der Erfahrung als bekannt vorausgesetzt, oder aus der Metaphysik entwickelt werden. Dieses Princip enthält viel Gutes; aber es bringt doch eigentlich keine Gesetzgebung für die Verhältnisse zu anderen Menschen, und geht auf Selbstzufriedenheit aus. In seiner reinsten Form stellt es das ästhetische Ideal der Schönheit der Seele auf.

3) Die Kantische Philosophie leitet das oberste Sittengesetz aus Verstandesbegriffen ab, und stellt daher den bloß formalen Grundsatz auf: Handle nach Maximen, die als Gesetzgebung für alle vernünftige Wesen gelten können. Er fordert den reinen guten Willen; der Gehorsam, die Unterwerfung unter das Gesetz, — nicht der Zweck, — giebt hier den Werth.

Dieser Grundsatz hat allerdings den Vortheil, daß er keine Metaphysik voraussetzt; er ist auch formal ganz richtig, allein es fehlt der bestimmte Inhalt und die belebende Kraft. Er taugt bloß für eine Pflichtenlehre, nicht für eine Tugendlehre; er zeigt

negativ, wie unsere Freiheit durch das Recht Anderer beschränkt sei, aber nicht positiv, was, als in sich selbst den Werth tragend, das Ziel unseres Lebens sein soll.

Es ist also neben dem geforderten reinen Willen, neben dem Gehorsam gegen das Gesetz, welcher die Sittlichkeit der Bestimmung ausmacht, noch zu bestimmen: was ist denn der Inhalt des Gesetzes?

4) Eine auf Vernunft (auf nothwendige Erkenntniß in Ideen) gegründete Ethik weist nach, daß der Persönlichkeit, d. h. der ihrer selbstbewußten Intelligenz an und für sich ein Werth als Selbstzweck (nicht als Mittel) zukommt, und daß gewissen Bestimmungen an und für sich (ohne sie als Mittel zu einem Zwecke zu betrachten) Lob beigelegt werden muß. Hier ist also Achtung der Persönlichkeit als Selbstzweck geboten, und das leitende Princip ist die innere absolute Werthgesetzgebung, mit welcher die Handlungen übereinstimmen sollen.

5) Wenn die Ethik auf Religionslehre gegründet wird, dann besteht die Pflicht in der Befolgung der göttlichen Gebote, bloß weil es göttliche Gebote sind. — Wird diese Pflicht so ausgesprochen: suche Gott ähnlich zu werden, — dann fällt die Lehre mit dem Princip der Vollkommenheit zusammen, da unsere Ideen von Gott und seinen Eigenschaften doch von den Begriffen über menschliche Vollkommenheit entlehnt sind. Wollten wir aber die metaphysischen Lehren vom Zweck der Welt zur Bestimmung der Zwecke des Menschenlebens befragen, so würden wir keine Antwort erhalten.

6) Der reine Pantheismus, der das Geistige und Körperliche als identisch in dem Urwesen vereinigt denkt, so daß Alles durch die Natur des Urwesens bestimmt und nach dessen Gesetzen entwickelt wird, — ist, wenn er consequent bleibt, nicht im Stande eine Ethik aufzustellen, weil er keine Freiheit anerkennt, folglich alle Zurechnung des Guten und Bösen auf Täuschung

beruht; denn Freiheit und Bestimmung durch Naturgesetze sind die wahren Gegensätze, welche zu vereinigen nie gelingen kann.

Einige Ansichten über die wichtigsten philosophischen Lehren.

§. 4.

Erkenntnistheorie.

Archimedes verlangte, um die Erde aus ihren Angeln zu heben, nur einen festen Stützpunkt: — Gib mir, worauf ich stehen kann. Aehnlich verhält es sich mit der Vernunft; um sich selbst und die Welt zu übersehen, bedürfte sie einen Gesichtspunkt außerhalb ihrer selbst und der Welt. Dieser ist nicht gegeben, und so übernimmt die Vernunft das schwere Geschäft sich selbst zu beobachten, und die Welt, von welcher sie nur wenig kennt, als ein Ganzes zu beurtheilen. Sie ist einem Feldmesser zu vergleichen, der ohne Staff und aus einem einzigen Standpunct mit beschränkter Aussicht ein ganzes Land vermessen will. —

Die Philosophie soll unsere Erkenntniß zu einem Ganzen vereinigen, sie soll Einheit und Ordnung hineinbringen. Es ist ein natürliches Verfahren, ehe wir ein Princip für die Anordnung suchen, erst ein Inventarium unseres Wissens zu machen, und dazu müssen wir die Quelle unserer Erkenntniß erforschen.

Man hat in der Absicht, eine Theorie des Erkenntnißvermögens aufzustellen, einen Widerspruch finden wollen, weil man sich doch, um diese Theorie zu finden, der Erkenntnisse bedienen müsse (Hegel), weil die Untersuchung selbst das Erkenntnißvermögen voraussetze. Allein dies ist eine leere Spitzfindigkeit. Mit eben dem Rechte könnte man die Logik, die Lehre von den Gesetzen, nach welchen der Verstand im Denken verfährt, als einen solchen Zirkel anfechten, weil diese Lehre ohne Denken nicht zu Stande gebracht werden kann. Wenn in der Logik die Gültigkeit der Denkgesetze erst bewiesen werden sollte, wäre der Einwurf ge-

gründet; aber es handelt sich nur darum, diese Gesetze, deren wir uns unwillkürlich und nothwendig bedienen, durch Selbstbeobachtung in dem Bewußtsein nachzuweisen, deutlich zu machen und wissenschaftlich zu ordnen.

So auch bei der Theorie des Erkenntnißvermögens; wir beobachten was in uns vorgeht und analysiren es. Diese Anthropologie ist also eine Erfahrungswissenschaft; aber allerdings hat die Selbstbeobachtung der Thätigkeiten des Geistes im Erkennen ihre Grenzen; das eigentliche Werden der Erkenntniß, der Uebergang der sinnlichen Anregung in das Bewußtsein, — das Band zwischen Sinn und Intelligenz, — bleibt verborgen, und in keinem Fall kann durch solche Beobachtung Aufschluß über das Verhältniß der Erkenntniß zum Gegenstand erwartet werden. Das Wie im Erkennen beantwortet die Frage: Was erkennen wir? noch nicht.

Man kann diese Kritik der Vernunft mit der Untersuchung des Instruments vergleichen, welche der Geometer vornimmt, ehe er zur Vermessung schreitet. Diese Untersuchung verbessert das Instrument nicht, sondern belehrt nur, welche Fehler es hat, und welcher Grad von Genauigkeit von ihm zu erwarten ist.

Die Absicht ist zu bestimmen, was wir nach den Gesetzen unseres Geistes wissen und nicht wissen können. — Die ganze Untersuchung beruht immer auf dem Selbstvertrauen der Vernunft, daß sie fähig sei Wahrheit zu erkennen, d. h. daß dem, was sie subjectiv für wahr zu halten gezwungen ist, auch objective Wahrheit zukomme.

Wir finden dann, daß unsere Erkenntniß allen Stoff durch die Sinne (die äußeren und den inneren) empfängt, und daß die Selbstthätigkeit der Vernunft nach ihren eigenen Gesetzen diesem Stoff die Form giebt, wie die Lebenskraft in dem Keim die aus der Erde und der Luft eingesogenen Stoffe zu einem organischen Gebilde entwickelt (die Kategorien). Dies führt zu der Lehre

von den Schranken der Vernunft und wie sie sich selbst als endlich und beschränkt erkennt. .

Die Vernunft ist bei ihrer Erkenntnis an Sinnlichkeit gebunden; sie bedarf einer Anregung von Außen um thätig zu sein; sie kann ihre Erkenntnis nicht unmittelbar selbst hervorbringen; sie ist also eine endliche Vernunft im Gegensatz gegen eine absolute, welche ihre Erkenntnis bloß aus sich selbst durch Spontaneität hervorbringen würde.

Die Vernunft fordert Einheit und Nothwendigkeit für ihre Erkenntnis; aber diese Forderung kann durch die sinnlich bedingte Erkenntnis nie vollständig befriedigt werden.

Wir kennen an den äußeren Dingen nur die Eigenschaften, welche Eindruck auf unsere Sinne zu machen vermögen, d. h. für welche wir Sinn haben. Es ist möglich, daß diesen Dingen noch eine Menge von Eigenschaften zukommen, für welche unsere Sinnlichkeit keine Empfänglichkeit besitzt. Wir wissen nicht zu sagen, warum wir nur fünf Sinne haben und ob es deren noch mehrere geben könnte. Unsere Erkenntnis oder Erfahrung durch die Sinne ist auch in sofern unvollständig, als wir von den äußeren Dingen nur einige, nicht alle, wahrnehmen; Vieles ist zu groß, Vieles zu klein (die Infusionsthierchen z. B.), Einiges ist zu entfernt, Anderes nicht gleichzeitig mit uns, so daß unsere Erfahrungserkenntnis beschränkt, unvollständig, zufällig und unvollendbar ist.

Unsere Erkenntnis ist also nur eine beschränkte, menschliche Vorstellung von den Dingen; das Wesen der Dinge in seiner Vollständigkeit bleibt uns unbekannt. Es kann nicht eingesehen und begriffen, sondern nur anerkannt werden, daß es existire. — So sehen wir die von uns abgewandte Hälfte des Mondes nie, aber wir nehmen ihr Dasein an.

Es ist aber wohl zu beachten, daß nicht allein unsere Erkenntnis wegen der Unvollendbarkeit der Erfahrung eine be-

beschränkte, sondern daß unser Erkenntnisvermögen selbst ein endliches ist, indem seine Erkenntnisweise unsere Beschränktheit unüberwindlich macht. Raum und Zeit sind die Formen, an welche alle unsere Anschauungen gebunden sind; Raum und Zeit sind in's Unendliche unvollendbar; und da sie die Form und Bedingung der Anschauung sind, vermögen wir nicht die Totalität eines Weltganzen in seiner Einheit aufzufassen. Eben so giebt uns auch das Fortschreiten von Wirkung zur Ursache eine unendliche Reihe des Bedingten, ohne daß wir die Summe dieser Reihe in dem Unbedingten finden können (die Antinomie).

Indem die Vernunft einseht, daß ihre Erkenntnis unvollendet und subjectiv unvollendbar sei, erkennt sie indirect an, daß sich ihre Erkenntnis zu der vollendeten absoluten Erkenntnis wie der Theil zum Ganzen verhalte. Das Absolute ist die ergänzte, die vollständige Erkenntnis, welche wir nicht zu Stande bringen können. Der Fehler der Kant'schen Schule besteht nun darin, daß sie unsere durch die Sinne eingeleitete Erkenntnis für bloße Erscheinung hält, und dieser das Absolute als ein durchaus Anderes, Verschiedenes entgegenstellt, so daß man daraus folgern muß entweder: daß die Erscheinung bloßer Schein, also Unwahrheit sei; — oder: daß es zweierlei qualitativ verschiedene Wahrheit gebe, ein Dualismus von sinnlicher und ewiger Wahrheit, von natürlicher und idealer Weltansicht, die sich als Gegensätze zu einander verhalten.

Diesen Gegensatz will die Kant'sche Schule dadurch beweisen, daß die Unendlichkeit von Raum und Zeit, die unvollendbare Reihe des Bedingten (wo die Ursache der Wirkung immer wieder eine Ursache haben muß) nicht in der Einheit des Bewußtseins als Totalität vorgestellt werden kann; und daraus zieht sie die Folgerung: daß Raum und Zeit und die ganze menschliche Anschauung, nur bloß für eine subjectve Erkenntnisweise zu halten

sei, ohne objective Gültigkeit. Dagegen meine ich, die Kant'sche Schule hätte bei den Schranken stehen bleiben und sagen sollen: Unsere Vernunft kann die unendliche Reihe nicht in der Einheit des Bewußtseins als Totalität fassen, bloß und eben weil sie beschränkt ist; unserer Erkenntniß kommt also Realität und Wahrheit zu, aber sie ist nur ein Theil der ganzen Wahrheit. Ich glaube eine Analogie aus der Mathematik wird die Sache deutlicher machen.

Es giebt bekanntlich unendliche Reihen, welche doch summirbar sind. So z. B. $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} \dots + \frac{1}{2^n} = 2$; eben so die andere:

$$a^x = 1 + \frac{A_1 x}{1} + \frac{A_1^2 x^2}{1.2} + \frac{A_1^3 x^3}{1.2.3} + \dots + \frac{A_1^n x^n}{1.2.3 \dots n}.$$

Wenn wir aber von einer solchen convergirenden und folglich summirbaren Reihe nur einzelne Glieder kennen ohne das Gesetz ihres Fortschritts (das allgemeine Glied), so sind wir nicht im Stande die Summirung zu Stande zu bringen. — Diese Analogie wende ich auf menschliche Erkenntniß an, aber nur als Analogie, nicht als Erklärung.

Die Ansicht, daß unsere Vernunft beschränkt sei, hat Gegner gefunden; und doch bedienen wir uns dieses Ausdrucks im gemeinen Leben, um den Unterschied zwischen geringeren und höheren Fähigkeiten zu bezeichnen; und da wir den ungeheuren Abstand zwischen der thierischen Intelligenz und der menschlichen Vernunft vor uns haben, so läßt sich eine höhere Vernunft als dritte Proportionalgröße, wenn auch nicht deutlich vorstellen, doch wenigstens ohne Widerspruch voraussetzen.

Wir kommen nun auf den Inhalt unserer beschränkten Erkenntniß.

Wenn wir die Thatsachen des Bewußtseins mit dem durch die äußeren Sinne Erkannten vergleichen, so sind wir genöthigt

einen wesentlichen Unterschied zwischen dem, was in uns erkennt, fühlt und will, und der den Raum erfüllenden Materie anzunehmen.

Die äußere Sinnlichkeit zeigt uns Gegenstände, welche unter Naturgesetzen stehen; die Vernunft bestimmt sich selbst mit Willkür nach Zwecken, die sie sich selbst giebt; wir erkennen nach Analogie eine gleiche Vernunft in anderen Menschen. So haben wir zwei durchaus verschiedene Sclten des Realen, — die materielle und die intellectuelle, — die nach ganz verschiedenen Principien zu beurtheilen sind, und über deren gegenseitiges Verhältniß und Wechselwirkung wir keine Auskunft haben, da nur die Aeußerung, nicht die Art und Weise dieser Wechselwirkung, beobachtet werden kann.

Auch hierin müssen wir abermals die Schranken unsers Wissens erkennen, und da uns zwischen Materie und Intelligenz jede Vergleichungseinheit fehlt (da sie incommensurabel sind), müssen wir es bei einem Dualismus bewenden lassen, wodurch über das Wesen von Materie und Geist nichts entschieden, sondern nur ausgesprochen wird, daß die von der äußeren Natur abstrahirten Gesetze auf die uns inwohnende Intelligenz nicht angewendet werden sollen.

Der absolute Materialismus und der absolute Spiritualismus verhalten sich zu einander wie Sancho Pansa und Don Quichotte (obgleich Cervantes wohl nie daran gedacht hat diese philosophischen Systeme zu parodiren); der eine kriecht an der Erde, der andere will fliegen; dagegen ist der aufrechte Gang der natürliche des Menschen.

§. 5.

Speculative Philosophie.

Ehe ich zu den wichtigsten Gegenständen der speculativen Philosophie übergehe, will ich meine Ansichten über zwei Wissen-

schaften sagen, welche in die Sphäre der Philosophie gehören, und deren Stelle in den verschiedenen Systemen sehr verschieden ist; die Wahrscheinlichkeitsrechnung nämlich und die Aesthetik. Die Logik ist die Wissenschaft von den Denkgesetzen, auch wohl die Wissenschaft von der Denkbarkeit der Dinge (Fries) oder von den formalen Gesetzen des Gedankenlaufs. Sie behandelt gewöhnlich die Lehre von der apodiktischen Gewißheit durch Beweise sehr umständlich, während die Theorie der Wahrscheinlichkeit und die darauf gegründeten unvollständigen Beweise nach Analogie und durch Induction wenig ausgeführt werden, und doch beruht unsere Kenntniß von der Natur, und die noch zu hoffende Erweiterung derselben, fast ganz darauf.

Die Mathematik ist darin viel weiter gegangen, und ihre Leistungen darin können denen in der Astronomie süglich an die Seite gestellt werden, wenn schon die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht für jeden dasselbe unmittelbare Interesse hat. Der wesentliche Inhalt dessen, was Laplace's *essai philosophique sur les probabilités* enthält, sollte auf eine dem Nichtmathematiker verständliche Weise in die Logik übergehen.

Die meisten Lehrbücher der Logik sprechen nur von der Wahrscheinlichkeit *a priori*, nicht von der *a posteriori*. Die erste schließt von dem Verhältniß aller möglichen Fälle (welches als bekannt vorausgesetzt wird) auf die Wahrscheinlichkeit, daß ein gewisser Fall eintreten werde; — die letztere, viel schwierigere, schließt von einzelnen beobachteten Ereignissen auf die Wahrscheinlichkeit der Ursachen und Hypothesen. Sie ist für Naturwissenschaft und Statistik von der größten Wichtigkeit.

Welche Stelle der Aesthetik unter den philosophischen Wissenschaften gebühre, hängt ganz von der Art ab, wie ihre Aufgabe aufgefaßt wird.

Im Allgemeinen ist es die Lehre von dem Schönen; sie soll die Empfindung des Schönen und ihr Verhältniß zu den Anlagen und zu der Ausbildung unseres Geistes erklären. Sie hängt nur in sofern mit der Metaphysik zusammen als in derselben untersucht wird, ob das Schöne eine Bedeutung an und für sich habe, oder ob es bloß als eine subjective Empfindungsweise des Menschen anzusehen sei? Die Frage ist aber unauflöslich, — denn wenn unserer Erkenntniß und Empfindung keine objective Gültigkeit zuerkannt wird, woher soll uns denn über das wahre Wesen der Dinge eine Belehrung kommen?

Im Uebrigen ist die Aesthetik unabhängig von speculativer Philosophie, und hängt als Lehre von der schönen Kunst mit Erfahrung und Technik enge zusammen.

Mehrere neuere Schulen wollen die Aesthetik mit der Religion in Verband setzen. So spricht Fries von der Empfindung des Schönen, welche das ewige Wesen der Dinge in den Erscheinungen der Natur ahnet, und will der Aesthetik durch diese Idee höhere Bedeutung geben. Hegel definiert: Die Bedeutung des Ideals ist die Substantialität als das identische und concrete Wesen der Natur und des Geistes, welches concrete Wesen Gott genannt wird. Diese Ansichten sind durchaus mystisch. Das Gefühl für das Schöne und die schöne Kunst kann zwar zur Erweckung des religiösen Gefühls benutzt werden; aber wissenschaftlich hängt die Aesthetik mit der Religion nicht enger zusammen als jede Naturbetrachtung überhaupt, welche uns nach Induction eine Intelligenz als Urgrund oder Schöpfer vermuthen läßt. —

Nach den Resultaten der anthropologischen und kritischen Untersuchung des Erkenntnißvermögens werden wir also unsere Anforderungen an die Metaphysik sehr herabstimmen müssen; sie ist nicht mehr die Wissenschaft des Unbedingten, die uns das wahre Wesen der Dinge in seiner Totalität erkennen läßt, son-

Wem sie lehrt uns nur die Frage beantworten: Welche Ansicht von dem Wesen der Dinge ist dem menschlichen Standpunkte angemessen, wie weit trägt unser Blick, wo trübt er sich, wo endigt unser Horizont?

Dazu kommt es vor Allem darauf an zu erforschen: ob sich in der Vernunft Begriffe und Urtheile finden, welche ihr reines (nicht durch sinnliche Anschauung gegebenes) Eigenthum sind? dann: welche Ansichten aus der Verbindung dieser Begriffe und Urtheile mit der durch Anschauung gegebenen Erkenntniß abgeleitet werden können?

Die rationalistische Metaphysik der Wolf'schen Schule hatte 4 Theile, Ontologie, Kosmologie, Psychologie und Theologie. Die Kantische Kritik hat gezeigt, daß unsere Vernunft keine positive Wissenschaft (Dogmatik) von diesen Gegenständen haben könne; aber das, was für die Metaphysik übrig bleibt, wird sich doch am besten unter diese vier Rubriken bringen lassen.

1) Ontologie, die Wissenschaft von dem wahren Sein und Wesen. An die Stelle derselben wird also eine Nachweisung der reinen Verstandesbegriffe (Kategorien) und der synthetischen Urtheile, deren wir uns a priori bewußt sind, treten. Diese Arbeit ist allerdings noch nicht vollendet, da über die Vollständigkeit und Deduction der Kategorien, wie sie Kant gegeben hat, viele Zweifel obwalten.

Die Ontologie wird den Dualismus von Materie und Geist festhalten müssen, im Widerspruch mit der Identitätsphilosophie.

Es giebt eine Maxime für die Naturwissenschaft (ich glaube Newton hat sie aufgestellt) des Inhalts: „Die Natur treibt keinen Luxus und erreicht überall ihre Absicht mit dem geringsten Aufwand von Mitteln.“ Die Forderung der Einheit in der Identitätsphilosophie beruht eigentlich auf keinem andern Grunde als auf dieser Maxime; sie will nicht zwei Principien oder Elemente voraussetzen, wo eins zur Erklärung hinreicht. Aber dies

Letztere ist nicht der Fall; — Dinge, zwischen welchen zwar eine Wechselwirkung besteht, aber übrigens durchaus keine Analogie, keine Uebereinstimmung, — soll man für wesentlich verschieden halten. Die Intelligenz erscheint zwar nie in der Anschauung als Object, als Substanz; aber an der Materie, an dem den Raum Erfüllenden, können wir auch umgekehrt keine Dualität als Intelligenz denken.

2) Kosmologie. Die Kosmologie wird nicht mehr die vollständige Auflösung des Räthfels der Welt durch Erklärung ihres Ursprungs und ihrer Einrichtung sein wollen, sondern sie wird uns in der Metaphysik der Naturwissenschaft nur die obersten Principien für die Beurtheilung der Erscheinungen in der Natur geben. Davon sind die wichtigsten: die unendliche Theilbarkeit, die Grundsätze der physischen Verknüpfung:

Allem Wechsel der Erscheinung liegt ein beharrliches Wesen zum Grunde, eine Substanz, deren Quantität nicht vermindert werden kann.

Aller Wechsel der Erscheinungen steht unter dem Gesetz von Ursache und Wirkung.

Alle Erscheinungen, die zugleich sind, sind in Wechselwirkung u. s. w.

Der Versuch, die Natur in ihrer Totalität in ein nothwendiges, allein gültiges System zu bringen, muß mißglücken; denn von dem Unbedingten wissen wir nichts, und die Erfahrung erschöpft die Natur nicht.

Alle Systeme der Naturphilosophie, welche auf unmittelbare Anschauung des Absoluten gegründet sein wollen, und die Welt aus der Idee Gottes zu entwickeln sich vornehmen, beruhen auf einer Täuschung und sind ein Spiel der Phantasie. Der ganze Inhalt ist aus der Erfahrung genommen, und die Eintheilung, das System, muß sich ändern, so wie sich unsere Erfahrung und Naturkenntniß erweitert.

3) Psychologie. Wir kennen das Wesen des Geistes nicht, nur seine Thätigkeiten beobachten wir, und stellen neben die auf Anschauung gegründete Beurtheilung der materiellen Natur, die auf das Bewußtsein allein gegründete Beurtheilung des Geistes und seiner Eigenschaften.

Das Ich ist nur Subject für das Bewußtsein, nicht Object für die Anschauung; die Thätigkeiten des Ichs sind intensive Qualitäten, die nicht wie mathematische Größen beurtheilt werden können. Da das Ich nur seine Thätigkeit, nicht sich selbst anschauen kann, so kann jede Beurtheilung nie das Wesen der Intelligenz (des Ichs), sondern nur seine Eigenschaften treffen. In Beziehung auf das Wesen müssen wir unsere Unwissenheit bekennen.

Man hat den Geist als die immaterielle Form des Organismus aufgefaßt, und mit dem Lebensprincip verglichen; man sagt: er ist die Form wechselnder Substanzen, wie die Flamme des Lichts oder der abfließende Strom; — aber den Geist als Lebensprincip erklären, ist doch offenbar ein Zirkel im Definiren; denn was ist Leben anders als Aeußerung des Geistes in der Natur. Fragen wir einen Naturforscher, was das Leben sei, so erhalten wir die Antwort:

„Man kann das Leben erklären als ein Sein, das durch sich selbst thätig ist mannigfaltige Einflüsse der Außenwelt aufzunehmen, mehr oder weniger zu verändern und sich zuzueignen, so wie diese mitzuthellen fähig; mithin ein stetes Schaffen, Fortbilden und Umändern aus sich. Die Idee des Lebens ist aber nichts als die Idee der Offenbarung der Gottheit in der Natur.“ (Leuckart.)

Die Existenz des Geistes ist nicht in einer sinnlichen Form für die Anschauung gegeben, wie die Materie; aber die Vernunft muß an ihr eignes Dasein glauben; sie weiß sich selbst als eine erkennende und wollende Intelligenz;

wir nennen diese ihrer selbst bewußte erkennende und wollende Intelligenz Seele; wissen aber weder was sie ist (ob sie als beharrliche Substanz bestimmt ist), noch überhaupt wie sie mit dem Körper in Wechselwirkung steht.

Da wir das Wesen der Seele nicht kennen, da wir ferner ihre Thätigkeiten anfangen, wachsen und wieder abnehmen sehen, da ihre vielfache Abhängigkeit von dem Körper und seinen Zuständen ein Gegenstand der täglichen Erfahrung ist, so läßt sich die Unsterblichkeit der Seele aus der Betrachtung ihrer Eigenschaften nicht folgern. Die Unsterblichkeit kann sich nur auf religiösen Glauben gründen, auf das Vertrauen, daß der Schöpfer diese Hoffnung nicht in die Seele gelegt habe um sie zu täuschen. — Der Glaube an die Unsterblichkeit soll mehr sein als der Wunsch eines bloß fortgesetzten Lebensgenusses; er soll eine sittliche Bedeutung haben, und dazu wird Fortdauer der Persönlichkeit, Bewußtsein und Erinnerung erfordert. Die Unsterblichkeit, wie sie in manchem System der Philosophie erscheint, ohne Bewußtsein und Persönlichkeit, als eine Wiedervereinigung der Seele mit Gott, hat keine sittliche Bedeutung, und ist eine Taschenspielererei, welche das Wort beibehält, aber den Begriff escamotirt.

Der wesentliche Unterschied der Eigenschaften der Seele von allen Eigenschaften der Materie liegt in dem freien Willen. Wir denken die äußere Natur als das durch ihre Gesetze mit Nothwendigkeit Bestimmte, während wir den Willen als etwas Ursprüngliches durch keine Ursache mit Nothwendigkeit Bestimmtes denken. Im Bewußtsein liegt die Ueberzeugung unmittelbar, daß unsere Handlungen in unserer freien Wahl stehen; das Gewissen spricht Lob oder Tadel aus, je nachdem die getroffene Wahl die Billigung der Vernunft hat oder nicht; wir beurtheilen uns als die freien Urheber unserer That. Aber so wie unsere Vernunft eine endliche beschränkte ist, so ist auch der freie Wille

nur eine endliche Kraft. Die Vernunft ist auf unerklärliche Weise an den Körper gebunden und durch Sinnlichkeit bedingt. Das Bewußtsein, das für die Kraft seines Willens keinen Maßstab hat, hält diese Kraft für unbegrenzt, und nimmt an, daß die sinnlichen Antriebe, wie stark sie auch sein mögen, den Willen wohl afficiren, aber nicht bestimmen, nicht überwinden können. Doch dies ist eine Täuschung; mit der endlichen Kraft des Willens tritt die bald größere, bald geringere Kraft des sinnlichen Reizes in Conflict, und in diesem Kampfe muß der Stärkste siegen. Wir werden daher in der philosophischen Beurtheilung den vernünftigen Willen nicht für den Sieg, sondern nur für die Tapferkeit des Widerstandes verantwortlich machen können. Dies geht schon daraus hervor, daß der Erfahrung zufolge der sinnliche Reiz (in Schlaf, Trunkenheit, Affect) das Bewußtsein selbst ganz überwältigen und verbunkeln kann.

Eine große Schwierigkeit macht die Zurechnung; ob der tapfere Widerstand geleistet worden ist, darin kann eigentlich kein Mensch weder über sich selbst, noch über den andern Richter sein; aber juristisch wird jede That zugerechnet, welche mit Bewußtsein geschehen ist; d. h. jede, wobei der vernünftige Wille, — die Absicht, — die Ursache der That war. Es wird nicht gefragt, welche Reize darauf eingewirkt haben, wie stark oder wie schwach die Triebfedern waren.

4) Theologie. Die oberste Idee ist Gott, den wir uns als den Urgrund der Welt denken. Es ist viel über den ersten Ursprung dieser Idee gestritten, viel Mühe verwandt derselben in unserer Ueberzeugung Gewißheit zu geben. Die Kant'sche Philosophie hat die verschiedenen sogenannten Beweise vom Dasein Gottes einer Kritik unterworfen und gezeigt, daß sie einen Zirkel im Schluß enthalten, und auf verschiedene Weise voraussetzen, was erst bewiesen werden soll.

In Bezug auf den physiko-theologischen Beweis scheint mir

diese Kritik aber doch nicht haltbar. Allerdings, wenn wir von Zweckmäßigkeit in der Natur reden, so tragen wir den Zweck nach menschlichen Begriffen erst in die Welt hinein, — etwa wie der Schuster meint, die Dachsen seien mit einer Haut bedeckt, damit er Schuhe davon machen könne. — Aber wenn wir statt vom Zweckmäßigen, (da wir den Zweck nicht kennen), von dem Kunstreichen in der Natur reden, so ist es wenigstens ein Wahrscheinlichkeitschluß auf einen intelligenten Urheber.

Wenn man auf einer neuentdeckten, unbewohnten Insel einen Obelisk mit Hieroglyphen findet, so weiß man freilich nicht, welchen Zweck er hat, noch was die Inschrift andeutet; aber man erkennt sogleich, daß es kein Werk des Zufalls ist, sondern daß er von Künstlerhand errichtet ist. Eben so schließen wir bei der Betrachtung der Natur.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß die erste Idee von Gott in dem Staunen über ungewöhnliche, unerklärbare Naturerscheinungen ihren Ursprung hatte, und später durch solche physikotheologische Betrachtungen mehr ausgebildet wurde. Dann kam die Speculation hinzu; man schritt fort von Ursache zu Ursache; und an den Schranken der Erkenntniß erfüllte man das Jenseits mit der Idee von Gott.

In der Philosophie nicht allein, auch in anderen Wissenschaften wird oft zu viel Werth auf die Beantwortung der historischen Frage gelegt, wie eine Idee oder irgend Etwas entstanden ist. Dies hat doch eigentlich auf das, was das Etwas nach dem Ausspruch der aufgeklärten Vernunft und der ausgebildeten Wissenschaft sein soll, keinen Einfluß. Was liegt daran, ob die Chemie aus Goldmacherei, die Astronomie aus Sterndeuterei entstanden ist; verlieren diese Wissenschaften dadurch ihren Werth und Gehalt? Mag immer der Staat historisch aus dem patriarchalischen Familienleben oder durch Eroberung entstanden sein; folgt daraus, daß die fortgeschrittene Civilisation den Staat nicht

nach ihren gewonnenen Einsichten und Bedürfnissen ordnen dürfe?

Wenn also die Religiosität auch ihre ersten Anfänge nur in der Furcht und Unwissenheit hätte (was doch nicht erwiesen ist), die Vernunft hat unsere Ueberzeugungen ausgebildet; der erst trübe Schein, der mit Mühe die Nebel durchbrach, ist nun die leuchtende und erwärmende Sonne.

Der Glaube an Gott beruht aber nicht auf einfacher Grundlage, auf einem einzigen Argument, sondern erhält seinen ganzen Inhalt nur durch verschiedene Betrachtungen die sich gegenseitig vervollständigen.

1) Die rein speculative Idee. Bei der Unvollständigkeit ihrer Erkenntniß, bei der Unvollendbarkeit der Reihe des Bedingten, glaubt die Vernunft an ein Jenseits ihrer Grenzen; sie fordert einen höchsten und letzten Urgrund im Sein der Dinge, sie zeichnet gleichsam das Z einer Integration, welche sie auszuführen nicht im Stande ist.

2) Die noch leere, unbestimmte Idee des Urgrundes erhält einen Gehalt durch die Naturbetrachtung, welche uns in dem letzten Grunde eine mit Absicht wirkende höchste Intelligenz ahnen läßt.

3) Vollendet wird die Idee aber erst in der moralischen Betrachtung, worin die Vernunft ihr Dasein auf sittliche Zwecke bezieht, und sich einem heiligen Willen unterordnet. So vereinigen sich: Urgrund, — mit Absicht wirkende Intelligenz, — und heiliger Wille, — zu dem Ideal Gottes.

Wenn wir dieses Ideal näher bestimmen, wenn wir die Frage, wie das Urwesen mit der Welt in Verbindung steht, theoretisch entwickeln wollen, gerathen wir auf Widersprüche die unauflöslich sind.

Dahin gehört die Frage nach dem Ursprung des Bösen, und wie die Freiheit des Willens im Menschen mit der Idee einer ewigen Ordnung der Dinge, einer göttlichen Weltregierung, in

Uebereinstimmung zu bringen sei? Eigentlich steht beides im Widerspruch, und wir müssen hier wieder die Schranken der Vernunft anerkennen. Soll aber ein Bild gesucht werden, um die Möglichkeit sie zu vereinigen zu veranschaulichen, so bietet sich die Mechanik des Himmels dar. Das Böse und der böse Wille verhält sich zu der ewigen Ordnung der Dinge wie die kleinen Perturbationen, welche fremde Attraction in dem Laufe der Gestirne hervorbringen. Die kleinen Perturbationen können die Bahnen für die Dauer nicht abändern, und die große Achse jeder Bahn behält ihre unveränderliche Richtung.

Der wahre Inhalt der Religion ist das Unbegreifliche; die endliche Vernunft erkennt ihre Schranken und unterwirft sich mit frommer Ergebenheit dem Willen Gottes. Ohne Anker, ohne Compaß auf dem unermesslichen Meere, spannt sie vertrauensvoll ihre Segel aus vor dem Hauche des Ewigen.

§. 6.

E t h i k.

Die praktische Philosophie ist die Lehre von den Zwecken im Leben; es ist ihre Aufgabe die Gesetze nachzuweisen, nach welchen unsere Handlungen sich richten sollen.

In dem Menschen wohnen sinnliche Triebe, welche Befriedigung fordern, und aus der Empfindung entspringt das Gefühl der Lust und Unlust; aber die Idee des Guten, als etwas das in sich selbst den Werth trägt (nicht als Mittel), gehört der Vernunft an. Nur in ihrem Gebiete kann die Frage entstehen, ob wir Pflichten haben. Denn der Begriff der Pflicht, des Sollens, wird nie mittelst der Anschauung gegeben. Die reine Vernunft kann nur die Vorschrift geben: Sei gut, gieb deinen Handlungen den höchsten innern Werth zum Zweck. Die Vernunft verlangt den reinen guten Willen, die Kraft der Gesinnung stets das Gute zu wollen, und im Conflict mit sinn-

lichen oder selbstischen Antrieben den Willen bloß durch dieses Gebot bestimmen zu lassen.

Fragen wir aber nach dem positiven Gehalt des Guten, worin es denn eigentlich bestehe? so sind wir an die Erfahrung gewiesen. Die ewige Bestimmung des Menschen, die Zwecke Gottes in der Weltregierung, sind uns unbekannt, und wir können uns nicht zutrauen diese Zwecke zu fördern; die Idee des Guten kann also nur durch Anwendung auf die Natur des Menschen und die Verhältnisse des Lebens aufgeklärt werden. Daher ist von einer Schule behauptet worden (Bentham), daß der Begriff des Guten durchaus mit dem des Nützlichen zusammenfalle. Allein der Begriff des Nützlichen ist zu eng; er enthält nicht den der Vollkommenheit, der höchsten geistigen Ausbildung, die in sich selbst ihren Werth trägt; ferner läßt sich daraus auch kein Gesetz für die wechselseitigen Verhältnisse der Menschen unter einander ableiten; es folgt daraus keine Pflicht den Nutzen Anderer zu fördern und ihm den meinigen aufzuopfern. Wir können das Sittengesetz nur in der Würde der Vernunft finden; es spricht sich so aus:

Die vernünftige Persönlichkeit hat absoluten Werth, sie muß als Selbstzweck behandelt und darf nicht als Mittel gebraucht werden.

Daraus folgt denn Achtung der persönlichen Würde in der eignen Person, d. h. Selbstachtung; und Achtung derselben in andern, d. h. Gerechtigkeit. Alle Pflichten, das heißt alle aus Gehorsam gegen das Sittengesetz nothwendigen Handlungen, sind darin enthalten.

Aber die Ethik oder Tugendlehre ist nicht bloße Pflichtenlehre; sie fordert auch edle und schöne Ausbildung des Charakters nach dem Ideale der Vollkommenheit. Da wo nicht von Pflicht (als moralischer Nothwendigkeit) die Rede ist, soll dieses Ideal die freie Wahl bestimmen. Für Wohlthätigkeit,

Aufopferung für Andere, und jede edle Gesinnung lassen sich keine bestimmten Vorschriften, sondern nur idealisirende Regeln geben.

Es bleibt also im Leben noch ein großer Spielraum für die freie Wahl (die *Adiaphora*), und nach Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters und des Berufs werden wir nicht von Jedem dasselbe erwarten. Das Ideal des Weisen fordert zwar vollkommene und ebenmäßige (harmonische) Ausbildung aller dem Willen unterworfenen Vermögen der menschlichen Natur; aber schon die Verschiedenheit der Anlagen (die nicht dem Willen unterworfen sind) werden einen Unterschied begründen.

Daraus folgt, daß wir überall, wo nicht von Pflicht, sondern von Schönheit des Charakters die Rede ist, bei Beurtheilung des fremden Lebens sehr freisinnig und nur gegen uns selbst streng sein sollen.

Die Kraft der Tugend zeigt sich in dem Widerstande gegen sinnliche Triebe; in diesem Conflict von verschiedenartigen Forderungen sinnlicher und selbstsüchtiger Interessen, welche vor der Vernunft als Parteien erscheinen, soll die Vernunft ihren Richterspruch nach dem Sittengesetz fällen, und so den Entschluß bestimmen.

Die Frömmigkeit steht nicht sowohl mit der Pflicht in Beziehung, als sie vielmehr das schönste Vorrecht des Menschen ist. Die fromme Gesinnung, welche den Charakter durchbringt, belebt und erwärmt, giebt den Enthusiasmus, welcher zu jeder Widmung, jeder Aufopferung fähig macht.

Die philosophische Rechtslehre stellt die Principien auf, nach welchen der Gesetzgeber das Leben im Staat und den wechselseitigen Verkehr zu regeln hat; sie lehrt, wie im Staate dem Bürger die Erreichung seiner vernünftigen Zwecke, nach dem Grundsatz der Gerechtigkeit, gesichert werden soll. Für das Einzelne

wird aber die Erfahrung und die Klugheit zu befragen sein, wie jedes Verhältniß am zweckmäßigsten zu ordnen sei.

Unter den verschiedenen Staatsverfassungen werden wir nicht etwa der den Vorzug geben, worin die Befriedigung der Bedürfnisse und ein gemächliches ruhiges Leben am meisten gesichert ist; sondern der, welche die persönliche Würde des Menschen am höchsten stellt, wo der Charakter sich am freiesten entwickeln kann, und wo sich schöner und gemeinnütziger Thätigkeit die breiteste Bahn öffnet.

Die Philosophie weiß nichts von den Absichten der Vorsehung mit der Menschheit; sie lehrt nur die Zwecke, welche die Sittenlehre dem Einzelnen für's Leben aufgiebt. Das Leben hat den Werth, den es sich selbst giebt; — und dafür gilt nicht der Erfolg, sondern der Wille und die Widmung; — nicht der Sieg, sondern die Tapferkeit.

§. 7.

Vorurtheile gegen die Philosophie.

Wenn die Behauptung, daß die Philosophie zu nichts nütze, von sehr niedriger Stufe der Bildung ausgeht, dann verdient sie keiner Widerlegung; die Philosophie soll uns über die höchsten Interessen der Menschheit belehren. Aber freilich wenn die Behauptung sich auf die Ueberzeugung gründet, daß die Philosophie nicht im Stande sei diese Belehrung zu geben, dann kann sie nicht unberücksichtigt bleiben.

Goethe sagt: Die Philosophie ist der gesunde Menschenverstand in amphigurischer Sprache. Man hält sie für eine Fantasmagorie der Abstraction, — für eine optische Täuschung des inneren Auges: *to make superficies to seem body that has depth and bulk* (Bacon).

Allerdings sind die Resultate der mühsamsten Forschungen nicht so befriedigend ausgefallen als man in manchen Epochen wohl erwartete; die Forderungen mußten herabgestimmt werden.

Aber die Forderung so gestellt: Welches Urtheil über die Welt und die Verhältnisse des Menschen ist unseren beschränkten Einsichten am angemessensten? — wird sie den denkenden Menschen stets beschäftigen.

Der gesunde Menschenverstand wird sein Recht gegen die Philosophie immer behaupten, wenn diese ihn zwingen will Ansichten und Begriffe aufzugeben, die in seiner Natur gegründet sind; aber die Philosophie wird auch ihr Recht behaupten, wenn der gesunde Menschenverstand seine Sentenzen aus Gewohnheit, Vorurtheil oder dunklem Gefühl gegen wissenschaftliche, von Principien geleitete Forschungen richtet, und über dieselben stellen will.

Die Philosophie ist die Grundwissenschaft, welche gleichsam den Grund und den Werth der obersten Principien, von welchen andere Wissenschaften ausgehen, zu rechtfertigen hat; als z. B. Natur- und Rechtswissenschaft, und selbst die Mathematik bedarf ihrer zur Aufklärung mancher Begriffe.

Ein anderer Vorwurf ist: die Philosophie habe der Religiosität geschadet. Aber die Philosophie soll unbefangen und rücksichtslos nach Wahrheit forschen; sie dient keinem anderen Interesse und muß die von ihrer Schwelle weisen, welche ihr nur in sofern einen Werth zuerkennen wollen, als sie gewisse Lieblingsmeinungen bestätigt oder politischen Interessen förderlich ist. Epicur vertheidigte sich: *Non deos vulgi negare profanum, sed vulgi opiniones diis applicare profanum.*

Bacon sagt mit Recht: ein wenig Philosophie entfernt von Gott; aber viel Philosophie führt zu Gott zurück.

Allerdings schadet das Analysiren der Begriffe und die kalte Abstraction der religiösen Wärme. Religiosität lebt vielmehr im Gemüthe als im Verstande, nicht die Klügsten, sondern die Besten sind fromm; — Philosophie aber, die nicht blos speculirt, sondern auch den Charakter bildet, macht besser.

Zu einer Zeit, in der der Glaube an positive, geoffenbarte Religion erschüttert und bei den Gebildeten fast ganz verschwunden ist, wird philosophische Begründung der moralischen und religiösen Ideen immer wichtiger. Diese Ideen, wenn sie bei den Gebildeten lebendig sind, gehen auch in's Volk über. Die Masse des Volks ist an die Arbeit ihrer Hände angewiesen; sie kann der Geistesbildung nur wenige Zeit widmen; aber die Uebersetzungen der höheren Stände verbreiten sich schnell unter dem Volke, und haben so den größten Einfluß auf das Leben und die Cultur. Dazu liefert die Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs ein Beispiel. Obgleich die stoische Philosophie ihre Moral fast ganz unabhängig von Religion ausgebildet hatte, und obgleich diese Moral wegen ihrer Strenge nicht für die Menge geeignet war, sondern nur bei heroischen Charakteren Eingang finden konnte, so hat diese Moral doch lange der Sittenverderbniß Einhalt gethan, und dem Römischen Reiche seine edelsten Herrscher gegeben.

Montesquieu drückt das in einem Bilde aus, das eben so schön als wahr ist. (*Grandeur et décadence des Romains. Chapitre XVI.*) Dans ces temps-là, la secte des Stoïciens s'étendoit et s'accréditoit dans l'empire. Il sembloit que la nature humaine eût fait un effort pour produire d'elle-même cette secte admirable, qui étoit comme ces plantes que la terre fait naître dans des lieux que le ciel n'a jamais vus.

Sehr allgemein verbreitet ist das Vorurtheil, daß die Beschäftigung mit speculativer Philosophie der Tauglichkeit für das thätige Leben nachtheilig sei. Es hängt enge zusammen mit dem Vorurtheil der Empiriker gegen alle Theorie, — weil sie zu träge oder sonst unfähig sind die Fehler einer schlechten Theorie zu entdecken, und eine gute Theorie an die Stelle zu setzen.

Daß das Vorurtheil sehr alt ist, beweist folgende Stelle im Suetonius: Sed a philosophia eum mater avertit, monens

imperaturo contrariam esse. Diese Mutter war Agrippina und das Fröchtchen Nero. Aber eben die Geschichte der alten Welt ist die kräftigste Widerlegung. Wie viele Namen berühmter Staatsmänner und Feldherren nennt sie, die alle eine philosophische Bildung erhalten hatten oder sich gern mit Speculation beschäftigten! Perikles, Epaminondas, Alexander, Scipio, Cato, Cicero, Brutus. Dem Xenophon half seine Philosophie, sein Charakter und seine Menschenkenntniß mehr, als seine eben erst erlernte Kriegskunst, den Rückzug der Zehntausend glücklich zu führen. Hippokrates, als Arzt und guter Beobachter so berühmt, war auch speculativer Philosoph.

Die vollständige und harmonische Ausbildung aller Vermögen des Körpers und des Geistes, — des ganzen Menschen, — war ein Vorzug der alten Cultur. Die neuere hat mehr eine fabrikmäßige Theilung der Arbeit eingeführt, wo jedes Handwerk seine eigene Herberge hat, so daß Speculation und Routine oft lange neben einander wohnen, ohne sich zu kennen oder zu berühren.

In der neuesten Zeit hat sich aber darin Vieles gebessert, und die Philosophie hat durch ihre Theorien über Recht und Staat bedeutend in's Leben eingegriffen. Zwar stimmen auch hier die Meinungen nicht überein, und jedes politische Interesse findet in einem philosophischen System seine Stütze und Vertheidigung. Das eine hält das, was ist, das Bestehende, auch für das Nothwendige und Vernünftige; — (man möchte den Tacitus parodirend sagen: diese einzige Art der Servilität war noch neu, die philosophirende); — das andere stellt seine Ideale auf, das was sein soll, und wonach man streben muß. Wer aber wird zweifeln, daß unbefangene Forschung zuletzt die Bildung, die Gerechtigkeit und die Freiheit im Staate sichern und fördern muß!

§. 8.

Was ist von der Zukunft für die Philosophie zu erwarten?

Die Beantwortung dieser Frage wird durch einen Rückblick auf die Fortschritte, welche die Philosophie seit ihren ersten Anfängen bei den Griechen gemacht hat, erleichtert.

Bei einiger Bekanntschaft mit den Alten wird man eingestehen müssen, daß die Ideen, welche der Philosophie den wesentlichen Inhalt geben, und auf deren Begründung und Aufklärung es eigentlich ankommt, den Alten so bekannt waren als uns, und daß die moderne Philosophie weder der Entdeckung bedeutender neuer Wahrheiten, noch einer festeren Begründung der den Alten schon bekannten, sich rühmen könne.

Die beiden Hauptrichtungen, welche die philosophischen Systeme noch jetzt unterscheiden, Beobachtung und Analyse, im Gegensatz gegen Vernunftglaube durch Gefühl und Phantasie belebt, finden sich schon bei Aristoteles und Plato.

Die Hypothesen, welche die metaphysischen Systeme noch unterscheiden, waren den Alten schon bekannt; das Einzige was wir vor ihnen voraus haben, ist schärfere Bestimmung der Begriffe, gründlichere Untersuchung des Erkenntnißvermögens, und ausgebreitetere Naturkenntniß in Astronomie, Geologie, Chemie, Physik und Physiologie.

Eine kritische Geschichte der Philosophie zeigt, daß die neuen Systeme im Wesentlichen auf die Grundideen der alten zurückzuführen sind; der Unterschied liegt fast ganz in der Entwicklung, welche ihnen die Eigenthümlichkeit der Philosophirenden gab. Selbst die Entdeckungen in der Naturwissenschaft haben zwar alte Irrthümer beseitigt, aber den Inhalt, die Ideen, worauf es in der Metaphysik ankommt, haben sie nicht eigentlich bereichert.

Daraus läßt sich nun nach Analogie auf die Zukunft schließen. Für schärfere Bestimmung der Begriffe und Befestigung

des Sprachgebrauchs ist noch viel zu thun. Wie viele Wörter sind noch vieldeutig, so daß man in den verschiedenen Systemen gar nicht denselben Begriff damit verbindet; wodurch leicht Verwirrung entsteht und jedenfalls das Studium erschwert wird. Die Terminologie wäre also zu fixiren.

Alle Entdeckungen in der Naturwissenschaft sind doch nur neue Glieder in der unendlichen Reihe des Bedingten; — über den Urgrund und das Unbedingte können sie niemals Auskunft geben; — sie können aber doch manche Wahrheit, die noch bestritten ist, außer Zweifel setzen. So hat z. B. Astronomie und Geologie uns belehrt, daß es eine Epoche gab wo die Erde für das menschliche Geschlecht noch nicht bewohnbar war; dieses menschliche Geschlecht muß also in irgend einer Zeitperiode erschaffen worden sein; und die Ansicht, als sei es eine anfangslose Reihe von Generationen, ist dadurch widerlegt.

Es wird wohl auch noch dahin kommen, daß die verschiedenen Hypothesen, welche über Materie und Geist und ihr gegenseitiges Verhältniß gemacht worden sind, und die Systeme, welche sich daraus consequent ableiten lassen, so vollständig und klar dargestellt sein werden, daß man nicht mehr so leicht durch neue Einleitung oder unwesentliche Zuthaten und Besonderheiten Altes für Neues ausgeben könne; — doch wird es nie gelingen alle möglichen Richtungen, welche der Geist nehmen kann, vorauszubestimmen, wie man etwa die Combinationen und Permutationen aus gegebenen Elementen in der Algebra berechnet.

Am meisten wird man sich stets davor zu hüten haben, daß willkürliche Combination abstracter Begriffe nach den logischen Gesetzen der Denkbarkeit, nicht für Einsicht in das wahre Wesen der Dinge gehalten werde, sonst bereichert man die Naturgeschichte mit Arabesken.

Hierbei gilt, was Laplace von der Mathematik sagt (*Calcul des Probabilités*):

Les résultats transcendants du calcul sont comme toutes les abstractions de l'entendement, des signes généraux dont on ne peut connaître la véritable étendue qu'en remontant par l'analyse métaphysique aux idées élémentaires qui y ont conduit; ce qui présente souvent de grandes difficultés, car l'esprit humain en éprouve moins encore à se porter en avant qu'à se replier sur lui-même.

Ich schließe mit einer Frage: Ist es ein Unglück für den Menschen, daß das Ziel nie erreicht, die Philosophie nie als geschlossen angesehen werden kann? Wenn wir am Ende der Speculation wären und ein Stillstand einträte, wären wir dann besser daran? — Streben und Thätigkeit begründet das Glück des Menschen; der thatenlose Himmel der Epopöen befriedigt unsere Phantasie nicht.

XV.

Vom Fatalismus und von dem Verhältniß der Geschichte zur Philosophie.

(Aus dem Jahre 1837.)

1. Der Fatalismus des Hume.

Hume beginnt seine Abhandlung über Freiheit und Nothwendigkeit mit den Worten*):

I hope to make appear that all men have ever agreed in the doctrines both of necessity and of liberty according to any reasonable sense that can be put on these expressions, and that the whole controverse has hitherto turned merely upon words.

Folgendes ist die Kette seines Raisonnements:

„Es wird allgemein zugegeben, daß Materie nur durch Kräfte bewegt werden könne, und daß jede Wirkung ihre zureichende Ursache haben müsse. Aber wir haben durchaus keine Einsicht in die Art, wie Kräfte wirken, sondern blos weil die Erfahrung zeigt, daß ein Gegenstand oder eine Begebenheit immer einen andern Gegenstand oder eine andere Begebenheit zur Folge gehabt hat, schließen wir durch Induction, daß dies auch ferner der Fall sein werde. Also aus der Gleichförmigkeit, die wir in

*) Ich hoffe klar zu machen, daß alle Welt in den beiden Doctrinen von Nothwendigkeit und Freiheit, bei irgend vernünftigem Sinn, der diesen Ausdrücken gegeben werden kann, stets übereingestimmt hat, und daß der ganze Streit darüber sich bisher lediglich um Worte gebreht hat.

den Naturerscheinungen beobachten, entstehen uns erst die Begriffe von Ursache und Wirkung und von Nothwendigkeit. Diefelbe Induction aber leitet unser Urtheil über die Handlungen der Menschen. Die Geschichte lehrt uns, daß dieselben Beweggründe immer dieselbe Handlungsweise zur Folge gehabt haben; und wenn wir auch darin nicht ganz dieselbe Regelmäßigkeit beobachten, die wir bei Naturerscheinungen wahrnehmen, so liegt dies in der größeren Zahl und Verwickelung der Beweggründe, welche in der menschlichen Brust nicht so leicht erkennbar sind als die Ursachen der Erscheinungen in der äußeren Natur. Wir haben also gar keinen Grund zu zweifeln, daß die Handlungen der Menschen mit derselben Nothwendigkeit aus den Beweggründen folgen, welche auf das Gemüth wirken, wie in der leblosen Natur Ursache und Wirkung in nothwendigem Nexus sind.“

Aller Streit über Freiheit, fährt Hume fort, beruht auf einer Täuschung, der wir bei der Selbstbeobachtung unterworfen sind; denn da wir finden, daß unsere Handlungen in sofern willkürliche sind, daß sie von unserem Willen abhängen, glauben wir frei zu sein und übersehen, daß der Wille selbst, indem er sich nach Antrieben und Beweggründen bestimmen muß, doch unter dem Gesetz der Nothwendigkeit steht.

Freiheit existirt also so wenig als Zufall, denn Freiheit und Zufall wären Wirkungen ohne Ursache.

Das Ende der Hume'schen Untersuchung bezieht sich auf die Frage, wie diese Ansicht mit den Ideen von Zurechnung und göttlicher Weltregierung zu vereinigen sei, und endigt mit den Worten *): These are mysteries which mere natural and unassisted reason is very unfit to handle, and whatever system

*) Das sind Mysterien, welche bloße natürliche Vernunft, die sonstigen Beistandes entbehrt, durchaus ungeschickt ist zu handhaben, und welches System immer sich damit befassen mag, — es muß sich in unentwirrbare Schwierigkeiten und selbst Widersprüche verwickelt finden.

it embraces, it must find itself involved in inextricable difficulties and even contradictions.

Der Schluß ist mit dem vielversprechenden Anfang nicht im Einklang.

2. Widerlegung durch die Kant'sche Schule.

Diese Ansicht Hume's ist durch die kritische Philosophie widerlegt worden. Es ist leicht einzusehen, daß der Fehler darin liegt, daß Hume der Selbstbeobachtung und unserer innersten Ueberzeugung nicht ihr Recht widerfahren läßt, und nicht unterscheidet zwischen den Naturgesetzen, denen die Körper mit Nothwendigkeit folgen, und den Zweckgesetzen, nach denen der Wille seine Wahl bestimmt. Auch hätte er deutlicher aussprechen sollen, was er unter Freiheit versteht, denn in philosophischen Untersuchungen wird mit diesem Worte nicht immer derselbe Begriff verbunden.

Wir nennen im Allgemeinen Freiheit des Willens das Vermögen der Wahl; das heißt die Unabhängigkeit des Entschlusses, vermöge welcher Antriebe auf den Willen nicht als Naturnothwendigkeit wirken, sondern der Wille erst nach der Erwägung und Entscheidung der Vernunft über den Werth dieser Antriebe zum Entschlusse bestimmt wird.

Zur Widerlegung der Hume'schen Theorie ist es gar nicht nöthig sich auf das Feld der Metaphysik zu begeben. Die Metaphysik, die sich in der Idee über die Schranken der menschlichen Erkenntniß erhebt (oder diese Schranken vergißt), postulirt eine absolute Freiheit des Willens, durch welche die Seele ein selbstständiges, von Naturbedingung unabhängiges Wesen ist, das nur unter Gesetzen steht, die es sich selbst giebt. Für uns ist es genug in der inneren Erfahrung die Thatsache nachzuweisen, daß der Wille sich nach Zwecken der Vernunft bestimmen kann, (manchmal, oft oder immer? — danach fragen wir hier nicht —) und auf den Unterschied aufmerksam zu machen zwischen Natur-

nothwendigkeit, und der Bestimmung durch Werthgesetze, wobei dem Willen die Wahl gelassen ist, aber vernünftige Ueberzeugung von dem Vorzug eines Dings vor dem andern den Entschluß bestimmt.

Wenn uns die Erfahrung in der Natur nur endliche Kräfte erkennen läßt, und wir also zugeben müssen, daß es über jeder gegebenen Kraft des vernünftigen Willens eine stärkere des sinnlichen Antriebs geben könne, so wird dadurch die absolute, aber nicht die relative Freiheit des Willens aufgehoben, und wir werden nur anerkennen, daß im Kampf der Vernunft mit äußeren Einflüssen und sinnlichen Anregungen der stärkste siegen müsse; weshalb die Ethik die Vorschrift giebt uns durch Bildung und Gewohnheit für diesen Kampf zu stärken, so daß die Vernunft die Herrschaft behalte.

Es ist die Aufgabe der Ethik unsern freien Entschluß für die Zwecke zu bestimmen, welchen die Vernunft Werth beilegt; aber im Kampf mit der Sinnlichkeit kann die Ethik uns nicht für den Sieg, sondern nur für die Tapferkeit verantwortlich machen.

Die Schwierigkeit entsteht bei der Frage von der moralischen Zurechnung, da uns für die Wechselwirkung von Vernunft und sinnlichem Antrieb die Vergleichungseinheit, der Maßstab, fehlt, weil Vernunft und Sinnlichkeit incommensurable Größen sind. Hier kann bei Beurtheilung eigener That nur das Gewissen den Ausspruch thun; bei Beurtheilung fremder That aber werden wir loben, tadeln, entschuldigen oder unser Urtheil aufschieben, je nachdem wir Einsicht in die Verhältnisse, Umstände und Beweggründe zu haben vermeinen oder nicht. Aber immer müssen wir anerkennen, — wie groß auch der Einfluß äußerer Verhältnisse, von Glück und Unglück (und auch glückliche Anlagen sind Glück), auf die Entwicklung des Charakters sein möge, — daß doch Thun und Lassen von dem Willen abhängt, und wie schwer

auch die Beurtheilung des moralischen Werthes dieses Thuns oder Lassens in jedem besonderen Falle sein möge, an den Willen richtet sich Lob oder Tadel.

3. Anwendung auf die Völkergeschichte.

Wenn man auch zugegeben hat, daß das Leben des Menschen sein eignes Werk sei, so schleicht sich doch bei der Betrachtung des Lebens der Völker leicht das Vorurtheil ein, ihre Geschichte laufe am Faden der Nothwendigkeit ab. Denn der Einfluß, den der Wille des Einzelnen auf den Lauf der Begebenheiten hat, scheint ein unendlich Kleines zum Ganzen, ein Tropfen, den der Strom mit fortreißt.

Man soll hier nicht vergessen, daß der Wald doch nur aus Bäumen besteht. Bei großen Begebenheiten, an denen Viele Theil genommen haben, dürfen wir zwar den Einzelnen nicht für den Erfolg, sondern nur für seinen Antheil daran verantwortlich machen; aber bei Beurtheilung des Ganzen werden wir das Ganze loben oder tadeln, je nachdem der Gesamtwille sich geäußert hat; — es ist die That der Mehrheit, oder derer, denen sich die Mehrheit unterwarf.

Daher ist es für das Gemeinwesen so wichtig, daß jeder sich selbst hochhalte, und die Stelle, die er als Glied des Ganzen einnimmt. Nur wo jeder von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die Ehre des Staats, der Gemeinde, der Familie, und die eigne Ehre aufs engste verbunden sind, nur da besteht ein schöner Gemeingeist. Dies gilt besonders von öffentlichen Versammlungen. Nur zu leicht glaubt der Einzelne seine Trägheit, seinen Eigennuß oder seine Feigheit damit entschuldigen zu können, daß seine Stimme für den Ausschlag von keiner Bedeutung gewesen sei; und daß eigne Widmung und Aufopferung das Resultat doch nicht geändert haben würden. Hier soll jedem klar sein, daß wenn eine Versammlung von Tausend einen Unschuldigen zum Tode verdammt, der Einzelne, der gegen seine Ueber-

zeugung geurtheilt hat, nicht den tausendsten Theil, sondern die ganze Blutschuld auf sich ladet.

Nach einfachen Regeln ist es oft leichter, die Völker einer ethischen Beurtheilung zu unterwerfen, als das Leben einzelner Menschen; denn bei Einzelnen haben wir selten genaue Einsicht in die Verhältnisse, und wir können den Charakter nicht so lange in seinen Aeußerungen beobachten; aber in der Geschichte der Völker treten alle Verhältnisse mehr hervor; in einer langen Reihe von Jahren entwickeln und wiederholen sich die Wirkungen des Nationalcharakters, und es läßt sich erkennen, sowohl was eine Nation aus sich selbst gemacht hat, als wie ihre Geschichte noch mehr ihr eignes Werk ist als das Leben des Einzelnen; weil der Einzelne erzogen wird, die Nation aber in der Folge der Generationen sich selbst erzieht.

Am leichtesten wird die fatalistische Ansicht in Zeiten politischer Erschlaffung Eingang finden, in denen keine bedeutenden Individualitäten über die Menge hervorragen und durch höhere Einsicht und Charakterstärke ihr Zeitalter beherrschen. Alsdann tritt der Einfluß des Willens nirgends so bemerkbar hervor; alsdann sind Bedürfniß, Gewohnheit und Apathie die drei Parzen, welche den Faden des Schicksals zu spinnen scheinen. Wenn aber in solchen Zeiten die Geschichte zu einer bloßen Naturgeschichte des Menschen herabgesunken ist, dann greift beim Erscheinen großer Charaktere die Kraft der Einsicht und des Willens plötzlich als ein Gott in dieses Räderwerk des Schicksals, und macht die Geschichte wieder zur Epopöe des menschlichen Geistes.

Die Gleichförmigkeit der Erscheinungen in gewissen Himmelsstrichen zwingt uns, den Einfluß des Klimas auf die Bildung der Völker anzuerkennen; aber leicht wird dieser Einfluß überschätzt. Sehen wir nicht einen großen Theil der alten Welt, die Länder, wo die Cultur ihre ersten Blüthen entfaltet hat, wo sonst Völker mit schaffendem Geiste und kräftiger Selbstständig-

keit gelebt haben, nun seit Jahrhunderten einem Despotismus hingegeben, unter welchem die Einwohner in solche Rohheit und solchen Stumpfsinn versunken sind, daß sie an den Ruinen einer schönen Vorzeit vorübergehen ohne ihre Mahnung zu vernehmen! Sollen wir deswegen an ein blindes Schicksal glauben? Nein! sondern im Geiste rufen wir diesen Völkern zu: Erwachet und schafft Euch ein besseres Leben.

4. Verschiedene Arten des historischen Fatalismus.

Es giebt aber zwei Systeme, die, wie verschieden ihre Anfangspunkte, ihre Grundlage auch seien, doch, wenn sie zur Erklärung der Geschichte angewendet werden sollen, zum Fatalismus führen.

Erstens der Materialismus, der nur Körper und ihre Kräfte anerkennt und alles durch die Wechselwirkung der materiellen Kräfte erklären will; und dann die religiöse Teleologie, welche die Idee der göttlichen Weltregierung auf die Geschichte anwendet, entweder als ein stetes Eingreifen des göttlichen Willens in die Begebenheiten, um sie nach ewigen Zwecken zu lenken, oder indem sie voraussetzt, die göttliche Allmacht habe die Naturgesetze so geordnet, daß ihre Wirkungen den ewigen Zwecken der Vorsehung entsprechen müssen. Wenn der Wechsel der Erscheinungen, welche das Leben des menschlichen Geschlechts in dem Ablauf der Zeiten darbietet, eben so unter Naturgesetzen stände wie der Lauf der Planeten, dann hätte die Geschichte keine andere Bedeutung als die Beobachtung der Planeten, aus der Kepler die Gesetze der Bewegung der Himmelskörper abgeleitet hat. Sobald diese Kepler'schen Gesetze für die Geschichte gefunden wären, hätte die Geschichte ihr Interesse verloren; wir würden durch Berechnung Jahrtausende in ihr zurückgehen, oder ihr um Jahrtausende vorgreifen können; zu den künftigen Constellationen der Bewegung des Menschengeschlechts würden uns

nur die Namen fehlen. Wer aber hat diese Geseze entdeckt oder wer glaubt, daß sie entdeckt werden können?

Nach solchen Ansichten läßt sich die Geschichte nicht behandeln, denn so wenig wir alle Kräfte der Natur kennen, so wenig durchschauen wir die Zwecke der Gottheit. Wir haben keine Einsicht in das Weltall; die Vernunft lehrt uns nur die Zwecke für das Leben.

5. Philosophie der Geschichte.

Eine Philosophie der Geschichte, d. h. eine Wissenschaft von dem Verhältniß des menschlichen Geschlechts zum Weltall, und von den Gesezen, nach welchen die Geschichte der Menschheit fortschreitet und nach den Zwecken der Vorsehung einem Ziele entgegen geführt wird, — eine solche Wissenschaft giebt es also nicht; die, welche sie suchen, täuschen sich über die Grenzen unserer Erkenntniß.

Raum können wir in dem Ablauf der Geschichte eine Regel entdecken, nach welcher wir mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die nächste Zukunft schließen dürften. Wir übersehen nur einen kleinen Theil, ihre ersten Anfänge bedeckt ein undurchbringlicher Schleier. Die sicherste Belehrung giebt die Geologie, welche in der Erdrinde die unwidersprechlichsten Beweise großer Revolutionen erkannt hat. Die Epoche der letzten dieser Revolutionen reicht schwerlich über einige Jahrtausende hinaus; nirgends sind Spuren, daß die Erde vor derselben von Menschen bewohnt war; ja es ist fast gewiß, daß ihre Oberfläche vor und während dieser Naturbegebenheiten in einem Zustande sich befand, der sie für Menschen unbewohnbar machte. Wir finden in den Ruinen der Erdrinde noch die ersten rohen Versuche der Natur, organische Wesen zu bilden, und es läßt sich fast nachweisen, wie von Epoche zu Epoche diese Gebilde immer künstlicher, immer vollkommener wurden.

Wir übersehen also zu wenig Jahrtausende von der Geschichte

des menschlichen Geschlechts, als daß es erlaubt wäre von einer so kurzen Vergangenheit auf die ganze Zukunft zu schließen.

6. Von dem steten Fortschreiten der menschlichen Gattung zur größeren Vollkommenheit. — Kant.
Buchej.

Es ist vielfach versucht worden ein leitendes philosophisches Princip aufzustellen, welches bei der allgemeinen Geschichte zur Richtschnur dienen könnte; keins hat aber mehr Glück gemacht als die Hypothese von dem steten Fortschreiten der menschlichen Gattung zu höherer Vollkommenheit.

Selbst Kant, in der Abhandlung: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht,“ stellt einige Grundsätze auf, welche mit der obigen Hypothese fast übereinstimmen. Er sagt:

„Alle Naturanlagen eines Geschöpfes sind bestimmt sich einmal vollständig und zweckmäßig zu entwickeln.

„Am Menschen, als dem einzigen vernünftigen Geschöpf auf Erden, sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abzwecken, nur in der Gattung vollständig entwickeln.

„Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur uns zwingt, ist die Einrichtung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft.

„Man kann die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Plans der Natur ansehen, um eine vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem alle Anlagen der Menschheit völlig entwickelt werden können.“

Diese Idee von dem nothwendigen Fortschreiten der Civilisation wird besonders von der liberalen Französischen Schule als die Grundformel angesehen, nach welcher die Geschichte zu beur-

theilen sei; und wenn sie auch in der Vergangenheit dieses stete Fortschreiten nicht glaubt nachweisen zu können, so glaubt sie doch, die politische Weisheit der neueren Zeit setze dies für die Zukunft außer Zweifel, da die Buchdruckerkunst und so viele Erfindungen, durch welche die Aufklärung weiter verbreitet und ein stetes Zunehmen des materiellen Wohlstandes begründet sei, ein Zurücksinken in die Barbarei völlig unmöglich gemacht habe.

Diese Ansicht ist systematisch durchgeführt in dem neuen Werke von Buchez: *Introduction à la science de l'histoire, ou science du développement de l'humanité.*

Hier die eignen Worte:

Nous appelons science de l'histoire l'ensemble des travaux qui ont pour but de trouver dans l'étude des faits historiques la loi de génération des phénomènes sociaux. Or le but d'une telle science est de *prévoir l'avenir* politique du genre humain au moyen du passé. La société est un être collectif destiné à vivre indéfiniment avec une énergie égale à celle qu'il deploya le premier jour, pour lequel *le présent n'est jamais rien, et conséquemment l'avenir est tout*, qui est placé entre un passé dont il part sans cesse, et un futur qui se renouvelle sans finir.

Puisque l'humanité n'est qu'un des rouages du mécanisme universel, nous devons conclure qu'elle n'a subsisté jusqu'à ce jour et qu'elle ne vit encore que parcequ'elle agit conformément à sa loi de création.

La science de l'histoire est assise sur deux idées, celle de *progrès*, et celle de *l'analogie* des facultés de l'humanité avec celles de l'homme individuel.

La pensée de progrès suppose deux idées qui n'ont point été trouvées simultanément, l'une c'est la *continuité spirituelle* de l'espèce en vertu de laquelle les chairs peuvent changer, les individus être remplacés, sans que jamais l'oeuvre collec-

tive ou humanitaire soit interrompue; l'autre conception c'est celle de *progressivité* elle-même, c.-à-d. d'une activité constante produisant sans cesse des faits nouveaux et des faits plus grands, de telle sorte que le dernier suppose et intéresse toujours tous ceux qui ont été engendrés avant lui.

L'examen du fait de la progressivité ne peut donner que le résultat de l'activité humaine; mais l'étude comparée des facultés individuelles et des facultés humanitaires, donne la loi de l'activité elle-même, cette dernière est l'objet de la physiologie sociale.

Ich habe absichtlich die eignen Worte angeführt; sonst war in Französischen Werken eine so pedantische Terminologie eine Seltenheit.

7. Widerlegung.

Gegen diese Theorie lassen sich folgende Thatsachen anführen.

1) Die Geschichte zeigt uns wirkliche Rückschritte; die schönsten Länder der Erde, wo sonst Freiheit und Cultur blühte, sind ein Raub des Despotismus geworden.

2) Es giebt große Länder, wo Klima und Boden sich allen Fortschritten der Cultur widersetzen, und deren Bewohner seit Jahrtausenden auf derselben Stufe stehen geblieben sind.

3) Die Verbesserung des materiellen Wohlstandes zugegeben, so folgt daraus nicht stets eine Verbesserung des moralischen Zustandes. Aufklärung, Wohlstand und Sittlichkeit (Wissen und Wollen) halten nicht gleichen Schritt. Wenn es auch wahr wäre, daß Sittlichkeit nichts ist als was dem gemeinen Besten nützlich (wie Bentham es definiert), so folgt doch aus der Aufklärung über das, was zweckmäßig und nützlich ist, noch gar nicht der Wille den eignen Nutzen dem gemeinen Besten zum Opfer zu bringen.

4) Die philosophischen Wissenschaften, Moral und Politik,

haben seit Jahrtausenden keine solche erhebliche Fortschritte gemacht, daß dadurch der gesellschaftliche Zustand sehr gebessert wäre. — Sind wir in der Beantwortung dieser Fragen wesentlich weiter als Griechen und Römer? Ja, die Aufklärung selbst kann durch religiösen Fanatismus wieder rückgängig werden, und religiöser Fanatismus entsteht am ersten aus der Reaction gegen verbildete Aufklärung und Freigeisterei.

5) Die Fortschritte haben schon deswegen ihre Grenzen, weil die intellectuelle Bildung mit jedem Individuum neu begonnen werden muß und mit ihm wieder stirbt; Verbreitung des Wissens ist keine Garantie für dessen Intensität. Auch wird die Bildung oft einseitig; während eine Wissenschaft Fortschritte macht, wird die andere oft vernachlässigt. Kunst und Geschmack stehen nicht in enger Verbindung mit Wissenschaft und Aufklärung.

6) Wenn das Fortschreiten seine Grenzen hat, so muß zuletzt ein Stillstand eintreten, welcher dem moralischen Tod gleich zu achten ist.

Ueberhaupt aber müssen wir eine Ansicht verwerfen, die den Menschen, das Individuum, das wir in seiner persönlichen Würde als Selbstzweck anerkennen sollen, gleichsam entthront, und an dessen Stelle das Abstractum der Menschheit oder der Gesellschaft erhebt. Das Individuum wird dadurch zur Stufe der Leiter erniedrigt, auf welcher der abgezogene Begriff die ideale Höhe erklimmen soll. Der Staat, als höchster Zweck, wird dann eine absolute Gewalt in Anspruch zu nehmen berechtigt sein, da er nicht bloß für die Herrschaft des Rechtsgesetzes Gewähr zu leisten braucht, sondern seine Zwecke als die höchsten für das Dasein geltend machen, und über die Staatsbürger, als bloße Mittel, gebieten zu müssen den Anspruch machen kann.

Das philosophische Staatsrecht gesteht aber dem Staate nur in soweit das Recht zu die persönliche Freiheit zu beschränken, als es zur Begründung des Rechtszustandes nöthig ist; jenseits

dieser Grenze soll das Individuum seine vernünftigen Zwecke beliebig verfolgen dürfen.

8. Der Kreislauf in der Geschichte.

Nach einer anderen Ansicht soll die Civilisation und das Leben der Völker einem Kreislauf unterworfen sein. Man hat bemerkt, daß materielle und moralische Fortschritte nicht gleichen Schritt halten; ja daß im Gegentheil Reichthum und Cultur geschmacklosen Luxus, Sittenverderbniß und Erschlaffung zur Folge gehabt haben, und daß die gebildetsten Völker so ein Raub roher Barbaren geworden sind. Man hat auf das classische Alterthum das Mittelalter folgen sehen.

Diese Beobachtungen haben dahin geführt das Leben der Völker mit dem der Individuen zu vergleichen, Jugend, Alter und Tod zu unterscheiden. Aber die Natur hat dem Menschenleben bestimmte Grenzen gegeben; dem Dasein der Völker nicht. Kein Volk ist noch eines natürlichen Todes gestorben.

Müßten wir aber im Leben der Völker die Stufenfolge von Jugend, Alter und Tod erkennen, dann wären wir fast gezwungen die Analogie auch auf die Gesamtheit auszudehnen, und nach der Epoche der höchsten Blüthe ein Rückschreiten und Dahinwelken des Menschengeschlechts zu erwarten.

Aber solche bildliche Sprache, solche Vergleiche, wenn sie zu weit ausgesponnen werden, hinken. Individuen entwickeln sich nach organischen Gesetzen; aber in der Folge der Generationen ist kein Gesetz zu erkennen, wonach sich die Eigenschaften der von einander abstammenden Individuen verändern.

Die Beobachtung der Natur und die Geschichte, so weit wir sie kennen, lehrt uns, daß unter gleichen Umständen alle organisirte Wesen sich in gleichen Individuen fortpflanzen, und daß, zufällige Einflüsse abgerechnet, in der bloßen Succession der Generationen weder Verschlechterung noch Veredlung zu erkennen sei. Wir haben von der Bahn, welche die Geschichte durchläuft, eine

zu kurze Spanne gemessen, um daraus eine Formel für diese Bahn berechnen zu können und noch weniger können wir voraussehen, woher die Perturbationen kommen und wie bedeutend sie sein werden.

9. Wahres Verhältniß der Geschichte zur Philosophie.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, daß die Geschichte die speculative Philosophie in keinem Theile berührt. In der speculativen Philosophie sucht die Vernunft Einsicht in die Natur der Dinge; sie will Einheit und Uebersicht in die Thatfachen der äußern und innern Erfahrung, der äußern Natur und des eignen Bewußtseins gewinnen; die Vernunft will Aufklärung über ihr eignes Verhältniß zur Welt; — aber wir haben gesehen, daß die Geschichte auf diese Fragen keine Antwort giebt. Anders ist das Verhältniß der Geschichte zur praktischen Philosophie, welche uns über den Werth menschlicher Handlungen und über die Zwecke des Lebens belehrt. Sie giebt die Lehren der Weisheit für das Leben des Einzelnen in der Ethik oder Sittenlehre, für das Leben im Staate in der Politik (Politik hier als philosophisches Staatsrecht genommen). Die Anthropologie liefert der Moral die Lehren der Erfahrung; sie giebt die Klugheitsregeln für die Bildung und Gewöhnung des einzelnen Menschen. Eben so liefert die Geschichte die Lehren der Erfahrung für die Politik; sie zeigt, was im Staate die Klugheit zu thun und zu lassen rathe.

10. Interesse an der Geschichte, ihre Behandlung.

Es wäre aber doch eine sehr engherzige Ansicht, wenn man die Geschichte nur als die Kistkammer politischer Weisheit ansehen, und ihr nur in sofern ein Interesse zuerkennen wollte, als sich aus den Begebenheiten, die sie erzählt, Belehrung und Warnung für die Staatskunst ableiten lassen. Wenn wir das In-

teresse an der Geschichte analysiren, lassen sich vier verschiedene Arten desselben nachweisen.

1) Die Geschichte interessirt uns, weil sie die Phantasie beschäftigt; es ist ganz dasselbe Interesse, wodurch das Ammenmärchen die Aufmerksamkeit des Kindes fesselt.

2) Die Wahrheit der Erzählung hat um der Wahrheit selbst willen Werth, abgesehen von Unterhaltung und Belehrung. Wir wollen wissen, was sich zugetragen hat und wie es sich zugetragen hat. In diesem reinen Interesse der Wahrheit ist uns selbst an der richtigen Festsetzung einer Jahrzahl, an der Rechtschreibung eines Namens gelegen.

3) Dann kommt das moralische Interesse hinzu, und das ist das wichtigste. Wir fällen über die Charaktere, die in der Geschichte erscheinen, ein Urtheil, ihre Schicksale erregen unser Mitgefühl, wir sprechen über Thaten und Sitten Lob oder Tadel aus.

4) Zuletzt das praktische Interesse der Belehrung. Die pragmatische Geschichte zeigt die Ursachen des Wachstums und Emporkommens, wie des Sinkens und des Verfalls der Staaten, sie beurtheilt die Zweckmäßigkeit und die Folgen politischer Institutionen, und bereichert die Staatskunst mit den Erfahrungen vergangener Jahrhunderte.

Nach diesen Interessen bestimmen sich die Eigenschaften eines guten Geschichtschreibers. Wir fordern von ihm: die Gabe anschaulicher, kräftiger Darstellung, also lebhaftes Phantasie und treffenden Ausdruck; dann fleißige Forschung und historische Treue; ferner Wärme des Gefühls, Menschenkenntniß und richtige moralische Würdigung; und endlich Scharfsinn, um den Zusammenhang der Begebenheiten, Ursache und Wirkung, richtig zu beurtheilen.

Die Darstellung ist Sache der Kunst und des Talents; in Ansehung der Wahrscheinlichkeit sind die Anforderungen streng, wenn die Geschichte nicht zum Roman werden soll; hier ist nichts

der Wahl überlassen als die Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, was ausgeführt und hervorgehoben werden soll, was nur berührt oder übergangen werden darf.

Bei der moralischen Würdigung soll der Geschichtschreiber weder einseitig und engherzig fremde Völker und Sitten nach den Ansichten beurtheilen, die bei seinem Volke gelten; noch aber mit Kälte und Indifferentismus die Verderbtheit und Verbildung als eine Naturerscheinung betrachten, oder als die Folge äußerer Umstände entschuldigen. Sein unverdorbenes sittliches Gefühl muß philosophisch ausgebildet sein, so daß er das strenge Gebot der Sittlichkeit stets im Auge behält, und doch die verschiedenen Formen nationeller Individualität freisinnig beurtheilt. Der Geschichtschreiber, der mit natürlicher oder erkünstelter Impassibilität die Schandthaten der Römischen Kaiser erzählt, beleidigt eben so sehr das sittliche Gefühl als der, welcher die Greuel der Französischen Revolution als politische Nothwendigkeit darstellt. — Ueber menschliche Dinge menschlich zu urtheilen ist seine Aufgabe, nach den Worten, welche die Edda dem Odin in den Mund legt:

Der Mensch ist die Freude des Menschen.

Bei der pragmatischen Behandlung ist das Schlimmste die Systemsucht, die mit Voreingenommenheit in der Geschichte überall die Belege einer Lieblingsmeinung sucht und findet. Montesquieu hat diese liberale Einseitigkeit an Voltaire mit den treffenden Worten getabelt: er schreibt wie ein Mönch für sein Kloster.

In solche Einseitigkeit verfällt z. B. die Lust, große Ereignisse aus geringfügigen und zufälligen Umständen abzuleiten, oder die selbstgefällige Bornehmheit, die in allem menschlichen Treiben nur Thorheit und Inconsequenz sieht, den Bestrebungen früherer Jahrhunderte den Maßstab unserer Ansichten anlegt, und so z. B. die Kreuzzüge lächerlich macht. Dieser Tadel trifft besonders die Französischen Geschichtschreiber. — Die Geschichte soll nicht die Dienstmagd eines philosophischen Systems sein, sondern Zeiten

und Völker in ihrem eigenthümlichen Geiste auffassen; das Bedeutendste aber für die Geschichte bleibt die Erscheinung des Menschen in seiner moralischen Schönheit und Größe.

11. Wie die religiösen Ideen in die Geschichte gehören.

Obgleich die Ideen von göttlicher Weltregierung zur Erklärung der Geschichte nicht brauchbar sind, so ist doch die Aeußerung religiöser Gesinnung dem Geschichtschreiber nicht unterzagt.

Die Erzählungen von Wundern, Vorbedeutungen und Prophezeihungen gehören dem Kinderglauben vergangener Jahrhunderte, die philosophische Bildung unserer Zeit muß sie verschmähen.

Der Mensch, ohne die Wege der Vorsehung in diesem Leben erforschen zu wollen, soll doch jenseits der Schranken irdischer Erfahrung und Erkenntniß das Reich des Ewigen ahnen. Und was wir an dem Menschen loben, sollen wir es an dem Geschichtschreiber tadeln?

Der Geschichtschreiber darf auf jedem Blatte anerkennen, daß es die religiösen Ideen sind, welche den ethischen Vorschriften im Menschen, wie im Volksleben den Nachdruck geben. Um von Herder ein schönes Bild zu entlehnen: Die religiösen Ideen sind nicht das Sonnenlicht, das unser irdisches Tagewerk erleuchten kann; aber nach dem Untergang der Sonne das Sternenlicht, das uns ferne Welten erblicken läßt.

12. Resultate.

Aus diesen Betrachtungen werden wir folgende Resultate zu ziehen haben:

1) Wir müssen die Naturnothwendigkeit als Thatsache der äußeren Erfahrung, und die Freiheit des Willens als Thatsache des Bewußtseins, neben einander anerkennen und gelten lassen, ohne diesen Dualismus in seiner Wechselwirkung erklären zu können.

2) So wie wir die That und das Leben des Menschen zum großen Theil für das Werk seines Willens halten, das einer ethischen Beurtheilung unterworfen ist, also auch das Leben der Völker.

3) In der Geschichte ist durchaus kein Gesetz erkennbar, nach welchem das Menschengeschlecht eine vorgezeichnete Bahn durchläuft. Aus der Vergangenheit können wir auf die Zukunft nur in soweit schließen, als sie unter bekannten Naturgesetzen steht, nicht aber in sofern sie das Werk des menschlichen Willens ist.

4) Die Zwecke Gottes mit der Welt sind uns unbekannt; die Idee der Vorsehung ist also in der Geschichte zur Erklärung der Begebenheiten nicht anwendbar.

5) Die Ethik antwortet auf die Fragen von dem Werthe und Zweck des Lebens: daß es sich selbst seinen Werth geben soll, und daß dieser Werth auch sein Zweck sei. Diese Ideen passen auch in der Geschichte auf das Leben der Völker.

6) Wenn die Idee von Gott als wirkende Ursache nicht in die Geschichte gehört, so gilt doch darin der religiöse Glaube, der den Vorschriften der Ethik erst die höhere Bedeutung giebt.

XVI.

Brief eines Kleinstaätlichen Diplomaten an — seines Gleichen.

(Wahrscheinlich aus dem Jahre 1840.)

Lieber Vetter!

Mit wahren Vergnügen empfang ich die Mittheilung, daß Sie die diplomatische Laufbahn antreten werden, und daß die Gnade Seiner Majestät des Königs Sie ausersehen hat Allerhöchst Desselben Gesandten nach Petersburg zu begleiten.

Die große Auszeichnung, welche Ihnen gerade durch diese Bestimmung zu Theil wird, kann Ihrem Scharfblick um so weniger entgehen, als es bekannt ist, daß die hohe Aufmerksamkeit meines allergnädigsten Herrn dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten fast ausschließlich zugewandt ist, und daß der Aufenthalt an dem Petersburger Hofe Ihnen nicht bloß die Aussicht, sondern gleichsam den Anspruch auf eine glänzende Carrière eröffnet.

Die ganz besondere Lage, in welcher sich die Höfe durch die verderblichen Folgen der Französischen Revolution und die Verbreitung revolutionärer Principien ihren Untertanen gegenüber befinden, hat das Russische Cabinet um so mehr zur Achse der Europäischen Politik gemacht, als Rußland durch seine Entfernung und seinen Culturzustand vor solchen Einflüssen bewahrt ist.

Die Augen aller Fürsten sind dahin gerichtet, als nach dem letzten Hoffnungsanker, als nach dem Waffenplatz, von dem allein noch Hilfe für Aufrechthaltung der absoluten Gewalt zu erwarten ist.

Wie man auch sonst über diese Verhältnisse denken mag, so ist es doch einleuchtend, daß sich das Gewebe der Politik dadurch sehr vereinfacht hat, und daß die sonst so sehr widerstrebenden Interessen der Höfe sich gleichsam in einem Brennpunkt vereinigt haben; ja man darf behaupten, ein Zustand, den man sonst für den Traum, für das Utopium schwärmender Philanthropen hielt, nämlich die Einigkeit der Cabinette, die Uebereinstimmung in Grundsätzen, das Zusammenwirken zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, das Fortschreiten nach einem Ziel, — ist nun zur unlängbaren Thatsache geworden. Der unruhige, auführerische Geist, der sich des Volkes bemeistert, hat die Cabinette vereinigt um unter Russischer Leitung den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.

Die nachbarliche Eifersucht, die ängstliche Sorge um das Gleichgewicht, hat der Ueberzeugung Platz gemacht, daß die Erhaltung des monarchischen Princips um keinen Preis zu theuer erkauft werden kann. Daher haben Mächte, bei denen Wachsamkeit gegen das Umsichgreifen Russischer Eroberungssucht sonst als Staatsmaxime galt, mit rühmlicher Verläugnung dieser alten Vorurtheile die Russischen Befestigungen an der Weichsel und Donau mit ihrem Beifall begrüßt, weil nur durch die, selbst gegen die Velleitäten eines zuweilen noch aufsteigenden Traumes von Ebenbürtigkeit unerschütterlich begründete, Uebermacht Russlands — als des Trägers und der Stütze der reinen Monarchie, — diese gegen die drohende Gefahr gesichert werden konnte.

Wieviel mehr ist es erst für mindermächtige Deutsche Fürsten Pflicht sich auf das engste an Rußland anzuschließen, da sie hier nicht nur einen mächtigen Bundesgenossen gegen ihre Unterthanen, sondern auch bei allen Streitigkeiten unter sich einen erhabenen Schiedsrichter und eine Schutzwehr gegen den Einfluß und die Ansprüche der großen Deutschen Nationalinteressen finden, die so oft mit den ihrigen im schreiendsten Widerspruch

stehen. Mit Einem Worte, es ist offenbar, daß in der jetzigen Epoche Rußland allein den Deutschen Fürsten für ihre Souveränität und Unabhängigkeit die Gewähr leisten kann, welche sie zur Zeit des Rheinbundes bei Napoleon zu finden gewohnt waren.

Nichts ist mehr geeignet die Richtigkeit dieser Ansichten zu bestätigen, als die Abneigung und der Widerwille, mit denen das Volk in Deutschland die mit Rußland angeknüpften Familienverbindungen seiner Fürsten und deren häufige Reisen dahin ansieht, da uns die Kriegskunst lehrt das zu thun, was der Feind nicht will.

Freilich muß unsere guten Fürsten, wenn sie am Russischen Hofe erscheinen, die Vergleichung der treuen Unterwürfigkeit dieses Volkes mit dem widerspenstigen Geiste ihrer eigenen Unterthanen schmerzlich betrüben; aber diese bitteren Empfindungen werden doch durch den wohlthätigen Einfluß reichlich aufgewogen, den das Vorbild eines wahren Regenten und die Regierungsmethode, welche sie dort in ihren so glücklichen Erfolgen beobachten, nothwendig auf ihre eigenen Entschliefungen ausübt. Sie kehren dann gestärkt und gestählt in ihre Residenzen zurück, und ihr Ohr bleibt um so gewisser taub gegen die Einflüsterungen, welche sie zu gefährlicher Nachgiebigkeit gegen die vermeintlichen Freiheits- und Selbstthätigkeitsbedürfnisse ihrer Unterthanen, und zu eitlen Popularitätsgewinn verleiten möchten. —

Sie entschuldigen gewiß, lieber Vetter, wenn ich mich bei der Betrachtung so wichtiger Interessen, die mein ganzes Herz erfüllen, etwas länger verweilt habe, und dadurch von meinem Vorsatze abgelenkt wurde, zu dem ich nun zurückkehre. Der warme verwandtschaftliche Antheil, den ich an Ihrem Glück und an Ihrem Successen in der Welt nehme, veranlaßt mich Ihnen einige Bemerkungen und Verhaltensregeln mitzutheilen, welche das Resultat meiner langen Erfahrung in dieser Laufbahn sind. Ich

thue es mit um so größerem Vergnügen, je mehr Ihre Bildung und Ihre Talente mir die Gewißheit geben, daß Sie von diesen Bemerkungen den vortheilhaftesten Gebrauch machen werden.

Sie kennen die Welt genug um zu begreifen, daß schwerfälliges Wissen in keinem Fache des Staatsdienstes ein sicheres Mittel der Beförderung ist. Könnten Sie noch zweifeln, so blicken Sie umher und fragen Sie sich, wodurch Männer, welche die höchsten Ehrenstellen bekleiden, emporgekommen sind? Sie werden finden, daß diese ihr Glück der Gewandtheit verdanken, mit welcher sie sich in Verhältnisse zu schicken gewußt haben. Sie werden um so weniger nöthig haben sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen, als es in der Diplomatie hergebracht ist in den seltenen Fällen, wo solche Dinge eine nützliche Anwendung finden könnten, dem Gesandten specielle Menschen beizugeben, um unter seinen Auspicien das Materielle und Handwerksmäßige des Geschäfts — wie Friedensschlüsse, Handelsverträge und sonstige Conventionen — in die hergebrachten Formen zu bringen. Auch werden in den ministeriellen Bureau's immer untergeordnete Fachleute gehalten, welche mit der Abfassung der wichtigeren Noten und Memoiren beauftragt sind, die dann dem Gesandten zur Vermeidung der Mißverständnisse und des Zeitverlustes ganz fertig zugesandt werden, so daß er dem corps de la lettre nur die vedette und souscription beizufügen braucht.

Es existirt aber noch ein viel triftigerer Grund das tiefere Studium des Völkerrechts und besonders des Staatsrechts zu fliehen. Fast alle Schriftsteller, besonders die Professoren von Handwerk, die es versucht haben diese sublimen Fragen der Politik, vor welchen die Menschen eine religiöse Scheu haben sollten, vor die Schranken gemeiner wissenschaftlicher Untersuchung zu ziehen, sind auf gefährliche Irrwege gerathen und zu Demagogen geworden. Männer, von denen es bekannt wird, daß sie solche Bücher hantieren, kommen daher an den Höfen in üblen Geruch. So

wie im Civilrecht die Definitionen für gefährlich gehalten werden, so sind es in weit höherem Grade die Principien im Staatsrechts. Tout ce qui tire à conséquence, ist sorgfältig zu vermeiden, weil Alles stets von der convenance du moment abhängt und darnach zu beurtheilen ist. Die Kunst besteht darin, diese nackte convenance in ein anständiges und faltenreiches, dem gemeinen Vorurtheil von Recht der Form nach entsprechendes, Gewand einzukleiden und so zu präsentiren.

Le style est l'homme; — so wie also der Diplomat selbst, so soll auch sein Styl in den Formen glatt und geschmeibig, au fond aber fest und hohl sein wie das Schilfrohr. — Früher bediente man sich fast ausschließlich der Französischen Sprache wegen ihrer Eleganz; doch läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß in neuerer Zeit auch die Deutsche Sprache mit gutem Erfolg für diplomatische Zwecke ausgebildet worden ist. Dabei kommen die Hülfszeitwörter: „dürfte“, „möchte“, trefflich zu statten, welcher die Französische Sprache entbehrt. Wie sich die Würde des alten Deutschen Kanzleistyls sehr wohl mit der erforderlichen diplomatisch-ausweichenden und ablehnenden Leerheit verbinden läßt, davon sind die Protocolle des Bundestags schöne Muster. Der unzusammenhängende, abgebrochene Bau der Phrasen ist im diplomatischen Styl sorgfältig zu vermeiden, und das was die Grammatik Anakoluth nennt, mehr im Raisonement selbst anzuwenden.

Ich stehe nicht an Ihnen, lieber Wetter, als einem so nahen Verwandten, eine Lehre zu geben, zu welcher sich öffentlich zu bekennen man vielleicht einigen Anstand nehmen müßte. Es ist folgende: Verlieren Sie nie aus den Augen, daß diplomatische Kunst und Feinheit nicht bloß gegen den Hof, bei welchem Sie accreditirt sind, sondern auch stets gegen den eignen in Anwendung kommen muß. In Ihren Berichten nach Hof müssen Sie wenig Werth darauf legen die Verhältnisse so zu schildern, wie sie wirklich sind; sondern sie stets in dem Lichte zeigen, in wel-

hem man sie dort sehen will. Glauben Sie nicht, daß man es Ihnen Dank wissen wird, wenn Sie sich der Wahrheit befleißigen und unerwünschte Evenements mit prophetischem Geiste vorher-sagen. Mir ist bekannt, daß ein alter verdienter Diplomat in Paris, der unter dem Ministerium Bolognac in seinen Berichten die Gefahren der Monarchie schilderte und den Sturz der Bourbons befürchten ließ, einen heftigen Verweis erhielt und zugleich den Befehl, seine Berichte in streng royalistischem Sinne abzufassen. Es ist daher sehr nützlich am eigenen Hofe einen Freund zu halten, der von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, wie dort der Wind weht.

Sie wissen, daß es nur Eine gute Gesellschaft giebt, welche sich in allen Residenzstädten so ziemlich gleich, in Ansichten und Sitten übereinstimmt, und in Europa gleichsam eine große Familie bildet. Leute von Welt unterscheiden auf den ersten Blick wer dazu gehört, wer nicht. Ihr bekannter, in aristokratischen Ohren wohlklingender Name ist Ihnen die beste Einlasskarte. Ihre Erziehung und die Muster, welche Sie stets vor Augen gehabt haben, werden es Ihnen leicht machen alle nationalen Vorurtheile und Eigenheiten sehr bald abzustreifen und in dieser Gesellschaft einheimisch zu werden. Lassen Sie es sich vor Allem angelegen sein, durch Ihre Aeußerungen und die Wahl Ihres Umgangs die Meinung zu begründen — que vous êtes pur, tout à fait pur. — Man bezeichnet damit an Höfen Leute, deren rein royalistische Gesinnungen über allen Zweifel erhaben, und die von den politischen Schwindeleien der Zeit nicht angesteckt sind. — Sie werden sich zu diesem Zwecke, wenn von Verfassungen, Parlamenten, Opposition u. die Rede ist, stets mit gewissem Affect der Ausdrücke: Jakobiner, Demagogen, Propaganda, Meuterer, Schreier, Aufrührer zu bedienen haben. Das Wort Revolution, das in der Geschichte eine gewisse neutrale Bezeichnung erhalten hat, ist zu vermeiden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin Ihnen den Rath zu ertheilen auch gewisse Vorurtheile einer veralteten Aristokratie abzulegen. Das gewisse *quant à moi*, der Geist der Unabhängigkeit, das stolze Selbstgefühl und ritterliche *point d'honneur*, das dieser sonst eigen zu sein pflegte, würde heut zu Tage an sehr unrechter Stelle sein. Die wahre *noblesse de cour* muß unter den Augen des Monarchen in Blick und Geberde stets das Bekenntniß legen, daß sie ein schwaches Rohr in seiner Hand sei. Wie kann man es den Fürsten, die täglich durch die Insolenzen des Volks und demagogische Umtriebe erbittert werden, und durch die Anmaßungen der Kammern gezwungen sind sich zu verstellen und sich Gewalt anzuthun, — wie kann man es diesen verargen, wenn sie sich in ihrem Intérieur ein bißchen gehen lassen und so zu sagen schadlos halten? — Kleine Brusquerien, ein Auffahren, eine undelicate Behandlung — muß ein wahrer Hofmann zu verschmerzen wissen; ja es lassen sich selbst daraus Vortheile ziehen, da Fürsten gewöhnlich solche Incongruitäten später durch besondere Huld und Gnade wieder gut zu machen pflegen. Im schlimmsten Falle bleibt immer ein Regreß gegen unsere Untergebenen. Beim Stoß des Queues auf eine Reihe elastischer Billardkugeln empfangen die mittlern Kugeln den Stoß nicht sowohl als sie ihn mittheilen und fortpflanzen, bloß die letzte fährt ab. So sind auch die Stöße fürstlicher Launen zu betrachten. Das Beispiel der Russischen Cavaliere, das Sie jetzt täglich vor Augen haben werden, kann darin dem ganzen Europäischen Adel zum Muster dienen.

Was die Zusammensetzung des diplomatischen Corps betrifft, so haben die constitutionellen Mißverhältnisse in neuerer Zeit darin einige Veränderungen hervorgebracht, und es finden sich jetzt unter den Gesandten häufig Leute, die nicht so eigentlich *ex gremio capituli* sind. Es sind meist Minister oder Staatsleute, die in Folge politischer Revirements und ministerieller Com-

inationen, ja oft blos aus Jalousie und um sie von Geschäften zu entfernen, in die Diplomatie hinausgestoßen worden sind. Solche sind mit Vorsicht und Rückhalt zu behandeln. Sie sehen meistens gelangweilt aus, und man kann es ihnen sogleich anmerken, daß sie sich nicht so recht einheimisch fühlen. Der Zeitgeist hat auch jüngere Leute von bürgerlichem Stand oder von neugeadelter Familie hie und da in die Diplomatie eingeschoben. Sie zeichnen sich gewöhnlich aus durch den Eifer, mit welchem sie die Ausdrücke royalistischer Devotion rencheriren und sich zu habitiren suchen. Ihr zèle de noviciat ist zu allen diplomatischen Vassessen (wie Horchen, Spioniren, Hin- und Hertragen) wohl zu gebrauchen; übrigens muß man sie à distance halten.

Daß es eine der ersten Eigenschaften des Diplomaten sei Geheimnisse zu bewahren, ist so allgemein bekannt, daß ich es für überflüssig halte dessen zu erwähnen; aber einige Bemerkungen über die Art diese Kunst zu lernen und zu üben, werden hier an ihrer Stelle sein. Die Kunst zu schweigen, — d. h. das nicht auszüplaudern, was man selbst ein Interesse hat verborgen zu halten, — besitzt so ziemlich ein Jeder, selbst die Weiber. Bei fremden Geheimnissen ist nicht sowohl Verschwiegenheit, als Vorsicht und Discretion in der Art, wie man sie unter die Leute bringt, zu beobachten. Die Hauptkunst des Diplomaten besteht aber darin, sich sein Geheimniß auch nicht surprenniren zu lassen. Diese Surprisen gelingen gewöhnlich dadurch, daß man an Jemanden unerwartet und unversehens über Dinge, an denen er den wärmsten Antheil nimmt, eine Frage stellt, ihm eine Nachricht mittheilt, oder ihn durch eine Behauptung erhitzt und in den Harnisch jagt. Gegen den wahren, routinirten Diplomaten müssen solche Versuche immer fehlschlagen, weil eine eigne specifische Kälte ihn verhindert, an irgend Etwas warmen Antheil zu nehmen, und ihm die nationalen Interessen durch lange Abwesenheit schon gleichgültig geworden sind. Um aber für alle Fälle vorbereitet zu sein, ist

doch einige Uebung erforderlich, und so wie Demosthenes Kieselsteine in den Mund nahm und das tobende Meer überschrie; so wie der Poet Schiller seine Füße in kaltes Wasser setzte um seine Phantasie zu beflügeln; so dürfen auch Sie kein Mittel verschmähen um es in Ihrer Kunst zur Virtuosität zu bringen. Ich rathe daher, sich von Lakaien manchmal im Cabinet oder an andern abgelegenen Orten ganz impromptu einen Tritt — geben zu lassen und sich dabei einer anständigen und freundlichen Contenance zu befleißigen. So werden Sie endlich durch Nichts mehr überrascht.

Da es aber überhaupt wenig Geheimnisse giebt, und Diplomaten kleinerer Höfe selten so eigentlich etwas zu thun haben, so kommt es weniger darauf an Geheimnisse zu bewahren, als sich durch ein geheimnißvolles und zurückhaltendes Wesen ein air d'importance zu geben, und den Leuten glauben zu machen, daß man wichtige Geschäfte habe. Ohne die Bescheidenheit zu verletzen darf ich sagen, daß Deutsche Diplomaten hierin immer vor allen andern eine unbestrittene Ueberlegenheit behauptet haben. Ich schmeichle mir als Gesandter in Paris in der Napoleon'schen Zeit durch meinen Ernst und meine Würde so imponirt zu haben, daß oft mein bloßes Erscheinen den etwas leichtfertigen Ton einer Gesellschaft umzustimmen vermochte, und daß oft Personen, die sonst für witzig galten, sich ganz in der Stille wegschlichen.

Um in der Gesellschaft eine gewisse Haltung zu haben ist es durchaus erforderlich, daß Sie einer Dame den Hof machen und für ihren amant passiren. Ihr vortheilhaftes Neußere wird Ihnen diese succès sehr leicht machen, ja Sie werden die Wahl haben und dürfen sich nur selbst fragen, was Ihre Schultern zu tragen vermögen. Wenn Sie Ihre Liebe einer intriguanten Frau zuwenden, die schon einige vogue hat, so wird Ihnen das sehr nützlich sein um mit der chronique scandaleuse des Hofes

bekannt zu werden, und damit Ihren Berichten ein erhöhtes Interesse zu geben. Solche Sachen werden am liebsten gelesen. Wenn Sie ein Verhältniß mit einer jungen und leidenschaftlichen Frau anknüpfen, so werden Sie davon weniger *avantage* aber freilich mehr *agrément* haben, und eine große *satisfaction d'amour propre*, wenn Sie dieselbe quittiren. In diesen Verhältnissen müssen Sie ein *Ridicule* vermeiden, in das junge Deutsche wegen der unserer Nation eignen Empfindsamkeit leicht verfallen. Der gute Ton verlangt, daß man bei solchen *liaisons* die größte *Delicatesse* und die feinste *Galanterie* beobachte; aber er duldet keine romanhafte *sensibilité*.

Das beste und so zu sagen das einzige Mittel sich bei Fürstlichkeiten zu ancriren, ist die Schmeichelei. Sie dürfen darin nicht zu ängstlich sein. Gaumen, die an diese Speise gewöhnt sind, finden sie nur schmachhaft, wenn sie stark gewürzt ist. Doch ist auch darin mit *Finesse* einige Abwechslung anzubringen, und so wie man bei den geistlichen Fürsten sonst an Fasttagen den Fisch in Gestalt von Schinken und Wildpret servirte, so lassen sich umgekehrt die feinsten und fettesten Gerichte der Schmeichelei in Gestalt von Fastenspeisen auftragen. Dahin gehört z. B. das Klagen und Schelten, daß der Fürst sich mit Arbeiten zu Grund richte; das *Doubiren*; besonders absichtliche kleine Vergehen, um darüber in Verzweiflung zu gerathen, die Vergebung für unmöglich zu halten *ic.* Hierin ganz neu, glänzend und gleichsam Erfinder zu sein, ist freilich sehr schwer, da schon so viel Genie auf diesen Gegenstand verwendet worden ist. Schmeichelei ist ein viel sichereres Mittel zu gefallen, als Geist und Wiß. Viel Geist wird überhaupt an Höfen nicht geliebt; theils weil er nur für die existirt, die ihn *appreciren* können, theils weil in der That nicht geläugnet werden kann, daß in dem Wiß etwas *Demokratisches*, *Offenstoves*, *Hostiles* liegt, während die mehr *defensiv*e Feinheit vorzugsweise am Hofe ihre Anwendung findet.

Doch bleibt stets zu empfehlen sich im gewöhnlichen Leben durch Aufrichtigkeit, Geradheit und wohlwollendes Entgegenkommen das Vertrauen zu erwerben, damit die Leute bei vorkommenden wichtigen Fällen leichter in die Falle gehen.

Die Hauptaufgabe des Diplomaten ist, sich nie und nimmermehr zu compromittiren. Hierin versehen es Männer, denen man sonst Kopf und Talent gar nicht absprechen kann, doch manchmal, weil sie sich vom Dienstfeifer fortreißen lassen. Wenn auch das Wohl des Staates davon abhinge, muß man doch seine Responsabilität nie engagiren, sondern unter allen Umständen sich streng an die Instructionen halten, und unerschütteret und fest, mit stoischer Gelassenheit, das Unglück des Staates hereinbrechen sehen. — Sollten Sie jemals in die traurige Lage versetzt werden ohne vorher eingeholte Instruction in schwierigen Verhältnissen aus eigenem Antrieb und nach eigener Ansicht handeln zu müssen, so wird Ihr Genie in den entscheidenden Augenblicken gewiß Mittel finden sich durch eine zweckmäßige Ambiguität des Ausdrucks, welche verschiedene Auslegungen zuläßt, aus der Verlegenheit zu ziehen und Ihre Verantwortlichkeit zu decken. In solcher Lage muß man keinen Augenblick anstehen Andern, besonders Untergebenen, die Verlegenheit zuzuwälzen und sie im Nothfall zu sacrificiren.

Was nun insbesondere den Russischen Hof betrifft, so müssen Sie nie vergessen, daß er vollkommen die Conscience seiner Ueberlegenheit und seines Vorrangs vor allen übrigen hat. Während andere Staaten mit den Schwierigkeiten der innern Verwaltung zu kämpfen haben, absolvirt dieser seine innern Angelegenheiten mit der größten Leichtigkeit und bedeckt diese pudenda gewissermaßen mit einem Schleier. Seine besten Kräfte und Säfte können daher zweckmäßig der Armee und dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zugewendet werden, welche es wie zwei mächtige Arme über Europa ausstreckt. Diese Superiorität wird

auch von allen Höfen willig anerkannt, und unter den Europäischen Regentenfamilien nimmt die Russische unbestritten den ersten Rang ein. Könnte darüber ein Zweifel bei Ihnen entstehen, so bedenken Sie nur, daß Russische Prinzessinnen, wenn sie gleich zur Verbindung mit fremden Regentenhäusern sich herablassen, ihren Titel als Großfürstinnen (wie das sonst nur bei Medalliancen fürstlicher Damen zu geschehen pflegte) und die Griechische Religion und den Griechischen Kalender beibehalten, um Europa nach und nach daran zu gewöhnen. — Die Erzherzoginnen von Oesterreich und die Preussischen Prinzessinnen würden gewiß solche Ansprüche nicht machen.

Um am Russischen Hofe zu gefallen, müssen Sie sich etwas mit der Kriegskunst bekannt machen und besonders lernen, über die Vorzüge Russischer Uniformen und die Schönheit Russischer Paraden mit Enthusiasmus zu reden.

Ich bin nun zu Ende, lieber Vetter; doch kann ich nicht umhin, Ihnen in Rußland einige Voricht beim Spiel anzupfehlen, da man auch in den höchsten Cirkeln Leute findet, welche eine große Geschicklichkeit besitzen, dem Glück im Spiele nachzuhelfen.

Wenn Sie in allen Stücken meinen wohlgemeinten Rath befolgen, so zweifle ich nicht, daß Sie eine brillante Carriere machen und bald der Stolz Ihrer Familie sein werden, so wie

Ihres ergebenen Veters
N. N.

Als Nachschrift erlaube ich mir noch in Beziehung auf Ihr Verhalten am Russischen Hofe einen Rath nachzuholen, der eine ganz besondere Berücksichtigung verdient. Die Geschichte lehrt, daß in diesem Reiche die Regierungswechsel meistens ganz unerwartet eintreten, — und daß die Jugend und Gesundheit des Zars keine Garantie für eine lange Regierung giebt. Sie müssen es

sich also vor Allem angelegen sein lassen sich auch in der Gunst des Thronfolgers zu befestigen. Die bedeutenden Männer durch welche diese schnellen Regierungswechsel bewirkt wurden, sind mit großer Rücksicht zu behandeln, worin der Zar und Thronfolger das Beispiel der Vorsicht geben. In der diplomatischen Carriere muß man sich von volksthümlischen Vorurtheilen freizuhalten wissen, und jede Nation nach den Ansichten von Moral beurtheilen, die bei ihr gäng und gebe sind. Diese Ansichten sind meistens Resultate des Klima's und localer Bedürfnisse.

XVII.

Journal meiner Reise nach Rußland im Jahre 1839.

Fast möchte ich, wie Tristram Shandy seine Geschichte, so meinen Reisebericht mit der Entschuldigung anfangen, daß ich so und nicht anders bin. — In irgend einem Jagdbuche habe ich gelesen, daß die Hirsche, denen wiederholt das Geweih abgefägt wird, endlich ihren männlichen Charakter verlieren. Ich habe meine Reise mit einem Prinzen gemacht und mich während der ganzen Dauer derselben stets in der Nähe eines Hofes befunden, so daß ich gezwungen war meinen Gedanken die Hörner abzusägen; dadurch sind sie etwas matt geworden. — Nun zur Sache.

Den 15. Juni war mein Dragonerregiment aus seinen Cantonirungen Geldorp und Mierlo nach Tilburg marschirt, wo kurz darauf der Prinz Alexander der Niederlande sich einfand, um sich unter Anleitung des Obersten Dumonceau im Exercitium und Dienste der Cavallerie zu üben, da er für diese Waffe bestimmt ist. Diese Uebungen hatten kaum einen Monat gedauert, als der Prinz von Oranien bei uns eintraf und mir ankündigte, ich sei ausersehen den Prinzen Alexander nach Petersburg zu begleiten. Die angenehme Nachricht war doch zugleich eine sehr unerwartete. Einige meiner Kameraden hatten auf diese Auszeichnung mehr Anspruch als ich; eine weit größere Zahl bildete sich das ein; die Ersteren, darunter Oberst Dumonceau, wünschten mir Glück; die Anderen beneideten mich, — ainsi va le monde. —

Ich war auf eine solche Reise gar nicht vorbereitet, weder was Lectüre noch was Toilette betrifft. Als ich dem Prinzen von Oranien diese Bemerkung machte, die nur ein Bedauern und eine Entschuldigung ausdrücken sollte, faßte er sie gleich von der finanziellen Seite auf und erwiderte: O, unsere Uniformen sind so einfach, daß die Vorbereitung zur Reise nicht sehr kostspielig sein kann. Das wollte soviel sagen als: Bilden Sie sich nicht ein, daß ich Ihnen einen Heller dazu geben werde. — So war der Finanzpunkt schon abgethan, ehe ich eigentlich noch daran gedacht hatte.

Den 17. Juli reiste ich nach Herzogenbusch, wo ich meine Effecten zurückließ und wo Freund v. B. meinen Cjako noch mit einem Ketherbusch schmückte; den 18. kam ich im Haag an.

Im Haag wurde damals die Heimführung des Erbprinzen von Oranien und seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Sophie von Würtemberg, gefeiert. Den Abend zuvor war im Haag große Illumination und Feuerwerk gewesen. — In der Welt giebt es nichts, das mich melancholischer macht als eine Illumination und ein Feuerwerk; zum Glück sah ich von allem diesem nur noch die kahlen abgebrannten Gerüste. In einem satyrischen Cyclus der avant, pendant et après verdient auch das Feuerwerk seine Stelle, und die kahlen geschwärzten Gerüste sind ein treffendes Sinnbild von dem après so vieler glänzender Vergnügungen.

Am 19. Juli machte ich die nothwendigsten Bestellungen, meldete dem Prinzen Alexander meine Ankunft, und ging dann nach Scheveningen — um zu frühstücken und einige Male wie Achilles schweigend am Ufer des rauschenden Meeres auf und ab zu gehen (*βῆ δ' ἀκίων παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης* *). Im Laufe des Tages sah ich noch den Bundestagsgesandten Herrn von Scherff, und wir unterhielten uns über

*) Schweigend schritt er am Strande des schaumauflausenden Meeres.

die Luxemburgischen und Limburgischen Angelegenheiten; — diese armen Provinzen, über welche die Weisheit der Londoner Conferenz das Urtheil Salomonis ausgesprochen hat, ohne die rechte Mutter finden zu können. Abends speiste ich bei Herzog Bernhard von Weimar, der das Jahr zuvor die Reise nach Petersburg und Wosnoffensk gemacht hatte, und mir über dortige Personen und Verhältnisse manche nützliche Winke gab.

Am 20sten in der Frühe besuchte ich meinen Reisegefährten Rigot, der mit den Geldangelegenheiten während der Reise beauftragt war. Dieser Umstand, die strenge Oekonomie und der schlechte Zustand, in welchem sich die Wagen befanden, in denen wir die Reise antreten sollten, machten Rigot — den sanften und in seinem Betragen stets correcten Rigot — so ungeduldig, daß er einen ungeheuern Fluch ausstieß, der mich an den berühmten Fluch des Onkel Toby erinnerte.

Gegen Mittag ging ich zur Audienz des Königs, die sehr zahlreich war und lange dauerte. Wenn man selbst nichts zu sollicitiren hat und nur erscheint um seine Cour zu machen, ist eine solche Audienz nicht uninteressant; man begegnet dort gewöhnlich Bekannten, die man lange nicht gesehen hat, und kann auch die Physiognomik studiren. — Ich fand diesmal auf der Audienz ein paar Belgier, sogenannte Drangisten, die auch nach dem Abschluß des Friedens noch immer bemüht sind bei Hofe die Illusionen zu unterhalten, welche mit ein Hauptgrund waren, daß die Belgischen Händel so lange gedauert haben. Noch jetzt, wenn man sie anhört, sollte man glauben, daß die Contrerevolution in wenigen Tagen in Belgien ausbrechen müsse. Ich weiß aber nun schon lange, was ich davon zu halten habe. — Der König, der mich noch nicht oft in Cavallerieuniform gesehen hatte, sprach mir von dieser Waffe und war übrigens sehr gnädig. Diese Audienzen, für welche der König ein besonderes Talent besitzt, und wobei ihm sein gutes Gedächtniß sehr zu statten kommt,

Haben sehr viel zu seiner Popularität beigetragen. Jedermann, der nur decent gekleidet ist, hat da Zutritt, und kann dem Könige seine Angelegenheiten selbst vortragen. Natürlich wird da niemals aus dem Stegreif ein Entschluß gefaßt, sondern Alles geht den geregelten Weg durch die Ministerien.

21. Juli. Ich wurde heute zur königlichen Tafel geladen, wo Herr Hofmann*) mein Nachbar war; ich sah da die junge Erbprinzessin zum erstenmal nach ihrer Vermählung. Die Feste der Heimführung dauerten noch fort, aber ich glaubte am Hofe eine Verstimmung zu bemerken, zu der mir der Schlüssel fehlte. Erst später erfuhr ich die Veranlassung, — nämlich die beabsichtigte Vermählung des Königs mit der Gräfin d'Outremont. Die Intimen des Hofes kannten schon damals dieses Verhältniß, das dem großen Publicum noch ein Geheimniß war; ich werde noch darauf zurückkommen.

Am 22. war ich noch sehr beschäftigt mit meinen Einrichtungen zur Reise, fürchtete mich daher sehr vor einer Einladung zum Balle bei dem Prinzen von Oranien; meine Furcht war aber ganz grundlos, denn ich wurde nicht eingeladen. An meiner Stelle wurden aber mehrere Todte zu diesem *festin de pierre* gebeten. Dies verhält sich so: Der Prinz von Oranien hat keinen Hofmarschall, sondern will Alles selbst in seinem Hause besorgen, auch die Einladungen. Dazu bedient er sich gewöhnlich alter Listen, auf welchen die Verstorbenen noch nicht durchgestrichen und die Neuankommenden noch nicht eingeschrieben sind; ein Fourier wird dabei zu Rathe gezogen. Ich war sehr froh, vergessen zu sein.

23. Juli. Seit Tilburg hatte ich den Prinzen von Oranien noch nicht gesprochen, auch keine Weisung erhalten; erst heute wurde ich zur Tafel nach Vuitenlust von dem Prinzen eingeladen. Die Abreise war schon auf heute Abend 11 Uhr festge-

*) Erster Kabinettsrath des Königs.

setzt; Rigot war am Morgen vorausgegangen um Pferde zu bestellen und zu bezahlen; erst in Hamburg sollten wir ihn wiederfinden. „Vielleicht aber finden Sie mich schon früher wieder,“ sagte er bei der Abreise; „wenn Sie mich unterwegs mit meinem alten zerbrochenen Wagen in einem Graben liegen sehen, so laden Sie mich gefälligst auf und nehmen Sie mich mit.“

Viele Personen, die ich während meines Aufenthalts im Haag sprach, bildeten sich ein, ich würde von dem Prinzen von Dranien sehr umständliche Instructionen erhalten. Dem war aber nicht so; vor Tafel nahm mich der Prinz auf die Seite und sagte bloß: Ich habe den Kaiser gebeten Ihnen die Gelegenheit zu verschaffen die Russischen Dragoner im Detail zu sehen; machen Sie mir darüber bei Ihrer Zurückkunft Rapport.

Die Prinzessin von Dranien war sehr artig und unterhielt sich nach Tafel lange mit mir über Rußland und über die Vorurtheile, welche man noch gegen ihr Vaterland nährte. Sie endigte etwa mit diesen Worten: Je suis bien aise que vous ayez l'occasion de voir par vos yeux; je vous recommande mon fils; je sais que je ne puis mieux le confier; j'espère qu'il plaira en Russie; il est le filleul de l'Empereur Alexandre, il lui ressemble sous beaucoup de rapports, et je crois que c'est encore un titre pour être bien reçu en Russie. — Das ist Alles, was ich von Instructionen mit auf den Weg bekommen habe, und Rigot, glaube ich, nicht viel mehr. Ich wußte also nicht einmal, ob ich das Recht hätte dem Prinzen einen Rath zu geben, oder Vorstellungen zu machen.

Obgleich ich nun in meinem Berichte weiter gehe, ist wohl hier die Stelle den Prinzen zu schildern, dessen Begleiter ich sein sollte. Ein junger Herr von 21 Jahren; gesund, stark, wohlgebaut, unverdorben, noch ganz ohne Leidenschaft für Frauen. Die Physiognomie — ganz deutsch — hat keinen hervorstechenden Ausdruck, obgleich der Charakter selbst schon sehr ausgeprägt ist.

Kälte, fester Wille bis zum Eigensinn, ein gesundes Urtheil (wenn es von Vorurtheilen nicht befangen ist), Beobachtungsgabe, der Wunsch sich zu unterrichten, — aber mit einseitiger Vorliebe für das Militärwesen, — Stolz, ja Hochmuth, hohe Meinung von sich selbst, und ein fast rücksichtsloser Egoismus sind darin nicht zu verkennen. Alle Wärme, alles Edle, Ritterliche und Romantische fehlt so ganz und gar, oder vielmehr das Gegentheil von allem dem wird mit so viel Unbefangenheit ausgesprochen, daß man annehmen muß, es sei Natur, und nicht das Resultat verderblicher, äußerer Einflüsse. — Die Begebenheiten der Belgischen Revolution und ihre Folgen haben ihm auch eine Neigung zum Despotismus eingeflößt, und einen Haß gegen freie Verfassungen, vor dem alle Erinnerungen, auf welche der Ruhm des Oranischen Hauses sich gründet, gänzlich verschwinden.

Die Reise wurde nach dem Theater in der Nacht vom 23. auf den 24. Juli angetreten, und das führt mich sogleich auf einen Hauptgrund zur Klage. Es scheint jetzt ein tic aller Prinzen zu sein, Reisen mit einbrechender Nacht anzutreten, und stets Tag und Nacht zu reisen ohne sich aufzuhalten. — Ganz abgesehen davon, daß dies auf die Dauer sehr ermüdet, ist es auch absurd, wenn man reist um zu sehen und zu lernen. Wie viele merkwürdige Gegenden, Städte, Schlachtfelder u. haben wir während der dreimonatlichen Reise bei Nacht und Nebel durchzogen, ohne Notiz davon zu nehmen. Es war als wenn, zwischen einem Hofe und dem andern, nichts existiren könnte, das verdiente von einem Prinzen gesehen zu werden.

Die Hinreise.

24. Juli. Wir fuhren also die Nacht durch, der Prinz und ich in demselben Wagen, durch Leyden, Utrecht, Amersfoort, am Zoo vorbei nach Appeldoorn, wo wir frühstückten; dann über Deventer nach Twickel, wo wir zu Mittag aßen. — Twickel ist eine sehr alte Besizung der Familie von Wassenaar; es ge-

hört jetzt der letzten Erbin dieses Namens, welche einen Herrn von Heederen geheirathet hat. Diese Frau von Heederen empfing uns sehr freundlich; wir besahen das Schloß und sie zeigte uns ein altes Stammbuch, worin Moriz von Nassau und viele berühmte Männer aus der Zeit der Niederländischen Revolution sich eingeschrieben hatten. Prinz Alexander wurde aufgefordert seinen Namen beizufügen. Ich dachte dabei, ob das Schicksal wohl geneigt sein würde, diese Nachbarschaft und das „*fatisque loqui jam digna futuris*“ zu ratificiren? *) — Wir erreichten bald darauf das Hannöversche Gebiet und kamen am

25. Juli früh Morgens in Osnabrück an. Es war gerade eine Epoche großer politischer Aufregung im Hannöverschen, aber da wir uns nirgends länger aufhielten als gerade zum Pferde wechseln nöthig war, hatte ich keine Gelegenheit mich von der Stimmung im Lande zu überzeugen. — Gegen Mittag trafen wir in Bremen ein und stiegen im Lindenhof ab. Ich erkundigte mich sogleich nach Bürgermeister Smidt; er war auf dem Lande, hatte aber hinterlassen, man möchte ihn unverzüglich rufen; da wir aber an demselben Abend wieder abreisen wollten, war es dazu zu spät.

Wir benutzten ein paar Stunden um die Merkwürdigkeiten Bremens zu sehen: die Domkirche, den Bleikeller mit den vertrockneten Mumien; den Rathskeller, in welchem der älteste Rheinwein aufbewahrt wird in Fässern, die Rose und die Zwölf Apostel genannt; das Rathhaus, die Rolandssäule. Ueberall in der Stadt erfreute ich mich an den Kennzeichen steigender Prosperität. Nach eingenommener Mahlzeit fuhren wir ab und wieder die Nacht durch.

26. Juli früh Morgens kamen wir in Harburg an, wo

*) Der Prinz starb in der Blüthe der Jahre schon im Jahre 1849 zu Madeira.

wir die wenig bedeutende Citabelle besahen und dann in einem sogenannten Ever nach Hamburg überschifften.

Ein herrliches Schauspiel: Hamburg, der Hamburger Berg, Altona, die Elbe mit Schiffen bedeckt. London selbst, wenn man die Themse hinauffährt, bietet keinen so imposanten Anblick. — Davoust's Vertheidigung, die für den Handel so günstige Lage, die politische und militärische Wichtigkeit, die Rolle, zu welcher Hamburg als erste Handelsstadt Deutschlands berufen sein kann, Alles das bewegte mich sehr. Wer den Schleier der Zukunft heben könnte! —

Wir stiegen am Hamburger Berg aus, wo wir von Rigot Nachricht zu finden hofften; aber durch Mißverständnisse und schlechte Bestellungen vergingen mehrere Stunden, ehe wir ihn oder er uns aussündig machte. Wir stiegen ab im Gasthof: die alte Stadt London, und bestellten sogleich einen Wagen um die Stadt zu besehen. Dazu war uns nur ein halber Tag vergönnt, denn mit einbrechender Nacht mußte die Reise wieder fortgesetzt werden. In Begleitung eines geschwägigen aber unwissenden Lohnbedienten fuhren wir in der Stadt herum, besahen die merkwürdigsten Gebäude, die schönen Anlagen auf den Wällen und dem Glacis, den Jungfernstieg, das Alsterbassin &c. Indem wir die Anlagen durchwanderten, stießen wir auf Büsch's Denkmal. Ich frug den Lohnbedienten aus Muthwillen, wer dieser Büsch gewesen sei? er antwortete mit vieler Zuversicht: Ein großer Dichter. —

Nachdem wir das Diner eingenommen hatten, verließen wir die merkwürdige Stadt, in welcher wir, außer dem Lohnbedienten, mit keiner menschlichen Seele in Berührung gekommen waren. Die ganze Ausbeute, die ich mitnahm, der Totaleindruck war: großer Reichthum, republikanisches Wohlbehagen, viele Wohlthätigkeitsanstalten und milde Stiftungen wie in allen Republiken. Wir fuhren durch das Holsteinische auf einer Chaussee, die an

Schlechtigkeit ihres Gleichen sucht. Weil wir gezwungen waren sehr langsam zu fahren, bin ich unterwegs in einige Bauernhäuser eingekehrt, in welchen Wohlhabenheit zu herrschen schien. Die Sprache konnte ich nicht verstehen, doch fand ich in den Häusern lutherische Deutsche Bibeln und Gesangbücher. Die Einfassungen der Gärten und Hofräume sind trockene Mauern von gerollten Steinen aufgesetzt. Es war Mitternacht, als wir durch das Thor der alten Stadt Lübeck einfuhren, wo wir im hôtel du Nord abstiegen. Nach drei oder viertelblanken Nächten war das Bett willkommen.

Der 27. Juli. Früh Morgens wurde der Russische Generalconsul von Schlözer in Requisition gesetzt; er ist ein Sohn des berühmten Göttinger Professors und ein interessanter wohlunterrichteter Mann. Mein Name war ihm wohlbekannt. Er hat seinen Sohn als Gehülfen bei sich; auch scheinen seine Geschäfte nicht unbedeutend zu sein, besonders seitdem die regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Petersburg und Lübeck eingerichtet ist. Die ganze Correspondenz des Russischen Cabinets mit seinen Gesandten bei den Höfen im westlichen Europa geht durch seine Hände.

Wie ich von H. v. Schlözer hörte, hat diese Russische Dampfschiffahrt, welche die Preussischen Häfen gar nicht berührt und welche Lübeck ausschließlich zu gute kommt, in Preußen und bei Herrn von Nagler einige Eifersucht erweckt.

Nachdem Geldgeschäfte mit H. v. Schlözer abgemacht waren, erbot er sich unser Führer zu sein. Wir hatten einen ganzen Tag vor uns, da das Dampfschiff Nicolaus I. erst gegen Abend von Travemünde abgehen sollte; wir besahen also Lübeck und seine Merkwürdigkeiten. Wie ganz anders ist der Eindruck, welchen Lübeck macht, als der, welchen Hamburg zurückläßt. Hamburg ist ein reicher Emporkömmling, dem es in den alten Pfählen zu enge wird; die steigende Bevölkerung und die Be-

dürfnisse des Luxus verdrängen das Alte und verwischen die Erinnerungen. Lübeck ist ein alter Edelmann, dessen Vermögen zurüdgegangen ist, der aber noch mit Stolz die Ruinen des vorigen Glanzes und die Trophäen des alten Ruhmes bewahrt. Doch ließ auch hier die Sorglosigkeit manches merkwürdige Monument zu Grunde gehen, oder was fast noch schlimmer ist, modernisiren.

Ich habe eine Beschreibung von Lübeck und seinen Kirchen gekauft, die ich hier nicht ausschreiben will; wir besahen das Rathhaus, die Börse, die Marienkirche und die Domkirche. Die letztere ist aus den Zeiten Heinrichs des Löwen; die Marienkirche, etwas neuer, ist aus den besten Zeiten gothischer Baukunst; beide sind reich an Monumenten. In einer Kapelle der Marienkirche befindet sich ein Todtentanz, fast so alt als der Baseler, und sehr wohl erhalten, obgleich aufgefressen.

Alte gothische Kirchen mit ihren Bildern und Bildsäulen, mit ihren Grabsteinen, Inschriften und Motivtafeln verhalten sich zu neuen, kahlen, weiß übertünchten Kirchen, — wie der lebendige Glaube zu dem abstracten philosophischen Begriff.

Lübeck, das im Mittelalter über 100,000 Einwohner gezählt haben soll, hat deren nur noch 25,000.

Nachmittags fuhren wir nach Travemünde. Hier ist ein Seebad; außerdem ist es im Sommer der beliebteste Ausflug der Lübecker.

Als die Anstalten zur Abfahrt auf dem Nicolaus I. Capitän Vos (ein Holländer) getroffen waren, blieben noch einige Stunden übrig, um uns in Travemünde umzusehen; erst gegen Abend schifften wir uns ein.

Unsere Reisegefährten waren: Graf Ch., ein Pole, Schwiegersohn des Grafen N., aber ohne Anstellung; — General B., ein Russe; — Herr v. S. mit Frau und Tochter, eine reiche Russische Familie; — Mlle. A., Gesellschafterin der Gräfin D. — Mlle. A., mit dem Brockhaus'schen Conversationslexikon versehen,

das in Rußland Contrebande ist, schien mir selbst etwas politische Contrebande; sie kannte die Verhältnisse meiner Familie sehr wohl, da sie einige Zeit in Mannheim gewohnt hatte.

Herr v. S., ein echter Russe, der kein Wort Deutsch oder Französisch gelernt hatte, obgleich er mehrere Jahre im Ausland und namentlich in Paris zugebracht. Seine Tochter C., ein gutmüthiges enfant gâté, eine reiche Erbin, aber weder schön noch geistreich, gab sich während unserer Seereise die Mühe, mich ein wenig Russisch lesen zu lehren; ich hatte zu diesem Zwecke in Lübeck eine Russische Grammatik und Lesebuch gekauft. Wie gering auch meine Fortschritte waren, so kam mir doch dieser Unterricht zu statten, da er mich in den Stand setzte, in Petersburg und Moskau die Aushängeschilder der Läden, und auch die Russischen Namen auf den Wistten- und Landkarten zu lesen.

Außerdem befand sich noch unter den Passagieren Mr. K., ein Engländer *ci-devant jeune homme*, der die halbe Welt und besonders die Levante neuerlich bereist hatte. Er war sehr geschwätzig und fast jubringlich, aber seine Unterhaltung höchst unbedeutend.

Am Interessantesten für uns war die Bekanntschaft des Grafen G., da er sehr geneigt war uns Notizen über den Russischen Hof und die dortigen Verhältnisse zu geben; — Alles zwar in den Schranken der Discretion, aber doch freimüthiger als ich von einem Schwiegersohn des Grafen N. erwartet hätte.

28., 29., 30. Juli. In dieser Gesellschaft also befuhren wir die Ostsee, die sich durch ihre schwarzbraune Farbe sehr von den grünen Wellen der Nordsee unterscheidet. Die Ueberfahrt von Lübeck nach Kronstadt hat nur 76 Stunden gedauert, bei so günstigem Wetter und Winde, daß unser Capitän Bos seine Dampfmaschine mit den Segeln unterstützen konnte. Niemand wurde bedeutend seekrank; ich werde es immer, aber es dauert nicht lange. — Am 28. früh hatten wir mit Tagesanbruch die Küste von Rügen im Angesicht; erst Arcona, dann die Stubben-

kammer. Wie gern hätte ich den Fuß auf die Insel gesetzt, auf welcher die Vorfahren gehaust haben; es war Morgens 4 Uhr; ich blieb dann noch einige Stunden einsam auf dem Verdeck sitzen, das Fernrohr des Capitän Vos in der Hand, und mußte mich begnügen sie aus der Ferne zu begrüßen. — Am 29. früh sahen wir die Insel Bornholm und die Küste von Gothland; am 30. früh die Küste von Reval. Bald darauf erblickten wir Russische Fregatten und in der Nähe der Insel Hochland (von den Russen, die kein H aussprechen können, Gogland genannt) begegneten wir der ganzen Russischen Flotte, 26 Segel, darunter 3 Dreidecker von 80 und mehr Kanonen; ein schöner, imposanter Anblick. Im Jahre 1814 hatte ich die Englische Flotte in der Mündung der Schelbe gesehen, seitdem keine größere mehr. Wir fuhren mitten durch die Russische Flotte, welche den Prinzen Alexander mit dem salut royal bewillkommte.

Graf Gh. ließ sich ziemlich freimüthig über diese Flotte aus: sie sei eine sehr theure Spielerei des Kaisers und eigentlich ohne Zweck. Einen großen Theil des Jahres sei sie im Eise des Finnischen Meerbusens eingeschlossen; die Ostsee könne sie doch nicht verlassen, noch sich mit der Englischen messen. Aber diese Kritik scheint mir viel zu absolut. Erstens hilft die Russische Flotte in der Ostsee Schweden in der Abhängigkeit zu erhalten; dann ist es auch kein unbedeutender Vortheil, in Verbindung mit der Russischen Armee, durch die Flotte die Küsten der Ostsee zu beherrschen. Die Durchfahrt durch den Sund wird wegen der Untiefe für größere Kriegsschiffe immer schwieriger; daher ist auch ein Angriff der Engländer auf der Ostsee nicht so sehr zu fürchten.

Am 30. um 11 Uhr in der Nacht kamen wir vor Kronstadt an, durften aber der Douane wegen nicht einlaufen. Wir benutzten die Nacht, um uns in große tenue zu setzen, da wir erwarteten am andern Morgen von einem Adjutanten des Kaisers sehr früh nach Peterhof abgeholt zu werden.

Raum graute der Tag, so erschien eine kaiserliche Dampfjacht, worauf sich Admiral Bellinghausen, der Commandant von Kronstadt, und Graf Suchtelen, General à la suite des Kaisers, befanden; — auch Herr Gevers, der Niederländische Geschäftsträger, in Abwesenheit des Gesandten Grafen Schimmelpenninck.

Peterhof. Dranienbaum. Marly und Monplaisir.

Den 31. Juli. Wir schifften im Hafen von Peterhof aus, wo wir zwei Linien*) fanden, die uns durch den Park nach dem Cottage, der Wohnung der kaiserlichen Familie, brachten. Auch in dem Park begegneten wir wieder den geschwärzten Gerüsten einer großen Illumination, welche bei Gelegenheit der Vermählung der Großfürstin Marie mit dem Herzog von Leuchtenberg abgebrannt worden war. Kaum waren wir am Cottage ausgestiegen, als auch der Kaiser in einer Kalesche ankam und den Prinzen Alexander sehr freundlich begrüßte. Nachdem der Kaiser auch Rigot und mich sehr gnädig angeredet hatte, wurden wir in den Cottage eingeführt. Der Kaiser ging mit Prinz Alexander gleich zur Kaiserin; — wir Andern, — Graf Suchtelen, Rigot und ich, — warteten im Vorzimmer, wo sich auch eine Gräfin Hauke, demoiselle d'honneur der Kaiserin, befand. Bald darauf wurden auch wir zur Kaiserin gerufen und ihr, sowie den Großfürstinnen Olga und Alexandrine, vorgestellt.

Dann folgte eine tournée de visites mit Prinz Alexander bei der Großfürstin Marie und dem Herzog von Leuchtenberg, den Neuvermählten; und in Dranienbaum bei dem Großfürsten Michael und der Großfürstin Helene, einer Schwester der Herzogin von Nassau; zuletzt bei dem Thronfolger, der in der ferme wohnte, wo auch unter demselben Dache ein Quartier für den Prinzen Alexander bereitet war.

*) Besonderes Fuhrwerk.

Wir (Nigot und ich) wohnten ganz in der Nähe, in der sogenannten maison gothique, wo auch Erzherzog Albrecht, Sohn des Erzherzogs Karl, und seine zahlreiche Suite ihre Appartements hatten. Der Erzherzog, der einige Tage vor uns angekommen war, befand sich eben in Petersburg.

Der Prinz speiste heute im engen Kreise der kaiserlichen Familie bei der Großfürstin Marie; wir Beide, Nigot und ich, und Graf Suchtelen machten eine Visite bei dem Fürsten Wolhonsky, dem ministre de la maison impériale, und speisten dann an der Marschallstafel. An dieser Marschallstafel machte der Hofmarschall, Fürst Nikolaus Dolgoruky, die honneurs; ferner fand ich da den Oberstallmeister Fürst Basile Dolgoruky, den Oberceremonienmeister Fürst Gollowkin, und eine Menge Adjutanten des Kaisers, — vom Generallicutenant bis zum Unterleutenant herab, darunter Patkul, Rosen, Tolstoy u. u. Die Marschallstafel war im Palais von Peterhof, das noch von Peter dem Großen erbaut worden war. Nach der Tafel machten wir mit Suchtelen einen Spaziergang durch den Park, und besahen die Häuser Marly und Monplaisir, die noch voll Erinnerungen an Peter den Großen sind. Seine Garderobe, seine Stöcke, sein aus Holland mitgebrachtes Geschirr und Porzellan, werden in Marly aufbewahrt und den Fremden gezeigt.

Nach diesem Gang eilten wir in unsere Wohnung in der maison gothique, und waren froh uns nach einer ziemlich fatiganten Reise zur Ruhe begeben zu können.

Ehe ich nun in meinem Berichte weiter gehe, will ich hier die Glieder der kaiserlichen Familie schildern, oder den Eindruck, den sie auf mich gemacht haben. In der Folge werde ich noch oft Gelegenheit haben einzelne Züge zu liefern, welche diese Charakteristik vervollständigen mögen.

Am Russischen Hofe ist Nikolaus die bedeutendste Figur, nicht

blos weil er der Kaiser, sondern wegen seiner Persönlichkeit, welche sehr ausgezeichnet ist, auch wenn man die Lobeserhebungen, welche die Schmeichelei dem mächtigsten Monarchen der Erde so reichlich spendet, auf die nackte Wahrheit reducirt.

Der Kaiser ist ein sehr schöner Mann, das Profil besonders ist edel und imposant. Die vielen Bilder, welche man von ihm hat, sind alle ähnlich, wenn auch für jetzt zu jung. Der Kaiser wurde vielleicht mit Recht der schönste Mann in seinem Reiche genannt; aber wenn so etwas zwanzig Jahre lang wahr gewesen ist, kommt doch auch eine Zeit, wo es aufhört wahr zu sein, und ich hoffe der Kaiser sieht ohne zu große regrets die Zeit herannahen, wo er die Krone der Schönheit niederlegen muß. Die Gewohnheit des Kaisers sich an einem Tage oft in fünf bis sechs verschiedenen Uniformen zu produciren, ist eine Eitelkeit oder Frivolität, die einem Monarchen schlecht ansteht, der sich mit so vielen wichtigen Dingen zu beschäftigen hat. Aber bei der außerordentlichen Thätigkeit, welche ihm allgemein zuerkannt wird, soll er Zeit für Alles finden. Ich habe ihn während ein paar Monaten gewaltig viel unterwegs und Soldatenspielen gesehen.

Was nun den Charakter des Kaisers Nikolaus betrifft, so will ich Alles, was ich darüber von Leidenschaftslosen gehört habe, mittheilen, Lob und Tadel; selbst kann ich darüber kein Urtheil haben.

Der Kaiser zeigt eine bewundernswürdige Thätigkeit und Energie, sieht und thut Vieles selbst, geht sehr in Details ein; er hat seit seiner Regierung dem Staate einen solchen Impuls gegeben, viele Zweige der Verwaltung haben solche Fortschritte gemacht, daß die Regierung Alexanders dadurch ganz verbunkelt wird. Dabei aber wirft man ihm vor, daß sein Durchgreifen oft in Härte ausarte, daß er die Saiten zu sehr überspanne (qu'il tend trop les cordes) ohne die Hauptmängel abzustellen.

Man lobt von ihm, daß er von Personen, welche sein Vertrauen besitzen, gern die Wahrheit höre; auch Wahrheit, die ihm empfindlich ist. Unter den Personen, welche ihm mit Freimüthigkeit die Wahrheit sagen, nennt man: den Grafen Drloff, den Grafen Benkendorf, den Preussischen Obersten Rauch. Bei vielen Schwächen hat der Kaiser einen offenen, ritterlichen Charakter; Verdacht verschließt er nicht lange in sich (wie man dem Kaiser Alexander vorwirft); wenn er dazu Grund zu haben glaubt, läßt er sogleich untersuchen, und ist ein strenger Richter.

Ein Fehler, für seine nächsten Umgebungen sehr unheimlich und drückend, ist die Gewohnheit zwischen allzu großer Familiarität und abstoßendem Stolze abzuwechseln, und an demselben Tage, für dieselbe Person, mit ganz verschiedener Haltung, jezt Freund, jezt Kaiser zu sein.

Die Eitelkeit, die Sucht sich zu produciren selbst in kleinen und kleinlichen Dingen, geht bis zur Taktlosigkeit. Zu den größten Schwächen gehört das ermüdende Soldatenspielen und Manövriren, obgleich er dafür kein Talent und selbst die Ueberzeugung hat, daß er nicht zum Felbherrn taue. — Wenn man sich schon an dem Russischen Hofe nur mit großer Vorsicht über den Kaiser selbst äußert, so gestehen doch in dieser Beziehung alle seine Adjubanten, daß sie die Paraden, Lager und Feldmanöver herzlich satt sind.

Der Kaiser ist ein guter Gatte und Vater, er behandelt besonders die Kaiserin mit der größten Aufmerksamkeit und Zartheit.

Die Reputation einer großen Enthalttsamkeit ist gänzlich usurpirt; aber wahr ist, daß er alles Aufsehen vermeidet, und daß von einem halben Duzend schöner Frauen seines Hofes, von denen man voraussetzt, daß sie ihm nichts versagt haben, auch nicht eine Einzige von ihm ausgezeichnet wird, oder sich des geringsten Einflusses rühmen kann. Solche Verhältnisse sind daher nicht von der Art, daß sie der Eitelkeit der Frauen schmeicheln;

ich habe selbst sagen gehört, daß die Frauen sich gegen ihn jetzt zurückhaltender zeigen als früher, weil man die Hoffnung aufgegeben hat, des Kaisers Herz fesseln und eine Herrschaft über ihn ausüben zu können.

Die Kaiserin scheint sehr leidend; ihre Nerven sind sehr gereizt; ihre Bewegungen, ihre Sprache haben etwas Abgestoßenes, das nicht angenehm ist. Dabei kleidet sie sich noch sehr jugendlich. Ihr Profil, obgleich etwas streng, ist noch immer schön. Die Kaiserin ist sehr geliebt wegen ihrer Gutmüthigkeit, und weil sie stets besänftigend auf den Kaiser einwirkt; man fürchtet daher ihren Verlust. Sie liebt den Kaiser sehr, aber ohne alle Aeußerung von Eifersucht. Einige schreiben das dem blinden Vertrauen, Andere der Klugheit zu. Soviel ist gewiß, daß sie immer bemüht ist, die schönsten jungen Frauen an ihren Hof zu ziehen, und sich so zu umgeben, daß der Kaiser angenehme Unterhaltung findet.

Der Großfürst Thronfolger (nasljednik) soll sehr gutmüthig sein; sein Gesicht ist unbedeutend wie auch seine Conversation. Manche halten ihn für beschränkt und nicht energisch genug, um die Zügel der Regierung mit so fester Hand zu führen als der Vater. Seine Gesundheit soll durch viele ermüdende Reisen, welche er, noch in sehr jungem Alter, in Gesellschaft seines Vaters machen mußte, gelitten haben, und seine Brust etwas schwach sein.

Der zweite Sohn, Großfürst Constantin, soll viel Verstand, aber einen schwer zu lenkenden Charakter haben; er ist für die Marine bestimmt, und ich hatte sehr wenig Gelegenheit ihn in der Nähe zu sehen. Die beiden jüngsten Söhne sind noch Kinder.

Die drei Prinzessinnen sind, obgleich alle schön, doch sehr verschieden.

Die älteste, die Großfürstin Marie, Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg, ist klein, aber in den Zügen und dem Cha-

rakter nach, ganz das Ebenbild ihres Vaters. Auch hat ihr Profil große Aehnlichkeit mit dem der Kaiserin Katharina in ihren Jugendjahren. Die Großfürstin Marie ist der Liebling ihres Vaters, und man glaubt, sie würde nach dem Tode der Kaiserin einen großen Einfluß erhalten. Wer kann überhaupt in diesem Lande der Hofrevolutionen die Zukunft voraussehen! Der Großfürstin Marie fehlt es gewiß nicht an vielen Eigenschaften, noch an der Lust zum Herrschen; schon in den ersten Tagen der Ehe hat sie das Regiment in die Hand genommen, und der gute Herzog von Leuchtenberg wird wohl stets le mari de Madame bleiben.

Dieser Herzog von Leuchtenberg ist ein schöner junger Mann; auch sein Charakter wird gelobt; aber viel Geist scheint er nicht zu haben, und die Russen, die überhaupt diese Heirath nicht gern gesehen haben, und die sehr prompt sind den Fremden allen Verstand abzusprechen, nennen ihn durak, was, glaube ich, Kindvieh heißt.

Die zweite Prinzessin, Großfürstin Olga, ist der Liebling der Russen; es ist auch nicht möglich, ein lieblicheres Gesichtchen zu malen, das in dem Grade Sanftmuth, Güte und Wohlwollen ausdrückt. Sie ist sehr schlank, der Teint durchsichtig, und die Augen haben einen ungemeinen Glanz, den die Dichter und Verliebte himmlisch nennen, der aber Aezten Besorgniß einflößt. In Petersburg lief das Gerücht, sie sei dem Erzherzog Albrecht, Sohn des Erzherzogs Karl, bestimmt, aber ich habe während der ganzen Zeit meines Aufenthalts nichts bemerken können, das es mir bestätigt hätte.

Die jüngste, Großfürstin Alexandra, ist erst 13 Jahre alt, und hat noch etwas vom Kinde; sie ist aber sehr lebhaft und espiegle und verspricht die Schönste unter den Schwestern zu werden. Den Prinzen Alexander neckte sie sehr oft.

Der Großfürst Michael, Bruder des Kaisers, dem ich von

dem Prinzen von Dranien ganz besonders empfohlen war, und der mich auch von der Zeit unserer Lager bei Meyen kannte, hat mich stets sehr gütig behandelt. Sein Aeußeres ist nicht einnehmend; er hat etwas Finsteres, Rauhes, aber doch ist er eigentlich le bourru bienfaisant, und man erzählt von ihm sehr schöne Züge von Großmuth. Er ist Chef des Gardecorps und der ganzen Artillerie, hat aber wenig Einfluß, und seine Lage, dem Kaiser gegenüber, soll sehr schwierig sein; denn der Kaiser commandirt eigentlich die Garde selbst. Der Großfürst Michael hat wenig Verstand und zeigt oft wenig Lalt in seinen Aeußerungen, obgleich er manchmal recht witzig und amüfant ist. In Geschäften soll er ganz null sein, auch ist seine Gesundheit oft leidend. In Petersburg hat er sein eignes Palais; im Sommer bewohnt er Dranienbaum oder Pawlowst.

Seine Gemahlin, die Großfürstin Helene, geborne Prinzessin von Württemberg und Schwester der Herzogin von Nassau, ist sehr schön gewesen, und man kann sagen, daß sie es noch ist. Ihr Verhältniß zum Gemahl soll nicht immer das beste gewesen sein; sie hat viel Verstand und läßt gern dem Gemahl ihre Ueberlegenheit fühlen. Auch wirft man ihr vor, daß sie ihren Witz und ihre Lebhaftigkeit nicht immer beherrsche; sie ist daher gefürchtet. Als ich ihr in Dranienbaum vorgestellt wurde, sagte sie: O, Sie sind ein Nassauer, ich kenne Ihre Familie sehr gut; ich habe Ihren Herrn Vater öfter am Nassauischen Hofe gesehen; er ist ein sehr lebhafter alter Mann; aber Sie haben auch einen Bruder in der Darmstädtischen Kammer; nicht wahr, das ist doch Ihr Bruder?

In dieser Beziehung muß ich hier anführen, daß ich bald nach meiner Ankunft merken konnte, wie die politischen Meinungen meines Vaters und Bruders am Russischen Hofe wohlbekannt waren; und da man mir dieselbe politische Farbe zutraute, konnte ich gleichsam auf den Gesichtern die Frage lesen: Wie

kommt es, daß man Diesen zum Begleiter des Prinzen Alexander gewählt hat? — Während der Dauer meines Aufenthalts hat sich aber dieses Eloignement immer mehr vermindert; das Warum? — wird aus der Folge dieses Berichts sich theilweise ergeben; der Hauptgrund mag aber sein: daß Leute, von denen man bestimmt weiß, was man von ihnen zu halten hat, bequemer sind als ganz unbekannte Größen. — Daß ich mich nicht scheute meine Farbe zu bekennen, davon konnte man sich bald überzeugen, und Vielen gefiel das.

P e t e r s b u r g.

1. August. Dem Prinzen Alexander war für die ganze Dauer seines Aufenthalts in Rußland der Graf Suchtelen, Général à la suite des Kaisers, als Adjutant und beständiger Begleiter beigegeben. Dieser hatte die Honneurs zu machen und für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen. Da er unser Führer und Rathgeber war, will ich trachten ihn zu schildern. Er ist ein Fünfundziger, aber ein schöner, wohlconserverter Mann, elegant und noch ziemlich mit allen Prätensionen der Jugend; leichtsinnig, lieberlich, verschwenderisch, gutmüthig, aufrichtig und offenherzig; abgerechnet die Eitelkeit, mit der er seine Successes bei Frauen affichirt, ein galant homme. Einer seiner Jugendfreunde, der seiner Haltung und Tournüre nach schon ganz ein alter Mann ist, nennt ihn ganz bezeichnend immer: mon cher Sous-Lieutenant. Er ist von holländischer Abkunft; sein Vater, ein Ingenieur, trat unter Katharina in Russische Dienste, stand bei dieser sehr in Gunst, und hat auch als Chef des Generalstabs und als Gesandter in Stockholm dem Staate wichtige Dienste geleistet. Zu den guten Eigenschaften Suchtelens gehört die Pietät gegen Vater und Bruder, die beide todt sind. Er pflegt zu sagen: Mon père et mon frère étoient des hommes d'un si grand mérite, que je suis doublement honteux de n'en

avoir aucun. — Ich stand sehr bald mit ihm auf dem besten Fuße.

Meine erste vertrautere Conversation mit ihm war folgende: Er sagte: Ihr Prinz ist zu spät gekommen, er hätte zu der Vermählung der Großfürstin Marie kommen sollen; der Kaiser ist sehr empfindlich darüber, daß keiner der Prinzen von verwandten Häusern dabei erschienen ist; er würde das sehr hoch aufgenommen haben, eben weil diese Heirath in Rußland selbst so viel Opposition gefunden und auch den auswärtigen Höfen mißfallen hat. — Ich antwortete: Prinz Alexander habe nicht wohl vor der Vermählung seines Bruders abreisen können, welche gleichzeitig war mit der des Herzogs von Leuchtenberg. — In ähnlichem Sinne sprachen mir später ganz offen auch andere Herren des Hofes, z. B. Fürst Nikolaus Dolgoruky.

Am 1. August begab sich der Kaiser Nikolaus auf die Flotte, um dieselbe manövriren zu lassen. Wie sehr Prinz Alexander gewünscht hätte ihn zu begleiten, so wollte es der Kaiser doch nicht zugeben, weil der Prinz noch zu ermüdet sei von der Reise. Wir sollten die Tage, während welcher der Kaiser abwesend war, benutzen, um Petersburg zu sehen, wo sich auch eben der Erzherzog Albrecht zu gleichem Zwecke befand.

Wir fuhren also am 1. August nach Petersburg und stiegen in dem neuen Winterpalais ab, das nach dem Brande in unglaublich kurzer Zeit, fast ganz so wie es war, wieder aufgebaut worden ist. — „Fast ganz so wie es war,“ — obgleich die Bauordnung der Façaden nicht die schönste ist; aber es galt hier dem Elemente zu trotzen, das es gewagt hatte, ein kaiserliches Palais zu zerstören. Ueberhaupt freuen sich die Russen sehr, wenn sie sich rühmen können: „Wir haben das größte;“ sei es Palais, Theater oder Festung; oder auch: „Noch nie ist ein so großes Werk in so kurzer Zeit ausgeführt worden.“ Größe und Schnelligkeit gilt ihnen mehr als Güte und Schönheit. Napo-

Leon sagte mit Recht von ihnen: *Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tartare.* Die nachtheiligen Folgen der zu großen Uebereilung waren uns im Winterpalais überall sichtbar: feuchte, ungesunde Wände; alle Zimmer waren mitten im Sommer stark geheizt um auszutrocknen; auch hatten sich schon Wanzen eingenistet, welche die Appartements der Kaiserin unbewohnbar machten.

Soll ich mich nun darauf einlassen unsere Courfen in Petersburg zu erzählen und eine Beschreibung zu liefern von allen Merkwürdigkeiten, welche wir besichtigt haben? Es wäre gar zu langweilig, und jeder *guide du voyageur* kann denselben Dienst weit besser leisten. Ich werde also nur summarisch aufzählen, was wir zu sehen gewissermaßen angewiesen worden sind.

Zuerst durchwanderten wir den Winterpalast, der so groß ist, daß man sich leicht darin verirren kann. Das Schönste und Eleganteste darin sind die Appartements der Kaiserin, im maurischen Geschmack; das Alhambra hat zum Muster gebient. Zum russischen Luxus gehört ein Wintergarten; besonders kleine Scheidewände, oder elegante hölzerne Gitter, an denen sich frischer Epheu heraufschlängelt; das Badezimmer der Kaiserin ist ein solcher Wintergarten. In den Gemächern der Kaiserin bemerkten wir einige Preussische Erinnerungen, so z. B. einen großen Schirm, auf welchem ein Preussischer Grenadier von der Riesengarde Friedrich Wilhelms I. in Lebensgröße abgebildet ist.

Dann sahen wir die Eremitage, wo so Vieles das Privatleben der Kaiserin Katharina in's Gedächtniß ruft. Die Bildergalerie der Eremitage ist besonders reich an Meistern der Niederländischen Schule: Rembrandt, Ruissdael, Wouvermans.

Im Winterpalais ist eine *salle des maréchaux*; in diesem Saale hängen die Bilder von: Potemkin (in seiner Jugend), Romanzow, Suwarow, Kutusow, Diebitsch, Paskevitch. Noch zwei Plätze sind leer; wer nennt ihre Namen? —

Vor diesem Palais steht auf einem großen rohen Granitblock

die Reiterstatue Peters des Großen mit der einfachen Inschrift: Peter dem Ersten Katharina die Zweite.

Von Kirchen sahen wir: die Kirche von Kasan, von etwas sonderbarer Architektur; ein Säulengang im Halbkreis bildet den Vorhof des Portals. Im Innern der Kirche befindet sich ein massives silbernes Geländer, — ein Geschenk der Kosaken von der den Franzosen, welche selbst dieses Silber aus den Kirchen geraubt hatten, abgenommenen Beute. Dann die neue Kathedrale, die St. Isaakskirche, von einem Französischen Architekten Monsieur de Montferrand erbaut; sie ist von Korinthischer Ordnung; die Säulen von Granit sind 42 Fuß hoch; das Kuppelgewölbe ist von Eisen. Das Gebäude wird entstellt durch vier kleine Thürmchen auf den vier Ecken; diese Thürmchen, Campanillen genannt, sind, glaube ich, ein Erforderniß des Griechischen Ritus, denn als architektonische Zierde würde sie der Baumeister gewiß nicht angebracht haben. Dieser Herr Montferrand soll ein sehr interessanter Mann sein, der von dem vielen Gelde, das er bei seinen großen Bauten gewinnt, in Saus und Braus lebt und einen Vereinigungspunkt für fremde Künstler bildet. Das Gerüste der St. Isaakskirche stand noch; Herr Montferrand führte uns hinauf, und wir erblickten von dieser Höhe das schönste Panorama von Petersburg.

Petersburg ist, was die Hauptstraßen betrifft, in convergirenden Linien, welche alle auf den Thurm in der Festung alignirt sind, gebaut. Eine ungeheure Stadt, aber freilich, — ein Produkt aus dem Treibhaus des Despotismus, die Bevölkerung ein Zusammenfluß aus allen Nationen. Wenn Petersburg aufhörte die Hauptstadt des unermesslichen Reichs zu sein, würde es sehr bald in Verfall gerathen. Das Klima ist höchst ungesund; dazu kommt noch die Möglichkeit der Ueberschwemmungen, gegen welche es keinen Schutz giebt. Ueberhaupt gefällt Petersburg

nur par réflexion, nämlich wenn man bedenkt, daß es das Werk eines einzigen Jahrhunderts ist.

Nachmittags machten wir einen Besuch bei dem Erzherzog Albrecht, den wir nicht fanden, der aber eine halbe Stunde darauf denselben erwiderte. Ein junger Herr, dessen Aeußeres nicht sehr vortheilhaft ist, da er die Oesterreichische Hänglippe hat, der aber durch seine Einfachheit und Liebenswürdigkeit sehr bald allen Russen das Gesändniß abdrang: voilà un véritable grand seigneur. — Seine Begleiter: Fürst Karl Liechtenstein, General Piré de Bihain, Major Graf Grünne, Hauptmann Baron Bernhardt und Rittmeister Kral, wurden während des Aufenthalts in Rußland unsere guten Bekannten, und ich werde noch oft ihrer zu erwähnen haben. Der Umstand, daß ich früher in Oesterreich gebient hatte, trug viel dazu bei diese Intimität zu beschleunigen.

Nach dem Besuche des Erzherzogs stäteten wir noch Visiten ab bei dem Prinzen von Oldenburg und bei dem Grafen Kesselrode, die wir aber beide nicht zu Hause fanden. Darauf wurde noch un tour dans les îles gemacht. Diese îles sind der Petersburger Prater oder champs-élysées, aber die traurige Vegetation von Birken und Tannen und Tannen und Birken, ist nicht geeignet sehr zu entzücken. An diesem Klima scheitert die Gartenkunst, welche Mühe sie sich auch geben mag.

Nächst der Vegetation ist auch die Menschenrace sehr häßlich. Die langen Bärte, welche den Physiognomien der Männer immer Ausdruck und Charakter geben, verdecken bei diesen einigermaßen die Häßlichkeit; aber unter dem gemeinen Volke sieht man nicht ein erträgliches Frauengesicht; alle sind nicht nur sehr häßlich, sondern auch früh alt.

Die Russischen bärtigen Kutscher mit ihren langen Raftans und niedrigen runden Hüten, die Droschken und ihre Bespannung,

sind schon oft beschrieben worden; sie gehören um so mehr zu dem Tableau, da in Petersburg fast Jedermann fährt.

Wir schlossen den Tag im Ostrow-Theater (théâtre des îles), wo von Französischen Schauspielern die école des vieillards ziemlich gut gegeben wurde.

2. August. Es war der Geburtstag des Prinzen Alexander; nachdem wir unsern Glückwunsch abgestattet hatten, setzten wir unsere tournée in Petersburg fort. Wir sahen heute:

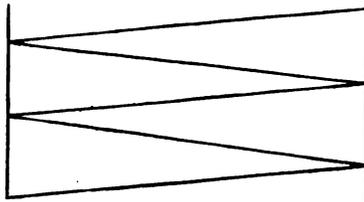
Das Haus Peters des Großen; man hat diesem das Ansehen einer Kapelle gegeben, in welcher der große Mann als Heiliger verehrt wird.

Die Festung, und in dieser die Peter- und Paulskirche, welche die Gräber der kaiserlichen Familie enthält. Das Eigenthümliche ist, daß die Kenotaphien — in der Gestalt von Särgen, die mit reichen Stoffen bedeckt sind — mitten in der Kirche selbst und nicht in Gewölben stehen. Die eigentlichen Gräber befinden sich unter den Kenotaphien.

In dieser Festung sahen wir das erste Russische Schiff von Peter dem Großen selbst erbaut; wenigstens hat er Hand angelegt. Dieses Schiffchen ist der kleine Anfang der Russischen Seemacht.

Dann gingen wir in den état-major, ein sehr großes Etablissement, an dessen Spitze der General Schubert steht. Wir sahen hier die Plankammer nach der Lehmann'schen Zeichenmethode; die Kette der Triangulationen, die in dem Russischen Reiche ausgeführt sind. General Schubert sagte, man habe die Triangulation noch nicht durch die Steppen fortsetzen können; es fehle dort vor Allem an dem Material zum Bau der Signale und Observatorien; wobei ich mit ihm eine kleine Discussion hatte über die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit kleiner Erbdpyramiden, um als Signale in den Steppen zu dienen. Er endigte mit den Worten: es sei wohl der Probe werth.

In Finnland hat man ein Schwedisches Kataster vorgefunden. Der Russische Generalstab bedient sich zu den Aufnahmen durchgehends des Meßtisches und nicht der Bouffole. Dabei haben sie eine neue Einrichtung der Alidade, nämlich ein doppeltes Lineal und eine vis de rappel, wodurch das Einstecken der Stecknadel auf der Mensel vermieden wird. Ich habe vergessen, auf welchem Princip diese Vorrichtung beruht. In diesem Hause sahen wir noch die Bureaux der Kriegsadministration, die Instrumentenfabrik, die Metallographie auf Zink, welche ein Mittel darbietet in einem Hauptquartiere Befehle sehr schnell zu vervielfältigen u.; ferner die Statistik, wo fast jedem Reich sein eignes Zimmer angewiesen ist, in welchem Karten, Plane, Topographie, Statistik, Geschichte und militärische Memoiren, die sich auf dasselbe beziehen, vereinigt sind. Ich hielt mich am längsten auf in dem Saale mit der Aufschrift: АУСТРА, d. h. Austria. Eine neue, aber durchaus nicht zweckmäßige Einrichtung befindet sich in dem Archive; die Bücherstände sind nämlich an den Wänden des ungeheuren Saales längs einem plan incliné angebracht, der sich wie ein Schraubengang durch mehrere Etagen des Saales hindurchwindet; etwa so:



Zu den Eigenthümlichkeiten Petersburgs gehört das hölzerne Straßenpflaster, welches hie und da in den breitesten Straßen angebracht ist. Es sind Tannenpföcke, die ein Hexagon bilden und wie Bienenzellen aneinander gefügt sind; es fährt sich sehr sanft und gemächlich darauf; da sie aber oft erneuert werden müssen, sind sie kostbar und man kommt davon zurück.

Wir fuhren heute nach Peterhof zurück und machten unterwegs dem Grafen Orloff einen Besuch, der halbwegs in Strelna, in seinem neuen gothischen Landhause wohnt.

Der Graf Orloff, Nachkomme eines der Günstlinge der Kaiserin Katharina, steht in dem höchsten Ansehen bei dem Kaiser; er ist der vertraute Rathgeber bei politischen Fragen, und hat als solcher mehr Einfluß als Graf Nesselrode, der mehr nur die laufenden Geschäfte des Departements der auswärtigen Angelegenheiten zu besorgen hat. Orloff wird in den wichtigsten diplomatischen Missionen gebraucht; er hat den Traktat von Unkiar Skelessi abgeschlossen; er wurde nach dem Haag geschickt, um den König zur Annahme der Londoner Artikel zu bewegen.

Die große Gunst, in welcher er steht, datirt sich von einem sehr gefährlichen Aufstande in den Militärcolonien in der Nähe von Nowgorod. Es galt ihn schnell zu dämpfen; Graf Orloff, der ein sehr imposantes Aeußere hat, wurde dahin abgeschickt. Er ließ seine Adjutanten zurück und erschien allein in voller Uniform in der Mitte der Aufrührer. Er ließ die Anstifter vortreten und sprach sie im Namen des Kaisers sehr energisch an. Als einer derselben unaufgefordert das Wort nehmen wollte, schlug Orloff ihn mit geballter Faust nieder und commandirte: Rechtsum kehrt! — Alles gehorchte auf das Commandowort und der Aufstand war geendigt.

Außer dieser Gegenwart des Geistes und dem Apropos seiner Beredsamkeit rühmt man noch von dem Grafen Orloff die Freimüthigkeit, mit welcher er dem Kaiser die Wahrheit sagt. So soll er dem Kaiser sehr lebhaft Vorstellungen gemacht haben gegen die Leuchtenbergische Heirath. Die letzte Erwiederung des Kaisers soll gewesen sein: *Mon cher Orloff, si vous aviez de grands enfants comme moi, et que vous pussiez assurer leur bonheur en les gardant auprès de vous, vous eussiez*

agi comme moi; en tout cas le mari de ma fille sera toujours le gendre de l'Empereur de Russie.

Uebrigens hat Orloff einen unerträglichen Hochmuth, und man kann sich kaum insolentere Airs denken. Darin wird er am Russischen Hofe nur übertroffen von dem Kriegsminister Grafen Czernitschew, bei dem noch die Eitelkeit des ci-devant beau und die Ruhmredigkeit, mit der er von seinen ziemlich unbedeutenden Kriegsthaten im Jahre 1813 spricht, hinzukommt.

Gleich nach unserer Ankunft in Peterhof nahmen wir ein gemeinschaftliches Bad in dem großen Bassin, wo wir mehrere Herren des Hofes fanden. Dieses Bad war uns bei der drückenden Hitze sehr erquickend, denn ich erinnere mich nicht je in meinem Leben eine solche Hitze ausgestanden zu haben, als dieses Jahr in Peterhof. Nach dem Bade speisten wir in Gesellschaft der Oesterreicher an der Marschallstafel. In Peterhof ist der Ueberrock mit épaulettes, die furaschka d. h. bonnet de police, ohne Säbel — die tenue du jour, wenn nichts Anderes besonders befohlen wird.

Abends war soirée bei der alten Gräfin Rasumofsky, einer Wittwe, die sich mit Feten und Bauten ruiniren soll. Ihr neues gothisches Landhaus war prächtig illuminiert; die kaiserliche Familie erschien heute bei dem Feste. Ich hörte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal den Gesang der Gräfin Koffi (Henriette Sonntag); ich hatte sie früher im Haag kennen gelernt, aber niemals singen gehört. — Der Kaiser sprach mich an und rebete ziemlich lange mit mir über die Einrichtung der Russischen Dragoner; der Prinz von Dranien hatte ihn nämlich schriftlich gebeten mir Gelegenheit zu verschaffen, diese Waffe näher kennen zu lernen.

Außerdem lernte ich heute noch kennen den Prinzen Peter von Oldenburg, Gemahl der Prinzessin von Nassau, der, ungeachtet seiner Unscheinbarkeit, in Rußland mit Recht sehr hoch geschätzt wird, weil er an einem Hofe, wo Alles nur Soldaten

spielt, sich mit wichtigeren Dingen beschäftigt, nämlich mit der Verbesserung der Rechtspflege und der Administration. Die Phisognomie des Prinzen ist ernst und nachdenkend, fast mit einem Ausdruck von Kränklichkeit. Seine Gemahlin war nicht gegenwärtig, sie war unwohl. Nachdem ich das Lob des Prinzen von Oldenburg ausgesprochen habe, muß ich hinzufügen, daß er mich während der Dauer meines Aufenthalts außerordentlich kalt behandelt hat; er hat mich, glaube ich, nur einmal angerebet; ob Zufall oder Absicht, kann ich nicht entscheiden.

Dann sah ich noch den Grafen Woronzof, den Gouverneur von Odeffa, der sich mit Urlaub am Hofe befand. Seine Mutter war eine Engländerin und er ist auch in England erzogen worden. Er zeichnet sich durch seine einnehmenden Züge, angenehme Formen und Liebenswürdigkeit vor allen Russen aus. Als ich dem Fürsten Liechtenstein diese Bemerkung machte, antwortete derselbe sehr treffend: O, Graf Woronzof gehört gar nicht hierher.

Ferner sah ich den Württembergischen Gesandten, Fürsten Hohenlohe, und den Preussischen Major von Brauchitsch, der hierher geschickt war, um bei Gelegenheit der Heirath zu complimentiren. Ich erfuhr von diesem, seine Schwester sei Wittwe eines Preussischen Oagern, und er lud mich ein ihn und seine Schwester in Berlin zu besuchen.

Peterhof. Krasno-Selo. Duderhof. Nikolskoi.
Alexanderskoi. Kopscha. Pawlowst.

Den 3. August. Heute war la fête der Großfürstin Marie. Erst Parade des Kadettencorps vor dem Kaiser; dieser commandirte sie selbst und ließ sie defiliren. Darauf folgte eine Griechische Messe. Endlich war baise-main bei der Großfürstin. Hier sah ich zum ersten Mal den General Tomini, den Englischen General Lord Anglesea (der bei Waterloo als Lord Urbridge

ein Bein verloren hat) mit seinen drei Söhnen, Graf Brahe u. Nach dem *baiso-main* machten wir, Rigot, der Niederländische Legationssecretär Gevers und ich, eine *tournée de visites* und gaben Karten ab. Unterwegs begegneten wir einem Oesterreichischen General, den wir nicht sogleich erkannten; es war der Kaiser selbst, der in Oesterreichischer Generalsuniform dem Erzherzog eine Visite gemacht hatte. Diese *changements de décoration* sind bei dem Kaiser sehr häufig; eine Stunde darauf erschien er in Preussischer Uniform, denn es war heute auch der Geburtstag des Königs von Preußen.

Während der *tournée de visites* bemerkte ich in Peterhof die vielen neuen Gothischen Häuser. Der Gothische Geschmack ist jetzt à l'ordre du jour; alle reichen Russen wollen Gothische Häuser haben, die aber auf echt Russisch gebaut werden, nämlich ganz von Holz; die Zinnen, die architektonischen Verzierungen, — Alles von Holz. Ein solches Haus kostet ein paarmal hunderttausend Rubel und dauert 20, höchstens 30 Jahre. Die Verschwendung, der Schein ohne Solidität, dieses Bauen — auf kurze Dauer, die Veränderlichkeit des Geschmacks, — charakterisirt die Russen. Niemand baut für seine Kinder; Niemand kann wissen, wie lange der Kaiser, — und ob sein Nachfolger Geschmack an dem Aufenthalt in Peterhof finden wird? Also elegante Gothische Kartenhäuser! —

Ich speiste heute an der Marschallstafel und hatte eine sehr interessante Conversation mit meinem Nachbar, dem General Schilder *), der ein Deutscher und Chef des Geniecorps ist. Suchtelen sagte von ihm: *c'est un fou plein de génie.*

General Schilder sagte mir: Ich kenne die südlichen Provinzen von Rußland, die Ufer der Donau und die Türkei; herrliche Länder, wenn nur die Civilisation dort festen Fuß fassen

*) General Schilder blieb am 13. Juni 1854 vor Silistria

könnte; aber die Eifersucht der Mächte verhindert es. Es kann aber nicht lange so bleiben; aus den überfüllten Provinzen von Europa wandert man zu den Antipoden aus, während so fruchtbare Länder ganz in der Nähe fast unbewohnt sind. Das Türkische Reich fällt zusammen, es kann nicht 25 Jahre mehr bestehen. Da keine Macht der andern den Besitz von Konstantinopel gönnt, wird es wohl eine kleine Republik werden unter dem Schutze der großen Mächte, wie Krakau oder Hamburg; ich sehe keinen andern Ausweg. So der General Schilder. —

Dann fuhr er fort: Ich habe recht wohl begriffen, wie die Holländische Armee vor Brüssel einen *échec* erleiden konnte; wer da weiß, was ein Volkskrieg ist, wird nie ein hartes Urtheil fällen. Habe ich doch in Polen gesehen, wie wenig gefehlt hat, daß der Polnische Aufstand die große Russische Macht gebrochen hätte. Drei blutige Schlachten sind geliefert worden; hätte Chlopicki einen entschiedenen politischen Charakter gehabt, hätte er nicht gezögert und geschwankt, hätte er die Successse verfolgt in dem Augenblick, wo Litthauen in Gährung und das 3. (litthauische) Armee-corps auf dem Punkte war überzugehen, — Polen und Litthauen waren für uns verloren. Und selbst der Sturm auf Warschau ist nur darum gelungen, weil die Polen fest überzeugt waren, daß wir ihn nicht wagen würden, und daher ein Drittheil ihrer Armee über die Weichsel detachirt hatten.

Diese Ansicht wurde mir später noch von Andern bestätigt. Einer sagte dabei: Zum Glück haben uns die Preußen eine Eisbrücke über die Weichsel gebaut; — der Eis war aber nicht der, welcher die Brücke benutzte! —

General Schilder, dem ich später noch öfter begegnete, behandelte mich immer mit ausnehmender Offenheit. Die Deutschen in Russischem Dienst suchen überhaupt gern ihre Landsleute auf, und es ist wohl keiner, der nicht, wenn auch in den glücklichsten Verhältnissen, doch oft Heimweh hätte.

Heute war Ball bei Hofe. Am Russischen Hofe folgt immer ein Fest auf das andere, aber selten weiß man lange vorher, was geschieht, — wo, wie, in welchem Costume? Alles das wird gewöhnlich erst ein paar Stunden vorher bekannt gemacht, und es ist eine beständige Heze und Hast um von diesen Dingen unterrichtet zu sein. Besonders auf dem Lande werden die Vergnügungsorte stets geändert, und meistens von dem Kaiser erst im letzten Augenblicke bestimmt. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß man sich fünf- bis sechsmal im Tage umkleiden muß. Viele glauben, das sei nicht Laune, sondern Absicht; man wolle nicht ausschmaufen lassen, und durch die beständige Agitation und Zerstreuung verhindern sich mit Politik zu beschäftigen, oder viel davon zu reden.

Ich habe schon gesagt, daß des Kaisers Benehmen gegen die Kaiserin stets schonend und rücksichtsvoll ist; es war eine sehr glückliche Ehe. Eine der Damen des Hofes sagte mir: chez l'Empereur la lune de miel dure toujours. — Cela n'empêche pas, — daß man mir heute auf dem Ball die schönen Damen des Hofes zeigte, welche von dem Kaiser gern gesehen sind. Es sind meistens Frauen der Flügeladjutanten des Kaisers, und eine ausgezeichnet schöne Frau soll leicht zu einer solchen Adjutantenstelle verhelfen. Die Kaiserin selbst interessirt sich für schöne Frauen zu ihrer Umgebung und Zierde des Hofes. Es ist Sitte in Rußland, daß die Männer bei Assembléen oder auf Bällen gar keine Notiz von ihren Frauen nehmen; erst beim Nachhausefahren findet man sich wieder zusammen.

Während des Balls sprach ich lange mit General Chitscherin, der bei Kulm die Grenadiers à cheval commandirt hatte. Beim Souper waren meine Nachbarn die Frau von Baranow, Obersthofmeisterin, und General Adlerberg (ihr Bruder), von Jugend auf Spielkamerad und nun Generaladjutant des

Kaisers. Er hat Einfluß und wird vom Kaiser in vertrauten Geschäften gebraucht.

Auf dem Ball habe ich auch Herrn Bailli de Tatitscheff gesehen, den Russischen Ambassadeur am Wiener Hofe; er ist der häßlichste, der ekelhaft häßlichste Mann, den ich in meinem Leben gesehen habe; doch soll er äußerst klug und fein sein. — Auch habe ich mit Vergnügen die Haltung des Fürsten Karl Liechtenstein, den Russischen Großen gegenüber, bemerkt; einfach, höflich und ganz anspruchslos, — weist er doch alle Familiarität zurück.

4. August. Sonntag. Heute war Kirchenparade und Defiliren der Kadetten, die eben bei Peterhof im Lager standen; der Kaiser hat sie wieder selbst commandirt; sie sehen im Ganzen gut und munter aus, obgleich sie strenge gehalten werden. Es giebt mehrere Kadettencorps für die verschiedenen Waffen: Infanterie, Artillerie, Marine. Die jungen Leute von den ersten Familien sind zugleich Pagen; doch soll Geburt weit weniger als gutes Betragen zu dieser Auszeichnung verhelfen. So sind z. B. die ausgezeichnetsten Marinecadetten Begleiter des Großfürsten Konstantin. Nach dem Defiliren war Russische Messe. Die Russische Messe zeichnet sich durch mehrere Eigenthümlichkeiten vor der Katholischen aus. Die Geistlichen und Diakonen haben lange Bärte und tragen während des Dienstes eine Mitra. Ich glaube, daß ein imposantes Aeußere und eine schöne Bassstimme Haupterfordernisse zum Avancement in der Griechisch-Russischen Kirche sind. In der Kirche ist das Allerheiligste, wo die Wandlung vorgeht, stets durch eine Wand abgeschlossen und den Augen der Menge verborgen. Auf dieser Wand und ihren Thüren ist gewöhnlich Christus und Maria, die vier Evangelisten, das Abendmahl und die Himmelfahrt abgebildet; die eigentlichen Scenen der Passion, namentlich die Kreuzigung, habe ich in Griechischen Kirchen nie abgebildet gesehen. Dieser Ritus schließt Bildhauerei

ganz aus. Bei den Russischen Heiligenbildern, besonders den alten, sind gewöhnlich nur Gesicht und Hände gemalt; die Gewänder bestehen aus geschlagenen oder gepreßten Gold- und Silberplatten. Die Griechische Kirche ist ein wesentlicher Factor der Russischen Politik, und der Kaiser, der äußerlich sehr devot ist, aber im Herzen nicht sehr orthodox sein soll, sorgt dafür das Heft in der Hand zu behalten. So zeigte man mir heute in der Kirche einen Generaladjudanten des Kaisers, einen noch jungen Mann, der als Procurator des Patriarchen, d. h. des Kaisers, in dem heiligen Synod sitzt und ein votum suspensivum hat, wodurch gewöhnlich alle Streitigkeiten des Klerus im Keime erstickt werden.

Heute war in Peterhof großes Diner, dem der Kaiser und die kaiserliche Familie beiwohnte. Bei diesem Anlaß fällt mir ein, daß ich die schönsten Damen des Hofes noch gar nicht genannt habe; doch will ich mich darauf beschränken von den verheiratheten zu sprechen, von den demoiselles d'honneur vielleicht später. Es sind die Schönheiten: Frau von Krüdener; Madame Paschkoff, geborne Baranow; Fürstin Dufupoff; Madame Butturlin; dann noch Madame Baratensky (nicht Variatinsky) eine geborne Armenierin; Prinzessin Abo Melik, ganz Orientalische Schönheit, deren schwarzes Auge und lange seidene Wimpern die Byron'schen Ideale vergegenwärtigen. Die Toiletten auf dem Lande sind sehr einfach, aber frisch und elegant; weiß und lila waren die Farben à la mode.

Mein Nachbar an Tafel war Herr Tolstoi, der Hofmarschall des Prinzen von Oldenburg; er sprach viel von der Französischen Armee, die er kürzlich gesehen hatte und der er Gerechtigkeit widerfahren ließ. Elle n'est pas très belle en ce moment, mais avec le caractère national français toute armée est bientôt excellente lorsqu'elle est bien commandée. Ueberhaupt

loben die Russen gern von oben herab; sie denken wohl: qui invidet minor.

Bei Tafel aß ich von dem berühmten Sterlet, einem Fische aus der Wolga von der Größe eines Hechts; das Stück soll an die kaiserliche Tafel geliefert an 300 bis 400 Rubel zu stehen kommen; er soll äußerst fein schmecken; das geht aber über meinen Horizont und meine Zunge sagte mir bloß, daß es Fisch sei.

Abends war Französisches Theater in Peterhof, wozu wir Billets mit Nummern erhielten. Die Stücke waren: *Le protégé, et la chanoinesse*; man spielte vortrefflich, aber bei dem zweiten Stück mußten sich die jungen Damen entfernen; es ist eins von den neuen Pariser Stücken — *il y a beaucoup de licence et même beaucoup d'indécence*. Die Hauptacteurs waren *Mons.* und *Mad.* Allan von Pariser Theatern.

Nach dem Theater machte ich noch eine lange Promenade im Park mit General Bubberg, der dem Erzherzog Albrecht beigegeben war wie Suchtelen unserm Prinzen. Ich sprach mit ihm über den Krieg im Orient und die Türkische Reiterel; aber ich habe nicht viel von ihm gelernt. Bubberg ist, glaube ich, mehr Hofcavalier als Soldat, und gilt für einen Laurer und Hinterbringer. Es war zwischen uns Beiden immer gegenseitige Antipathie.

5. August. Morgens haben wir das Lager der Kadetten besucht, dann die Papierfabrik und Steinschneiderei, *Etablissements*, die dem Kaiser Alexander ihr Entstehen verdanken. Die Vasen von Malachit sind das Merkwürdigste; sie werden, glaube ich, nur in Rußland gefertigt. (Der Malachit ist Kupferoryb.) Darauf wurde ein Bad im Bassin genommen, dann an der Marschallstafel gespeist. Meine Nachbarn waren Graf Woronzow und Graf Grünne. Letzterer sprach viel über Ungarn und den Grafen Szecheny, den ich noch 1813 als Adjutant von

Schwarzenberg gefannt hatte. Abends Spazierfahrt nach der *maison rustique*, wo die kaiserliche Familie sich versammelte, dann die Spazierfahrt fortgesetzt längs dem Meere, das von der untergehenden Sonne herrlich beleuchtet war; es glänzte wie von elektrischen Funken. Dann war Souper unter freiem Himmel in *Monplaisir*. Dieses *Monplaisir* ist das Landhaus an der See, aus welchem Katharina mit Orloff nach Petersburg floh, um die Revolution zu machen, die ihr den Thron verschaffte. Man zeigt noch das Zimmer, wo ihr Bett gestanden hat, und den Ort, wo sie in den Nachen stieg. Der Kaiser rebete mich freundlich an; bei Tafel hatte er Frau von Krübener zur Nachbarin, ich die Gräfin Hauke, Hofdame, die Tochter des Polnischen Generals Hauke, der Polnischer Kriegsminister war und im Jahre 1830 bei dem Polnischen Aufstande in Warschau ermordet wurde. Wir fuhren in der Nacht noch nach *Krasnoselo*, wo die ehemalige Wohnung des Kaisers Alexander uns angewiesen war.

6. August. Früh um 4 Uhr war Manoeuvre und Scheibenschießen der Artillerie, 20 Batterien. Das Treffen war schwer zu beurtheilen; auch fasse ich alles rein technisch Militärische in einem eignen Memoire zusammen, da es nicht Jedermann interessirt.

Ich sah heute eine Masse von Fremden, darunter auch den Bayerischen Hauptmann Schuh, den ehemaligen Lehrer des Herzogs von Leuchtenberg, der schon längere Zeit da war und die sehr richtige Bemerkung machte, daß die Russen ihre Armee wohl zeigen, aber davon nur das sehen lassen, was ihnen gut dünkt. Schuh beklagte sich: man habe ihn sehr oft angelogen, besonders wenn er über Administration und Verpflegung der Armee nähere Auskunft haben wollte.

Wir hatten sehr zahlreiches Diner an der Marschallstafel, wo General Schilder wieder mein Nachbar war. Abends Manoeuvre, wobei die *Pontonniers à cheval* in 7 Minuten Zeit

eine Pontonbrücke von 8 Pontons schlugen und einschwenkten. Diese Brücke wurde darauf von einer Batterie im Galopp passiert, wobei die Brücke zuletzt so in's Schwanken gerieth, daß ein bespannter Munitionswagen mit dem Führer in's Wasser fiel. Der Führer wurde mit Mühe gerettet, die Pferde ertranken. Abends war Retraite, wozu durch Raketen das Signal gegeben ward. Darauf wurde von mehr als 600 Tambours und Pfeifern der Zapfenstreich mit viel Ensemble geschlagen. Alle Russischen Officiere sind ausnehmend artig gegen uns; so lernte ich den General Knorring kennen, welcher die ganze Gardecavallerie commandirt. Der Kaiser thut sich viel zu gut auf sein Manoeuvriren; er sagt: Ich habe die Lager und die großen Feldmanoeuvres erst eingeführt; unter dem Kaiser Alexander sah man nur Paraden. Der Kaiser ist unermülich; seine Abjudenten müssen es auch sein.

Eine interessante Bekanntschaft für mich war der Fürst der Kirgisenhorde (von der großen Horde), der gekommen war um dem Kaiser aufzuwarten. Er war erschienen mit seinen zwei Söhnen, seinem Bruder, seinem Oberrichter und dem Secretär. Der Fürst und sein zweiter Sohn sollen sehr geschickt sein; ich hätte nicht geglaubt, daß auf so ganz mongolischen Gesichtszügen ein solcher Ausdruck von Geist und Feinheit liegen könnte. Die Verhältnisse der Kirgisenhorde zu Rußland sind sehr eigen. Die Kirgisen sind noch Nomaden, sie wohnen bald an der Grenze von Rußland, bald an der Chinesischen; sie durchziehen die Steppe, wohnen in Zelten (Kibitka genannt), die sehr bequem eingerichtet sind; ihr Reichthum besteht in Pferden; sie leben von Viehzucht und zum Theil von Raub. Sie bezahlen keine Abgaben, machen aber von Zeit zu Zeit ein Geschenk an Pferden. Der Kaiser von Rußland hat dem Fürsten ein Palais bauen lassen, das dieser aber nur aus *désérence* und *courtoisie* während ein paar Tagen im Jahre bewohnt. Ferner hat ihm der Kaiser eine Leib-

wache gegeben, die von einem Russischen Officier commandirt wird; dieser Russische Officier ist zugleich Wächter, Controleur und Spion.

Für Rußland können die Kirgisen unter Umständen sehr wichtig werden, nämlich in einem Kriege gegen die Ostindische Compagnie. Von den verschiedenen Wegen, welche eine Russische Armee nehmen könnte, geht auch einer über Khiwa und Balk in die Bucharei, und Viele, die des Landes und der Verhältnisse kundig sind, geben demselben den Vorzug. Würde dieser Weg eingeschlagen, so könnten die Kirgisen sehr große Dienste leisten als leichte Cavallerie zur Führung und Deckung der Karawanen, und zur Beschaffung der Transportmittel, da sie viele Kameele besitzen. Der Fürst der Kirgisen soll das Alles recht gut wissen und seine Dienste eventuell angeboten haben.

Ich vergaß zu erwähnen, daß die Kirgisen mit Rußland über Orenburg einen nicht unbedeutenden Handel treiben; nur ist es verboten ihnen Waffen zu verkaufen. Die Kirgisen sind der Abstammung und der Sprache nach Tataren; ihre Tracht besteht in einer pyramidalischen Mütze, welche dem spitzen Hute des Hanswurft zum Modell gebient zu haben scheint; Kasan, weiten Beinkleidern und spitzen Stiefeln. Sie reiten sehr kurz auf leichten, sogenannten Ungarischen Böcken; ihre Pferde sind nur mit Trensen gezäumt und sind sehr schnell und dauerhaft.

7. August. Morgens um 4 Uhr war großes Manoeuvre der Gardecavallerie; 3 Divisionen, zwei leichte, eine schwere, also 12 Regimenter, zusammen etwa 8000 Mann stark (66 Escadrons). Das erste Glied der Kürassiere ist mit Lanzen bewaffnet; die grenadiers à cheval und Dragoner tragen die Gewehre en bandoulière ic. — videbimus infra. Der Kaiser leitete alle Bewegungen selbst, und ich hatte wieder Gelegenheit die Langleiße und Ermüdung der alten Russischen Generale zu sehen, die sich gar nicht scheuten es gegen mich zu äußern.

Ich besuchte nach dem Manoeuvre den General Schilder, der mir von dem Türkischen Feldzug erzählte; wieder sehr freimüthig: der Kaiser habe ein Haar darin gefunden eine Armee zu commandiren; er fühle nun selbst, daß er nicht dafür gemacht sei und werde es schwerlich wieder unternehmen. Der Kaiser kleidet das religiös ein: *que ce n'est pas la volonté de dieu qu'il se distingue à la tête de ses armées.* Er wollte im Felde eine pedantische Regelmäßigkeit und Schulgerechtigkeit; so z. B. verbot er den Soldaten, die sehr lange Mäntel oder Ueberröcke tragen, die bis auf die Knöchel herabreichen, die Zipfel derselben in die Säcke zu stecken, was sie gewohnt waren um bequemer zu marschiren.

Nachmittags zeigte General Schilder noch seine *poutons cylindriques*, die mit einem wasserdichten Stoffe überzogen sind. Abends wurde Thee getrunken in Duberhof. Dieses Duberhof ist der Montblanc der Gegend, d. h. etwa 400 Fuß hoch. Der Berg, der weit in der Ferne gesehen wird, hat eine merkwürdig schöne Vegetation, die ganz von der der Umgegend absteht, was ich nicht zu erklären weiß; wahrscheinlich hat dieser Berg einen eigenthümlichen Boden. Auf diesem Berge ist ein Schweizerhaus, das der Kaiserin gehört; die Kaiserin machte selbst die honnours und die jungen Großfürstinnen präsentirten uns Fremden Milch und Früchte mit einer Liebenswürdigkeit, die in dem Schweizerhause die Etiquette des Palastes vergessen machte. Dann wohnten wir wieder im Lager dem Abendgebet und Zapfenstreich bei und die Meisten zogen sich zurück.

Ich blieb noch mehrere Stunden auf mit einem Officier, der in Schwedischen Verhältnissen gut unterrichtet war, und hörte an diesem Abend manche interessante Details. So z. B. die Geburt Gustavs IV. Der König Gustav III. war sehr *débauché*; einer seiner Favoriten, Mund, war mit des Königs Wissen und Willen der Vater Gustavs IV. Alle Mund's werden

in einem gewissen Alter nährisch, so auch war es der Fall mit Gustav IV. Erst sei die Absicht gewesen, ein Kind der Aebtissin von Queblinburg, der Schwester des Königs, zu substituiren, diese sei aber von einem Pegerknaben entbunden worden; — ich habe leider kein sehr gutes Gedächtniß für die *chronique scandaleuse*.

Derselbe machte auch seiner Abneigung gegen die Deutschen in der Russischen Armee Lust, etwa in folgenden Worten: „Die Deutschen sind nicht geliebt in unserer Armee, am wenigsten die Curländer und Liefländer; sie sind intrigant, egoistisch, und hängen zusammen wie die Kletten. In der Armee haben sie den Spitznamen „Lieber Bruder“, weil sie sich unter sich so anzureden pflegen. Es ist ein großer Fehler des Kaisers, daß er sie so begünstigt, das erweckt viel Neid und Mißvergnügen. Die Deutschen sind Kamaschenkнопfer und pedantische Exerciermeister; wir Russen hassen das Preussische Exercitium wie die Pest; damit werden die Schlachten doch nicht gewonnen.

„Es ist wahr, die Deutschen dienen pünktlich, haben Instruction, aber sie sind stolz, knauserig, ängstlich vorsichtig nie ein Wort zu sagen, das mißfallen könnte, und wenn einmal ein Deutscher in einem Regimente eingemistelt ist, wird bald seine ganze Familie mit allen Vettern darin versorgt sein.

„Die Russen haben einen andern Charakter; sie sind roher und behandeln ihre Untergebenen oft mit rücksichtsloser Härte; aber am andern Tage machen sie es wieder gut, indem sie den Soldaten freundlich anreden. Die Russen fehlen, — aber sie bringen es auch wieder unter die Leute und leben flott; es ist mehr Natur und *laissez aller*, nicht so viel kalte Berechnung.“

Dann sprach er von der Heirath des Thronfolgers mit der Prinzessin von Darmstadt. Anfangs habe der Kaiser diese Verbindung nicht gern gesehen, aber später sich darein gefunden, weil ihm das Glück des Sohnes am Herzen liege. Da der Kaiser

selbst in glücklicher Ehe gelebt habe, wolle er, daß auch der Sohn eine solche schließe. Dann: der Thronfolger habe einen sehr guten Charakter, er sei sehr streng erzogen; eine große Verantwortlichkeit habe auf dem General Kavelin, dem Erzieher, gelastet. So war es Mitternacht geworden, aber eine herrliche, süßliche Nacht, wie nur sehr selten in Rußland.

8. August. Morgens war Manoeuvre der ganzen Garde, 48 Bataillons und 3 Divisionen Cavallerie, zusammen zwischen 40 und 50 Tausend Mann. Der Kaiser ließ die Dragoner absetzen und zu Fuß fechten; dann wurde der Uebergang eines Flusses forcirt. In der Russischen Armee sind gewisse Normalstellungen für die Divisionen, sowohl Infanterie als Cavallerie, eingeführt; diese Stellungen haben Nummern, auch Namen, als: ausgebehnte, gebrängte, maskirte, Reserve-Aufstellung, wovon die Details suo loco. Das Manoeuvre dauerte von Morgens 4 bis 11 Uhr. Die Russische Infanterie marschirt sehr schön, auch wurde in einem Nu diese Masse zusammengezogen, um in Regimentscolonnen zu defiliren; d. h. es waren 4 Linien Infanterie, jede aus 12 Bataillons in geschlossenen Massen; dahinter Cavallerie und Artillerie auch in geschlossenen Colonnen, so daß die ganze Garde in Front etwa 700 Schritte und in der Tiefe 600 Schritte einnahm. Als der Kaiser diese Masse so vorwärts bewegte, rief er den Fremden zu: *Voyez Messieurs, ceci est très remarquable, voyez comme tout s'est formé en un clin d'oeil.* Der Kaiser commandirte selbst und sprach auch selbst die Truppe an, um ihr seine Zufriedenheit zu bezeigen. Die Antworten der Soldaten sind eingelernt und erfolgen im Chor immer mit denselben Worten; z. B. Ich bin zufrieden, meine Kinder! Antwort: Vater, wir werden glücklich sein, es ein andermal noch besser zu machen u. dgl. Diese Anreden, die nach einer Schlacht oder einem ermüdenden Kriegsmarsche Eindruck machen würden, sind durch die häufige Wiederholung, ganz ohne bedeutende Ver-

anlassung, lächerlich geworden. Die Soldaten selbst sollen darüber lachen und den Ausdruck gebrauchen: wenn der Vater sich anstrengen will, müssen seine Kinder vor ihm tanzen. Der Kaiser aber behandelt das mit dem größten Ernste, und seine Einbildungskraft, die ungewöhnlich lebhaft sein soll, spiegelt ihm vielleicht eine gewonnene Schlacht vor. Ein Flügeladjutant des Kaisers, der junge Rosen, erzählte mir heute, wie der Kaiser seine Adjutanten braucht während eines solchen Manoeuvres. Er ruft einen auf und sagt: Sehen Sie dort die starken feindlichen Massen, die den rechten Flügel des Generals N. mit Umgehung bedrohen? Nur eine schnell ausgeführte Frontveränderung kann ihn retten! Führen Sie ihm sogleich die Division K. zu Hülfe, ehe er erschlagen wird! In Prosa übersetzt: Ich setze voraus, daß ein starker Feind den General N. in der rechten Flanke bedroht; N. soll daher eine Frontveränderung machen; die Division K. soll ihn verstärken. — Ueberhaupt habe ich auch in anderer Beziehung sagen gehört, daß die Einbildungskraft dem Kaiser oft Dinge vorspiegelt, die nicht bestehen; das soll ein Erbstück vom Kaiser Paul sein.

Dann hörte ich viel von Pferden und den enormen Preisen, welche in Rußland dafür bezahlt werden; für ein sehr schönes und starkes Pferd sind 2500 Rubel ein ganz alltäglicher Preis; außerordentlich schöne und fein zugerittene Pferde werden aber bis zu 5000, ja 8000 Rubel bezahlt. Der Kaiser reitet meistens Englische Pferde. Die vorzüglichsten Russischen Gestüte sind zum Theil eingegangen, weil sie durch unverständiges Kreuzen verderben worden waren. Noch bestehen: das Orloff'sche (es gehört der Gräfin Orloff Tschesmensky) und das kaiserliche in Janow in Polen.

Wir fuhren nach Peterhof zurück, wollten ein Bad nehmen, fanden aber das Bassin (enclos) von schönen Damen besetzt. Der Oesterreichische General Biret war heute an der Marschalls-

tafel mein Nachbar zur einen Seite, Baron Rosen zur andern. Mehrere Adjubanten sprachen aus, wie sehr sie das ewige *Moeuvriren* ermüde. Man ging so weit zu sagen: *C'est bien heureux pour l'Europe que l'Empereur trouve plaisir à choisir ses champs de bataille si près de Pétersbourg, et qu'il s'amuse à changer pour sa personne six fois par jour d'uniforme, tandis qu'il pourrait en faire changer à l'Europe.* — Sie klagten: Man weiß hier nie eine Stunde vorher, was geschieht; immer sehr ermüdende Ueberraschungen. Für heute Abend erwartete man eine Alarmirung der Kadetten, aber sie unterließ, nicht weil die Menschen, sondern weil die Pferde müde waren. Damit doch Etwas gethan werde, endigte der Tag mit einem kleinen Feuerwerk: *très mesquin.*

9. August. Morgens schrieb ich Briefe; dann fuhr ich mit dem Prinzen in die Papierfabrik und Steinschneiberei, um einige Einkäufe zu machen; dann nach dem Schweizerhause, welches der Kaiser im Park hat erbauen lassen und wo sich alle Fremden einschreiben. Diner an der Marschallstafel; meine Nachbarn waren: der Russische Staatsrath und Dichter Joutowsky und der Oesterreichische Rittmeister Kral. Kral sprach über die in der Oesterreichischen Armee eingeführten Veränderungen. Nachmittags war Fasanenjagd, darauf Gouter in Nikolskoi, einem Russischen Bauernhause; hier hat der Kaiser schon mehrmals als Russischer Invalide die honneurs gemacht. Auch heute war er wieder sehr artig. Die Prinzessin von Oldenburg war gegenwärtig und ließ mich rufen. Sie war artig oder wollte es sein. Da sie wohl wußte, daß ich mit dem Herzog von Nassau, ihrem Vater, nicht mehr auf dem alten Fuße war, mußte die Conversation etwas genirt und steif ausfallen. Ich habe die Prinzessin seitdem nicht wieder gesehen, da sie sehr bald darauf durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt ward.

Nach dem Gouter war Alarmirung der Kadetten; sie mar-

schirten mit Kanonen, von dem Kaiser angeführt, aus ihrem Lager aus und stellten halbwegs Dranienbaum Vorposten aus. Die Aufstellung, welche der Kaiser selbst anordnete, war ganz in der Nähe des Landhauses, welches Frau von E. bewohnt, und der Kaiser brachte die Nacht — auf Vorposten zu. Ich war zu Fuß in Begleitung des Generals Kavelin, des Erziehers des Thronfolgers; ein sehr artiger Mann, von dem ich viele interessante Notizen erhielt, aber nicht über den Vorpostendienst, sondern über das Schulwesen, die Industrie und die großen Fortschritte, welche Rußland in der Civilisation macht. Doch mußte ich lachen, als er mir von *l'aptitude et les dispositions naturelles de la nation russe* sprach, und auf meine Frage: *dans quelle branche des sciences ou de l'industrie ont-ils fait le plus de progrès?* antwortete: *dans toutes les branches; car ils ont surtout le génie de l'imitation. Le génie de l'imitation*; eine ganz neue Art von Genie!

10. August. Rigot fuhr heute in Geldgeschäften allein nach Petersburg; ich machte eine Visite in Dranienbaum bei dem Großfürsten Michael, der mich zwei Stunden lang hielt; ich fuhr durch die Vorpostenkette der Kadetten. Die Conversation mit dem Großfürsten hatte die Cavallerie, die Dragoner und die Artillerie zum Gegenstand. Alles das *suo loco*. Ich konnte merken, daß der Großfürst Michael die Dragoner, das Werk des Kaisers, nicht so unbedingt gut hieß. Alle Appartements des Großfürsten sind mit Soldaten gespickt: gemalte, hölzerne unter Glas, — nicht etwa Kriegsscenen und Tableaux, sondern bloß Darstellung von allen Russischen Uniformen; sie sind eine Art von militärischem Modejournal oder Naturalien cabinet. Dieselbe Spielerei findet man auch in den Appartements des Kaisers, sowohl in Petersburg als in Czarsko-Selo. Es ist allzu lächerlich; doch sagte mir Suchtelen, daß diese Puppen unter Glas aus Berlin kommen.

Ich hatte ganz vertraulich neben dem Großfürsten Michael auf dem Kanapee gegessen, und er hat während der Unterredung ein paar Cigarren geraucht. Beim Abschied sagte er mir: Wir haben jetzt noch einige Tage Feldmanoeuvres, bei welchen ich als Friedensrichter auftreten muß; wenn das vorbei ist, müssen Sie mich in Pawlowsk besuchen.

Ad vocem „Friedensrichter“ will ich hier erwähnen, daß der Kaiser bei allen Feldmanoeuvres, wo zwei Corps gegen einander agiren, ein paar vornehme Generale zu Friedensrichtern, d. h. unparteiischen Schiedsrichtern, ernennt. Diese tragen grünes Laub auf den Hüften; aber ihre Functionen sind ganz null, da der Kaiser stets Alles selbst leitet und entscheidet.

Diner an der Marschallstafel, dann kaiserliche Bärenjagd. Diese muß ich erzählen. Frau von K. schließt gut; sie war also mit von der Partie — sie, die einzige Dame. Die Schützen standen um einen Zwinger; in diesen wurden zwei zahme Bären geführt, die schon lange in einem Käfig für dieses kaiserliche Vergnügen aufbewahrt wurden. Die Bären wurden, als sie in die Nähe der Frau von K. kamen, von dieser erlegt. Am Abend sprach Rigot von dieser Jagd mit einer Russischen Dame: Je ne savais pas que les dames Russes vont à la chasse des ours. Die Dame antwortete ganz schnlppisch: Oh cela n'est pas du tout Russe, cela est de Munic.

Abends war Soirée bei der Kaiserin; es wurden kleine Spiele gespielt, woran die kaiserliche Familie Theil nimmt. Man kann nicht einfacher und artiger sein. Ich sprach lange mit Mad. Baranow, welche mir mein ernsthaftes Gesicht vorwarf und darüber scherzte.

Ich fuhr „en ligne“ (ein eignes Russisches Fahrzeug, an dem nichts zu loben ist, als daß viele Personen darauf sitzen können) mit den Lords Paget, den Söhnen des Marquis Anglesey, nach Hause; wir wohnten unter demselben Dache in der maison

rustique. Diese drei Brüder haben mir gefallen; der älteste, Lord Paget tout court, Lieutenant-Colonel des gardes anglaises (blues), ist ein sehr schöner junger Mann; der zweite, Lord Clarence Paget, Capitaine de Vaisseau, ist viel geschiedter, sein Gesicht drückt das schon aus. Ich war ziemlich liirt mit ihm, wir waren oft Nachbarn bei Tische und er mußte mir seine Meinung über die Russische Marine sagen. Der dritte, Lord Edward Paget, ist noch ein junges Bürschchen. Ich hatte meine Freude an ihrer Englischen Ungenirtheit und Freimüthigkeit, sie grenzte oft an Insolenz; aber in Rußland gefiel mir das. Sie kamen fast immer in abgerissenen oder verschabten Uniformen zur Tafel, und am Russischen Hofe sprachen sie sich so derb aus über den König von Hannover, als nur immer ein radicales Blatt hätte thun können. Il mérite d'être pendu, et j'espère qu'il le sera; es stand ein halbes Duzend Russischer Adjudanten dabei, sie sagten kein Wort dazu. Ce sont les esclaves qui font les tyrans.

11. August. Es war Sonntag; ich hatte eine lange Conversation mit A., dem ich im Park begegnete. Er erzählte mir allerlei, von Kaiser Alexander unter anderen: Kaiser Alexander war von Saharpe erzogen; er war un peu idéologue (ein Wort, das die Russen gern gebrauchen). Saharpe hatte ihm besonders Haß gegen Adel und Aristokratie eingeflößt. Dasselbe ist auch ein wenig der Fall bei Kaiser Nikolaus, doch sucht er historische Namen zu heben, oder vielmehr nicht ganz sinken zu lassen; so noch neuerlich einen Suwarow, der derangirt ist.

Die Administration ist sehr vernachlässigt; die Justiz ist käuflich; ohne Geld und Einfluß kommt man nicht zu seinem Recht. In Rußland existiren keine Majorate wie in Polen; sie sind in Rußland nicht verboten, aber nicht gebräuchlich. Despotismus und strenge Censur; ein Beispiel fand ich heute in der Russischen Grammatik von Tappe. Am Ende dieser Gram-

matik ist eine Russische Geschichte in nuce, wo die bekanntesten Thatsachen verschwiegen oder ganz entstellt sind; z. B. sind Peter III. und Paul ganz natürlichen Todes gestorben; alle Hofrevolutionen sind hinter Phrasen maskirt; der Ruhm Russlands, seiner Armeen, wird über Alles erhoben. Dann war die Rede von der Confiscation der Polnischen Güter. Viele Russische Generale, unter Andern Czernitschew, haben daraus Dotationen bekommen. Wir fuhren nach Krasno-Selo, nahmen dort ein Frühstück ein und stiegen dann zu Pferde, um mit dem Kaiser à la tête bis spät in die Nacht an der Spitze der Avantgarde den Feind aufzusuchen. Alles das wird mit einem sérieux betrieben, das sehr komisch ist. Die fremden Gesandten, die aus courtoisie das Alles mitmachen, sind nicht bezaubert davon. Ich fuhr en ligne mit Graf Woronzow und Lord Clanricarde nach Hause. Clanricarde sagte zu Woronzow: To morrow we shall have an other exhibition? Antwort mit einem tiefen Seufzer: Good god yes!

Auch der Fürst der Kirgisen war wieder bei dem Manoeuvr; ich hörte bei dieser Gelegenheit, daß er seine directe Abstammung von Dschingis-Chan beweisen kann.

Die Manoeuvres gehen nicht nur über Stod und Stein, sondern auch über die Saatzfelder; aller so verursachte Schaden wird zwar geschätzt und vergütet, aber: Wer bezahlt die Vergütung? das Land; und dann ist es ein schlechtes Beispiel in einem noch unentwässerten Lande, wo von oben herab Achtung für das Eigenthum, Sparsamkeit und ein esprit conservateur an den Tag gelegt werden sollte.

Da die folgenden Tage die großen Manoeuvres zweier Corps stattfinden sollten (die gedruckte Disposition habe ich noch in Händen), soupirten wir früh in Alexanderskoi und begaben uns dann zur Ruhe.

12. August. Fortsetzung der Manoeuvres, Verfolgung des

Feindes, Cavallerie-Attaken auf Carrés &c. Unser Hauptquartier war in Kopscha, demselben Kopscha, wo Peter III. erdroffelt worden ist. Ich glaube, ein Fürst Variatinsky war dabei Hauptacteur; mit seinem Enkel habe ich in Kopscha an der kaiserlichen Tafel gespeist.

Während des heutigen Manoeuvres machte ich die nähere Bekanntschaft des Generals Jomini; er machte mir die confidence: er sei nicht eingeladen und habe kein Quartier, was ihn sehr in Verlegenheit setze, da er dieser Tage Abschied zu nehmen wünsche, um mit Urlaub nach Paris zu gehen. Er klagte über den Egoismus der Russen; er sei Général en chef, aber Niemand würde sich geniren, um ihm für eine oder zwei Nächte ein Plätzchen zu gönnen. Ich bot ihm an mein Zimmer zu theilen, was er nach mehreren Protestationen zuletzt annahm. Ich habe also zwei Tage mit ihm in einem Zimmer gewohnt und die Gelegenheit benützt um ihn plaudern zu machen. Die Conversationen waren lang und mannichfaltig; die interessantesten will ich kurz erwähnen. Doch vor Allem die Beschreibung des Mannes: Ein dürres Männchen; das Profil erinnert an das von Voltaire; ein gelber Teint; kleine schwarze, lebhaftige Augen; ganz Französische Manieren und Französische Lebendigkeit.

Jomini erzählte mir den Anfang seiner Carriere. Er war Lt.-Colonel suisse, ohne Anstellung in der Französischen Armee, aber als Volontair im Hauptquartier des Marschalls Ney beim Ausbruch der Campagne von 1805. Vor den Affairen von Ulm hatte Murat, unter dessen Befehl Ney sich befand, diesem eine Bewegung vorgeschrieben, die ganz streitig war mit den Instructionen Napoleons und mit allen Principien der Strategie. Ney hatte gehorcht und Napoleon davon Rapport gemacht; doch Jomini überredete seinen General die Disposition Murats zu ändern und mehr im Geiste Napoleons zu manoeuvriren, d. h. das linke Ufer der Donau besetzt zu behalten. Napoleon hatte kaum

den ersten Rapport von der falschen Bewegung Ney's erhalten, als er *franc étrier*, bloß von einem Adjubanten gefolgt, durch fürchterliches Wetter und Wege bei Ney ankam, um die Sache zu redressiren. Groß war seine Freude, als er hörte, daß es schon geschehen sei, und er ertheilte dem großes Lob, der die Veranlassung war, daß der Fehler gut gemacht wurde, ehe es zu spät war. So ward Jomini angestellt.

Dann erzählte mir Jomini, wie die Französischen Dragoner formirt worden seien. Nämlich im Lager von Boulogne, als man noch ernstlich an die *descente en Angleterre* dachte, habe Napoleon eine Division Cavallerie zu Fuß gebildet, um sie einzuschiffen, zuerst zu Fuß zu brauchen, und dann unter günstigen Umständen in England beritten zu machen. Der Ausbruch des Oesterreichischen Kriegs habe ihn genöthigt diese Truppe anders zu verwenden. Bei Elchingen hätten die Dragoner mittelmäßig gefochten, weil ihr Chef, der General Hautpoult, das Herz nicht auf dem rechten Fleck gehabt habe. Napoleon habe oft ein *engouement* für schöne Männer von martialischem Aeußeren gehabt; hier und mehrmals habe er sich darin betrogen; Hautpoult sei später in der Diplomatie verwendet worden.

Dann kam Jomini auf das Lager von Boulogne zu sprechen. Napoleon habe nur Linien-Evolutionen von höchstens einer Division (12 Bataillons) ausführen lassen, um den Soldaten *aplomb* und *Manoeuvrirfähigkeit* zu geben. Von großen Feldmanoeuvres habe er nichts wissen wollen: *Napoléon n'aimait pas les manoeuvres de guerre, et n'en faisait pas faire. Cela donne de fausses idées au soldat; cela lui apprend à céder à la supériorité du nombre. Comment voulez-vous qu'il y ait l'image de la guerre, lorsque l'élément principal, le moral, n'y est pas représenté.*

Ich fragte nach seiner Ansicht in der Orientalischen Frage; seine Antwort war ganz freimüthig: *l'uniforme que je porte*

m'empêche de vous répondre. Später gab er mir selbst zu verstehen, er habe eben jetzt dem Kaiser ein Memoire über die Orientalischen Angelegenheiten überreicht. Den Text kann ich errathen: Allianz Rußlands mit Frankreich, um so gemeinschaftlich les arbitres de l'Europe zu sein. — Quo semel est imbuta *) &c.

Tomini dient nun 25 Jahre in Rußland, aber er ist Franzose geblieben; auch hat er kein Wort Russisch gelernt. Tomini war, wie gesagt, sehr gesprächig, wie meistens alte Leute, die früher eine große Rolle gespielt haben, und nun von Geschäften entfernt sind. Er kam oft wieder auf den Orient zu reden, und immer schimmerte le partage durch. Dann sprach er von dem Feldzuge in der Türkei, den er mitgemacht hatte, und auch er ließ mich durchschauen, wie wenig der Kaiser die Eigenschaften besitze, um eine Armee gegen den Feind anzuführen. Dann von den unendlichen Schwierigkeiten des Türkentriebs, die sich auf drei Hauptpunkte zurückführen lassen: 1) mörderisches Klima, 2) schlechte Wege und Wassermangel, 3) Schwierigkeit der Verpflegung.

Das Klima ist den Europäern so verderblich, daß sehr bald Krankheiten entstehen, welche den größten Theil der Armee ins Hospital oder ins Grab liefern. Dyssenterie und Pest. Die Russische Armee hat in den zwei Feldzügen gegen die Türken, 1828 und 1829, 115,000 Mann verloren, davon 100,000 an Krankheiten. Die Armee war, als sie bei Adrianopel ankam, fast aufgelöst.

Wenige für Fuhrwerk brauchbare Wege, und diese werden

*) Q. Horatii Flacci Epistolae. I. II. 69.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem

Testa dia.

Lang bewahrt die Schale, mit dem einmal sie getränkt war,

Noch jenen ersten Geruch.

bei schlechtem Wetter grundlos; dabei im Ganzen Wassermangel, so daß die Lagerplätze ganz durch die wenigen Bäche und Quellen vorgeschrieben und bedingt sind.

Dann die Verpflegung, welche ungeheure Transportmittel erfordert. Man kann im Lande auf nichts rechnen. Die Türken sind an Mäßigkeit und Entbehrungen gewöhnt, bei welchen der Nordländer nicht bestehen kann.

Der General Jomini sprach auch freimüthig über des Kaisers Art zu arbeiten. Il veut tout décider lui-même, et cependant il ne peut pas tout connaître, ni tout voir. Il est donc obligé de se faire présenter des résumés sur lesquels il se décide. Il n'est pas facile de faire ces résumés avec la précision nécessaire, et de présenter les questions en peu de mots sous leur véritable point de vue. D'ailleurs cela prête à toute sorte de partialité et de malveillance. Celui qui a fait le résumé, peut toujours trouver une excuse pour les omissions ou le faux jour, sous lequel il a présenté une affaire. Exemples tirés des affaires personnelles au Gl. Jomini. — Ich merkte bald, daß Jomini mit dem Kriegsminister Czernitschew schlecht stehe.

Ich muß noch erwähnen, daß bei dem heutigen Manoeuvr General Benkendorf in einem Hohlwege unter sein Pferd gefallen ist, wobei ihm das Pferd einen Bruch getreten hat. Ich habe den General Benkendorf seitdem nicht wieder gesehen, auch keine Gelegenheit gehabt ihn vorher kennen zu lernen. Gefallen hat er mir nicht, er schien mich zu vermeiden. Sein Gesicht ist ausdrucksvoll, und ich habe überall nur sein Lob gehört. Er ist nämlich Chef der Genéb'armerie und der geheimen Polizei; dieses schwierige und widerwärtige Amt soll er mit großer Gewissenhaftigkeit und Delicateffe verwalten. Viele soll er warnen, bei dem Kaiser nie auf leichte Anzeigen hin Verdacht erwecken,

sondern vielmehr beschwichtigen. Er gehört unter die Personen, die dem Kaiser die Wahrheit sagen und sagen dürfen.

13. August. Heute war Ruhetag; es war dieser Tag ein Russisches Fest: la consécration de l'eau. Diese Weihe hat zweimal im Jahre statt, im Sommer und im Winter. Sie wurde in dem großen Teiche des Parks von Kopscha mit großer Feyerlichkeit vollzogen. Die Griechischen Geistlichen sehen mit ihren langen Bärten und reichen Gewändern von ferne sehr imposant aus, aber in der Nähe betrachtet haben ihre Physiognomien etwas rohes und gemeines. — Nach der Weihe machte ich mit Major Brauchitsch in dem schönen Garten von Kopscha eine lange Promenade, bei welcher wir dem Kaiser begegneten. — Kopscha gehört der Kaiserin und sie macht da die honneurs.

Es war große Tafel bei Hofe. Meine Nachbarinnen bei Tafel waren die Fürstin Variatinsky, eine geborne Gräfin Keller, und die Gouvernante der Großfürstin Olga, die, glaube ich, eine Engländerin ist.

Während des Dinens saß der Prinz Alexander neben der Großfürstin Olga; sie war ihm sehr freundlich und artig, aber je mehr sie sich ihm näherte, desto kälter war er, desto mehr zog er sich zurück. Wir Beide, die Gouvernante nämlich und ich, mußten unwillkürlich darüber lachen, ohne uns doch gegenseitig über unsere Bemerkungen auszusprechen.

Abends war bei Hofe wieder Ball und Souper. Ich machte eine Partie Schach mit einem alten Russischen General; beim Souper war der Englische General Arbuthnot mein Nachbar; er hat in Amerika gedient, d. h. in Canada gegen die vereinigten Staaten.

Ich muß nochmals der zuvorkommenden Artigkeit der meisten Russischen Offiziere erwähnen; sie sind durch alle Rangklassen und, mit sehr seltenen Ausnahmen, höflich gegen die Fremden

und suchen mit ihnen in Berührung zu kommen. Sie sehen es aber gern, wenn man sie zuerst anspricht.

General Arbuthnot sprach viel über England und den Herzog von Wellington; er werde alt. Arbuthnot schien mir selbst nicht *de première force* und nicht schlau genug, um ein Englischer Kundschafter zu sein.

14. August. Großes Manoeuvre und große Schlacht, wobei aber Regenwetter eintrat; wir blieben in der Traufe stehen. Da sich alle diese Manoeuvres gleichen, will ich dabei nicht verweilen. Ich galoppierte überall herum, um die verschiedenen Dispositionen zu sehen, wobei man mir manchmal zurief: *Eh bien Colonel, est-ce que vous n'en avez pas encore assez des manoeuvres?* Auf allen Gesichtern war der Ueberdruß zu lesen.

Ein kleines Intermezzo muß ich doch erzählen. In einem Gestrüppe überfielen die Kosaken die Linie der Tscherkessen. Ein Tscherkesse stürzte mit dem Pferde und lag besinnungslos. Seine Kameraden legten ihn auf den Rücken, einer spie ihm ins Gesicht, während ein anderer mit dem Dolche in der Hand einen Kreis um ihn auf der Erde beschrieb. Nach dieser Ceremonie luden sie den Mann auf einen Ambulanzwagen, — er kam nach und nach wieder zu sich. Großfürst Michael, der bei dem Sturze zugegen war, rief aus: *Haha — voilà ces hordes barbares dont on dit qu'elles vont se ruer sur l'Europe. En attendant elles se ruent sur elles-mêmes.* Als der Tscherkesse aufgeladen war, sagte der Großfürst Michael zu dem Feldscherer: *quomodo valet?* Aber der gute Feldscherer machte eine stumme Verbeugung, er verstand die lateinische Phrase nicht.

Während des Manoeuvres besuchte ich auch mit dem Preussischen Major Brauchitsch ein paar Bauernhäuser. — Welches Elend! In einem fand ich eine hübsche, ja eine merkwürdig schöne junge Frau, die einzige schöne Bauernfrau, die ich in

Rußland gesehen habe; aber offenbar von fremder Abkunft; ein blondes Madonnengesicht.

Der Kaiser blieb bis in die Nacht in einem Platzregen stehen, um das Resultat einer Bewegung abzuwarten, die er nicht sehen konnte. Erst als er die Meldung erhielt: eine gewisse Colonne sei auf gewisser Höhe angekommen, und demzufolge habe der Feind sich zurückgezogen, rief er selbstzufrieden aus: *Je m'y attendais, voilà le résultat que je voulais obtenir; l'affaire est gagnée, retournons au quartier général.*

Während dieses beau résultat im Regen abgewartet wurde, erzählte ich den Herren, die sich über das ewige Einerlei beklagten, die Geschichte des alten Franzosen, der eine junge Frau geheirathet hatte. Die Gruppe lachte so laut auf, daß der Kaiser sich umkehrte und fragte, was es gebe? Jemand antwortete, ausweichend.

Bei Tafel war ich der Nachbar des Fürsten Woldchonsky und seines Sohnes. Er sprach mit mir ziemlich freimüthig über die Englische Politik und ließ deutlich seinen Haß merken. Fürst Woldchonsky ist le ministre de la maison impériale; seine Titel stehen im Almanach de la cour, den ich mitgebracht habe. Er bekleidete diesen Posten schon unter Kaiser Alexander und es wird ihm als Verdienst angerechnet, an diesem verschwenderischen Hofe große Ersparnisse eingeführt zu haben; doch soll er nicht intègre sein und gilt auch für falsch. Er war mir stets ausnehmend artig. —

Nach dem Diner besah ich in Bekleidung des Generals Jomini die Treibhäuser von Kopscha, die sehr groß sind und auch die Reputation haben vortreffliche Früchte zu liefern. Zu dem Luxus der Russischen Tafel gehört, daß sich in allen Jahreszeiten eine Profusion der seltensten Früchte darauf befinden muß; die Ananas, die Trauben, die Kirschen, die Pfirsiche, die Erdbeeren, die Melonen dürfen im ganzen Jahre nicht ausgehen. Diese

Früchte werden theils in den Treibhäusern erzeugt, theils mit ungeheuern Transportkosten aus den südlichen Provinzen bezogen.

Abends war Concert und Souper bei Hofe; Madame Kossifang Deutsche Lieder. Beim Souper saß ich einem Russischen Obersten gegenüber, der frappant dem Kaiser Alexander gleicht, er heißt Nebenbaum.

15. August. Wir machten uns unter fürchterlichem Regen auf den Weg, um der großen Schlacht beizuwohnen, welche heute geliefert werden sollte; aber bei dem abscheulichen Wetter wurde das Manoeuvre abbestellt. Wir fuhren nach Hause; ein paar Stunden später, als der Regen aufgehört hatte, defilirten die Truppen an dem Palais von Kopscha vorbei. Ich war erstaunt zu sehen wie sie, trotz des durchweichten Bodens, gut aufgeschlossen, mit raschem Schritt und fröhlicher Laune defilirten. Nur machte ich die Bemerkung, daß sehr wenige Offiziere dabei waren, höchstens 6 oder 8 in einem Bataillon. Ein alter General, dem ich eine Stunde darauf begegnete und der die Distributionen besorgt hatte, gab mir den Aufschluß; er sagte: Ja, unsere Soldaten sind immer guter Laune, wenn sie Schnaps genug zu trinken haben. Kurz ehe sie am Palais vorbeimarschirt sind, ist er reichlich ausgetheilt worden.

Offiziere sind überhaupt wenige in der Garde; man hat Mühe sie vollzählig zu erhalten, weil ein bedeutendes Vermögen dazu gehört. Ein Offizier der Infanterie der Garde muß wenigstens 5000 Rubel, ein Offizier der Cavallerie 15,000 Rubel Einkünfte haben, ja bei den Chevaliers Gardes noch mehr. Die Herren machen es sich auch bequem; sie haben alle mehrere Equipagen, und viele hatten sich an jenem Morgen vor dem Defiliren derselben bedient, um nach Hause zu fahren. Der Train der Garderegimenter ist unglaublich; eine unabsehbare Reihe Wagen.

Es war Dejeuner und Diner bei der Kaiserin. Sie ist trotz ihrer leidenden Gesundheit dieser Tage mehrmals durchnäßt

worden, da sie den Manoeuvres gern beivohnt und dieser alten Gewohnheit nicht entsagen will. Morgens vor dem Dejeuner sang Gräfin Koffi wieder mehrere Deutsche Lieder.

Meine Nachbarinnen bei Tafel waren Mlle. Frederiks und Madame Kelliboff. Beim Dejeuner war es Mad. Paschkoff gewesen — prekrasna — eine sehr lebhaft Schöne.

Wir fuhren heute Abend nach Peterhof zurück. Wir hatten in Kopscha etwas theatralisch gekleidete Bauernmädchen, welche die Zimmer reinigten. Da unsere Abfahrt sich etwas verzögert hatte, waren wir noch Augenzeugen, wie diese Schäferinnen ihren Putz aus-, und ihre Alltagslumpen anziehen mußten. In Rußland ist gar Vieles Schein und Täuschung, von den gemalten Dörfern und Decorationen des Fürsten Potemkin des Cauriers bis zu den Schäferinnen von Kopscha.

16. August. Morgens war Ruhe. Rigot und ich benutzten den Morgen, um die Deutsche Colonie bei Peterhof zu sehen, welche Kaiser Alexander gestiftet hat. Die Häuser sind von Holz, alle nach demselben Plane gebaut und reinlich gehalten. Die Colonisten vermietthen gewöhnlich im Sommer ein paar Zimmer an Fremde. Die Deutsche Sprache ist noch rein und angenehm, aber die Erinnerungen an die Heimath sind verlöscht, da es schon die zweite und dritte Generation ist; Kaiser Alexander hat diese Colonisten nämlich nicht aus Deutschland, sondern aus Colonien im Innern von Rußland bezogen. Sie sind Lutheraner und haben einen Geistlichen; so weit man ihrer Aussage trauen darf, sind sie mit ihrem Zustande zufrieden; sie sollen Württembergischer Abkunft sein; Hafer- und Kartoffelbau ist der Haupterwerbszweig; neue Ansiedler sind zehn Jahre lang frei von Abgaben und vom Kriegsdienst verschont; für die Kinder ist eine Deutsche Schule errichtet. Die Häuser, welche der Kaiser Alexander hat erbauen lassen, haben 7000 Rubel gekostet, mit den Nebengebäuden. Ein Pferd für den Ackerbau kostet 200—250 Rubel.

Das freundschaftliche Verhältniß zum Erzherzog Albrecht ist im Zunehmen. Dieser beklagt sich, daß Prinz Alexander gar nicht Deutsch mit ihm reden will. Prinz Alexander giebt seinen Haß gegen alles Deutsche zu erkennen: Dans ma famille je me regarde comme en pays ennemi, parceque j'entends toujours parler allemand. Er erklärt, daß er nur drei Tage in Berlin bleiben will.

Erzherzog Albrecht fuhr heute nach Petersburg, um das Institut der demoiselles nobles und das Naturalien cabinet zu sehen; er hatte dem Prinzen Alexander die Propositiön gemacht ihn dahin zu begleiten, aber dieser weigerte sich: Je n'y entends rien, je ne veux voir que les institutions militaires; je n'aime que les grenadiers. Je réponds: Vous allez voir une fonderie de canons; allez donc voir l'institut des demoiselles, — c'est une fonderie de soldats; et puis au musée d'histoire naturelle il y a un grenadier antédiluvien pétrifié qui est très remarquable. — Scherze läßt er über sich ergehen, aber er beharrt bei seinem Eigensinn.

17. August. Morgens frühe fuhren wir mit dem Erzherzog und seiner Gesellschaft nach Czarsko-Selo, dem Russischen Versailles. Wir haben dort gesehen:

1) Den alten Palaß, noch voll Erinnerungen an den Kaiser Alexander (der jetzige Kaiser bewohnt ihn nie). Alexanders Zimmer, noch ganz wie er sie bewohnt hatte; seine Kleider, Hut, geflickte Stiefeln; sein Bett, das aus einem Strohsack besteht; seine Toilette mit den vielen Scheeren; sein Arbeitszimmer mit allen Heiligenbildern und souvenirs de dames, die ihm lieb waren; seine Handbibliothek, eine Mischung von Frommem, Frivolem, Politischem und Mystischem; als da sind: Gebetbücher, Gesangbücher, nouvelles écrites par une de ses maîtresses, histoire des Jacobins, des Illuminés, des sociétés secrètes en Allemagne &c. Obgleich alles das ganz so liegen geblieben

ist, wie er es hinterlassen hat, ist doch sein Andenken sehr vermischt. Viele Frauenporträts auf seinem Tische hätte ich beinahe vergessen. Auch stehen in seinem Zimmer einige Vasen, auf welchen glorreiche Erinnerungen aus seinem Leben, z. B. der Einzug in Paris, gemalt sind. Aus Bescheidenheit oder christlicher Demuth ließ er die Vasen so umdrehen, daß die Abbildungen gegen die Wand gekehrt sind.

Die Zimmer der Kaiserin (Gemahlin Alexanders) und der Kaiserin Mutter.

Dieser Palast enthält einen Prunksaal, in dem 1000 Personen speisen können; ein anderes Zimmer ist ganz in Bernstein ausgelegt; wieder ein Saal enthält Gemälde aus der Geschichte Rußlands, z. B. mehrere Darstellungen der Schlacht von Pultawa und andere Scenen aus den Kriegen Peters des Großen, — wer kann sich auf Beschreibungen einlassen!

2) Dann sahen wir das neue Palais des Kaisers Nikolaus. In seinen Appartements stugte ich wieder über die vielen Soldaten, Uniformen und Reiter in Nürnberger Arbeit unter Glas; es ist zu kindisch! Dann sahen wir da eine kleine Artillerie-Modellkammer, welche die Artillerie aller Nationen darstellt. Viele Schlachten und Affairen der neueren Zeit.

3) Einen Thurm, den der Thronfolger gewöhnlich bewohnt.

4) Das Arsenal oder die Rüstkammer des Kaisers, für welche er einen eigenen gothischen Thurm hat erbauen lassen. Dieses Arsenal enthält sehr schöne und interessante Waffen aus dem Mittelalter, sowohl Europäische als Orientalische. Doch sind die Rüstungen der statues équestres manchmal etwas heterogen zusammengesetzt. Das Arsenal enthält viele historische Erinnerungen, die das Blut wallen machen —

— *είσομεν, ἀχνύμενοι περ,*

θυμόν ἐνὶ στήθεσσι φίλον δαμύσαντες ἀνάγκη.)*

*) — Doch lassen wir das, wenn's auch schmerzt,
Wändigend, weil's sein muß, in männlicher Brust das Gemüthe.

der Helm des Bayard; die Masken Peters des Großen und Karls XII. nach ihrem Tode abgedruckt. Sehr viele aus Polen geraubte Merkwürdigkeiten: der Säbel des Stephan Batory, des Sobiesky, des Kosciuszko. Waffen und Sattelzeug von dem Kronprinzen von Schweden dem Kaiser Alexander, und von dem Sultan Mahmud dem Kaiser Nikolaus geschenkt. Die letzteren sind sehr geschmackvoll und strotzen von Diamanten. Dann findet sich da ein Toilettenkästchen aus dem Mittelalter; es enthält fast dieselben Colifichets als unsere heutigen, nur in alterthümlichen Formen.

Auf der neuen Eisenbahn (von Petersburg über Czarko-Selo nach Pawlowsk) fuhren wir nach Pawlowsk. Graf Bobrinsky, Hauptactionär und Director der Eisenbahn, machte die honneurs. Dieser Graf Bobrinsky, ein artiger Mann, ist Enkel der Kaiserin Katharina II. Katharina hatte von Gregor Orloff einen Sohn — Bobrinsky. Die Kaiserin wollte diesen Sohn heben, denn sie liebte ihn sehr; er war aber so gänzlich unfähig, daß nichts für ihn zu thun war als ihn reich zu machen. Der Graf Bobrinsky, der uns heute empfing, ist also Katharina's Enkel; er ist sehr instruirte und auch reich, hat aber den bedeutendsten Theil seines Vermögens in die Eisenbahn gesteckt. Die Anlage (von Gerstner) soll kostspielig und fehlerhaft sein, so daß man zweifelt, ob die Capitalien sich rentiren werden.

In Pawlowsk sahen wir den Palast des Großfürsten Michael, der sehr groß ist und von einem schönen Park umgeben. Der Park von Pawlowsk ist mehr von der Natur begünstigt als der von Czarko-Selo, wo die Kunst Alles gethan hat und noch thun muß; daher ein Maler den Witz machte: In Pawlowsk rufe ich aus: o Natur, wie schön bist Du! — in Czarko-Selo sage ich: Gnädige Frau Natur, wie schön sind Sie! —

Im Palais von Pawlowsk sind noch sehr viele Erinnerungen an den Kaiser Paul; Alles hängt voll Familien-Portraits. —

Man sieht da noch Bildhauerarbeiten der Kaiserin Marie; es ist da auch eine schöne Bibliothek; — das „Schön“ gilt hier dem Local, das eine sehr gut erleuchtete Galerie ist. Von den Büchern habe ich nur einige Curiosa gesehen, z. B. die Originalsammlung von Lavator; die verschiedenen Physiognomien sind von seiner eignen Hand charakterisirt.

Wir haben heute in Czarsko-Selo auch die Eremitage gesehen, wo Katharina ihre parties fines hatte. Während dem Diner war kein Bedienter zugegen; man schrieb auf einen Teller, was man verlangte, und gab ein Zeichen; durch einen Mechanismus stieg der Teller hinab in die Küche oder ans Buffet, ward servirt, und stieg dann mit der verlangten Speise wieder hinauf an die Tafel. Die Maschinerie besteht noch, und wir haben uns amüsirt, die Teller auf- und absteigen zu lassen; sie kamen aber immer leer wieder.

In Pawlowsk sahen wir in einem abgelegenen Theile des Parks das Monument, welches die Kaiserin Marie dem Kaiser Paul gestiftet hat. In einem Griechischen Tempel steht das Mausoleum, — eine über einer Urne weinende Frau; wenn ich nicht irre, mit der Inschrift: Dem besten Vatten!

Das Baurhall in Pawlowsk ist im Sommer, seitdem die Eisenbahn existirt, le Rendez-vous du beau monde. Im Baurhall ist ein Französischer Restaurateur, bei dem man excellente Diners macht.

Im Rückwege sahen wir noch in Czarsko-Selo die Meierei, oder Schweigerei, — oder Holländererei, — oder Tyrolerei; — nämlich ein Meierhof, in welchem sehr schönes Schweizer, Holländer und Tyroler Vieh gehalten wird. Die Reinlichkeit des Milchellers macht Appetit, und wir haben von Rahm und Butter und schwarzem Brod gekostet.

In einer künstlichen Ruine des Parks von Czarsko-Selo befindet sich auch der Christus von Danneder. Kaiser Alexander

hatte die Statue bestellt, um sie in einer Kirche aufzustellen; er hatte nicht daran gedacht, daß der Griechische Ritus keine Statuen, sondern nur Gemälde in den Kirchen duldet; man mußte daher dieses Local für die Statue Danneders bauen. Die Statue hat keinen großen Eindruck auf mich gemacht; die Haltung ist zwar edel, aber der Ausdruck des Gesichts ist nicht ideal, er hat nichts Erhabenes, sondern er ist eben nur ein schöner jugendlicher Judenkopf.

In demselben Park von Czarsto=Selo sahen wir noch die Rosstralsäule zum Andenken an den Sieg von Tschesme, wo die Türkische Flotte von den Russen verbrannt worden ist. — Katharina gab dem Orloff die Ehre des Siegs, obgleich er ganz der Geschicklichkeit eines Englischen Seemanns zu danken war, der unter Orloff die Flotte der Russen befehligte.

Endlich noch die fontains de Perrette; — an einer Quelle ist Perrette in Bronze; — neben ihr der zerbrochene Milchtopf, mit dem sie ihr Glück machen wollte; es ist eine Idee des Kaisers Alexander.

Wir fuhren Abends nach Czarsto=Selo, wo am andern Tage große Parade sein sollte.

18. August. Morgens fuhren wir ins Lager; es war das Fest des Regiments Preobrajensky und der ganzen Artillerie; zugleich der Geburtstag der Großfürstin Marie. Nach dem Gottesdienste war Parade; nach der Parade ließ der Kaiser die Ordonanzen zu Pferd — (17 Offiziere, 17 Unteroffiziere und 17 Gemeine von verschiedenen Regimentern) reiten; in drei Gliedern mit geöffneten Reihen und Gliedern, — in allen Muren ꝛ. — Darauf Schießen der Tscherteffen und Muselmänner nach einem Stück Papier auf der Erde, an dem sie im Galopp vorberitten. Nach der Parade schrieb man sich bei der Großfürstin Marie ein.

Darauf hatte ich in Alexanderstoi eine lange Conversation über den Kaiser Alexander und sein Verhältniß zur Mad. Ka-

rischkin. *Relata refero* — vielleicht könnte ich die Namen verwechseln oder nicht richtig schreiben.

Kaiser Alexander behandelte seine Frau mit Achtung und hatte auch Freundschaft für sie; aber die Kaiserin war nicht klug genug oder zu sehr Weib, um seine kleinen Untreuen zu verzeihen oder keine Kenntniß davon haben zu wollen. Sie boudirte, resuftrte, und so gewöhnte sich der Kaiser an die gänzliche Trennung. Er attachirte sich an Madame Narischkin, eine Polin, ich glaube geborne Tschetwertinska, wie der Erzähler sagte: *Polonaise, donc belle, gracieuse et intrigante*. Er hatte von dieser eine einzige Tochter, lebte mit ihr wie mit seiner Frau, und brachte seine Abende bei ihr zu. Einstens überraschte er Madame Narischkin in den Armen des Grafen Branitzky. Dieser klagte sich an, machte den Zerfnirschten, sagte, er wolle sich auf ewig aus dem Antlitz des Kaisers verbannen u. Der Kaiser ganz gelassen: *Comte Branitzky, ma voiture est à la porte, suivez-moi*. Und als sie zusammen im Wagen saßen, fuhr der Kaiser fort: *Vous avez détruit mon bonheur domestique, — mais ne craignez rien, — je ne veux pas même que vous vous éloigniez de la cour. Vous avez fait votre métier d'homme, et à votre place j'aurais peut-être fait autant, je vous pardonne. Quant à Madame Narischkin, elle m'a trahi, je ne puis plus l'aimer ni l'estimer; mais parcequ'elle est la mère de mon unique enfant, je ne veux pas la quitter. Diese Tochter starb, als sie elf Jahre alt war; der Kaiser sah das als eine Strafe des Himmels an und wurde bigott und mystique. Der Tod der Tochter zerriß das Band, das ihn an Madame Narischkin knüpfte. In den folgenden Jahren hatte er nur noch *petites-filles*, die er oft wechselte, und die mit den schweren Busübungen Hand in Hand gingen. „*Petites-filles de toutes les nations,*“ sagte mein Erzähler.*

Kaiser Alexander war in den letzten Lebensjahren sehr melan-

chologisch und mißtrauisch geworden; er wollte öfters abdiciren. Bei den Russen hat ihm am meisten geschadet sein Manifest an die Polen, worin er ihnen eine Constitution gab, sie den Russen zum Muster hinstellte, und diesen versprach, wenn sie sich dessen würdig zeigten, sollten sie auch einmal eine Constitution haben. Nach den Opfern und Siegen der Jahre 1812 und 1813 konnten die Russen ihm das nicht verzeihen.

Von Suchtelen hörte ich heute, wie einst Sweaborg genommen wurde. Sweaborg war sehr stark und hatte eine gute Besatzung. Die Russen hatten kein Belagerungsgeschütz, aber sie errichteten 14 Batterien, wovon nur eine bewaffnet war. Die Schweden parlamentiren und ergeben sich. „*Femme qui écoute et ville qui parle, bientôt se rendent,*“ — so schrieb der belagernde General, Suchtelens Vater, an den Kaiser, der ungeduldig war, daß die Belagerung sich in die Länge zog, und von den unzureichenden Mitteln nichts wußte.

Es war großes dîner-gala in Krasno-Selo; mehrere hundert Personen speisten in Gegenwart der kaiserlichen Familie, fast alle Militärs; der Kaiser brachte die Gesundheit der Artillerie und des Regiments Preobrajensky aus. Nach der Tafel fuhr Prinz Alexander mit Suchtelen nach Peterhof, Rigot und ich blieben im Lager und benutzten den Nachmittag, um das Cavallerielager, die Grenadiers à cheval und die Ischerkessen im Detail zu sehen. Das ist so leicht nicht; man muß gleichsam entwischen, sonst wird man geführt und bekommt eben nur das zu sehen, was man zeigen will und was for the show aufgestuzt ist.

Wir sahen also im größten Detail die Ausrüstung und Packordnung eines Grenadiers zu Pferde; auch die Einrichtung des Cavallerielagers. In diesem sind kleine Dächer, etwa 3 Fuß hoch über der Erde, unter welchen Sattelzeug und Fäume vor dem Regen gedeckt sind. Ein Rittmeister, den wir auf Gerade-

wohl angesprochen hatten, war so gefällig uns Alles zu zeigen. Als wir mit dieser Inspection beschäftigt waren, kam General Ignatiow zufällig dazu (er ist dem Prinzen von Leuchtenberg ad latus gegeben) und schien sehr verwundert uns da zu finden. Aha Messieurs, vous voilà occupés à espionner notre camp, sagte er lächelnd; doch hat er gewiß Rapport davon gemacht. Die Pferde erhalten nur 2 Pfund Stroh des Tags, dagegen Hafer im Ueberflus.

Von da gingen wir ins Lager der Tschertessen und Musketenmänner. Wir suchten den Offizier auf; er ist von den Ufern des Teret gebürtig (ein Tschetschenze), spricht gelaufig Französisch, und wir fanden ihn beschäftigt den Gil Blas zu lesen. Ein Neger bediente ihn, und zwar ein Neger aus Abyssinien. Die Reiterei, welche in der Russischen Armee Tschertessen vorstellen soll oder so genannt wird, sind keine Tschertessen, sondern sie ist aus Leuten anderer Völkerschaften vom Ufer des Kaspiischen Meers und aus den Russischen Provinzen südlich vom Kaukasus zusammengesetzt. Ihre Physiognomien sind sehr verschieden, aber fast alle merkwürdig ausdrucksvoll. Die Meisten sind Edelkute, oder was dort so heißt; sie werden von den Fürsten zum Dienst überredet, und sind eigentlich eine verblümete Art von Geiseln. Sie werden gut behandelt, gut bezahlt, mit Exerciren und Kamaschendienst nicht geplagt, sondern man erlaubt ihnen ganz nach ihren Sitten und Gewohnheiten zu leben. Nach drei Jahren gehen sie gewöhnlich nach Hause und werden durch andere ersetzt. Es sind nur ein paar hundert Mann bei der Garde, und ein paar hundert in Warschau bei dem Fürsten Paskevitsch. Wir fanden heute einen ganz jungen, eben angekommenen, der das Heimweh hatte. Sie nehmen kein Geld an, verkaufen auch nichts von ihrer Waffenrüstung, obgleich es ihnen nicht verboten ist. Sie haben große Sorge für ihre Pferde, die sie sehr warm halten und sorgfältig zudecken. Ihre Pferde sind von sehr ver-

schiedenen Racen; die Muselmänner reiten alle Hengste und haben eigene Bediente, welche die Pferde besorgen. Ihre Waffen sind schön und oft reich, viele sind sehr alt, wie man glaubt zum Theil noch aus den Zeiten der Kreuzzüge. Sie tragen jetzt



Panzerhemden (cottes de maille) und Helme (spitze, es ist eine Alt-Orientalische Form), etwa von nebenstehender Form. Sie haben vortreffliche, sehr elegante und ganz leichte Sattelböcke (Ungarische). Die Säbel und Dolche haben keine Parirstange; Alles ist leicht und in hölzernen Scheiden, so daß die Waffen beim Reiten keinen Lärm verursachen. Die Gewehre, welche

sie en bandoulière über die Schulter tragen, sind in tuchernen oder silzernen Futteralen. Wer sein Gewehr aus dem Futteral zieht, ehe er auf Schußweite dem Feinde genahet ist, wird ausgelacht. Die Flinten sind sehr leicht und haben ganz dünne Kolben. Ihre Pferde sind nur mit ganz leichten Trensen gezäumt; anstatt der Sattलगurte haben sie drei ganz dünne, feine, lederne Riemen mit Schnallen; Rissen auf dem Sattelbock. Sie tragen spitze Pelzmützen, über welche der Helm gestülpt wird. Ihre Kleidung ist bunt, reich und elegant; sie lieben helle glänzende Farben; doch hat man ihre Kleidung modificirt und sie uniformirt. Sie haben herabhängende, aufgeschlitzte Ärmel; Kasstan, Unterkleid und Hosen, jedes von einer andern Farbe, aber, bei Allen derselben Völkerschaft, gleich. Neue Ankömmlinge bieten noch größere Verschiedenheit dar. Sie haben keine Patronentaschen,



zende Farben; doch hat man ihre Kleidung modificirt und sie uniformirt. Sie haben herabhängende, aufgeschlitzte Ärmel; Kasstan, Unterkleid und Hosen, jedes von einer andern Farbe, aber, bei Allen derselben Völkerschaft, gleich. Neue Ankömmlinge bieten noch größere Verschiedenheit dar. Sie haben keine Patronentaschen,

sondern tragen loses Pulver in Büchsen, für welche sie auf der Brust kleine Säcke oder Etuis haben, wie auf umstehendem Unterkleid angedeutet.

Es hielt schwer, sich mit diesen Leuten verständlich zu machen; ich blieb ein paar Stunden bei ihnen und suchte ihre Zuneigung zu gewinnen; in der Folge grüßten sie mich auch immer sehr freundlich, wenn ich bei ihnen vorbeiritt.

19. August. Große Revue und Parade in Kasno-Selo. Defiliren der Infanterie in Regimentcolonnen; Defiliren der Cavallerie in allen Muren.

Der Prinz Alexander erhielt heute durch den Niederländischen Geschäftsträger Gevers sein Brevet als General; ich wurde durch einen Brief des Vaters erfreut, und ferner brachte Gevers ein paar Zeitungen; das ist in Rußland eine Seltenheit; man bekommt da Alles am Hofe, nur keine Zeitung. Die Censur ist so streng, daß selbst aus der Preussischen Staatszeitung Stücke ausgeschnitten oder mit schwarzer Farbe übertüncht werden. Ich habe später in Berlin bei Hofe darüber lachen hören; für mich war heute das Journal de la Haye ein Lächerbissen.

20. August. Morgens machte ich einen Spaziergang mit Prinz Alexander. Diner an der Marschallstafel, wo Fürst Wasilzickoff und Fürst Wrede, zwei Adjutanten des Kaisers, neue Ankömmlinge waren; sie kehrten eben von Missionen zurück. Die Adjutanten des Kaisers werden beständig zu Missionen gebraucht; sie müssen immer reisefertig sein; und wenn sie heute aus Polen zurückkommen, können sie den andern Tag nach dem Kaukasus gesandt werden, das ist gar nichts Seltenes. Sie werden besonders viel gebraucht, um die Rekrutenaushebung in den Provinzen zu controliren, und die Unterschleife und Bestechungen, welche dabei so häufig vorkommen, zu verhindern. Sie sollen da sehr viel Nutzen gestiftet haben.

Nachmittags war Feldmanoeuvre der Kadetten, die heute das

Lager verließen. Die Kadetten schlugen mehrere Cavallerieattaken ab und bestürmten das Dorf Strelna. Die jüngsten Großfürsten marschirten mit den Kadetten, mit Gewehr und Patrontasche. Die Kaiserin und Großfürstin Olga waren dabei zu Pferde gegenwärtig.

Abends war Souper in dem Bauernhause, Kreith genannt. Hier sah ich zum ersten Male den Grafen Nesselrode, noch rüstig und in guten Jahren, aber klein und unansehnlich. Wir speisten an kleinen Tischen; an dem meinigen saß der Kriegsminister Czernitschew, der sich heute herabließ von seinen Feldzügen und seinen Verhältnissen zu Napoleon zu erzählen. Ziemlich freimüthig über Brede, den er in Gegenwart eines Bayerischen Offiziers mit einigen circonlocutions diplomatiques kritisirte, besonders in Beziehung auf die Schlacht von Hanau. Er habe ihm gerathen gehabt, das Desfilé von Gelnhausen zu besetzen.

Dann von Kaiser Alexander. Er sei zugegen gewesen, wie der Kaiser Alexander die Französischen Marschälle auf deren dringendes Gesuch dem König Louis XVIII. in Compiègne vorgestellt habe. Dann von Marschall Ney. Czernitschew (was mich von ihm und an dieser Stelle wunderte) tabelte, daß man das Urtheil am Marschall Ney executirt habe.

Czernitschew hat Napoleon nach seinem Falle nicht wieder gesehen; er war erst bestimmt, ihn nach der Insel St. Helena zu begleiten; aber aus Delicately wollte es Kaiser Alexander nicht; er bestimmte dazu einen General, den Napoleon zur Zeit seines Glanzes nie gesehen hatte.

Czernitschew wurde warm, erzählte seine Bekanntschaft mit Napoleon und wie er von Russischer Seite zur Zeit der Schlacht bei Aspern im Hauptquartier des Kaisers Napoleon gewesen sei. Es sei dies vielleicht das einzige Mal gewesen, wo Napoleon ganz den Kopf verloren und alle Hoffnung aufgegeben habe. Czernitschew wollte das eben umständlich erzählen, als er durch

das Aufstehen des Kaisers unterbrochen wurde; ich bedaure es sehr. Uebrigens hat die selbstgefällige Eitelkeit dieses Czernitschew ihres Gleichen nicht.

Abends hatte ich wieder mannichfaltige Conversationen, und hörte wiederholt, der Kaiser sei sehr empfindlich gewesen, daß die fremden Prinzen nicht zur Hochzeit der Großfürstin Marie gekommen seien, um so mehr da die Heirath überall ungern gesehen worden sei, auch besonders von der Russischen Geistlichkeit.

Suchtelen war kurz zuvor, aus Italien zurückkommend, in Wien und bei Fürst Metternich gewesen. Die Fürstin Metternich hatte mit ihrer impertinente franchise zu ihm gesagt: Wie ist es möglich, daß der Kaiser diese abscheuliche Heirath hat zugeben können! — Suchtelen sagte: der Kaiser habe dem Wunsche seiner Tochter nachgegeben. — Sie: *Chez nous on fouette les filles qui n'obéissent pas. Et puis ce détestable voyage en Suède, pour rendre visite à ce roi parvenu etc.* Sie machte es so arg, daß Suchtelen ihr eine derbe Antwort gab, die ich vergessen habe, und den Salon verließ. Am andern Morgen kam Fürst Metternich in Person zu ihm, machte Entschuldigungen und lud ihn zum Essen ein.

Man hält hier den Herzog von Leuchtenberg für einen Einfaltspinsel; aber sie, die Großfürstin Marie „a beaucoup d'énergie; elle a du toupet; c'est le père en cotillon.“ Das sind hier gewöhnliche Ausdrücke.

Folgender Vorfall beweist, wie der Kaiser überhaupt auf Etiquette sieht, insbesondere aber, wo es dieser Tochter gilt. Der Kaiser sprach auf einem Balle mit dem Oesterreichischen Ambassadeur Ficquelmont, als ihn ein neuer Kammerherr der Großfürstin Marie unterbrach und zum Grafen Ficquelmont sagte: *Madame la duchesse de Leuchtenberg vous prie, Monsieur l'ambassadeur, de lui faire l'honneur de danser la polonaise avec elle.* — Der Kaiser wüthend: „durak“ (d. h. Rindvieh), —

„apprenez que je n'entends pas qu'on parle de Me. la duchesse de Leuchtenberg, mais bien de S. A. Impériale Madame la Grande-duchesse Marie Nicolajewna; et quand Madame la Grande-duchesse Marie engage quelqu'un à danser avec elle — c'est une politesse qu'elle fait, et non un honneur qu'elle demande.“ Der Kammerherr wurde abgesetzt und weggeschickt; der Oberkammerherr Golowkin aber erhielt einen Verweis, daß er einen solchen Dummkopf zum Kammerherrn vorgeschlagen habe.

Die Kinder des Herzogs von Leuchtenberg sollen in der Griechischen Religion erzogen werden; als der Herzog darauf nicht eingehen wollte, wäre die Heirathsgeschichte beinahe abgebrochen worden.

Man sprach wieder lang und breit über diese Heirath. Väterliche Liebe und Nachsicht und der Wunsch, die Tochter bei sich in Rußland zu behalten. Mit Preußen ist seit dieser Heirath auch eine kleine Spannung; daher wurde nur der Major Brauchitsch zum Complimentiren geschickt. Nur Schweden schickte einen Ambassadeur um Glück zu wünschen; nämlich den Grafen Brahe, eine der ersten Personen des Hofes; der Kaiser hat das sehr gut aufgenommen und kann seine Empfindlichkeit gegen die andern Höfe nicht unterdrücken. Le petit Grand-duc Constantin plein de moyens, mais très méchant. Der Kaiser hat seine Freude daran und läßt ihm den Willen.

Kronstadt. Strelna.

21. August. Morgens fuhren der Kaiser, Prinz Alexander, der Erzherzog Albrecht und die Sulten, von Peterhof aus auf einem Dampfboot nach Kronstadt; Dejeuner an Bord. Auf dem Schiffe entfernte sich der Kaiser von dem Verdeck und arbeitete mit dem Unterstaatssecretär für Polen, Herrn Turkhull. Der Kaiser zeigte uns Kronstadt, die alten und neuen Forts,

das Ganze mit viel Selbstgefühl als seine Schöpfung. Die neuen Forts sind alle von Granit gebaut; Sträflinge und meist politische Verbrecher müssen den Granit behauen. Arsenal, Kasernen, ein merkwürdiges Werft oder drydock in Granit für ein Linien Schiff von 120 Kanonen, also Dreibecker. Der Kaiser erzählte seine Conversation mit Godrington, welchem er die Werke gezeigt hat. Godrington sagte dann zum Kaiser: Ich möchte nicht beauftragt sein es anzugreifen. Der Paß ist von kreuzenden Batterien sehr wohl vertheidigt; mit Paixhans gespickt; dabei noch die batteries flottantes. Die Flotte im Hafen war abgetakelt, wir fuhren mit Schaluppen hindurch. Der Kaiser war lange Chef des Geniecorps, ist mit dem Bauwesen bekannt und beschäftigt sich gern damit; er hat aber eine allzugroße Vorliebe für das von den Preußen modificirte Montalembert'sche System.

Rückfahrt und Diner an Bord des Dampfschiffes; wir werden in Oranienbaum ausgesetzt und erhalten dort eine Einladung zu einem zweiten Diner bei dem Großfürsten Michael. Das Diner war sehr munter; Fürst Koslowsky, ein ruinirter Sybarit, aber voll Geist und repartie, wurde von der Großfürstin Helene geplagt; er war oder sollte krank sein, und wurde torturirt wie Sancho Panza auf der Insel Barataria.

Wir hörten von Madame Aprarine, Gde. Maitresse de la Gdsse, daß diese sich sehr viel mit Neuculturen beschäftigt.

Abends war Ball in Strelna beim Grafen Orloff. Er hatte seinen Gothischen Feenpalast herrlich erleuchtet. Dieser Palast, ein Werk der Gräfin, kostet 450,000 Rubel; er wird höchstens 30 bis 40 Jahre stehen können. An allen Wänden hing das Orloff'sche Wappen, in Stuccatur und in Glas, mit dem Motto: Fortitudine et constantia. In dem Wappen ist ein Schwert.

Beim Souper war ein junger Russe mein Nachbar, der, glaube ich, im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an-

gestellt ist; er war sehr geistreich und gesprächig; er unterhielt mich über Russische Sprache, für welche er sehr enthuſiasmirt schien; sie sei eben so geschickt, die Eleganz und Leichtigkeit der Französischen Sprache nachzuahmen, als die abstracten Ideen der Deutschen Philosophie wiederzugeben.

Graf Nesselrode war auf dem Ball. Der Großfürst Thronfolger blätterte in einem book of beauties, und schien noch sehr entzückt von den Englischen Damen. Ich hörte heute, daß der Zustand in Polen noch immer drohend sei. Dann war die Rede von dem ungeheuren Sturm, der in Kronstadt fast alle Linienſchiffe über einander geworfen, ungeheuren Schaden angerichtet und vielen Menschen das Leben gekostet hatte.

Das Wasser der Newa wird in Petersburg getrunken; es ist ein wenig salzig und giebt den Fremden im Anfang Durchfall.

P e t e r h o f.

22. August. Morgens besuchte ich den Reitſtall des Kaisers mit Suchtelen. Ich fand da lauter Deutsche Stallmeister aus Berlin, Dessau &c., die sehr gefällig waren. Der Kaiser reitet meist Englische Pferde, oder Janower, d. h. von Polnischen Stuten und Englischen Hengsten, oder aus dem Gestüt der Gräfin Orloff. Als ich Suchtelen fragte, wie die vielen Deutschen Stallmeister hierher kämen, war wieder seine Antwort: Weil, wo ein Deutscher sich eingenistet hat, seine Brüder, Vettern und Freunde bald nachfolgen &c.

Dann gab es scandalöse Erzählungen. Man hatte dem Persischen Prinzen Chosref-Mirza ein hübsches Mädchen gegeben. Der Kaiser sagte zu dem Adjubanten, der dafür gesorgt hatte: Sachez que je n'en sais rien, ce n'est pas moi qui me suis chargé de lui fournir une femme.

Als Chosref Abschied nahm und sich bedankte für toutes les

bontés de l'empereur, sagte dieser: De quoi voulez-vous parler? Si vous avez eu une jolie fille, ce n'est pas moi qu'il en faut remercier. — Oh non, Sire; je ne parle pas de cela, cela ne vaut pas mes petits garçons; je parle des autres bontés de votre Majesté.

Man hat viel von jungen Polinnen erzählt, welche, 500 an der Zahl, ins Lager von Wosneffensk gebracht worden seien, pour les menus plaisirs des états-majors de l'armée. Die Sache reducirt sich darauf, daß Graf Witt, welcher mit der Einrichtung des Lagers beauftragt war, einige große Badehäuser hatte bauen lassen, in welchen sich Aufwärterinnen befanden, darunter viele Polinnen — parcequ'elles sont belles, et plus belles que les Russes.

Mittags aß ich an der Marschallstafel; meine Nachbarn waren Fürst Nicolas Dolgoruky und Glasenapp, Flügeladjutant des Kaisers für die Marine. Abends war Fischerei und Thee in Marly; dort mehrere sehr artige Damen; Madame K. schien etwas verlegen und isolirt. Darauf folgte eine Spazierfahrt; Madame K. fuhr in dem Wagen des Kaisers; der Gemahl wollte folgen, aber Fürst Dolgoruky rief ihm zu: Mon cher baron, restez donc avec nous! Der cher baron war noch isolirt als seine Frau, fast Niemand redete ihn an.

Ich fuhr mit Madame Bsevoloiscky, Mad. Kaveline, Prinzessin Trubekof und Mlle. Borosbine. Mad. Bsevoloiscky ist die Gemahlin eines dicken, häßlichen Magot, der aber außerordentlich reich ist; er hat schöne Güter in Archangel und die reichsten Bergwerke in Perm und Sibirien.

Abends waren verschiedene Soupers, eins bei der Kaiserin und eins an der Marschallstafel, wo aber auch Damen in Menge waren. Ich machte eine Partie Schach mit dem vieux pêcheur (so wurde er heute beim Fischen genannt) Hofmarschall Prinz

Nicolas Dolgoruky. Mit diesem wurde ich immer mehr bekannt und er hat mich in der Folge oft über Politik taquiniert.

P e t e r s b u r g.

23. August. Wir fuhren nach Petersburg ins Winterpalais, Abends nach Peterhof zurück. In Petersburg sahen wir:

1) L'école du génie. Es ist dasselbe Palais, in welchem der Kaiser Paul ermordet worden ist. Hier zeigt man viele plans en relief, als: die Schlacht bei Borodino, Sweaborg, die Alandsinseln, Riga, Reval, Wilna, Kiew, die Dardanellen. Attaque en relief; Mines d'après les différents systèmes; enfin le Relief des différents systèmes de fortification; Salles d'étude. Am meisten interessirten mich die Dardanellen; die Russen haben hier eine Russische Flotte in den Dardanellen abgebildet. Dann Kiew, ein ungeheuer großer Waffenplatz, der erst neuerlich da gegen Oesterreich angelegt wird. Und Oesterreich seinerseits — thut nichts.

2) École d'artillerie. Modellkammer von allen Maschinen und von allen Artilleriefuhrwerken und Geschützen.

3) La caserne des chevaliers gardes; sie war aber leer, da sie noch im Lager standen.

4) Kaserne des Regiments Preobrajensky, dabei das Hospital und die Schule für Soldatenkinder. Die meisten Soldatenkinder in Rußland bleiben klein und sind scrophulös. Wenn die Kinder aus der Soldatenschule kommen, werden sie meistens Schreiber, Unteroffiziere oder Topographen.

5) Le palais de la Tauride; hier viele Antiken und viele schöne Gemälde. Die Meubles sind meistens noch aus Potemkins Zeit; ausgenommen die aus dem Winterpalais, die bei dem Brande dahin geflüchtet wurden.

6) Dann haben wir das Arsenal nochmals gesehen. Ich bemerkte dabei: la hausse russe à pendule; la ligne de mine

reste dans toutes les positions parallèle au plan vertical, passant par l'axe de la pièce.

7) Le couvent de Smolnoi, wo die jungen adeligen Damen erzogen werden, 600 an der Zahl. Der Prinz Alexander will die jungen Damen nicht sehen, sondern nur die Kirche. Eine schöne Kirche, modern; durch die Mittelthüre darf nur der geweihte Priester ins abgesonderte Allerheiligste gehen. Wir sehen auf dieser Thüre wieder: Mariä Verkündigung, das Abendmahl und die vier Evangelisten; nirgends Scenen aus dem Leiden Christi, nirgends Statuen.

Ich vergaß zu erwähnen, daß wir heute im Arsenal den Schimmel ausgestopft gesehen haben (mit vollständigem Sattelzeug), auf welchem die Kaiserin Katharina ihre Reuen hielt; ferner Erinnerungen an Peter den Großen: seinen bei Pultawa von Kugeln durchlöchernten Hut, die Kleider, die er in Saardam trug, und viele andere Antiquitäten.

Der Oesterreichische Arzt, welcher im Gefolge des Erzherzogs ist, sagte: Die Russischen Hospitäler sind gut, und den besten Deutschen Einrichtungen nachgebildet. Erst im Hospital, sagte er, wird der Russische Soldat als Mensch behandelt. Diese Ansicht wird nicht allgemein getheilt; ich habe auch aus guten Quellen entgegengesetzte Urtheile über die Einrichtung der Hospitäler gehört.

In die Ingenieur- und Artillerieakademie müssen die jungen Leute sehr früh aufgenommen werden, weil andere Vorbereitungsanstalten in Rußland noch fehlen oder sehr mangelhaft sind.

Im Palais de la Tauride ist zu bemerken der ungeheure Saal mit dem daran stoßenden Wintergarten; auch der daran stoßende Park ist schön. Durch die Silbergallerie, die Werth haben soll, sind wir im Galopp gejagt.

Nun noch ein Wort über die Art des Empfangs in den öffentlichen Anstalten. Man liebt die Ueberraschungen nicht,

sondern man muß sich anmelden lassen, damit Alles for the show vorbereitet werden kann. In den Hospitälern wird dann überall weiße Leinwand gegeben; ja man hat mir versichert, daß die Kinder in den Findelhäusern Opium bekommen, damit besuchende Prinzen nicht durch ihr Geschrei belästigt werden. Bei dem Empfang sind immer alle Autoritäten und Beamtete, vom höchsten bis zum untersten, in pontificalibus gegenwärtig.

Wir sahen heute auch noch das schöne Quai der Newa mit der Aussicht auf die Festung und die Börse. Die verschiedenen Brücken, die Bildsäule Suwarows, im Römischen Kostüme, mit gezogenem Schwerte den Altar des Vaterlandes verteidigend. Dann die Alexandersäule, einen Monolith, auf welchem oben ein Engel mit einem Kreuze steht. Bei der Aufrichtung war große Parade und Fest. Die kaiserliche Familie hat selbst an den Seilen der Flaschenzüge gezogen.

24. August. Wir sind abermals von Peterhof nach Petersburg gefahren und haben gesehen:

1) Im Winterpalast die kaiserliche Krone und die Kronjuwelen. Die Krone reich, aber gar nicht schön von Form. Großer Rubin und Diamant; der Diamant soll der zweite in Europa sein; der größte ist in Portugal. Viele altmodische Bijour, Uhren und Antiquailles.

2) Die Equitationschule. Die Jöglinge werden Officiers piqueurs in den Cavallerieregimentern. Viele Deutsche Stallmeister sind da angestellt. General Knorring, der Chef der Gardecavallerie, ist auch Chef dieser Anstalt. Der Deutsche Stallmeister sagte mir, man verlange zu viel von den Pferden, besonders das Einbiegen, die perpendiculäre Haltung des Kopfes, und das Auf die Groupe Setzen. Viele schöne Pferde, besonders Englische hunters.

3) Die École des mines, ganz auf militärischem Fuß. Modellkammer. Dann unterirdisch die gemauerten künstlichen

Bergwerke, welche die verschiedenen Formationen darstellen: Kupfer, Steinkohlen, Eisen, Goldhaltige u. Die Modellkammer ist besonders reich an Einrichtungen zum Waschen des Goldsand. Dieser Goldsand des Ural ist nichts als durch große Erdrevolutionen tecturirtes Mineral, das sich in den Russischen Bergwerken auch findet. Seit der Auffindung dieses Goldsand werden die Goldbergwerke in Rußland, als theurer zu exploittiren, nur noch zur Beschäftigung der Arbeiter und zur Erhaltung der Bergwerke gebaut. Platina, nicht schmelzbar, Art es darzustellen durch Pressung. Erst Platina schwamm, dann Platina sand, dann gepreßtes aber friables Metall, dann durch Glühung wird es regulinisches Metall, von gleichem Gewicht aber von geringerm Volumen.

4) École des ponts et chaussées, oder wie man es in Rußland nennt, des voies de communication; auch ganz auf militärischem Fuß. Die Modellkammer, alle Arten von Brücken, alle Canals en relief in großem Maßstabe. (Voyez du système de navigation intérieure im Journal des Generals Destrem.)

Das Project Peters des Großen, die Wolga mit dem Don zu vereinigen, ist nicht ausgeführt; der Plan en relief besteht.

Der Kanal des Labogasees war durchaus nöthig, weil durch die heftigen Stürme auf diesem See jährlich $\frac{1}{3}$ der Fahrzeuge zu Grunde ging.

5) La bourse avec deux colonnes rostrales.

6) L'académie des sciences; großes Gebäude, sehr arm an wahren Kunstschätzen, fast lächerlich. Von Russischen Künstlern: l'assomption de la vierge et le dernier jour de Pompei. Da hat ein Bildhauer sein Atelier; er ist sehr geschickt im Darstellen von Pferden; zwei colossale sich bäumende Roffe, von Männern gehalten, sind jetzt unter Arbeit. Dann das Atelier des Malers Ledurner, voll Soldatenpuppen und Uniformen. Höchst lächerlich sind die Bestellungen des Kaisers bei diesem, wie man sagt,

talentvollen Maler. Er malt jetzt die große Revue bei der Einweihung der Alexandersäule; 100,000 Mann in steifen perspectivisch dargestellten Bataillonsmassen, Alles au port d'armes; kein Mann darf fehlen, aber keine Gruppen, keine Bewegung, keine Phantasie; Lebner moquirt sich selbst darüber.

In der Akademie sahen wir auch das Bild der Kaiserin Katharina in Mannskleidern, in grüner Uniform auf ihrem Schimmel, so wie sie die Revolution gemacht hat. Dann noch andere Curiositäten, die keinen Kunstwerth haben.

In allen öffentlichen Anstalten findet man das Bild des Kaisers fast immer in derselben Haltung, $\frac{2}{3}$ face, in der er sich zu gefallen scheint.

Fast überall sind Fremde an der Spitze der wissenschaftlichen Anstalten; so der ponts et chaussées: Herzog von Württemberg, die Französischen Generale Bezaine und Destrem.

Diner im Winterpalast; Conversation über die Enquête über General Rosen, der im Kaukasus commandirte und abgesetzt worden ist. Soldaten, die als präsent geführt wurden, arbeiteten zu landwirthschaftlichen Zwecken für ihren Obersten, einen Schwiegersohn des Generals Rosen. Ein Adjutant des Kaisers, Fürst Waffiltschikoff, wurde zur Untersuchung abgeschickt. Der Kaiser urtheilte sehr streng, er wollte ein Exempel statuiren, obgleich dieselben Mißbräuche allgemein sind. Jetzt ist eine zweite ähnliche Enquête verordnet, die noch nicht beendet ist. Man rechnet, daß jedes Regiment seinem Chef etwa 8000 Rubel (minimum) extra einbringen muß. Die Obersten gewinnen auf die Fourage und Remonte, die ihnen ganz überlassen ist. An den Procenten und Profiten haben hohe und sehr hohe Personen ihren Antheil, les divisionnaires etc. „c'est reçu.“ Wir fahren nach Peterhof zurück, kommen aber zu spät an, um von der Einladung der Kaiserin profitiren zu können.

Czarsko = Selo.

25. August. Morgens Griechische Messe in der kleinen Gothischen Kapelle im Park von Peterhof. Um 2 Uhr déjeuner dinatoire an der Marschallstafel, wobei die Hofdamen gegenwärtig waren. Meine Nachbarinnen die Gräfin Hauke und Mlle. Marie Bartenief, eine Moskowitzin, artig und mittheilend. Nach dem Dejeuner verlassen wir definitiv Peterhof, um Czarsko-Selo zu beziehen.

Unsere Wohnung ist im linken Flügel des großen Palais. Abends Soirée bei der Kaiserin in dem neuen Palais Alexander. Montagnes russes und andere Exercitien werden beliebt. Die Großfürstinnen zeigen Geschicklichkeit und Grazie im Herabgleiten von den montagnes russes.

Souper; an dem kleinen Tische, woran ich zu sitzen kam, befanden sich Mlle. Karamsin, die Tochter des berühmten Russischen Geschichtschreibers, artig und gescheidt; dann die Prinzessin Olga Trubetskoi und Mlle. Frederiks.

Das Palais Alexander ist sehr schön eingerichtet für die Cercles; besonders, wie überall, Reichthum von schönen Blumen und Gewächsen.

Conversation mit Rittmeister Kral über die neuesten Veränderungen und Einrichtungen bei der Oesterreichischen Cavallerie.

26. August. Morgens Coursen mit Suchteln in dem Palais; wir sahen es aufs Neue, und Suchteln erzählte uns interessante Particularitäten.

Erinnerungen an Katharine, der Suchteln huldigt, weil sie die Wohlthäterin seines Vaters war, und weil bei ihr Favoritism galt, eine Zeit die er regrettiert, obgleich er das anders einkleidet.

Die Rampe, welche Katharina bauen ließ, als sie alt und gebrechlich geworden war, ihre chaise roulante.

Die Galerie mit den Büsten der Philosophen alter und neuer Zeit, darunter Rousseau und Fox.

Spaziergang im Park; die colonne rostrale, der Triumphbogen, der Obelisk, — Alles zu Ehren der Brüder Orloff.

Die Masse von Schwänen in den Teichen.

Die Orloffs haben keine legitimen Söhne hinterlassen; der jetzige ist legitimirt von dem jetzigen Kaiser; er ist zum Grafen gemacht worden und wird die reiche legitime Tochter des Orloff-Tschesmensky (welche unverheirathet ist) erben. Die Orloff-Denisow sind eine ganz andere alte Russische Familie.

Im Arsenal des Kaisers Nikolaus sahen wir die Glasmalereien, alle aus der Schweiz. Eines dieser Fenster stellt die drei Schweizer im Grütli vor; die Inschrift haben Seine Majestät austragen lassen.

In dem Palais von Czarsko-Selo ist — auf Alt-Russisch — in jedem Zimmer ein Heiligenbild.

Diner an der Marschallstafel; Nachmittags Bistte bei den Oesterreichern; Wernhardt macht mein Portrait. General Biret, mit dem ich am meisten verkehrte, spricht offen über Oesterreichische Politik. — „Wir begreifen, daß eine enge Allianz mit Preußen das Verständigste wäre; aber Preußen ist durch die Familienbände, welche es an Rußland knüpfen, ganz befangen, es ist nichts zu machen.“ — Ferner: „Unsere neuen Festungen sind alle gegen Frankreich gebaut; noch keine gegen Rußland. Wir wollen die Ideen absperrn, diese lassen sich aber durch Festungen nicht abhalten. — Gegen Rußland ist Olmütz, Eperies und Komorn bestimmt; Eperies ist aber noch nicht befestigt.“

Ausbeute anderer Conversationen:

Die Kaiserin hat ein paar hundert Demoiselles d'honneur; es ist eine Auszeichnung für junge Damen von Familie; sie sind dadurch nicht verpflichtet am Hofe zu sein, sondern thun nur einmal gelegentlich ein paar Tage lang Dienst. Die wirk-

lichen Demoiselles d'honneur, welche am Hofe wohnen, sind meistens Waisen oder Töchter von verdienten aber unbemittelten Aeltern, denen man eine Wohlthat erzeigen will. Sie erhalten etwa 2500 Rubel im Jahre für ihre Toilette, und einige besondere Geschenke von der Kaiserin. Wenn sie sich verheirathen, bekommen sie 12 bis 15,000 Rubel — pour tout potage ein für allemal.

Kaiser Alexander war von der Verschwörung, die später nach seinem Tode ausgebrochen ist, unterrichtet. Er ließ durch die Polizei überwachen und Vorsichtsmaßregeln nehmen, aber ordnete keine förmliche Untersuchung an. Daher schwebte der Verdacht lange auf vielen Unschuldigen. Auch die Brüder Suchtelen waren so verdächtigt worden und mußten, da sie sich zurückgesetzt und mit Mißtrauen behandelt sahen, ihre Entlassung nehmen. Suchtelen ist erst bei dem Ausbruche des Türkenkriegs mit Verlust seiner Anciennetät wieder eingetreten.

Kaiser Nikolaus ließ nach der Thronbesteigung die Verschworenen vor ein Militärgericht ziehen; es waren 230 Personen darin compromittirt; davon sind 4 gehängt worden, darunter Pestel; 16 sind nach Sibirien geschickt worden, darunter ein Trubekoi; 80 wurden auf andere Art gestraft; der Rest wurde als Soldaten in die Regimenter gesteckt, besonders viele in das Regiment Charkow, das im Kaukasus steht. Es waren meistens exaltirte oder derangirte junge Leute voll unpraktischer Ideen; sie wollten eine Slavische Republik und die Unabhängigkeit Polens. Ich gebe hier blos wieder, wie es erzählt wurde.

D. sprach über Aufklärung, Justiz und den Zustand der Russischen Bauern, ganz wie ein Russe davon sprechen wird. „Es giebt in Rußland keine Justiz, kein Gesetz, keine Garantie für den Leibeigenen; Alles wird durch Gebrauch und Herkommen geregelt; aber die Grundherren haben ein Interesse gerecht zu sein, wenigstens bei dem Rechtsstreit der Bauern unter sich; die

Sachen werden patriarchalisch und summarisch abgemacht *ex aequo et bono*.“

Klage über das Finanzsystem; die Lasten, welche die Grundherren zu tragen haben, und der Zurückgang der Eigenthümer. Die Grundherren müssen die Familien der Leibeigenen unterhalten, wenn diese außer Stand sind es zu thun. Daß die Verschwendung die Hauptursache des Zurückgangs ist, will man nicht eingestehen.

27. August. Morgens fahren wir mit den Oesterreichern nach Pawlowsk, wo uns Großfürst Michael die Cavallerie im Detail zeigt; das régiment modèle ist da casernirt. Es befinden sich dabei Reiter von 63 Regimentern (in 16 Divisionen eingetheilt); sie exerciren zu Fuß und dann in 4 Abtheilungen zu Pferd: Kürassiere, Dragoner, Uhlanen, Husaren.

Im Palais zeigt uns der Großfürst Michael ein Portrait Friedrichs des Großen, vor welchem sein Vater Paul an einem runden Tischchen zu sitzen pflegte.

Schöne Gemälde von Bernet und Robert.

Wir speisen bei dem Großfürsten; seine Artigkeit und Munterkeit. Da die Oesterreicher am Tische sind, roulirt die Conversation meist über die Oesterreichische Armee, welche Michael sehr gut kennt. General Tolstoi, Adjutant des Großfürsten.

Wir fahren nach Czarsko=Selo zurück; der Kaiser ist heute nach Borodino abgereist; Abends Soirée bei der Kaiserin und Souper. Ich mache eine Partie Schach mit Fürst Dolgoruky (Nicolas).

Nochmals Petersburg. Die Sternwarte in Pulkowa.

28. August. Wir fahren Morgens auf der Eisenbahn nach Petersburg in Gesellschaft des Erzherzogs und seines Gefolges, und sehen da:

1) Institut technologique, sehr groß und ausgedehnt. Es sind 6 Classen und der Cursus dauert sechs Jahre. Die Leute

haben beim Austritt keine Verpflichtung, Viele aber gehen über in die Ponts et chaussées oder in das Geniecorps. Das Institut ist noch neu; Alles wird praktisch geübt.

2) Le 1. Corps des Cadets; sehr ausgedehnt; es enthält bei 600 Kadetten, die aber zum Theil noch sehr jung sind. Große Recreationsäle, mit Inschriften auf den Friesen, die darauf berechnet sind, den jungen Menschen die höchste Idee von dem Kriegsrühm der Russen zu geben. Es sind drei solcher Säle; in einem stehen alle von den Russen gewonnenen Schlachten mit der Jahreszahl und dem Datum und über wen der Sieg erfochten worden ist; im zweiten alle von den Russen eroberten Festungen; im dritten die Namen der berühmten Russischen Generale.

Die Bibliothek mit dem Porträt Münnichs; Modelle und Reliefs. Das Zimmer Menzikoffs, ganz wie es bei seinem Tode gefunden worden ist; denn dieses Kadettenhaus war früher das Palais, welches Menzikoff bewohnte; hier in seinem Zimmer sind noch die Portraits Peters des Großen und der Katharina I. Briefe von Peters eigener Hand; Handschriften von Menzikoff.

3) Wir besuchen das Palais des Großfürsten Michael in Petersburg; das ganze Gebäude ist gleichsam dem prächtigen Vestibule und der Treppe geopfert.

Ich mache zu Fuß und allein einige Coursen in Petersburg, z. B. in Buchladen, von deren Armseligkeit ich Gelegenheit hatte mich zu überzeugen. Nicht einmal eine erträgliche Postkarte von Rußland war zu haben.

Wir fahren nach Czarsko-Selo zurück; Diner an der Marschallstafel en petit comité.

Nach dem Diner fahre ich allein nach der neuen Sternwarte, wo mir ein sehr artiger Empfang von Seiten des ersten Astronomen Staatsrath von Struve zu Theil wird, der mir die ganze Einrichtung im größten Detail zeigt. Solidität der Fun-

damente, auch mit Rücksicht auf das Klima. Alle Instrumente sind von Reppold in Hamburg; die Fernröhren und der Refractor aus der Fabrik von Fraunhofer und Utschneider in München. — Die Lunette méridienne mit ihren Collimatoren. — Der Kreis, der sich mit der Fernröhre bewegt. — Das Helio-
meter, der große Refractor; Sorgfalt und Vorsicht; Leichtigkeit der Bewegungen; Equilibre; alle Basen der Instrumente sind von Granit und ganz isolirt.

Leider mußte ich mich eilen wegen einer Einladung zur Soirée der Kaiserin. Herr Struve: Nein, ich lasse Sie nicht fort; meinen Refractor müssen Sie wenigstens gesehen haben.

Abends Soirée, montagnes russes; Partie Schach mit Dolgorouky.

Czarsko-Selo; nochmals Pulkowa.

29. August. Morgens das Institut der Waisen gesehen; es steht ganz unter dem Schutze der Kaiserin; sie selbst war zugegen, um es den fremden Prinzen zu zeigen. Es enthält etwa 120 Knaben von 3 bis zu 10 Jahren, und zwar von den vier Religionen: Griechen, Katholiken, Lutheraner und Mahomedaner. Die Kinder schienen zufrieden und glücklich, aber sie müssen zu viel lernen, wie mir einer der Inspectoren klagte. Die Pflege der Kinder ist Frauen überlassen, der Unterricht Männern. Viele gymnastische Uebungen. Es sind Kinder von Edelteuten; sie sind uniformirt und werden in dieser Kindheit schon militärisch erzogen und an das Commandowort gewöhnt, doch ohne Steifheit. Die Kinder erlernen vier Sprachen. Der Inspector sagte mir, die Russen erlernten das Deutsche viel leichter und schneller als das Französische. Die Kinder waren sehr zuthunlich gegen die Kaiserin, die sie auch sehr mütterlich behandelte.

Wir sahen darauf eine Compagnie des régiment modèle der Infanterie; Präcision der Handgriffe selbst bei der Charge

à volonté. Marschiren, jeder Schritt in drei Tempo's; pas de course. Beim Defiliren müssen immer alle Chargen, der Oberst und der General mit, vorbeitraben. Große Uebung im Flankenmarsch, der immer gut aufgeschlossen ist. Zweckmäßige Art das Gewehr anzulegen, gradatim in fast horizontaler Richtung von der Hüfte, bis es an's Auge gebracht ist. Starkes Auftreten beim Marschiren; Marsch mit geöffneten Reihen. Bei den Handgriffen einige Abweichungen von dem Französischen Reglement.

Wieder das Zurufen und die eingelernte Antwort; diesmal galt sie dem Prinzen Alexander: Wir danken, wir sind glücklich Ihre Zufriedenheit davonzutragen.

Diner an der Marschallstafel; dann nochmalige Course nach der Sternwarte von Pulkowa, wohin ich Rigot und die Desterreicher mitnehme. Dieselbe Artigkeit Struve's, der Alles nochmals zeigt und sich freut mich wiederzusehen. Er erzählt mir mit großer Satisfaction, man sei vor Kurzem so glücklich gewesen das Bild Keplers wiederzufinden.

Die Lage der Sternwarte ist sehr günstig; sie liegt isolirt auf einem Hügel und hat einen sehr weiten Horizont. Struve erzählt: Der Kaiser selbst habe diese Stelle vorgeschlagen, sich aber vorher auf alle Weise versichert, daß man nicht aus bloßer déference auf seinen Vorschlag eingehe. Elliptische Form der großen Fernröhre, um auch die geringste Biegung des Metalls zu verhindern. Der große Vertikalkreis zeigt durch die Eintheilung unmittelbar von 2 zu 2 Minuten. Struve ist ein Mator in seiner Wissenschaft; ich glaube sein Hauptverdienst ist die Entdeckung der Bewegung der Doppelsterne um einander.

Abends Soirée bei der Kaiserin; Gewerß kommt von Petersburg. Ewige Partie Schach mit Dolgoruky, der mir keine Ruhe läßt; ennui, da ich lieber geplaudert oder zugehört hätte.

30. August. Ueber den Tod des Kaisers Paul habe ich aus verschiedenen Quellen folgende Details gehört:

Graf Bahlen, der Gouverneur von Petersburg, und andere Russische Große fürchten für ihre Sicherheit, weil Kaiser Paul äußerst mißtrauisch geworden war; außerdem stand ziemlich allgemein die Ueberzeugung fest, daß Paul unfähig sei zur Regierung und daß er das Reich zu Grunde richte; es könne so nicht länger gehen. Sie conspiriren also.

Um sicher zu gehen, machen sie einerseits dem Kaiser glauben, seine Söhne conspirirten gegen ihn, während sie gleichzeitig diese Söhne warnen, auf ihrer Hut zu sein, weil der Kaiser Verdacht gegen sie hege und zum Aeußersten fähig sei.

Die Conspiration wird dem Kaiser Paul verrathen; er läßt Bahlen rufen und zeigt ihm die Liste der Verschwornen, an deren Spitze Bahlens Name steht. Aber Bahlen verliert durchaus die Fassung nicht, sondern antwortet: Daß eine Conspiration besteht, davon habe ich Ew. Majestät selbst benachrichtigt; ich erhielt Befehl, diese Verschwornen zu überwachen; wie konnte ich das, wenn ich mich nicht selbst in die Verschwörung eingelassen hätte, um den Faden in der Hand zu haben?

Paul traut Bahlen nochmals, und dieser sagt: Bei der drohenden Gefahr sei es durchaus nöthig, einen Verhaftsbefehl gegen die beiden Großfürsten Alexander und Constantin zu erlassen. Bahlen erhält denselben aus des Kaisers Hand, und eilt nun damit zu Alexander, um denselben vorzustellen, es sei die höchste Zeit, den Kaiser zur Abdication zu zwingen, sonst seien die Söhne nicht einen Augenblick ihres Lebens sicher. Alexander willigt ein.

Alles wird vorbereitet. Als Abends im Michailow'schen Palast, welches Paul bewohnte, die Wache zur ungewohnten Stunde abgelöst wurde (um sie mit solchen Truppen zu besetzen, auf die man zählen konnte, und deren Anführer im Complotte waren), wird Paul wieder mißtrauisch, beruhigt sich aber, als er ver-

nimmt, Alles geschehe auf Pahlens ausdrücklichen Befehl. Nachts bringen die Verschwornen in den Palast; nur Pahlen bleibt mit einem Bataillon vom Garderegiment Preobrajensky auf dem Champ de mars in der Nähe stehen, wie er den Verschwornen sagt, um alle Hülfe, welche von Außen kommen könnte, abzuhalten, in der That aber, um sich eine Hinterthür offen zu halten und nicht eher offen Partei für die Verschwornen zu ergreifen, als bis der Streich gelungen sei.

Die Verschwornen bringen in den Palast und ermorden zuerst zwei Kosaken, welche vor dem Zimmer des Kaisers Wache hielten oder schliefen (quer vor dem Eingange). Der Kaiser springt im Dunkeln aus dem Bette und verbirgt sich hinter den Fahnen der Garderegimenter, welche stets in seinem Zimmer standen. Die Verschwornen, welche das Bett leer finden, glauben schon, der Kaiser sei entwischt und der Coup manquirt; da fällt eine Fahne um, sie eilen hin, der Kaiser entwischt ins Kamin. Er wird entdeckt, herabgezogen, man bringt Licht. Nun folgt eine tragi-komische Scene. Der Kaiser, bekanntlich abscheulich häßlich, nackt, in einem im Kamin beschmutzten, rußigen Hemde, fängt an zu declamiren und zu peroriren; die Verschwornen selbst müssen lachen, aber sie zwingen endlich den Kaiser sich niederzusetzen und die Abdication zu unterschreiben. Während er damit beschäftigt war, sagt Bennisjen, einer der Verschwornen: *Messieurs, on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs.* Da entschließt man sich den Kaiser zu erwürgen; ich glaube es geschah mit der Schärpe Subows. Der Kaiser von Rußland sollte die perniciosen Schärpen abschaffen.

Ich machte dann noch eine Bistte mit Gevers bei den invaliden Pferden; darunter das Pferd, welches Kaiser Nikolaus bei der Thronbesteigung und während des Aufstandes ritt. In der

der Nähe stehen noch viele Monumente von gestorbenen Pferden, unter andern von dem, auf welchem Alexander den Einzug in Paris gehalten hat.

Mittags Marschallstafel; ich erfahre heute den Tod des Herzogs von Nassau; große Discussion bei Tafel über die Nassauische Domänenfrage. Nicolas Dolgoruky (le vieux pécheur) hat seine Freude daran, mich zu plagen. General Bubberg sagte: Le duc de Nassau était très aristocratique. Ich antwortete: Pardon, il était très autocratique. Dolgoruky darauf: Convenez, Monsieur de Gagern, que l'Allemagne est très heureuse; elle prospère sous ces petits gouvernemens; ces petits princes, qui n'ont qu'à s'occuper de l'intérieur de leur pays, gouvernent le mieux. Es war ihm entfahren sans réflexion, bloß um mich zu taquiniten. Ich: Avouez prince! que je suis généreux; car si je voulais retourner votre argument contre vous?! Er lachte und wir blieben sehr gute Freunde, denn er hatte schon lange mein politisches Glaubensbekenntniß abgemerkt. Die Russen haben in vielen Beziehungen die Freimüthigkeit der Uebermacht und des Uebermuths.

Abschiedsviisten; Abends Soirée bei der Kaiserin; wieder Partie Schach mit Fürst Dolgoruky, die mit allerlei feinen Gesprächen durchspielt wurde. Abschied von der Kaiserin; die Großfürstin Olga besonders liebenswürdig.

Madame Paschkoff war heute sehr schön und elegant, obgleich der Kaiser abwesend war. Ich sagte ihr: Pourquoi êtes-vous si extraordinairement belle aujourd'hui?

Elle: Ah Monsieur le Colonel, vous faites des compliments au moment de partir, c'est du moins un souvenir agréable qui me restera de vous.

31. August. - Morgens Briefe geschrieben, dann mit G. spazieren gegangen; die Lama's besucht. Lange Conversation mit H., der sehr gutmüthig, aber etwas langweilig und bornirt ist,

und die alltäglichsten Dinge mit diplomatischer Salbung debittirt. Da er aber doch manches Interessante über Rußland weiß, hörte und fragte ich. Meine Art ihn auszufragen mußte ich den Goldwäschen vergleichen, wovon ich einige Tage zuvor die Modelle gesehen hatte. Eine ungeheure Masse Sandes muß da gewühlt, gewaschen und fortgespült werden, damit ein paar kleine Goldkörnchen übrig bleiben.

Er erzählt von den Sitten der Russen. Fürst D. hat eine schöne Frau, die mehrmals an Hof geladen wurde ohne den Gemahl. Das erstemal erschien er mit, man machte ein Gesicht, sagte aber nichts. Das zweitemal wurde ihm bedeutet, er sei nicht eingeladen. Antwort: er könne das nicht glauben, da es ganz mit Russischer Sitte streite, die Frau ohne den Mann einzuladen. Er nimmt seine Entlassung; großes Aufsehen, das dadurch beschwichtigt wird, daß Fürst D., der sehr reich ist, der kaiserlichen Familie ein großes Fest giebt. *Les mauvaises langues disent que cela n'empêche pas, que Madame*

Russische Sitten noch eine Mischung von Rohheit und Verfeinerung, Luxus und Barbarei. In den Häusern, wo die größte Verschwendung herrscht, fehlen oft die ersten Bedürfnisse. Selten findet man einen Abtritt, sondern nur Nachstühle, welche oft in den Salons oder in den Vorzimmern stehen. Geringe Delicateße der Russischen Damen; vor ihren Leibeigenen männlichen Geschlechts kleiden sie sich aus und thun noch mehreres.

Courmachen und Galanterie in den Salons sieht man wenig; man geht zur Sache, und es ist sehr gewöhnlich, daß ein Männlein und ein Fräulein in der größten Intimität leben, die sich in Gesellschaft kaum anreden oder gar nicht zu kennen scheinen.

Die Russinnen der mittleren und unteren Classen sind so häßlich, daß gewisse öffentliche Häuser sich nur aus der Fremde rekrutiren können.

Die Russen zeigen sich Anfangs sehr empessirt gegen Fremde

und suchen sie anzuziehen, aber mehr aus Neugierde oder Ostentation. Selten entstehen freundschaftliche Verhältnisse für die Dauer; man ist den Fremden müde und vernachlässigt ihn, sobald er den Reiz der Neuheit verloren hat.

Die Russischen Handwerksleute übernehmen und betrügen, so viel sie können; es ist daher nothwendig, immer voraus einen Accord mit ihnen zu machen.

Auch in der besten Gesellschaft riskirt man im Spiele betrogen zu werden.

Die Russen, die eine große Gewandtheit haben und leicht einen gewissen Vernis annehmen, sind sehr prompt, einen Fremden, der nicht viel Lebhaftigkeit und Jargon hat, für einen Dummkopf (durak) zu erklären.

Lurus und Verschwendung ist so groß, daß die Meisten sich derangiren; dies gilt besonders von solchen, die durch ihre Stellung oder ihre Functionen bei Hofe in den Fall kommen, mit den Reichen rivalisiren zu müssen.

Fast alle Beamten stehen in Rußland, *cela est reçu*; die *Minister à la tête*.

Die Masse der Bedienten in einem Russischen Hause ist ungeheuer; sie sind schlecht bezahlt, thun aber auch sehr wenig; jeder hat seine eignen sehr beschränkten Functionen und thut nichts anderes; der eine holt Wasser, der andere macht das Feuer an, der dritte reinigt die Zimmer, ein anderer steht hinten auf dem Wagen; die eine ist Wäscherin, die andere Küchenmagd, die dritte reinigt die Nachtkühle *ic.* Eine kleine aber anständige Haushaltung hat 25 Domestiken nöthig; eine etwas große 40 bis 50. Die erste Classe der Bedienten hat wieder ihre *Muschiks* oder Bauern zur Bedienung.

In Peterhof waren immer 6 bis 8 Leute, welche nichts zu thun hatten, als Rigot und mich und unsere sogenannten Kammerdiener

(Louis und Mathes) zu bedienen: die Stallleute und Kutischer ungerechnet.

Doch das Stündchen ist gekommen, Gzardsko-Selo zu verlassen: nach der Marschallstafel reisten wir Abends 6 Uhr ab.

Reise nach Borodino.

Suchtelen fuhr mit dem Prinzen, ich mit Rigot; ein Feldjäger voraus. Suchtelen hatte, glaube ich, aus der kaiserlichen Cassé 10,000 Rubel erhalten, um die Reisekosten zu bestreiten.

Wir tranken Thee in Pomerani in einem schönen Posthause, das, wie die meisten Hotels auf der Straße nach Moskau, früher gebaut worden war, um als Absteigequartier für die Kaiserin Katharina zu dienen, welche diese Reise gewöhnlich in sehr kleinen Tagereisen zurücklegte. Wir fuhren *more consueto* die Nacht durch.

Nowgorod. Walbai. Jedrowo. Wischni-Wolodjschok.
Witropulsk.

1. September, Sonntag. Wir frühstückten Morgens in der alten Stadt Nowgorod, die aber ganz neu und freundlich aussteht. Die alten crenelirten Mauern des Kreml existiren noch, und in dem Kreml die Sophientirche. Diese hat ein Thor von Bronze, auf welchem Basreliefs und Inschriften in Lateinischer und Alt-Slawischer Sprache sich befinden. Das Thor soll über 1000 Jahre alt sein, die Kirche ist in Byzantinischem Styl.

Die Russen tünchen ihre Häuser oft an, so daß sie immer neu aussehen; auch sind die meisten von Holz, sie können also nicht alt werden.

Nowgorod hat 18,000 Seelen. Der Civilgouverneur, Herr Sinlawin, ein junger Mann, wartet dem Prinzen in *pontificalibus* auf.

Die Farbe der Häuser ist meistens gelb mit weißen Vorsprüngen, Pilastern und Fenstereinfassungen. Auf dem ganzen



Wege frappirt uns besonders die Gleichförmigkeit der Bauart der Russischen Bauernhäuser; ein Dorf gleicht dem andern und ein Haus gleicht dem andern, — ein sehr trauriger Anblick. Die Häuser sind alle wie Blockhäuser aus roh behauenen Fichtenstämmen, die halb und halb vereinigt sind, zusammengefügt. Der Giebel

mit drei Fenstern ist auf die Straße gerichtet (pignon sur rue). Kein Hof, kein Baum, kein Garten, keine Umzäunung, nichts als ein ärmliches Kartoffel- oder Kohlfeld von geringem Umfang hinter dem Hause. Kein Fruchtbaum auf der ganzen Straße, nur Birken und Fichten.

Die Kirchen sind meistens schön und in gutem Stande; alle mit einem Glockenthurm und einem Dome; oft ist der Dom noch mit den vier Campanillen umgeben.



Das niedrige Waldaigebirge, das einzige auf dieser Straße und überhaupt in dem Europäischen Rußland, hat gewiß nicht 500 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel. Die Stadt Walbai

und das nahe Kloster liegen sehr schön zwischen Hügeln und Seen; es ist aber auch die einzige pittoreske Gegend. Hier finden sich noch viele tumuli oder Grabhügel, deren Epoche sich aus den darin ausgegrabenen unbedeutenden Ueberresten nicht bestimmen läßt. Waldai ist halbwegs zwischen Petersburg und Moskau; hier pflegten sonst die Russen, welche durchreisten, ein Bad zu nehmen, wo ihnen dann die hübschesten Mädchen des Orts Bregeln und Krakelinge ins Bad brachten. Auch uns wurde beim Pferdewechsel solches Badwerk von freundlichen, lustigen und ziemlich hübschen Mädchen angeboten. Ich sage: hübsch, denn es waren die einzigen erträglichen Gesichter, denen wir auf der Reise begegnet sind. Wir hielten unser Mittagssmahl in Jedrowo.

Wir fahren bei schon eingebrochener Nacht durch Wischni-Wolodschok, das sich in der Dunkelheit sehr großartig ausnimmt. Es ist hier der point de partage des Kanals, der das kaspische Meer und die Wolga durch den Kanal von Ladoga und die Newa mit dem baltischen Meere verbindet. Dieser Kanal hat aber einen großen Theil des Jahres nicht Wasser genug, auch sind die Wasserwellen ein bedeutendes Hinderniß, so daß wohl Schiffe vom kaspischen Meere nach Petersburg kommen, aber nicht zurückkehren, sondern verkauft werden.

Wir soupiren und schlafen in Widropulsk.

Torjok. Iwer. Gorodina. Klin. Woskresensk.
Sawidowo.

2. September. Abfahrt früh um 6 Uhr; wir frühstücken in der freundlichen Stadt Torjok bei einer Wirthin, welche wegen ihrer vortrefflichen Coteletten berühmt ist; sie verdient ihre Reputation. In Torjok wird der gestickte Saffian verfertigt und verarbeitet, der in Stiefeln, Mützen, Pantoffeln, Gürteln, Brief-

taschen u. in ganz Europa verkauft wird. Auch wir machten Einkäufe, die nicht eben wohlfeil waren.

Der Prinz erhielt die Visite eines Generals und des Obersten des Cavallerieregiments, welches da cantonnirt; ferner eine Deputation des Kaufmannsstandes, welche ihm Brod und Salz reichte und Früchte anbot. Es ist dies eine Russische Sitte; Gleiches war schon in Nowgorod geschehen. Brod und Salz bedeutet Glück, es ist also eine Art Glückwunsch beim Empfang; dies wird immer beobachtet, wenn ein Glied der kaiserlichen Familie durch eine Stadt kommt. (Salz allein zu reichen ist nach Russischen Vorurtheilen eine Beleidigung; wenn man bei Tische von seinem Nachbar Salz verlangt, präsentirt er das Salzfaß auf einem Stückchen Brod.)

Wir fahren über die Wolga und durch die bedeutende Stadt Twer, ohne uns aufzuhalten; essen in Gorodina zu Mittag und verlassen gegen Abend bei dem Städtchen Klin die große Chaussee von Moskau, um durch einen Seitenweg Borodino zu gewinnen. Wir fahren die Nacht durch; in Wostkresenssk, einem Städtchen mit einem bedeutenden Kloster, trinken wir Thee in einem Bauernhause. Suchtelen wird krank und setzt sich zu Rigot; ich zum Prinzen. Zwischen Wostkresenssk und Sawidowo wird der Wagen, in welchem ich bei dem Prinzen saß, umgeworfen, wir fallen heraus ohne uns im mindesten zu beschädigen. Morgens um 8 Uhr am 3. September kamen wir glücklich in Borodino an.

B o r o d i n o.

3. September. Wir wohnen in den hölzernen Baracken oder Palais, welche für dieses Fest in Borodino erbaut worden waren, ziemlich enge und unbequem. Rigot sollte nach Gorodok gehen, einer hölzernen Stadt, welche von einem Privatunternehmer eine halbe Stunde von Borodino erbaut worden war, um die Fremden aufzunehmen, welche von diesem militärischen

Schauspiel herbeigezogen werden würden; aber der Wirth hatte seine Rechnung ohne die Gäste gemacht, sein Gorodok (Städtchen) blieb leer, weil er für jedes Zimmer auf die Dauer des Manoeuvres 100 Rubel forderte. Auch Rigot zog vor, sich mit mir zu behelfen.

Der Kaiser hatte die Absicht, den Veteranen und Invaliden, welche der Schlacht von Borobino beigewohnt hatten und die aus allen Gegenden Rußlands hierher eingeladen waren, ein Fest zu geben. Ja sie sollten eigentlich die Helden und Gefeierten sein; aber der Korporal hatte wieder bei dem Kaiser die Oberhand. In den ersten Tagen wurden die Veteranen gar nicht eingeladen, sondern nur die activ dienenden Soldaten. Ueberhaupt wurden die Veteranen während der ganzen Dauer der Vereinigung vernachlässigt. Sie hatten noch einen andern Grund der Unzufriedenheit; der Kaiser hatte kurz vorher eine Verordnung ausgeben lassen, der zufolge alle pensionirten Offiziere nicht mehr die Epauletten tragen dürfen, so daß der General von dem Fähnrich nicht mehr zu unterscheiden ist und Niemand ihnen honneurs erweist.

Ich habe vergessen von der breiten und sehr wohl unterhaltenen Chauffée zu sprechen, welche Petersburg mit Moskau verbindet. Parallel mit derselben läuft fast überall ein breiter Feld- oder Sandweg für die großen Transporte Schlachtvieh, welche nach Petersburg gehen. Ueberall wo die Chauffée ein Wasser überschreitet, werden Brücken von Quadersteinen erbaut.

Der Charakter und das Costüm der Population bleiben stets dieselben, ebenso die Natur des Bodens.

Noch muß ich erwähnen, daß man in Rußland ungeheuer schnell reist. Die Distanz zwischen Petersburg und Moskau beträgt 108 deutsche Meilen; diese werden im Sommer von den Feldjägern in 44 Stunden, im Winter auf Schlitten in 36 bis 38 Stunden gefahren. Wir hatten auf der Reise hierher die Werste (1075 Meter) in 3 Minuten zurückgelegt. Die Nach-

richten aus Constantinopel kommen in 8 Tagen nach Petersburg; d. h. per Dampfschiff in 45 Stunden von Constantinopel nach Odeffa, von Odeffa nach Petersburg in 6 Tagen. Bei aller dieser Schnelligkeit haben die Russen eine sehr unzweckmäßige und zeitraubende Art, anzuspinnen. Die Zugstränge bleiben nämlich immer an der Waage befestigt und werden bei jedem Pferdewechsel an die Kummerte mit einer Schleife angebunden. Wenn sie nicht gleichlang gebunden sind, ziehen die Pferde schlecht, es muß dann angehalten und anders festgebunden werden. Obgleich man das Unzweckmäßige einseht, hält es doch schwer von alten Gewohnheiten zu lassen; selbst die Russische Artillerie spannt so an.

Also heute am 3. September war in dem großen neuerbauten Speisesaal ein Diner von 300 Couverts. Der Kaiser und fast alle Sommitäten der Russischen Armee waren dabei zugegen: Fürst Paskevitsch, General Dermoloff waren die bedeutendsten und ich werde noch öfter auf sie zurückkommen; dann Fürst Galyzin, der Gouverneur von Moskau, Prinz Alexander von Würtemberg, General Kreuz, General Rosen, General Roth, General Rübiger, General Uschakoff, General Reidhardt, General Potapoff u. A.

Nach dem Diner wurde das Schlachtfeld recognoscirt; wir gingen nach den Redouten von Tschewardino, wo sich der Kaiser Napoleon während der Schlacht aufgehalten hatte. Der Kaiser machte wieder den Korporal; er stellte selbst die Alignements aus für den Tag, an welchem die Schlacht repräsentirt werden sollte.

Dabei hörte ich von ihm die pedantische Bemerkung: „Man hat bisher geglaubt, die Russische Armee sei am Tage der Schlacht stärker gewesen als sie wirklich war; ich habe mich heute selbst überzeugt, daß das Schlachtfeld zu enge wäre für die Zahl, welche man gewöhnlich angiebt.“ —



Der Kaiser hatte ein Monument auf dem Schlachtfeld errichten lassen, das einem mit einer Zwiebel

gekrönten Regel ähnlich steht; es ist eine in Rußland consecrirte Form (siehe umstehende Figur).

Ferner hatte er, um die Revue besser abhalten zu können und das Defiliren zu erleichtern, eine Höhle vor dem Monumente ausfüllen lassen, obgleich diese Höhle in der Schlacht eine bedeutende Rolle gespielt hatte.

Die beiden Armeecorps, welche bei Borodino vereinigt waren, werden commandirt von den Generalen Creuz und Reibhardt; das Corps Dragoner von dem General Potapoff; die Abtheilungen der Garde vom Großfürsten Michael.

Es waren im Ganzen etwa 140,000 Mann vereinigt, bei mehreren Revuen waren 120,000 und darüber präsent nach dem Ausrückungsstat. Die Bataillons sind im Durchschnitt 700 bis bis 750 Mann, die Cavallerieregimenter 800, die Dragoner 1000 Pferde und darüber stark.

4. September. Großes Manoeuvre des 2. Armeecorps unter General Creuz. Prinz Albert von Preußen ist angekommen; seine Adjutanten Graf Westorp, ein Schwiegersohn des Generals von Müßling, und von Baerst. Ferner der General Thiele und Major Hohenhorst vom Generalstabe, Alles Preußen. Dem Prinzen Albert habe ich eben nicht gefallen, weil ich ihn etwas cavalieremont behandelt habe, wie er es durch sein Betragen verdiente; dem General Thiele auch nicht besonders, weil er ein Pietist ist und Alles mit schwerfälligem Ernst behandelt, während ich mit den Russen oft etwas frivole Conversationen führte, absichtlich.

Es ist äußerst schwer für einen General in Gegenwart des Kaisers zu manoeuvriren, weil dieser nach den Eingebungen seiner Einbildungskraft sehr oft die Dispositionen oder Suppositionen ändert. Daher sind die Generale gezwungen, ihre Truppen stets in Massen beisammen zu halten, weil sie nur so ohne großen Zeitverlust schnell die Befehle des Kaisers ausführen können.

Der Kaiser mischt sich in Alles, und wenn er gleich zu Anfang des Manoeuvres sagt, er wolle den General gewähren lassen, so hat er doch, ehe eine Stunde vergeht, das Commando thatsächlich übernommen: *c'est plus fort que lui*. Seine Adjubanten sind immer in Bewegung. Heute beschwerte sich der Großfürst Michael über den *ton cavalier*, mit welchem die Adjubanten des Kaisers die Befehle an die Generale überbringen; die Klage war gegen den jungen Fürsten Bagration gerichtet, den Quasi-Erben des Georgischen Thrones.

In das Detail der Manoeuvres will ich nicht eingehen, ich überlasse das dem Major Brauchitsch, welcher seinem König tagtäglich über diese Kappalien einen ellenlangen Rapport einschicken mußte. Heute erhielten wir die topographische Karte der Gegend von Borodino und einige Tableaux, welche auf die Dislocation der Truppen und die Revue Bezug hatten; sie liegen dem militärischen Memoire bei.

Diner an der Marschallstafel, an welcher der Graf Schouvaloff, *en fonctions de maréchal de la cour*, die *Honneurs* machte.

Nach dem Essen machte ich einen Spaziergang mit Suchtelen, der als Lieutenant in der Garde bei der Schlacht von Borodino blessirt worden war. Dann sahen wir zusammen ein Waschküchlein oder *Kibitka*, welches General Perowsky, der Gouverneur von Drenburg, geschickt hatte, um darin zu wohnen; Perowsky wurde aber verhindert zu kommen.

Ich amüsiere mich Abends, das Tableau der Befehlshaber im Lager von Borodino zu durchblättern; es enthält etwa 300 Namen, von den Generals bis zu den Bataillons- und resp. Cavallerie-Divisionscommandanten herab. Von diesen 300 Namen sind über 70 positiv Deutsche; die ungewissen habe ich nicht mitgezählt.

5. September. Manoeuvre des 6. Armeecorps unter General Reibhardt auf demselben Terrain. Man forcirt den

Uebergang über einen Fluß. Nach dem Manoeuvre defilirt die Cavallerie und Artillerie durch ein Ravin, im Schritt, Trab und Galopp, vortrefflich.

Während des Manoeuvres hatte Prinz Alexander eine lange Conversation mit dem General Risselef, dem Minister der Domänen, einem ausgezeichneten General, der gewiß noch eine Rolle spielen wird. Risselef sprach von der Gefahr der Militärcolonien, dann von der Gefahr des Landwehrsystems: dieses Preussische System sei abscheulich, man müsse davon zurückkommen; kein Gouvernement könne so in seinem Lande Meister bleiben. Dann sprach er gegen Repräsentativ-Verfassungen, Alles Wasser auf die Mühle des Prinzen Alexander. Ich horchte zu und schwieg hier.

Es war heute ein Staub zum Ersticken. Nach dem Manoeuvre sprach der Kaiser die Veteranen an, die vor seinem Zelte rangirt standen. Diner an der Marschallstafel; ich habe wieder den Englischen General Arbuthnot zum Nachbar; es sind sehr viele Englische Offiziere angekommen.

Nach dem Diner sehen wir das Dragonerregiment von Neu-Rußland im Detail; dann das combinirte Kürassierregiment. General Glasenapp, Brigadegeneral bei den Dragonern, hat gehört, daß man bei uns in Holland Dragoner auf den Russischen Fuß errichten will. Er macht sich an mich, ich solle dem Prinzen Alexander vorschlagen, ihn von dem Kaiser zu begehren, um die Dragoner bei uns zu organisiren. Alle diese Russen, noch mehr aber die Deutschen in Rußland, hangen und verlangen nach einer Gelegenheit, Rußland, wenn auch nur zeitlich, verlassen zu können. General G. est souvent revenu à la charge. Er ist sehr eingenommen für die Dragoner (oder stellt sich so), aber läugnet doch nicht, daß diese Einrichtung in der Russischen Armee eine große Opposition finde. Aber weil es eine Idee und Schöpfung

des Kaisers ist, wagen es Wenige, sich laut dagegen auszusprechen und die Nachtheile und Gebrechen aufzudecken.

6. September. Großes Manoeuvr der Dragoner, welche gewöhnlich zu Umgehungen gebraucht werden. Der Kaiser will heute zeigen, wie Napoleon gegen die Russische Position bei Borodino hätte manoeuvriren sollen. Diner an der Marschallstafel; mein Nachbar ist Herr Wilbraham, ein Englischer Offizier, der bei der Englischen Gesandtschaft in Persten attachirt war.

Während der Manoeuvres war ich Zuhörer einer Conversation zwischen dem Fürsten Liechtenstein und dem Russischen General Keab, welcher Letztere dem Fürsten Baskewitsch als Inspector der Cavallerie in Polen beigegeben ist. Sie sprachen über das Lager bei Kalisch und die Unzufriedenheit des Kaisers mit der Cavalleriedivision des Russischen Generals Rostiz. Keab will nur eine Art von Trab in der Cavallerie, und billigt nicht, daß der Kaiser einen allzu gestreckten Trab verlange (*mémoire mil.*).

Des Nachmittags Fahrt nach Gorodok, das für das Lager gebaute Städtchen, das aber fast leer steht; Besuch bei den Oesterreichern. Alle fremde Offiziere sind Gäste des Kaisers, auch die nicht eingeladenen.

Abends war Soirée in der Kibitka des Gouverneurs von Orenburg. Es ist viel die Rede von Khiva und einer Expedition dahin. Die Khivanesen sind die Piraten der Wüste. Schwierigkeit eines Marsches nach Khiva wegen des Mangels an Allem; die Kirgisen können dabei sehr nützlich sein.

In der Kibitka, die mit bunten Laternen (*national*) erleuchtet war, machen die Baschkiren Musik und singen. Ihre Instrumente sind sonderbare Rohrpfeyfen, ihre Musik ist immer in Molltönen, selbst die Gefänge, welche eine muntere Bedeutung haben. Ein Offizier von den Bergschotten, welcher gegenwärtig ist, findet, daß die Melodien auffallende Aehnlichkeit haben mit denen seiner Landsleute. Einer der Baschkiren bringt mit dem bloßen Munde

sonderbar schnalzende und vibrirende Töne hervor, die klingen, als habe er eine Maultrommel im Munde; doch dem war nicht so.

Suchtelens Bruder war lange Gouverneur von Drenburg und ist auch da gestorben. Er war sehr beliebt und hat sehr viel Gutes gestiftet, z. B. Schulen für Mahomedaner. Noch jetzt wallfahrten die Mahomedaner nach seinem Grabe und sagen: der war zu gut um ein Christ zu sein; er war gewiß ein heimlicher Mahomedaner.

Ich vergaß zu erwähnen, daß bei dem heutigen Manoeuvre mehrere hölzerne Achsen der Kanonen gebrochen sind.

7. September. Heute ist der Tag der großen Revue bei Borodino und die Einweihung des Monuments. Ueber 130,000 M. sind dabei gegenwärtig. (Siehe das Tableau.) Es war ein so ungeheurer Staub, daß man fast keinen Schritt vor sich sehen konnte.

Bei dem Te Deum sind 100 Popen in pontificalibus gegenwärtig; schöner Gesang derselben. Das Defiliren im Staub hat 3 Stunden gedauert; der Fürst Paskevitsch mit dem Marschallstab in der Hand defilirte an der Spitze der Truppen.

Während dem Te Deum setzte sich ein kleines Vögelchen erst auf meinen Zügel, dann auf meine Hand; die Auguren mögen dieses Zeichen deuten; es überraschte mich in einem Augenblicke, wo ich ganz vertieft war in Nachdenken über Russische Uebermacht und Russischen Uebermuth; der jüngste Lord Paget war mein Nachbar, mit dem ich dann während des Defilirens eine lange Conversation über England hatte.

Heute ließ der Kaiser die famöse Proclamation ausfertigen, welche so viel Aufsehen gemacht und Anlaß zu einer Reclamation von Seiten des Französischen Gesandten, Grafen Barante, gegeben haben soll. Es ist außer Zweifel, daß Kaiser Nikolaus sie selbst redigirt hat; es ist sein Styl. Da er aber fühlte, daß sie für die Fremden anstößig und fast beleidigend sei, wollte er sie nicht übersetzen

lassen. Es sind aber eigentlich doch nur hochtrabende Phrasen. Suchtelen übersezte uns diese Proclamation und Rigot schickte die Uebersetzung nach dem Haag für die Prinzessin von Dranien. Die Grosssprecherei mißfiel mir zwar, doch dachte ich damals nicht, daß die Sache so viel Aufsehen machen würde.

Lange Conversation mit General Read über die Russische Cavallerie ic. Es ist sehr nachtheilig, daß nur reiche Leute bei der Garde dienen können; so wird der Reichthum, nicht das Verdienst belohnt.

Die Russischen Regimenter, Infanterie und Cavallerie, sind stets cantonnirt, mit Ausnahme der Regimenter, welche in Petersburg und Moskau ihre Garnison haben. In Rußland wechseln die Regimenter ihre Cantonnirungen gewöhnlich alle drei Jahre, in Polen aber alle Jahre. Gewöhnlich brechen ganze Armeecorps zugleich auf, um sich gegenseitig abzulösen. Read sagt: Die Regimenter sind zu groß und bei den weitläufigen Cantonnirungen schwer zu übersehen von einem Chef.

Die Remonten, welche von reichen Offizieren, die mit einem Jahre Urlaub auf ihre Güter gehen, aufgekauft werden, sind natürlich besser als die, welche die Entrepreneurs nach Petersburg liefern; diese reichen Offiziere setzen dabei von dem Ihrigen zu, um sich zu empfehlen.

Der Remontepreis für Dragoner und leichte Cavallerie der Linie ist 300 Rubel, für die Kürassiere 400, für die Garden resp. noch 100 Rubel mehr; aber für die Pferde der Gardekürasser-Regimenter wird oft viel mehr als 500 Rubel bezahlt.

Es ist, wie schon gesagt, sehr schwer, in das Intérieur der Russischen Administration und Verpflegung einzubringen; man wird, wie der treuherzige Bayerische Hauptmann Schuh sagt: man wird angelogen.

Nach der Revue war Diner bei dem Prinzen Albert von Preußen, nämlich die Oesterreicher, wir und die Preußen. Ko-

mische Erneuerung des alten abgedroschenen Streits über die Vorzüge der Infanterie und Cavallerie. Die von Weisheit triefenden Preußen halten es unter ihrer Würde, an diesem Streite Theil zu nehmen.

Bei der heutigen Revue hat der Kaiser dem Erzherzog Albrecht das Lancierregiment des verstorbenen Herzogs von Nassau, dem Prinzen Alexander das Dragonerregiment Neurußland gegeben. Die Uniformen werden gleich gemacht, und von nun an erscheinen die drei Prinzen, Albrecht von Oesterreich, Albert von Preußen und Alexander der Niederlande, stets in Russischen Uniformen. Es that mir leid, den Erzherzog nicht mehr in seinem weißen Rock zu sehen.

8. September, Sonntag. Heute wohnten wir bei dem 6. Corps der Messe bei; dann Wachtparade und Exerciren der Cavallerie-Ordonnanzen durch den Kaiser selbst — *more consueto*. Ein Preussischer Rittmeister giebt mir über diese Charlatanerie folgenden Aufschluß: In jeder Escadron werden 3 oder 4 der schönsten und besten Pferde von eignen Stallmeistern zu diesem Zwecke zugeritten und die besten Reiter damit beritten gemacht. Diese werden immer als Ordonnanzen commandirt. Der Kaiser weiß das recht gut, will aber den Fremden Sand in die Augen streuen.

Heute war an der Table du maréchal der Preussische Oberst Rauch mein Nachbar; er ist bekanntlich der vertraute Freund des Kaisers, was große Jalousie bei den Russen erweckt. Er ist ein sehr braver Mann, war lange krank gewesen, daher hatte ich bisher wenig Gelegenheit gehabt, mit ihm in Berührung zu kommen. Seine erste Frage war: Nun, haben sich Ihre Ansichten über Rußland nach einigen Wochen Aufenthalt nicht sehr modificirt? Meine Antwort war ausweichend. Dann sprach er von den Entwicklungsfortschritten Rußlands: es hat unter der Regierung des jetzigen Kaisers Riesenschritte in der Civilisation

gemacht. Ich: Der Mangel eines Mittelstandes bleibt fühlbar; der läßt sich so schnell nicht schaffen.

Dann vom Kaukasus, den er im Gefolge des Kaisers besucht hatte, etwa so: „Niemand ist im Stande zu sagen, was diese Provinzen in hundert Jahren für Rußland sein werden; sie sind größer als ganz Frankreich und haben ein herrliches Klima. Die Frauen sind schön, aber voll Apathie; ihre Stellung gegen die Männer ist noch sehr untergeordnet. Als ich eine sehr schöne Frau auf einem Balle bemerkte, welche nicht tanzte, faßte der Georgier, den ich darauf aufmerksam machte, die Frau beim Arme und stieß sie unter die Tänzer.“

Dann sprach Rauch von der äußerst schwierigen Lage des dortigen Gouverneurs; er müsse Soldat und Administrator zugleich sein, und da ihm eine fast unbeschränkte Gewalt in die Hand gegeben sei, müsse er Energie mit Integrität verbinden.

Erst seit einigen Jahren befolgt man ein festes System, um die Tscherkessen zu unterwerfen; vorher sei es ganz roher, planloser Exterminationkrieg gewesen. Nur ein paar mal hunderttausend Tapfere kämpfen noch in diesen Gebirgen für ihre Unabhängigkeit; man wolle ihnen alle Communication mit dem schwarzen Meere abschneiden, und das werde in einigen Jahren bewerkstelligt sein. Die Festungen an der Küste, gewöhnlich an der Mündung eines Flusses angelegt, oder da, wo eine gute Rhebe zum Ankern, seien bloße Erdwälle, mit nassen Gräben oder pallisadirt, aber ohne alles Revêtement; im Innern einige steinerne Häuser, Alles von den Soldaten selbst erbaut.

Die Dörfer der Tscherkessen sind gewöhnlich Felsenester, auf drei Seiten ganz unzugänglich, auf der vierten gut vertheidigt. Es ist sehr schwierig die Kanonen fortzuschaffen, um diese Felsenester damit anzugreifen.

Selten bringen die Tscherkessen zu einer Expedition mehr als ein paar tausend Mann, höchstens 3—4000 zusammen. Es ist

fast ohne Beispiel, daß sie ein Russisches Fort genommen haben, aber doch ist es geschehen. Die Besatzungen dieser Russischen Forts dürfen sich nicht weit von denselben entfernen, sie sind darin wie bloquirt.

Wenn die Tschereffien ganz von der Küste abgeschnitten sind, und ihren Handel nicht mehr treiben können, durch den sie sich Pulver und Salz verschaffen, werden sie gezwungen sein, sich zu unterwerfen. So Rauch. —

Abends sahen wir gymnastische Uebungen, die erst jetzt in der Russischen Armee eingeführt werden. Es war ein *compagnie* Bataillon; die darin gebildeten jungen Leute sollen dann als *Instructeurs* in die Regimenter vertheilt werden. Wir sahen: Herabsteigen und Erklimmen einer steilen Höhe, fast war es eine abschüssige Wand; dann den Uebergang über einen Fluß, wobei Schwimmer ein Floß vom jenseitigen Ufer holten; den Uebergang über eine abgetragene Fochbrücke (*le tablier est enlevé, il n'y a plus que les longerons*); dann Klettern an Gerüsten und Masten.

Als die Soldaten sich auskleideten, rief der Kaiser einigen umstehenden Damen zu: *Mesdames, je dois vous prévenir que les hommes vont se déshabiller!* Er hält sehr gern solche Anreden. Uns sagte er: *Messieurs, il est de principe chez nous que l'officier doit être l'instructeur en tout, donc il faut qu'ils apprennent la gymnastique.*

Rigot hatte heute eine lange Conversation mit Capitän Wilbraham, der ihm ein trauriges Gemälde von Persten entwarf.

Oberst Rauch hat mir noch gesagt: „Der Kaiser hat mir selbst erzählt, es seien schriftliche Briefe vorhanden, daß Peter der Große Anfangs gar nicht die Absicht hatte, Petersburg zur Hauptstadt zu machen; nur einen guten Hafen für den Handel wollte er; später hat eins das andere gegeben, und man ist auf diesem undankbaren Boden fest sitzen geblieben.“

9. September. Regenwetter. Wir machen Morgens einen Besuch in dem Frauenkloster, welches von der Generalin Lutschkoff gestiftet wurde, der Wittwe eines Generals, der während der Schlacht von Borodino an dieser Stelle gefallen und begraben ist.



Die Nonnen haben eine sehr häßliche Tracht, so daß man kaum unterscheiden kann, ob es Männer oder Frauen sind. Es waren auch meistens alte Weiber, nur eine junge hübsche, und diese schien ganz heiter und freundlich; sie war noch Novize. Die Tracht ist ganz schwarz.

Das Kloster steht vor dem Dorfe Semenofskoi an der Stelle, wo drei Russische Schanzen waren, deren Brustwehr noch besteht und zum Theil die Umzäunung des Klosters bildet.

Diner an der Marschallstafel; Abends Retraite bei dem Monumente, wobei das Sängerkhor sich hören läßt.

Bei Tafel sprach Lord Clarence Baget, der Englische See-capitän, lange mit mir über die Russische Marine. Hauptpunkte sind: Der Kaiser Nikolaus hat wirklich ein großes Verdienst, die Flotte in so kurzer Zeit auf diesen Fuß gebracht zu haben, denn sie war unter Alexander ganz vernachlässigt. Auch hat Nikolaus den Grund zu einer soliden Instruction gelegt, aber es fehlt noch viel, daß diese Flotte England gefährlich werden könnte.

1) Es fehlen die erfahrenen Matrosen und die Handelsmarine; die Russen haben viel mehr Schiffe, als sie bemannen können. Die meisten Matrosen sind Fremde; nach einem Revers können sie sie nicht ersetzen.

2) Sie haben nur wenige und sehr ungünstige Häfen. Das Baltische Meer und besonders der Finnische Meerbusen ist sechs Monate im Jahre wegen des Eises nicht zu befahren; die Flotte ist dann im Eise eingeschlossen.

3) Die Häfen und Rheden haben zum Theil so wenig Tiefe, daß die Schiffe breit und flach gebaut werden müssen; also nicht schnell segeln können.

4) Die Schiffe sind von schlechtem Material erbaut, d. h. von Tannenholz statt von Eichenholz; sie dauern nur 10 Jahre, während die Englischen 45 Jahre dauern; das Tannenholz widersteht den Kanonenkugeln nicht, diese fahren durch und durch.

Ihre Dampfschiffe, die auf dem Verdecke vorn und hinten mit Paixhans und auf den Flanken mit Canonaden bewaffnet sind, haben nur bei großer Windstille den Vorzug vor den Segelschiffen.

Abends wieder Conversation; ich hörte: „Oui, il y a des progrès, mais il y a aussi du mécontentement. On tend trop les ressorts et cela les use, — ils pourraient finir par se rompre. Beaucoup de personnes sont fatiguées.“

10. September. Heute war der große Tag, an welchem die Schlacht von Borodino noch einmal geliefert werden sollte. Doch nur die Russische Armee wurde in der Aufstellung repräsentirt, der Feind war bloß supponirt. Man hatte einen Schlachtbericht ausgegeben, die Schlacht in verschiedene Epochen eingetheilt, welche nach und nach sich eine aus der andern entwickelten.

Das Wetter begünstigte dieses schöne Schauspiel, welches von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags dauerte. Der Feldmarschall Paskevitsch commandirte, so lange es gehen wollte, und stellte Anfangs die Schlacht so treu als möglich dar, aber nach ein paar Stunden, d. h. gegen Nachmittag, nahm ihm der Kaiser faktisch das Commando aus der Hand und verbesserte die Fehler, welche Kutusof begangen haben soll; d. h. der Kaiser machte mit den Dragonern eine große Umgehungsbewegung in die linke Flanke und den Rücken der Französischen Armee; — höchst lächerlich. — Nikolaus giebt dem Napoleon, der schon beinahe 20 Jahre todt ist, Lektionen! Während der Schlacht

ritt ich meistens mit Fürst Liechtenstein; dann mit Tolstoi, dem Enkel des Generals Kutusof. Dieser erzählte mir Folgendes: Kutusof ist durch die Stimme des Volks zum Oberbefehlshaber berufen worden; Kaiser Alexander liebte ihn nicht, noch von der Schlacht von Austerlitz her, welche Alexander gegen Kutusofs Rath geliefert, geleitet und verloren hat. Alexander war neidisch auf Kutusofs Ruhm, er hat ihm kein Monument setzen lassen. Uebrigens ist Kutusof zur rechten Zeit für seinen Ruhm gestorben; er wollte die Franzosen nicht weiter als bis an die Grenzen von Deutschland verfolgen. So Tolstoi. Ich bemerkte hierbei nochmals, daß Niemand in Rußland sich genirt, Worte des Tadelß gegen den Kaiser Alexander auszusprechen, es ist selbst Ton; die Todten haben noch mehr Unrecht als die Abwesenden. Ueberhaupt äußert man sich in Rußland sehr freimüthig über Alles, was der Vergangenheit, auch der nächsten Vergangenheit angehört; nur über die Interessen des Augenblicks beobachtet man ein discretess, fast ängstliches Stillschweigen.

Während der Schlacht hatte ich auch eine stundenlange Conversation mit dem General Dermoßof; ein in jeder Beziehung merkwürdiger Mann, schon darum, weil er, obgleich in Ungnade und außer Activität, doch in der Rußsichen Armee eines außerordentlichen Ansehens genießt. Er ist immer entourirt, und Jeder, selbst die sehr Hochstehenden, beeifern sich ihm ihren Respect zu beweisen. Uebrigens paßirt er für einen Mann, auf den die Augen der Unzufriedenen gerichtet sind, und wenn er spricht, ist immer ein Adjutant des Kaisers in der Nähe, der ihn beobachtet und behorcht. Dermoßof hat früher in der Artillerie gedient; war in der Schlacht bei Borodino Chef des Generalstabs, und hat später im Kaukasus commandirt, von wo er abberufen wurde; warum, weiß ich nicht. Er gilt für falsch, aber sehr fein. Sein Neuperes hat eher etwas Barsches, Soldateskes (er ist dabei dick und hat ein hochgefärbtes Gesicht), aber er soll sehr wissenschaftlich gebildet

sein und im höchsten Grad das Talent besitzen, den Soldaten anzureden und ihm Muth einzufößen. (*C'est beaucoup, c'est presque tout.*)

Dermolof sprach theils über Artillerie, theils über die Schlacht. Er beklagte sich auf Russisch gegen einen nahe stehenden Bekannten: Ich bin mit den Fremden in Verlegenheit; ich will nicht lügen, und doch darf ich nicht gestehen, daß das Schauspiel vor uns viele ganz willkürliche Abweichungen von dem Hergange der Schlacht enthält. Mir sagte er zuletzt sehr fein: *C'est la représentation de la bataille avec les corrections que Monsieur le Maréchal a jugé convenable d'y introduire.*

Dermolof schildert sehr interessant, wie die Französischen Angriffscolonnen sich in dem Ravin vor der Rajewsky-Batterie gedeckt formirten, und dann unerwartet hervorbrachen.

Am Morgen war der dicke Fürst Gallizin, Adjutant des Kaisers, beauftragt worden, die Fremden zu führen; aber er wurde bald von Allen verlassen, fand sich ganz allein und wurde von seinen Kameraden ausgelacht.

Diner an der Marschallstafel, meine Nachbarn Major Brauchitsch und Lord Clarence Paget. Ich weiß nicht warum, aber während der ganzen Dauer der Manoeuvres bei Borodino wurden wir Fremden stets ersucht uns an Tafel zusammensetzen, d. h. auf eine Seite der Tafel, die Russen saßen uns gegenüber. Abends machte ich eine Partie Schach mit W. und plauderte dann mit X. über Deutsche Interessen; er sagte: Die Preussische Armee wünsche eine enge Allianz mit Oesterreich, und sei der Russomanie ihrer Preussischen Prinzen herzlich müde.

11. September. Große Gratulation und Messe beim Alexanderfest; man trägt heute de préférence den Alexander-Newsky-Orden; Wachtparade und Exercitium der Ordonnanzen; Avancement und Ordensvertheilungen; Suchtelen en disgrâce ist beim Avancement übergangen.

Großes diner-gala von 300 Couverts. Der Kaiser hat heute alle Invaliden und pensionirten Stabsoffiziere eingeladen; Gratificationen für Alle, welche der Schlacht (der wahren) beigewohnt haben und noch am Leben sind. Bei dem Diner waren meine Nachbarn Lord Paget und Fürst Menzikoff, gegen mir über General Vermolof und General Roth.

Fürst Menzikoff ist Marineminister; ein sehr feiner, artiger Mann, der es faustendick hinter den Ohren haben soll. Er war früher Soldat in der Landarmee, der Kaiser hat ihm aber das Marineministerium übertragen, und er soll sich mit viel Talent und Beharrlichkeit hineingeworfen haben. Er hat bei Barna eine sehr schwere Blessur bekommen, nämlich eine Kanonenkugel ist ihm, da er abgestiegen war und mit etwas gespreizten Beinen stand, zwischen den Beinen durchgegangen. Ich habe mich öfters mit ihm zu unterhalten Gelegenheit gehabt, auch über die Darbanellenfrage und den Orient. Er sagte ganz offen: Das Türkische Reich, wie es ist, ist uns ganz recht; aber wir können nicht dulden, daß es sich unter dem Schutze der andern Mächte wieder consolidire. So, wie es ist, lassen wir es gern bestehen.

12. September. Große Parade; mehr als 122,000 Mann stehen in dem Thale der Moskwa auf kleinem Raume, in 5 Linien. Drei Linien Infanterie in geschlossenen Bataillons deployirt; eine Linie Cavallerie in Escadrons-Colonnen (geschlossene Colonnen Regimenterweise) und eine Linie Artillerie.

Defiliren in Regiments-Colonnen, die Schwenkungen in Bataillonsmassen (Changement de direction par bataillon en masse), d. h. successiv, jede Bataillonsmasse macht die Directionsveränderung, wenn das vorhergehende Bataillon genug debütirt und Raum gemacht hat. Schwer, es geschieht aber doch mit ziemlich viel Ordnung.

Ich vergaß bisher zu erwähnen, daß bei der Russischen Armee

eine eigene Art *Zalonneurs* eingeführt sind, welche bei *Manoeuvres* vom ganzen Regiment vereinigt und für jedes Bataillon und Compagnie an den Farben ihres Fanions zu erkennen sind. Diese sind bestimmt, im Voraus die Aufstellung zu bezeichnen. Aber vor dem Feinde ist das sehr unpraktisch und selbst unausführbar. Es soll eine Erfindung von *Diebitsch* sein.

Table du maréchal, meine Nachbarn *Lichtenstein* und *Brauhitsch*, gegenüber *Dermotof*, *Woronzow* und *Menzikoff*. Abends nach *Sorodol* gefahren, um das Russische Theater zu sehen; es wurde aber nicht gespielt.

13. September. Heute das letzte *Manoeuvre* bei *Borodino*; der Kaiser liefert die Schlacht *à sa façon* noch einmal, und umgeht die Franzosen, daß sie wie in einem Sack gefangen werden.

Marshallstafel, Fürst *Lichtenstein* und *Westorp* meine Nachbarn; Abschiedsvisiten; Jedermann ist froh, daß es ein Ende hat. Ich habe noch eine lange politische Conversation mit *Prinz Alexander* über Rußland und den Orient.

Nach Moskau.

14. September. Abreise nach Moskau; *Pferdeschinderer*; *Tartaren* fahren und. Diese *Tartaren* sind noch in Rußland aus der Zeit der Invasion zurückgeblieben, sind *Mahomedaner* und eine untergeordnete und unterdrückte Menschenclasse, etwa wie die *Juden* früher bei uns waren; sie sind an dem geschnittenen Kopf, Physiognomie und Kleidung zu erkennen. Einförmigkeit der Gegend und der Kultur, doch steht man hier und da schon einen *Eichbaum*. Der Anblick von Moskau ist aus der Ferne sehr schön. Einfahrt in den *Kremlin*, wo wir wohnen.

Bei *Borodino* und dem *Alexanderfeste* am 11. September vergaß ich eines Umstandes zu erwähnen, der Aufsehen machte. Nach der Parade rief der Kaiser den Englischen *Ambassadeur*, *Lord Clanciarde*, und unterhielt sich wohl eine halbe Stunde

mit ihm, in einiger Entfernung zwar, aber doch unter den Augen der versammelten Menge. Man konnte dem Gespräch anmerken, daß es über wichtige Materien und mit gegenseitiger Satisfaction geführt wurde. Dies gab Anlaß zu allerlei Vermuthungen, um so mehr da es bekannt war, daß der Kaiser in diesem Augenblicke mit Frankreich und seiner im Orient befolgten Politik sehr unzufrieden sei.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir noch ein Gespräch ein, worin eine wohlunterrichtete Person mir versicherte, es sei bei dem Kaiser Nikolaus eine fixe Idee, daß er noch einst wie sein Bruder Alexander an der Spitze einer Armee in Paris einzichen werde; quod deus avertat, da der Weg durch Deutschland gehen müßte. Nikolaus nährt einen großen Haß gegen Louis Philipp und seine Politik.

M o s k a u.

15. September, Sonntag. Wir machen Visiten bei Fürst Serge Gallizin und dem Commandanten; fahren durch Moskau und gehen dann in die Französische reformirte Kirche. Prinz Alexander ist ein eifriger Protestant; ich habe noch nicht ergründet, ob Religiosität oder politische Erinnerungen ihm diese Richtung geben. Die Kirche war klein und einfach; der Prediger hatte den Text gewählt: Man kann nicht dem Herrn dienen und dem Mammon, und sprach über die Verachtung der Welt und ihrer Güter.

Nach dem Gottesdienste besahen wir den Kremlin und die Wohnungen der alten Czaren und Czarinnen, die im alten byzantinischen Styl restaurirt worden sind; dann die alten Kirchen im Kremlin; eine außerordentlich niedrige steht auf der Stelle, wo ein alter Eremit gewohnt haben soll, den die Legende als den Gründer von Moskau nennt.

Wir speisten an der Marschallstafel, wo der Baron Bode en fonctions de maréchal de la cour die Honneurs machte.

Baron Bode, ein alter Kamerad und Freund von Suchtelen, hat eine sehr liebenswürdige Familie, bei der ich in Moskau häufig den Abend zubrachte.

Heute ist der Kaiser ganz im Stillen in Moskau angekommen. Wir fuhren nach dem Essen mit dem Prinzen Alexander nach dem Palais Petrowsky und in das Baurhall, wo wir Zigeunermusik hörten. Die Prinzen wollten Anfangs im Baurhall nicht absteigen, es schien ihnen nicht vornehm genug; zuletzt traten sie doch ein. Im Ganzen herrscht bei den Fremden eine kindische Furcht, dem Kaiser zu mißfallen. So behauptet man, der Kaiser sehe es nicht gern, wenn fremde Militärs, die sich an seinem Hofe im Gefolge der Prinzen befinden, in Civilkleidern ausgehen. Die Oesterreicher und wir störten uns nicht daran; wenn wir die Prinzen nicht begleiten mußten, gingen wir immer in Civilkleidern aus.

Der Anblick von Moskau ist sehr freundlich und eigenthümlich. — Die große Menge von Kirchen mit ihren Thürmen, deren zwiebelförmige Kuppeln vergoldet, versilbert, oder grün oder blau oder bunt gefärbt sind, geben der Stadt ein Orientalisches Ansehen. Die Straßen sind breit, die Häuser sehr niedrig, sie haben selten mehr als zwei Stockwerke, meistens aber nur eins über dem Rez-de-chaussée. Die Häuser sind größtentheils von Holz, aber alle frisch angestrichen, weiß oder grau oder gelb. Eine unendliche Menge von Tauben bedeckt die Straßen und Dächer; ein alter Aberglaube nimmt sie in Schutz, so daß Niemand sie tödtet.

Ueberhaupt sieht man in Moskau das Russische Volk unvermischt mit Fremden, und da hier nicht Alles vom Hofe und dem Gouvernement abhängt wie in Petersburg, herrscht mehr Unabhängigkeit. Doch soll Moskau zurückgehen und seine Bevölkerung abnehmen; auch steht man es als den Sammelplatz der Unzufriedenen an. Petersburg gleicht mehr einem Hause, wo man Pasteten isst, aber kein Brod hat.

16. September. Morgens besuchte der Kaiser die Kirchen mit ihren Reliquien; dann war Parade. Das Volk drängte sich überall zu, um den Kaiser zu sehen; es war ein wahrer, ungeheuchelter Enthusiasmus; keine Polizei, keine Soldaten, die ein Spalier bildeten, keine bezahlten Vivatschreier; sondern dichtgedrängte Massen, welche stunden-, ja tagelang auf dem Plage vor dem kaiserlichen Palais warteten, um den Kaiser zu sehen und zu begrüßen.

Heute großes Diner-gala bei dem Gouverneur von Moskau, dem Fürsten Galizin; der Kaiser war zugegen; Abends Ballet im großen Theater, man führte das Donauweibchen auf, die Decorationen waren sehr schön. Dieses Theater ist größer als das della Scala in Mailand; ja die Dimensionen sind so, daß man weder gut hört, noch gut sieht; aber die Russen sind doch zufrieden, wenn sie nur sagen können: wir haben das größte.

Nach dem Theater machte ich mit Suchtelen eine Visite bei Bode; ich fand da den Fürsten Wolchonsky und seine Schwester, die da gewöhnlich ihre Abende zubringt.

17. September. Morgens Cour bei dem Großfürsten Michael, weil es der Namenstag einer seiner Töchter ist; Griechische Messe in der Schloßcapelle; dann Fahrt mit dem Erzherzog, um die Hospitäler zu sehen; dann in das kleine Palais des Kaisers; Diner an der Marschallstafel.

Nach Tische stiegen wir auf den Thurm Iwan Weliki; er ist der höchste in Moskau; die Bauern der ganzen Provinz ziehen ihren Hut ab, sobald sie ihn von fern ansichtig werden. Man hat von diesem Thurme aus das schönste Panorama von Moskau; die untergehende Sonne begünstigte uns sehr.

Wir sahen Abends eine Russische Original-Oper, das Heimweh genannt; langweilige larmoyante Musik. Ueberhaupt scheint mir das Heimweh kein echt Russischer Gegenstand zu sein; die Russen sind froh, wenn sie zu Hause wegkommen, wenigstens die Gebildeten.

Abends begaben wir uns in Yard's Hotel (es ist die erste Restauration in Moskau) um zu soupirer, in zahlreicher Gesellschaft; alles Bekannte, Adjutanten des Kaisers oder Herren vom Hofe. Einige antécédents hatten eine größere Vertraulichkeit herbeigeführt.

Variatinsky, der einige Jahre bei der Armee im Kaukasus gewesen war, erzählte von diesem Kriege und den Sitten des Landes; Alles zum Lobe der Tscherkessen. Es sei ein durchaus ritterliches Volk; es beweise den Frauen die größte Achtung; ihre Freundschaft sei Widmung auf Leben und Tod. Man müsse sich hüten, in dem Hause der Eingebornen irgend einen Gegenstand zu loben oder schön zu finden, weil sie es dann für Pflicht hielten, diesen Gegenstand dem Fremden zum Geschenk anzubieten, der sich nicht weigern dürfe die Gabe anzunehmen; man würde es für eine Beleidigung halten. Die Tscherkessen geniren sich aber auch in solchem Falle nicht, bald darauf ein Gegengeschenk zu verlangen.

Die beste Beschreibung von Tscherkassen ist von einem Deutschen und in Leipzig herausgekommen; die von Klaproth soll nicht gut sein.

Wenn eine Compagnie im Gefecht sich ausgezeichnet hat, giebt der Kaiser gewöhnlich 4 Georgenkreuze; drei werden nach der Wahl der Soldaten ausgetheilt, das vierte vergiebt der Capitän.

Die Tscherkessen widerstehen seit 60 Jahren dem Russischen Kolos; die Kaiserin Katharina verstand es am besten sie zu behandeln; sie gewann die Chefs durch Verführung, Geschenke und Einladungen nach Hofe; so waren sie thatsächlich abhängig und die Russischen Armeen hatten ungefährdet freien Durchzug durch dieses Land. Aber Kaiser Paul in seiner ritterlichen Narrheit hielt es für schimpflich, diesen Tribut länger zu bezahlen; er wollte die Gebirgsvölker unterjochen, und so ist der Vertilgungs-

krieg entstanden, in welchem die Russische Armee so viele ihrer tapfersten Soldaten verliert. G. nahm das Wort: Der Kaiser läßt junge Leute von angesehenen Escherkessischen Familien in den Kadettenhäusern erziehen und das Preussische Exercitium lernen; sie desertiren aber, sobald sie können. Uebrigens hat der Kaiser recht; denn wenn die Escherkessen alle einmal Preussisch exerciren können, werden sie bald unterjocht sein.

Dann kam es so weit, daß man ganz offen von der Abneigung des Kaisers gegen Aristokratie sprach, von seiner Vorliebe für die Deutschen, die Niemzi, welche von allen Russen so sehr gehaßt werden. Man würde viel lieber die Residenz in Moskau sehen, es sei gesünder als Petersburg; auch haben die meisten alten Russischen Familien ihre Güter in der Nähe von Moskau, aber man will sie davon entfernt halten.

Ich mußte lachen über die Naivetät und Offenheit, mit welcher diese Herren ihren Haß gegen die Deutschen in meiner Gegenwart aussprachen; ich habe dabei eine innere Satisfaction; Wir dienen in der Fremde, wo wir herrschen könnten, wenn wir unserer politischen Zersplitterung ein Ende zu machen wüßten.

18. September. Morgens langes Warten in der Antichambre des Kaisers; dann führt er uns selbst ins Arsenal, wo für 160 Bataillons Waffen, Lederzeug und Feldrequisite aufgehäuft sind; für Cavallerie und Artillerie sind die Vorräthe verhältnißmäßig. Alles ist so vereinigt, daß ein Bataillon in einem Ru ausgerüstet sein kann; d. h. Alles was ein Bataillon bedarf, ist in demselben Saale. Der Kaiser zeigt das mit großer Selbstzufriedenheit und Ruhmredigkeit den Fremden. Uehnliche Vorräthe befinden sich in Petersburg, Kiew und Sebastopol; es sind dies die großen Waffenplätze Rußlands.

Vor dem Arsenal liegen noch die Französischen Kanonen, welche im Feldzuge von 1812 erobert worden sind. Die Fran-

josfen haben bekanntlich auf Napoleons Befehl bei ihrem Abzuge den Kremlin und das Arsenal gesprengt; die Maßregel wurde aber nur halb ausgeführt, vielleicht absichtlich. Bei der Restauration des Arsenal's sind die Sprünge zum Andenken sichtbar geblieben, d. h. während das ganze Gebäude weiß angestrichen ist, sind an den Stellen, wo Sprünge waren, rothe Backsteine gemalt.

Von dem Arsenal führen wir in das Kadettenhaus, um die Kadetten exerciren zu sehen. Die Kadettenhäuser in ganz Rußland enthalten an 10,000 Kadetten, davon gehen jährlich 2000 bis 3000 als Offiziere in die Regimenter ab, und dies genügt noch kaum dem Bedürfniß der Armee. Während andere Länder sich nicht zu helfen wissen wegen der Masse von jungen Leuten, welche Anspruch auf Offiziersstellen machen, ist in Rußland noch Mangel. Diese Leichtigkeit der Beförderung und Carriere ist ein Hauptgrund, warum in Rußland eine Revolution nicht so leicht zu befürchten ist; die Hauptquelle der Unzufriedenheit existirt dort nicht. Doch auch in Rußland hat man gefährliche Experimente gemacht. Die Cantonnisten (d. h. Soldatenkinder) erhalten einen Unterricht, welcher weit über das hinausgeht, was ihre nächste Bestimmung (als Unteroffiziere und Schreiber) erfordert; der Großfürst Michael hat mit Recht bemerkt, daß dies sehr verderbliche Folgen haben kann.

Marshallstafel; Baron Bode mein Nachbar; Course mit Grünne und Rigot im Bazar, und Ausflug durch die Stadt.

Abends Ball bei dem Gouverneur Fürsten Galizin; Madame Apraxine macht die Honneurs; manche recht hübsche junge Damen; meine Bekannten sind: Mlle. de Bode, Bibikoff, Lanskoj u.

Der Kaiser spricht lange mit General Dermolof, was allgemein bemerkt wird.

19. September. Morgens lange Conversationen mit R. über Polen; er sagt: Die Polen verhalten sich zu den Russen

etwa wie die Franzosen zu den Deutschen: „Les Polonais sont braves, très braves, mais fanfarons; ils sont lâches et rampans dans le malheur et se trahissent l'un l'autre; les femmes sont gracieuses, souvent très distinguées; mais intrigantes, ayant la tête chaude et le coeur froid.“

Derfelbe schreibt die Polnische Revolution ganz den Fehlern des Großfürsten Constantin zu, und hierin stimmen fast Alle überein. Nikolaus wollte das Polnische Armeecorps 1828 in den Türkenkrieg ziehen lassen, um mit der Russischen Armee zu fraternisiren; es wäre auch eine Gelegenheit gewesen, den Ehrgeiz der Polen durch Orden und Beförderungen zu befriedigen; aber Constantin wollte nicht, weil er die Armee zu seinen Paraden nöthig hatte; es war auch Constantins Ansicht „que rien ne gâte une armée comme la guerre.“ Der Kaiser gab nach, aus déférence für den älteren Bruder. Constantin war ganz eitel auf seine Polnische Armee; er lobte sie und freute sich, sie als der Russischen überlegen an Instruction, Intelligenz, Haltung, Manoeuvriren ic. darzustellen. Auch das Litthauische Armeecorps hatte er, ganz gegen Russisches Interesse, wieder polonistrt und ihm das Polnische Commando gegeben. Die Narrheit Constantins ging so weit, daß er sich freute, als seine Polen die Russen schlugen, und ausrief: Seht, das sind meine Soldaten; das ist die Armee, die ich gebildet habe. Die Polnische Armee war wirklich vortrefflich, theils weil der Pole intelligenter, gewandter und ehrgeiziger ist als der Russe; theils weil sie von Chefs commandirt wurde, die in der Schule Napoleons gebildet waren. Ich komme auf diesen Gegenstand zurück; hier nur noch so viel: die Polen hatten während der Revolution an 160,000 Mann auf die Beine gebracht, und das Litthauische Armeecorps war auf dem Punkte, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Wäre es dazu gekommen, so war es wahrscheinlich um Rußlands Größe geschehen,

Wir fuhren mit dem Erzherzog aus und sahen:

Die Universität; hier wurden uns Russische und Slavische Incunabeln gezeigt. Wir sahen das Naturalien cabinet und in diesem ein vollständiges Gerippe des Elephas primigenius oder Mammuth. R. verschaffte mir ein Büschel Haare von dem Mammuth, das noch mit Haut und Haar im Eise der Lena in Sibirien gefunden worden ist; ich habe diese Haare aufbewahrt; es sind vielleicht die ältesten in der Welt; sie sind in dem Eise ein wenig roth geworden.

Von da gingen wir in die verschiedenen Erziehungsanstalten: Das Alexander-Institut, das zur Zeit der Cholera errichtet worden ist; es ist für arme Waisenkinder; kostet 300,000 Rubel jährlich; 300 Kinder, Knaben und Mädchen, werden darin erzogen. Die Mädchen werden gewöhnlich Gouvernanten oder Lehrerinnen und sind sehr gesucht. Ich muß bemerken, daß viele dieser Mädchen schön waren und einen sehr angenehmen Ausdruck hatten; da ich dies fast nirgends bei der ärmeren Classe in Rußland gefunden habe, so vermuthe ich, daß es hauptsächlich die Folge der besseren Pflege ist.

Dann sahen wir das Fräulein-Pensionat, ou l'institut de Ste. Cathérine, für 300 Mädchen vom Adel. Die Pension kostet 700 Rubel. Ich sah hier sehr wenig schöne und meistens sehr bleiche Gesichter. Hier hörte ich, daß die Mädchen leichter und schneller das Französische als das Deutsche lernen (umgekehrt in Czarsko-Selo), wahrscheinlich weil es mehr geübt und gesprochen wird. Selbst in diesen weiblichen Erziehungsanstalten ist die Haltung steif und militärisch, keine freie Bewegung.

Wir sahen noch die Pompiers oder Spritzenanstalt, und das Wasser-Reservoir für Trinkwasser, das durch eine lange Wasserleitung herbeigeführt wird.

Marshallstafel; General-Piret und Fürst Liechtenstein meine Nachbarn. Abends war Illumination in Petrowka und im Baur-

hall; der Kaiser und die Prinzen besuchten das Baurhall, um ihm Relief zu geben und die Gesellschaft da zu vereinigen. Bisher hatte die erste Classe der Gesellschaft dort nicht erscheinen wollen.

20. September. Morgens ist der Kaiser mit seiner Suite und allen Fremden der Garde entgegengeritten, welche aus dem Lager von Borodino kam; sie besuchte vor dem Kaiser.

Dann besuchten wir das Findelhaus, ein ungeheures Gebäude, das bei 8000 Personen fassen soll. Es enthält 800 Kinder, Knaben und Mädchen; aber im Allgemeinen werden jährlich an 28,000 Findelkinder durch diese Anstalt erzogen, unterhalten oder wenigstens unterstützt. Die Kosten betragen über 3 Millionen Rubel jährlich. Aber bei weitem die größte Zahl der Kinder ist in Pension auf dem Lande bei Ammen; die meisten der Kinder und auch die Ammen, welche wir sahen, waren sehr häßlich, viele olivenfarbig. Man versichert uns, daß in Rußland jährlich an 58,000 Findelkinder auf Kosten des Staats erzogen werden.

Wenn in andern Ländern über Zweckmäßigkeit und Moralität der Findelhäuser Zweifel bestehen, in Rußland nicht, weil man eine steigende Population will und deren bedarf. Die Findelkinder sind von der militärischen Dienstpflicht frei; warum, weiß ich nicht zu sagen. Arme Frauen oder solche, welche insgeheim niederkommen wollen, werden hier accouchirt; die letzteren, wenn sie wollen, mit einer Maske. Wenn man 100 Rubel vorausbezahlt, kann man in der Folge sein Kind aus dem Findelhause reclamiren.

W. . erzählt mir, wie es in Rußland mit der Conscription gehalten wird. Die Rekruten werden auf die Güter nach der Seelenzahl repartirt; nur die männlichen Seelen werden gezählt; dann werden die Familien in Classen getheilt: solche die 4 Söhne,

oder 3 Söhne, oder 2 oder nur einen Sohn haben. Von den Familien, die 4 Söhne haben, geht immer einer; von denen, die 3 Söhne haben, einzelne; von den übrigen nicht, es müßten sich denn schlechte Subjecte darunter befinden, die man los sein will. Auch Verheirathete müssen gehen; die Frau mit den Kindern bleibt dann zurück zu Lasten der Gemeinde. Nach 6 Jahren kann die Frau sich wieder verheirathen, wenn sie keine Nachricht von ihrem Manne hat. Gewöhnlich wählt der Familienvater selbst den Sohn, der marschiren soll; aber eigentlich steht dieses Recht dem Gutsherrn zu.

Abends nach der Tafel sahen wir in der großen Oper das Ballet: die Silphide.

21. September. Morgens Coursen in Civilkleidern in den Läden; dann die Kirche Swan Blagennoi besuchen, die wegen ihrer barocken Bauart merkwürdig ist; sie steht äußerlich mit ihren Thürmen wie ein aufgesetztes Kegelspiel aus; innerlich besteht sie aus durch enge Gänge verbundenen Kapellen; jeder Kapelle entspricht ein Thurm.

Man erzählt, der Tyrann Swan habe den Baumeister ermorden lassen, damit er nicht ein zweites solches Meisterstück erbauen könne; in der damaligen Zeit galt die Kirche für ein großes architektonisches Kunstwerk.

Dann Spazierfahrt in den Garten der Kaiserin; die Gesellschaft bestand aus dem Erzherzog, dem Prinzen Albrecht von Preußen, dem Prinzen Alexander, Herzog von Leuchtenberg, einem Herrn von Nowosilzoff, Suchtelen, Bubberg und mir. Der Erzherzog ging bald ins Concert, er lud den Prinzen Alexander ein mit ihm zu gehen, aber dieser zog vor bei den andern Prinzen zu bleiben und wurde dafür gestraft. Conversation graveleuse des Prinzen Albrecht von Preußen, die den Prinzen Alexander sehr in Verlegenheit setzt; Suchtelen und besonders Nowosilzoff (der Russische Begleiter des Prinzen Albrecht) helfen meisterlich.

Ich sah darauf allein den sogenannten Schatz im Kremlin; er ist eine Sammlung von Kleinodien und historischen Merkwürdigkeiten; z. B. die Kronen der verschiedenen Reiche, welche Rußland erobert hat, werden hier aufbewahrt. Ferner der Thron der Czaren Iwan und Peter, mit einer Nische dahinter, in welcher die Czarewina Sophie (die ältere Schwester der Czaren) verborgen war und ihren Brüdern die Antworten einblies. Aber Peter der Große war dieses Einblasen bald müde. Am meisten hat mich interessiert der Tragsessel Karls XII., auf welchem er, verwundet, in der Schlacht bei Pultawa commandirte.

Diner an der Marschallstafel, Rauch und Westorp meine Nachbarn. Fahrt mit Rigot in den Englischen Club; unsere Verlegenheit und Ungebuld, weil wir uns Niemandem verständlich machen können. Ein Deutscher oder Französischer Lohnbedienter hat uns immer in Moskau gefehlt und war durchaus nicht aufzutreiben.

Abends war Ball bei Fürst Serge Gallizin, einem kleinen Manne, der seine 700,000 Rubel Revenuen sehr generös und wohlthätig verwendet; er erhielt am andern Morgen von dem Kaiser das St. Andreaskreuz.

Abends lange Conversation mit R. über Polen und Cirkassien — „les deux cautères de la Russie. Il faut 100,000 hommes à peu près dans chacun de ces deux pays.“ In Cirkassien ist etwa noch eine Million unabhängig; sie können nicht unterjocht, sondern nur ausgerottet werden. Viele Russen sehen den Besitz von Polen als verderblich für Rußland an: „C'était un coup de maître de Metternich de nous en laisser l'embaras.“

So laufen die Ansichten der Menschen auseinander.

22. September, Sonntag. Heute war eine große und in der That imposante religiöse Feierlichkeit; der Kaiser legte den Grundstein zu einer neuen Kathedrale, du St. Sauveur.

Die Truppen bildeten ein Spalier um den Kremlin und bis an den Ort, wo die Fundamente gelegt waren. Es war eine feierliche Procession; der ganze Clerus in pontificalibus; der Kaiser mit seiner ganzen Suite folgte zu Pferd; die ganze Bevölkerung von Moskau war auf den Beinen und geschmückt; die Straßen, die Fenster, die Mauerzinnen waren gedrängt voll; das herrlichste Wetter begünstigte das Fest.

Der Erzbischof, ein Mann, der viel Geist und Feinheit haben soll und sehr geehrt wird, hielt eine Rede, die sehr schön gewesen sein soll. Ich stand sehr nahe und gestehe, daß die Art seines Vortrags mir außerordentlich gefiel; Einfachheit und Würde lagen in den Zügen des Gesichts und in der ganzen Haltung, und doch dabei Feinheit in dem Ausdruck.

Kaiser Alexander hatte die Gründung dieses Tempels beschlossen, aber die Ausführung war Nikolaus vorbehalten. Der Erzbischof verglich diesen Bau mit dem Bau des Tempels zu Jerusalem, den David beginnen wollte, der aber erst durch Salomon erbaut wurde. Dabei nahm er Gelegenheit, von der Vergänglichkeit irdischer Größe zu reden, und wie Alles in Gottes Hand stehe. Diese Kathedrale ist ein Monument des Dankes für die Befreiung von der Invasion der Franzosen. Eine große Medaille wurde vertheilt mit der Aufschrift: „Nicht uns, nicht uns, sondern ihm allein die Ehre.“ Auf der Rehrseite steht: „Alexander hat es beschlossen, Nikolaus hat die Ausführung begonnen.“ Bei der Ceremonie waren die Prinzen zur Seite des Kaisers, jeder mauerte einen Stein; Prinz Albrecht von Preußen küßte dabei dem Kaiser die Hand, er ist immer platt vor dem Kaiser; die Andern thaten es nicht. Große Zufriedenheit des Kaisers, die auf seinem Gesichte zu lesen ist.

Abends schöne Illumination des Kremlin in dem besten Geschmack; ich söhne mich fast mit den Illuminationen aus.

Die Härte der Kaufleute nehmen in Moskau ab, da die Kinder andere Sitten annehmen.

General Kavelin äußerte sich so über den Brand von Moskau: „Il y a eu un ordre du gouvernement pour brûler les magasins et tout ce qui pouvait offrir des ressources à l'ennemi; Rostopschin a brûlé lui-même son château à quelque distance de Moscou; les François eux-mêmes, le vent et les accidens ont fait le reste.“

23. September. Morgens Promenade zu Fuß; Einkäufe gemacht, mit Suchtelen und seinem Figaro. Buden von Tula, Tarjof (Tatarische Sattler).

Großes Diner, welches die Stadt der Garde in dem Exercirhaufe giebt; 3000 Mann werden unter diesem Dache gespeist; es kostet 50,000 Rubel. Der Tambour major vom Regimente Preobrajensky, der größte Riese, den ich je gesehen habe.

Bekanntschaffen; ich sehe schöne Damen, die auf dem Ball glänzend weißen, beim Tageslicht ganz gelben Teint haben; Russische Frauen haben selten frische Gesichtsfarbe.

Oberst Bagowuth von den Gardehusaren; er ist trepanirt worden; seine Artigkeit und Freundschaft für mich; wir frühstücken zusammen.

Abends großer Ball im Palais de la Noblesse; prächtiger Saal von den schönsten Proportionen (5:9); reiche Beleuchtung von 5000 Wachskerzen.

Artigkeit des Erzherzogs, politische Conversation über die gemeinschaftlichen Interessen Englands und Oesterreichs; Einladung nach Wien zu kommen.

Artigkeit des Kaisers, mit dem ich eine Viertelstunde lang rede, während die Versammlung einen großen Kreis um uns bildet. Er drückt seine Zufriedenheit aus über seinen Aufenthalt in Moskau. Ich sage: Le ciel même s'est chargé d'embellir cette fête. Er: J'aime à le croire. Seine Zufriedenheit sollte

nicht von langer Dauer sein. Graf Gubowitsch, le maréchal de la noblesse, spricht mir von dem Enthusiasmus des Volks für den Kaiser: Vous voyez que nous n'avons pas besoin de constitutions, nous sommes plus heureux comme cela.

Souper. Die Oesterreicher erschienen heute mit ihren Russischen Decorationen; der Fürst Liechtenstein hatte vom Kaiser einen Ehrensäbel erhalten, der 20,000 Rubel werth sein soll; es schien mir, daß Fürst Liechtenstein, der vom Kaiser sehr wohl gelitten ist, doch lieber kein Geschenk von Geldeswerth empfangen hätte.

24. September. Revue der Rekruten, welche angekommen sind; dann Abschiedsvisiten bei Großfürst Michael, dem Thronfolger, beim Erzherzog, bei Orloff, Wolchonsky, Czernitschew, Kleinmichel, Reibhardt, Dermolof, Menzikof, Kavelin, Adlerberg, Woronzof, Riffelef, Baskewitsch, Gubowitsch und dem Fürsten Gallizin. Meistens nicht empfangen.

Orloff, der zu Hause war, hatte eine lange Conversation mit dem Prinzen über die unirten Griechen, welche dem Römischen Pferch eben entführt worden seien. Er erzählt triumphirend und ohne Rückhalt die finesses et ruses, welche angewendet worden seien, um zu diesem Ziele zu gelangen. Man habe es dahin gebracht, indem man nach und nach die Formen, wodurch die unirten Griechen sich von den andern unterscheiden, abgeschafft habe; so besonders sei Anfangs die Slavische Sprache der lateinischen bei der Messe substituirt worden. Als alles Neuerliche schon weggeräumt war, was dem Volke bei dem Uebertritt hätte auffallen können, habe man den Clerus zu bewegen und zu gewinnen gewußt, daß er selbst durch Petitionen die Vereinigung mit der Russisch-Griechischen Kirche verlangt habe.

Marshallstafel. Der Kaiser engagirt den Prinzen Alexander, noch einige Tage nach der Abreise der Oesterreicher zu bleiben. Abends im Theater Zampa. Dann Visite bei Baron Bode;

Partie Whist oder Sturm mit Baron Bode und der Prinzessin Tscherkaski.

25. September. Ich machte Einkäufe in den Boutiquen, ging mit dem Prinzen zu den Antiquaren, die viele Merkwürdigkeiten haben, dann in die Kirche des H. Basilus, speiste an der Marschallstafel, ging ins Französische Theater und plauderte mit F. über den Zustand der Russischen Bauern. Er sagte mir: Sie zahlen keine Abgaben, aber das Land wird getheilt, die eine Hälfte gehört dem Herrn, die andere dem Bauern zur Benutzung. Der Bauer arbeitet drei Tage in der Woche für sich und drei für seinen Herrn.

Dann sprach er von der Abnahme oder dem Rückgange der großen Vermögen und dem Derangement vieler Familien. Er schreibt es zu: dem Luxus und der Verschwendung, dem Staatsbankerut, der Theilung unter die Kinder, und dem Umstande, daß die großen Gutsbesitzer nicht selbst verwalten, sondern fern von ihren Gütern im Dienste des Kaisers sind.

26. September. Morgens wurden wir im Bette überrascht von der Nachricht, der Kaiser sei ganz unerwartet abgereist, ohne für uns etwas zu hinterlassen, ja selbst ohne Jemanden als den Grafen Orloff gesprochen zu haben. Jedermann war erstaunt, und man steckte die Köpfe zusammen; denn obgleich solche unerwartete Entschliessungen des Kaisers, solche Reisen, ohne daß man weiß wohin oder warum, dort nichts Seltenes sind, so ist man doch gespannt. Man streute aus, der Kaiser sei so plötzlich abgereist, weil er sehr beunruhigende Nachrichten über die Gesundheit der Kaiserin erhalten habe; aber die Meisten vermutheten einen politischen Grund. Wäre die Krankheit der Kaiserin so gefährlich gewesen, würde der Thronfolger nicht in Moskau geblieben sein. Wahrscheinlich gaben die Vorfälle im Geismarschen Corps, von denen ich erst später etwas erfuhr, die Veranlassung zur schleunigen Abreise; auch sprach man von

Arrestationen, und die Reiseroute des Erzherzogs, die erst über Kiew (das Hauptquartier des Geismar'schen Corps) gehen sollte, war über Brzesk-Litewsky abgeändert worden, worüber der Erzherzog Albrecht selbst sich wunderte; denn beim Abschied sagte er mir: „Ich weiß nicht, warum man mich einen andern Weg nehmen läßt, als anfänglich die Absicht war; ich lasse gewähren.“

Der Prinz Alexander gerieth durch die Abreise des Kaisers in große Verlegenheit; seine Abreise über Smolensk und Wilna war schon festgesetzt auf den 27., und wir sollten heute beim Kaiser Abschied nehmen. Der Prinz fragte den Großfürsten Michael um Rath, und dieser rieth ganz verständig, ein paar Tage zu warten, weil der Kaiser gewiß sehr bald etwas von sich hören lassen werde. Man war aber in Verlegenheit und zu occupiren und zu amüsiren.

Wir sahen die Schule der Cantonnisten und wohnten dann vor Moskau einem Treibjagen bei, au chien courant et au lévrier. Die armen Hasen waren in einem Kasten eingesperrt und wurden nach und nach losgelassen und gehezt. Wir hatten sehr schlechte Pferde, so daß der Spaß nicht groß war.

Wir speiseten an der Marschallstafel; Abends war dem Prinzen zu Ehren ein Ball bei Mad. Aprarine; ich machte eine Partie Whist mit General Kaveline, General Aninkof und einem dritten Herrn, den ich vergessen habe. Das Spiel war nicht hoch für hiesige Sitte, d. h. man konnte höchstens 100 Rubel im Abend verlieren.

Prinz Albrecht von Preußen hatte bisher bei allen Gelegenheiten Vergnügen daran gefunden, der Letzte auf dem Ball zu bleiben, zum großen ennui und Verlegenheit der Hausherren und Frauen. Gewöhnlich war zuletzt Niemand mehr da als Prinz Albrecht von Preußen mit seinen Herren, und Prinz Alexander mit Rigot und mir. Prinz Alexander glaubte der Etiquette schuldig zu sein, nicht vor seinem Onkel den Ball zu verlassen, obgleich ich ihm gesagt hatte, daß ich ihn nicht für verpflichtet

hielte, für den Muthwillen und die Unarten seines Herrn Oheims so viel *déférence* zu haben. Denn offenbar that Prinz Albrecht es nur, um uns zu plagen. Heute nahm ich mir die Freiheit, allein wegzugehen und die Prinzen im Stich zu lassen; Prinz Albrecht hat das nicht verschmupfen können.

27. September. Nachdem wir ziemlich lange geschlafen hatten, fuhren wir zu einem Bären- und Stiergefechte. Man war nämlich sehr in Verlegenheit mit uns; das Programm des amusemens war abgespielt, und da sich der Aufenthalt des Prinzen Alexander und des Prinzen Albrecht von Preußen um einige Tage verlängerte, suchte man alles Erdenkliche auf, um die Tage auszufüllen. Also heute Stier- und Bärengefecht. Ich war sehr gespannt, was das sein würde; dachte an Spanische Torreadors u. dgl. — siehe da: eine große hölzerne Bude mit Logen ringsum; ein paar blinde, ausgemergelte Bären, denen Zähne und Krallen ausgerissen waren; ein paar Ochsen mit abgestumpften Hörnern, und ein Duzend zahnloser Bullenbeißer, die sich auf die kläglichste Art an einander abmühten und nur durch Schläge zur Tapferkeit aufgemuntert werden konnten. Es war ekelhaft zu sehen.

Wir nahmen darauf Abschied beim Prinzen Albrecht; d. h. Rigot und ich gingen zu ihm; er ließ uns einige Zeit im Vorzimmer warten und dann eintreten. Während dieser Abschieds-Audienz sprach er mit Affectation allein Rigot an und ließ mich stehen. Als das etwa 10 Minuten gedauert hatte, machte ich eine Verbeugung und ging zur Thür hinaus, begleitet von seinem Adjutanten, der sich über die Unart seines Prinzen ärgerte.

Dann Abschied bei dem Thronfolger, der, wie immer, gutmüthig und freundlich war.

Den Abend brachte ich zu bei der Familie des Barons Bode, die mich stets sehr freundschaftlich behandelt hatte. Die eine Fräulein Bode hatte recht artige Caricaturen von allen Fremden

gezeichnet, besonders von den Oesterreichern; der Fürst Liechtenstein war sprechend ähnlich; auch Prinz Albrecht von Preußen. Vergewens hat ich, auch die meinige zu zeigen; Fräulein Bode klugnete standhaft; aber zum Andenken schenkte sie mir ein Bildchen: le costume des demoiselles d'honneur de S. M. l'Impératrice.

Adieu Moskau, wo es mir sehr wohl gefallen hat.

Rückkehr nach Petersburg und Czarsko-Selo.

28. und 29. September. Der Prinz eilt uns mit Suchtelen voraus; es begegnet uns nichts Erhebliches auf dem nun bekannten und ziemlich einförmigen Wege von Moskau nach Petersburg. Unterwegs begegneten wir dem *Éléphant de la cour* und zwei Kameelen.

Fürst Wolchonsky, der sehr ökonomisch sein soll, hat Einwendungen gemacht, als er hörte, der Kaiser wolle einen Elephanten halten, der jährlich 10,000 Rubel kosten würde. Der Kaiser bestand darauf; Wolchonsky antwortete (so sagen die Spötter): „Eh bien Sire, permettez moi de solliciter la place d'éléphant de la cour; elle est bonne.“

Die Fahrt war übrigens die größte Pferdeschinderei; mehrmals wurde ein Pferd, das nicht mehr fortkonnte oder zusammenstürzte, abgespannt und an der Straße seinem Schicksal überlassen.

Am 30. früh kamen wir in Czarsko-Selo an und bezogen die alten Quartiere. Die Kaiserin befand sich wieder besser. Unsere Wagen bedurften der Reparatur, wodurch eine neue Verzögerung der Abreise von einigen Tagen entstand.

30. September. Bei Tafel war Oberst Rauch mein Nachbar zur einen, zur andern Seite der Staatsrath Chabot, der Privatsecretär der Kaiserin. Beide machten mir eine Beschreibung von der Theuerung und dem Luxus in Petersburg. Rauch gesteht, daß er, obgleich gut bezahlt, doch mit seiner kleinen Familie in Petersburg nicht bestehen könne; er hat deshalb seine Familie

wieder nach Berlin zurückgeschickt. Er mußte als Minimum 15 Domestiken halten: Kammerdiener, Lakaien, Frotteurs, Kutscher, Stallleute, Wasserträger, Portier, Kammerjungfer, Mädchen, Wäscherin, Näherin, Mägde.

Abends war Ruhe. Der Niederländische Geschäftsträger Gevers kam an und brachte Briefe und Zeitungen; Conversation über die Orientalische Frage: Rußland will wohl an dem Congreß und den Berathungen in Wien Theil nehmen, aber ohne sich im mindesten durch die Beschlüsse binden zu lassen. Der Zustand des Türkischen Reichs gehe seine Interessen näher an als die der übrigen Mächte; auch habe es schon durch Verträge bestimmte Vorrechte stipulirt, die es nicht gesonnen sei aufzugeben. Es werde zusehen und im vorkommenden Falle seinen Interessen gemäß handeln. So berichtet Gevers.

1. October. Lange Promenade mit Prinz Alexander; Gespräch über Brüssel und den Angriff des Prinzen Friedrich.

Rauendorf, Nassauischer General, besucht mich nebst Hauptmann Holbach. Rauendorf war geschickt, um den Tod des Herzogs von Nassau anzuzeigen; er erzählte mir die näheren Umstände, unter andern auch den, daß mein Vater, Schwager Breibbach und Schwester Amelie in Kissingen gegenwärtig waren, als der Herzog da starb. Lange Conversation mit dem Fürsten Nikolaus Dolgoruky.

2. October. Ich fahre nach Tafel mit Gevers in Civilkleidern auf der Eisenbahn nach Petersburg; der Kaiser, der dieselbe Gelegenheit benutzt, sieht mich; ich wohne bei Gevers und orientire mich über den Stand der großen Politik. England und Frankreich erklären, ihre Flotten würden die Dardanellen forciren, sobald eine Russische Kriegsflotte den Bosphorus passire.

Meine interessanteste Ausbeute von Petersburg waren diesmal sehr specielle und richtige Documente über die Russische Armee, ihre Stärke, Aufstellung und Dislocation. Da ich über

160,000 Mann der Russischen Armee selbst gesehen hatte, die Stärke, die Commandanten, die Garnisonen genau kannte, und Alles, was jene Documente enthielten, vollkommen mit meinen Datés übereinstimmte, so schloß ich daraus auf die Richtigkeit der Stats auch in Beziehung auf die Theile der Armee, die ich nicht gesehen hatte. Ich will meine Notizen über die Armee hier einschließen:

Die Russische Armee.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Angaben so weit auseinanderlaufen; bald wird die Stärke zu 400,000 Mann, bald zu 1 Million angegeben. Beides ist richtig; es fragt sich nur, was man unter Armee versteht.

Wenn man Alles, was Uniform und Waffen trägt: die Kadetten, die Cantonisten, die Garnisonsbataillons, die Reserven, die irregulären Truppen, mit zur Armee rechnet, dann ist diese über 1 Million stark; aber die active Armee, welche Rußland zu einem Kriege in Europa mobil machen kann, übersteigt die Zahl von 400,000 Mann nicht.

Hier einige Details, soweit mein Gedächtniß mich nicht trügt.

1) Die Garde. Zwölf Regimenter Infanterie, jedes zu 3 Bataillons, dabei noch das Finnländische Schützenbataillon; dazu werden noch gerechnet: le régiment modèle, les mariniers de la garde, les sappeurs de la garde, les sappeurs modèles. Diese Infanterie ist in drei Divisionen eingetheilt.

Die Garde-Cavallerie besteht aus 10 Regimentern in 3 Divisionen, nämlich: 4 Cuirassiers, 1 Grenadiers à cheval, 1 Dragons, 2 Hussards, 2 Lanciers. Dazu kommen noch die Kosaken der Garde und die verschiedenen Sotnias (Escadrons) der Orientalischen Reiterei (Tscherkessen, Lesghier, Muselmänner).

Das Hauptquartier der Garde ist Petersburg, die Stärke etwa 40,000 Mann Infanterie und 8000 Mann Cavallerie.

2) Grenadier=Corps. 12 Regimenter, jedes zu 4 Bataillons, in drei Divisionen, um Nowgorod colonisirt. Hauptquartier Nowgorod.

3) Linien=Infanterie. Die Linien=Infanterie besteht aus 40 Regimentern Fußliens und 40 Regimentern Jägern; sie ist in 6 Corps eingetheilt, jedes Corps zu 3 Divisionen, jede Division zu 4 Regimentern, jedes Regiment zu 4 Bataillons; also das Corps 48 Bataillons.

Bei jedem Armeecorps befindet sich eine leichte Cavallerie=Division (2 Regimenter Uhlanen oder Lanciers und 2 Regimenter Husaren). Jedes Corps hat 120 Stück Geschütze.

Die Hauptquartiere der Corps sind: Warschau, Wilna, Mohilew, Kiew, Moskau und Sebastopol.

Das Corps von Sebastopol hat keine leichte Cavallerie=Division, sondern diese ist der Reserve=Cavallerie zugetheilt; — die übrige Linien=Infanterie befindet sich in Brigaden bei der Armee im Kaukasus (6 Regimenter Linie, 2 Regimenter Grenadiere [Reserve]).

Von diesen 6 Corps befinden sich 4 (Warschau, Wilna, Kiew und Mohilew) unter den unmittelbaren Befehlen des Fürsten Paskewitsch, die übrigen stehen unter dem Kriegsminister.

4) Die Cavallerie (außer der Garde) besteht aus 8 Regimentern Kürassiers, 8 Reg. Dragoner, 14 Reg. Husaren und 22 Reg. Uhlanen. Außerdem noch les dragons du Caucase (1 Reg.) und die Gensd'armerie (1 Reg.); also zusammen mit der Garde 64 Regimenter.

Die Cavallerie außer der Garde ist so eingetheilt:

3 Reserve=Corps.	1. Corps:	2 Divisionen	Kürassiers,
	2. "	2 "	Dragoner,
	3. "	2 "	Uhlanen.

Dann noch die 6 leichten Cavallerie=Divisionen bei den sechs Armeecorps.

Außer den 6 Corps der activen Armee hat Rußland noch folgende Corps, welche aber nicht aus den Provinzen, in welchen sie sich befinden, entfernt werden dürfen, nämlich: das Corps des Kaukasus (Tiflis), das Corps von Drenburg (es ist nun gegen Kihwa marschirt), das Corps von Sibirien mit dem Hauptquartier Tobolsk, und das Corps von Finnland mit dem Hauptquartier Helsingfors.

Von diesen ist das Corps des Kaukasus das stärkste und am besten zusammengesetzte; es besteht aus 8 Regimentern Linie (den letzten Nummern der Füsiliers und Jäger) und 2 Reg. von der Grenadier-Reserve und den Dragonern des Kaukasus.

Dazu kommen noch an 30 bis 36 Garnisons-Bataillons, nämlich 10 bis 12 auf der Linie des Schwarzen Meers, ebenso viele auf der Linie von Georgien und Grusien, und ebenso viele auf der Linie des Kuban. Diese haben noch die Kosaken der Linie zur Unterstützung.

Die Corps von Drenburg, Sibirien und Finnland bestehen in der Regel nur aus Garnisons-Bataillonen und Kosaken.

Die sogenannten Reserve-Bataillone, wovon jedes Linienregiment zwei auf dem Papier hat, bestehen eigentlich nur in Cadres oder Beurlaubten; solchen, die 15 Jahre gedient haben, oder Halbinvaliden, die zur Noth einberufen werden können.

Die Garnisons-Bataillone bestehen zwar, aber auch aus Soldaten, die über 15 Jahre, aber noch nicht 20 Jahre gedient haben, dann aus schwächlichen Rekruten, die, wenn sie zu Kräften kommen, später in die Feldregimenter versetzt werden. Auch entlassene Soldaten, die sich in der Heimath schlecht aufführen, werden wieder in die Garnisons-Bataillone gesteckt.

Die Garnisons-Bataillone bleiben immer in demselben Gouvernement und bestehen aus Soldaten, die in diesem Gouvernement geboren sind. Die Abjudanten des Kaisers halten oft Visitationen, um Mißbräuchen und Unterschleifen vorzubeugen.

Die Administration der Compagnien beruht auf der Artelcasse; der Artelnik oder Menagemeister ist von den Soldaten selbst gewählt, und es ist fast ohne Beispiel, daß einer etwas veruntraut hätte oder mit der Casse entlaufen wäre.

Die Corps der activen Armee wechseln gewöhnlich alle drei Jahre Corpsweise ihre Garnisonen.

(Die Pferde der Russischen Cavallerie sind nur vorn beschlagen, außer bei der Garde.)

3. October. Rückkehr von Petersburg. Ich habe eine Einladung von Czernitschew versäumt, der uns (Rigot und mir) im Namen des Kaisers das Commandeurkreuz des Stanislausordens überreichen sollte. Diese Auszeichnung bedeutet nicht viel und wird gewöhnlich wie ein Beck auf dem Laden den fremden Stabsofficieren, die in irgend einer officiellen Eigenschaft am Petersburger Hofe erscheinen, gegeben.

Wir hatten heute unsere Abschiedsaudienz beim Kaiser; lange und artig. Er sprach zuerst von seiner schleunigen Abreise aus Moskau; die Krankheit der Kaiserin sei daran schuld gewesen: Vous n'êtes pas mariés, sans cela vous comprendriez ce que j'ai souffert. Dann: Je regrette de ne pas vous avoir vus plus souvent, mais il y avait trop d'étrangers cette fois.

Als wir für die Decoration dankten: Bah; ne n'en parlez pas, je regrette que les circonstances ne m'aient pas permis de faire d'avantage. Mais il y avait trop d'étrangers.

Dann das große Lob des Prinzen Alexander. D'abord il paraît un peu trop sévère, mais il gagne infiniment à être connu. Il est tout à fait correct et dans les bons principes, dès qu'on lui parle d'affaires majeures.

Dann von der Armee: Vous avez vu à peu près la moitié de ce que nous avons, près de 200 mille hommes.

Dann von den Dragonern; es bestehe noch kein eigentliches Reglement für sie. Zum Abschied reichte er uns die Hand.

Wir fuhren dann zum Großfürsten Michael, der mir besonders artig war.

Wir speisten allein auf dem Zimmer mit Gevers und fuhren dann um 4 Uhr ab, in Gegenwart des Kaisers, des Großfürsten Michael und des Herzogs von Leuchtenberg.

Adieu Petersburg und Rußland! ich fühle kein Bedürfniß, dich wiederzusehen. Suchtelen fuhr mit dem Prinzen, ich mit Rigot.

Reise von Czarsko-Selo nach Warschau.

3. bis 8. October. Ich hätte gewünscht, den Weg durch die Deutschen Ostseeprovinzen zu nehmen, aber Prinz Alexander zog den kürzesten Weg vor. Dieser kürzeste Weg ist eine neu angelegte Chauffée, die meistens schnurgerade wie eine Kanonenkugel fortläuft, ohne sich um das zu bekümmern, was rechts oder links liegt; die also an mehreren bedeutenden Städten vorübergeht, welche auf einige Meilen rechts oder links liegen bleiben. Bis nach Kowno berührt die Chauffée keinen bedeutenden Ort; sie geht über Luga, Pleskow vorbei, dann Ostrow, Dünaburg vorbei, Wilkomir, Kowno, Komza. Wir blieben 5 Tage unterwegs; 4 Nächte sind wir durchgefahren, die fünfte Nacht haben wir in Komza geschlafen. Es ist eine Militärstraße; überall sind telegraphische Stationen angebracht; alle drei Poststationen ist ein Wirthshaus, das dem Gouvernement gehört und an Wirths abgegeben wird.

Wir machten kurzen Aufenthalt in Jaschtschero, frühstückten den 4. Morgens in Luga, fuhren den 4. Abends bei Pleskow vorbei, blieben in der Nacht vor Ostrow in einer abgebrochenen Brücke stecken; den 5. aßen wir in Wisch-Gorobok (Hochstädt) zu Mittag. In der Nacht vom 5. auf den 6. fuhren wir bei Dünaburg über die Duna, ohne etwas zu sehen. Jenseits Dü-

naburg ändert sich das Land, die Vegetation wird etwas lebendiger. In Litthauen erscheinen die ersten Juden, deren es im eigentlichen Rußland keine giebt. Die Bärte der Rußfischen Bauern verschwinden und werden durch den Schnurrbart der Polen ersetzt. Die Weiber in Litthauen sind alle weiß gekleidet; sie haben eine Kopf- und Halsbedeckung, die dem Schleier der Nonnen gleicht. Die Physiognomien ändern sich und werden energischer.

In Curland sind die Landschaften lieblicher, da überall Hügelketten und kleine Landseen abwechseln; die Spuren des Polnischen Kriegs zeigen sich noch hier und da.

In Kowno kamen wir Nachts (6. auf 7.) an, tranken Thee und passirten den Niemen. Trotz unserer Vorstellungen war der Prinz nicht zu bewegen den Morgen abzuwarten, um den Punkt zu sehen, wo Napoleon mit seiner großen Armee übergegangen ist.

Jenseits Kowno beginnt das Königreich Polen. Wir frühstückten in der Poststation Zaplishek. Ich machte Bekanntschaft mit einer jungen Polin; ich fand sie in der Nationaltracht, und in einer Geschichte von Polen lesend. Auf meine Frage: Lesen Sie gern geschichtliche Werke? Antwort: Sollte eine Polin nicht Interesse nehmen an der Geschichte ihres Vaterlandes? Ich: Gewiß, um so mehr, da die Polinnen daran so viel Antheil genommen haben, daß man sagen kann, sie haben sie halb gemacht. Das gefiel und wir wurden gute Bekannte. Sie erzählte mir mit Thränen, zwei ihrer Brüder seien verbannt; sie haben als Warschauer Studenten die Waffen ergriffen; einer ist nun in Rom Priester geworden.

In Raigrod sehen wir noch Spuren des Gefechts zwischen den Polnischen Generalen Bielgub und Dembinsky und dem Rußfischen General Sacken, der gezwungen wurde sich zurückzuziehen. Viele abgebrannte Häuser liegen noch in Schutt. Polnische Juden, die uns führten, bekannten, daß die Juden den

Russen als Spione gebient haben und daß deswegen viele von den Polen aufgehängt worden sind.

Die Nacht vom 7. auf den 8. haben wir in Lomza zugebracht. Rigot war steinunglücklich, weil die Wanzen ihn verhinderten zu schlafen.

Den 8. Morgens besuchten wir das Schlachtfeld von Ostrolenka. Die Brücke, die Kanonenkugeln in den Kirchen. Ein Polnischer Intendant erzählte uns von der Tapferkeit zweier Polnischer Bataillone, welche zuletzt die Stadt vertheidigten und sich noch den Rückzug über die Karcw bahnten, obgleich Russische Colonnen schon hinüber waren. Die Russen läugnen das Factum, obgleich sie der Tapferkeit der Polen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diebitsch konnte den Sieg nicht benutzen, weil der Großfürst Michael sich weigerte, die Garben zu erponiren.

Der Russische Commandant in Ostrolenka war ehemals Page der Großfürstin Anna, jetzigen Prinzessin von Oranien, gewesen.

Wir aßen in Pultusk zu Mittag, welches eine recht schöne Lage hat. Wir sahen das Schlachtfeld (1807) nicht.

Der alte Französische Brückenkopf bei Sierock ist verfallen, doch besah ich noch mit dem Prinzen Alexander das tracé.

Dienstag Abends am 8. October kamen wir in Warschau an und stiegen ab in Bellevue, dem Palais damals des Großfürsten Constantin, wo die Revolution ausgebrochen ist. Wir wurden mit allem Pomp empfangen; Fürst Waskewitsch mit seinem zahlreichen und glänzenden Generalstabe machte dem Prinzen Alexander die erste Visite, welche dieser sogleich erwiderte. Fürst Gortschakow*), der Chef vom Generalstab des Feldmarschalls, wurde bald mein guter Bekannter. Wir gingen ins Theater, sahen „le philtre“, worauf ein Nationalballet folgte, in welchem die Mazurka und Krakowianka im Polnischen Na-

*) Der commandirende Russische General in dem eben beendeten Orientalischen Kriege von 1853/56.

tionalcoſtümte getanzt wurde, unter lebhaftem Applauſ des zahlreichen Publicumſ. Der Saal war gedrängt voll.

Abends fröhliches Souper en partie carrée. Ich war froh, wieder in einem guten Bette zu ſchlafen, eine Annehmlichkeit, welche ich ſeit mehreren Monaten entbehrt hatte.

W a r ſ c h a u.

9. October. Morgens empfing der Prinz das Officierscorps und die Autoritäten; darauf beſichtigten wir das Schlachtfeld von Wola und die neuerbaute Citabelle von Waſchau. Unſere Begleiter waren die Ruſſiſchen Generale Fürſt Gortſchakow und Berg, die beide bei der Schlacht ſelbſt eine bedeutende Rolle geſpielt haben. Gortſchakow nämlich war Commandant der ganzen Ruſſiſchen Artillerie, die an dieſem Tage ſo entſcheidend gewirkt hat; Berg war, glaube ich, Generalquartiermeiſter. Beide hatten die Güte, uns an Ort und Stelle die intereſſanteſten Details über den Hergang der Sache mitzutheilen. Entſcheidend für den Sieg war 1) die Abweſenheit von 20,000 Mann der Polniſchen Armee, welche über die Weiſchel detachirt worden waren, um die Inſurrection zu verbreiten und Lebensmittel einzutreiben, weil die Polen überzeugt waren, daß man den Sturm nicht wagen würde; 2) die große Ueberlegenheit der Ruſſiſchen Artillerie (an 400 Stücke), und endlich 3) die fehlerhafte Anlage der Polniſchen Verſchanzungen, welche zum Theil nicht flanquirt waren.

Dagegen war auf Seiten der Ruſſen der Nachtheil, daß ſie nicht genau von der Art und Anlage der Polniſchen Verſchanzungen unterrichtet waren und überhaupt keine guten Spione hatten. Die Polniſche Artillerie ſchoß à barbette, und war dadurch ſehr ausgeſetzt; die Ruſſiſche Artillerie, meiſt ſehr leichtes Kaliber, rückte bis auf 400 Schritte von den feindlichen Werken vor und ſchoß à mitraille.

Die Citabelle iſt nach dem Montalembert-Preußiſchen Systeme gebaut, für welches der Kaiſer ſehr eingenommen iſt. Beim Ab-

schied in Czarsko-Selo sprach mir der Großfürst Michael von diesem Systeme, und erzählte: „à l'école du génie à Mézières on cite ce système comme un exemple de faux principes qu'il ne faut pas suivre.“

Nach der Course besuchte mich der Adjudant des Generals Berg, ein Finnländer, der mir die Karte von Warschau und den Bericht über die Schlacht brachte; er erzählte mir viel über Schweden und Finnland.

Diner bei dem Feldmarschall in dem durch den letzten König von Polen, Stanislaus August, erbauten Sommerpalais, das nun durch Kaiser Nikolaus bewohnt wird, wenn er nach Warschau kommt. Zahlreiche Gäste, meist Russische Generale, doch auch Polen darunter, unter andern Graf Potocky, der mich anspricht. Er hat in der letzten Revolution keine Rolle gespielt, sondern sich in Paris aufgehalten. Seine Conversation war artig, und über die Lage und das Unglück seines Vaterlandes drückte er sich mit anständigem Schmerz aus (*decenter mori*). Er ist ein guter Bekannter des Niederländischen Generals Robert Fagel.

Bei Tafel waren meine Nachbarn: Fürst Gortschakow und General Berg; Ersterer aufrichtig, gesprächig, und auf alle militärische Fragen sehr eingehend. Vor Allem war die Kriegführung im Orient Gegenstand der Unterhaltung. Il dit:

„Tout l'art de la guerre en Orient consiste à faire vivre son armée; le reste n'est rien. On marche avec de petites armées et d'énormes convois, qu'il faut couvrir. Donc tout ordre de marche ressemble à l'escorte d'un convoi. C'était là l'art du maréchal Paskewitsch.

On ne campe pas en position, comme en Europe, mais en carré, ou au moins réuni. L'avant-garde ne peut être poussé fort loin en avant, elle doit être très à portée, pour ne pas être surprise.

Surtout il ne faut pas ménager l'argent dont l'Oriental est très avide. En payant bien on a des entrepreneurs qui se chargent du transport des vivres, on a aussi pour de l'argent de bons espions.

L'eau est rare. L'eau et les fontaines décident ordinairement du choix des bivouacs. Toute la cavalerie vit du fourrage au vert, qui se fait régulièrement d'après l'ancienne méthode.

Les maladies moissonnent beaucoup de monde, ce sont surtout les fièvres, la dysenterie, la peste, tout cela est plus dangereux que le fer des ennemis.

On ne forme plus de grands carrés de brigade ou de division contre la cavalerie orientale; un carré, formé par une colonne d'attaque par bataillon, suffit.

Les carrés échelonnés, surtout avec l'artillerie entre deux; car les orientaux craignent surtout l'artillerie; mais ils se défendent très bien dans les forteresses et derrière les retranchemens.

Dann sprach Fürst Gortschakow von dem Preussischen System der Landwehr und von den Soldatencolonien; sehr aufgeklärt, ohne Vorurtheil, aber von rein politischem Standpunkt aus, als von einem Mittel zum Zweck. Also: „L'Empereur Alexandre était un peu idéologue; le système des colonies militaires, tel qu'il l'avait introduit en Russie, était très dangereux pour l'état, mais il avait encore l'inconvénient d'empêcher tout développement industriel. On en est revenu dans l'intérieur de la Russie, surtout pour l'infanterie; mais on l'a conservé pour la cavalerie parcequ'il est combiné avec les haras et l'éducation des jeunes chevaux, qui de cette manière sont fournis très bon marché.“

Abends Theater; ein Lustspiel im Costume von Warschau und Krafau; dann ein Ballet, worin Steyerische Tänze producirt wurden.

Der Marschall Paskevitch war im Theater besonders

artig gegen mich, wahrscheinlich auf Recommendation Gortschakow's. Er gewinnt außerordentlich, wenn man ihn allein als Vicekönig, und nicht im Gefolge des Kaisers sieht. Sein erster Anblick ist nicht angenehm, wegen des Ausdrucks von Hochmuth und Falschheit (die meisten Porträts von ihm sind sehr ähnlich). An Hochmuth fehlt es freilich nicht, aber der Ausdruck von Falschheit kommt von dem etwas schielenden Blick. Der Feldmarschall ist 59 Jahre alt; schon im Jahre 1812 commandirte er bei Borodino als Generalmajor mit Auszeichnung eine Division. Er sieht etwas jünger aus als er ist, aber kränklich, da ihm das Orientalische Fieber sehr zugesetzt hat. Er kann sehr artig sein, und seine Conversation über militärische Gegenstände ist sehr interessant. Sehr solide wissenschaftliche Bildung scheint er nicht zu haben, nach einigen Fragen zu urtheilen, die er an Fürst Gortschakow that; aber die unbefangene und natürliche Art, wie er sie that, bewies auch, daß er keine Prätenstionen dieser Art mache.

Der Marschall sprach Abends in dem kleinen Salon, der an seine Loge im Theater stößt, über den Krieg im Orient. Als ich mein Bedauern ausdrückte, daß wir keine gute Relation seiner Feldzüge besäßen, versprach er mir eine Deutsche Uebersetzung zu schicken, die so eben erschienen sei. Er habe sie auch schon dem Erzherzog Karl geschickt, der sie sehr gnädig aufgenommen. Am andern Morgen überbrachte mir ein Adjutant ein Prachteremplar *de la part du maréchal*. Man altert im Russischen Orient so schnell, als in unserm Indien; oft in einem Jahre bekommen junge Leute graue Haare.

10. October. Morgens fuhren wir auf das Schlachtfeld von Grochow, in der Nähe von Warschau. Der Feldmarschall, Gortschakow, Berg und General Richter sind unsere Führer. Gortschakow und Berg waren bei der Schlacht gegenwärtig; Explication der Fehler, welche dabei vorgefallen sind:

1) Man erwartete das Grenadiercorps unter Fürst Schachofskoi,

daß, anstatt vorher zur Armee zu stoßen, sich erst auf dem Schlachtfelde selbst mit derselben vereinigen sollte. Die Polen detachirten gegen dieses Grenadiercorps, um es einzeln aufzureiben; dies bestimmte den Feldmarschall Diebitsch, den Angriff früher zu befehlen, als Anfangs die Absicht war, und ehe alle Maßregeln genommen waren.

2) Man griff ein Wäldchen in Front an, das man leicht hätte umgehen oder in der Flanke angreifen können. In diesem Wäldchen war ein breiter nasser Graben, über welchen die Polen Bretter gelegt hatten, die sie nach Belieben abwarfen, sobald die Russen bis dahin durchdrangen.

3) Nach dem Siege hat Diebitsch ihn nicht benutzt, weil die Nacht einbrach; er wollte Unordnung vermeiden und erwartete eine Deputation aus der Stadt; aber in der Stadt änderte sich die Gesinnung; die Exaltirten erhielten die Oberhand, und das eingetretene Thauwetter machte, daß die Weichsel nicht mehr auf dem Eise zu passiren war.

Verschiedene Urtheile über Diebitsch in der letzten Zeit: „Il était moralement affecté par cette guerre. Beaucoup de Russes, et les meilleurs, même ceux qui n'aiment pas les Polonais, conviennent que cette guerre leur répugnait.“

Manoeuvre zwischen der Garnison und einem Angriffscorps nach einem Programm. Alle Manoeuvres und Dispositionen sind sehr einfach; man will uns offenbar eine bessere Meinung von der Kriegskunst der Russen geben, als wir in Krasno-Selo und Borodino bekommen hatten.

Alle ausgezeichneten Generale, Paskewitsch und Gortschakow an der Spitze, geben dem Prinzen als Lection ihre Abneigung und Geringschätzung der Bedanterie der Wachtparaden und der abgezirkelten Minutien zu erkennen.

Angriff des Schlosses von Warschau und Leiterersteigung; die Carabiniers (Zöglinge der Soldatenschule) sind darauf ein-

geübt; Leiterersteigung von 30 Fuß hohen Mauern, schnell und ohne Accident; Alles einfach und praktisch.

Echelles jointives — de 7 échelons chaque, les montans sont à 4 pans (viereckig) mit viereckigen Bändern oder Öhren.



Les échelles sont soutenues par des fourches ou contre-fiches. Die Leitern (die einzelnen) etwa zehn Fuß lang, können leicht von einem einzelnen Mann getragen werden; vier Leitern zusammengesetzt geben etwa eine Höhe von 30 bis 32 Fuß.

Marschall Paskevitch sagte in meinem Beisein zum Prinzen Alexander: „Dans une grande armée, où le soldat sert 20 ans, il faut inventer beaucoup de choses inutiles à la guerre, pour occuper le soldat; dans une petite, ou lorsque le soldat sert moins longtemps, ces minuties sont inutiles.“

Diner bei dem Feldmarschall; Gortschakow nimmt mich wieder bei der Hand, damit ich mich neben ihn setze; ich bin frappirt von seinen großen und freien Ansichten; er beurtheilt die jezige Französische Armee, die er gesehen hat, günstig. Er ist nicht für die artillerie montées und das System Zöllern. Hier seine Gründe: Es ist zu dispendiös, da man 30 bis 40 Pferde mehr in der Batterie haben und ernähren muß. Die Artillerie, welche der Infanterie beigegeben wird, und die Positionsartillerie sind im Kriege selten im Falle sehr schnelle Bewegungen machen zu müssen; auch sind die alten Französischen Artilleristen dagegen. Pour boucher un trou, hat man die reitende Artillerie, die doch nicht durch die artillerie montées ersetzt werden kann. Er bekennet, daß die hölzernen Achsen und die Richteile der Russischen Artillerie fehlerhaft seien und abgeschafft werden müßten. J'ai été moi-même dans le dernier comité où ces questions ont été débattues, mais la routine et le préjugé ont eu le dessus etc.

Gortschakow explicirt mir darauf das sehr complicirte Russische

Rekrutirungssystem. Das Kriegsministerium selbst vertheilt die Rekruten unter die Regimenter, nach Bedürfniß und besondern politischen Rücksichten. Man kennt die Provinzen und die Qualität der Rekruten, welche sie liefern; der Unterschied ist sehr groß, an und für sich schon der moralische und physische Werth, und dann die Qualification zu den verschiedenen Waffen. Nach den eintretenden Rücksichten, namentlich auch der der Entfernungen, werden die Rekruten entweder direct zu den Regimentern oder zu den Reservebataillons geschickt, deren jedes Regiment von 4 Bataillons zwei hat oder haben soll (denn oft sind es nur Cadres). „Il n'y a que les régimens de cavalerie colonisés qui soient provinciaux en Russie; le reste est mêlé.“

Gortschakow bekennt, daß die Dienstzeit des Russischen Soldaten viel zu lang sei; 15 Jahre sind ihm das Maximum; der Soldat, der länger dient, ist degoutirt und nachher zu nichts Anderem mehr zu gebrauchen.

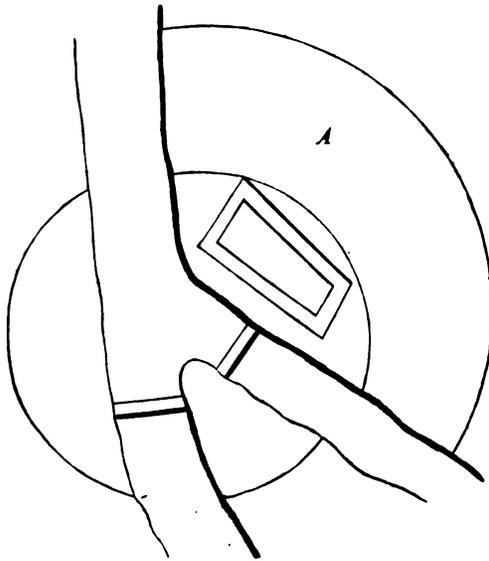
Gortschakow hat sehr aufgeklärte Begriffe über Politik und Deutschland insbesondere. Er sagt: Man muß andere Länder, ihre Bedürfnisse und Verhältnisse nicht mit Rußland vergleichen; es ist ein ganz anderer Maßstab. In Rußland ist das mouvement *ascendant* etwas ganz Leichtes und Natürliches. Während andere Länder überfüllt sind mit gebildeten jungen Leuten, welche um Anstellung sollicitiren, hat Rußland deren für seine Bedürfnisse lange nicht genug. Es ist daher Jedem, der nur einigermaßen brauchbar ist, leicht eine Carriere zu machen. „Il y a chez nous une grande facilité de parvenir sans distinction de rang et de naissance,“ (er citirt mir und zeigt mir in dem Saale mehrere noch junge Stabsoffiziere, welche als gemeine Soldaten angefangen haben) „pourvu qu'on sache lire et écrire et qu'on se conduise bien. Cette facilité de faire sa carrière préserve la Russie du mécontentement et des révolutions; elle la préservera encore longtems.“

Brześć ist ein ganz großer Russischer Waffenplatz, nächst dem Modlin oder jetzt Nowo-Georgiew; ein dritter wird an der Weichsel oberhalb Warschau angelegt, beim Einfluß der Wipertz in die Weichsel.

General Offenbergh, ein Cavallerist, dann General Kaisarow, Suchtelens Schwager, der Commandant des 4. Corps, das nach Kiew bestimmt war, um das von Geismar abzulösen.

Theater. Ballet, schöne Mädchen, au goût des sommités de l'armée russe. L'intendant *Rautenstrauch*, eine Karrikatur. Ceux qui sont à *Varsovie* ne se soucient pas de retourner à Pétersbourg.

11. October. Wir fuhren früh nach Modlin, dem großen Waffenplatz, welchen die Russen beim Einfluß des Bug in die Weichsel gebaut haben. Die Franzosen unter Napoleon hatten hier 1807 schon einen großen Brückenkopf angelegt, dessen Wälle auch für die neue Festung, welche Nowo-Georgiew genannt wird, benutzt worden sind.



Es ist ein dreifacher Brückenkopf. Das Hauptwerk (A) hat sieben große Fronten (système prussien) mit vorgeschobenen demi-lunes darin als Reduit, welches aus dem alten Französischen Kernwerk gebildet ist.

Fürst Gortschakow, der das fingirte Journal d'attaque gemacht hat, rechnet (10 Tage investissement darunter begriffen) 85 Tage Belagerung. Die ungeheure Kaserne im Reduit (wieder die größte in der Welt) hat im pourtour 1600 Loisen Länge, also mehr als eine halbe Stunde.

Die Gräben der Festung sind nicht revêtit, sondern mit Carnot'schen Mauern umgeben, und erhalten die Flankenvertheidigung durch Caponnières. Auch in den Saillans des bedeckten Wegs befinden sich casemattirte Reduits. In dieser Festung befinden sich alle militärischen Etablissements, selbst eine Gewehrfabrik. In dieser Gewehrfabrik habe ich gelernt, daß die Russen die Gewehrläufe verkürzt, und dagegen die Bajonette länger gemacht haben.

Die Carabinier- und Scharfschützen-Bataillone werden aus den Cantonnisten (Soldatenfindern) gebildet und dann nach Finnland geschickt, um sich als Schützen auszubilden. Die Schützen sind noch nicht à la hauteur der Deutschen. Jedes Armeecorps hat nur ein solches Schützenbataillon, das unter den unmittelbaren Befehlen des Corpscommandanten steht.

Wir nahmen in Moblin ein déjeuner dinatoire und dabei erzählte mir Fürst Baskewitsch, dessen Nachbar ich war, wie er die Gebirgsvölker und Muselmänner behandelt und gewonnen habe. Ils m'ont trahi jusqu'à trois fois, et je leur ai toujours pardonné — parceque ces peuples n'ont aucune idée de *devoirs envers nous*. Il fallait d'abord les gagner et se les attacher.

Rückfahrt nach Warschau; der Prinz Alexander giebt ein großes Diner.

Der Polnische General Kosnizky, der Organisateur der Polnischen Cavallerie unter Napoleon, jetzt ein sehr alter Mann, erklärt sich gegen die Führung mit dem innern Zügel bei der Cavallerie, ebenso der Russische General Offenbergh.

Preise der rohen Pferde in der Ukraine, 3—400 Rubel.

Kosnizky sprach von Napoleon und seiner Abneigung gegen bloße Theoretiker. On lui parlait d'une demoiselle très instruite qui avait lu 500 volumes. Il demande: a-t-elle raccommode 500 paires de bas? — Nach dem Essen fuhren wir ins Theater, wo wir eine vortreffliche Polnische Schauspielerin sahen. Die Loge des Feldmarschalls Paskevitch in dem Entrecolonnement ist gerade gegenüber der Loge der Tänzerinnen; wir hatten also ein schönes bouquet de fleurs gegen uns über. Die Loge des Feldmarschalls (die Gemahlin ist in Paris) und auch die des Prinzen Alexander nahmen oft die Richtung nach dieser Loge.

Auch erschien bei uns der Général en chef Rautenstrauch, Carricatur mit blonder Lockenperücke; er ist jetzt Theaterintendant und versichert, alle seine Tänzerinnen seien tugendhaft. Diese Versicherung gab er in meinem Beisein einigen Adjutanten des Feldmarschalls, die, glaube ich, die Sache besser wissen. „Enfin, elles sont vertueuses pour ou contre le Général Rautenstrauch.“

Oberst Abramowitsch, von der Gensd'armie, von guter Polnischer Familie; er verflucht seine Functionen.

Wir nehmen Abschied von dem Feldmarschall nach dem Theater, und reisen more consueto mitten in der Nacht von Warschau ab.

Ueber Polen hörte ich von einem Russischen General folgende Aeußerung: „Les Polonais sont une nation brave, capable de tout pour reconquérir son indépendance. La Russie doit opter; il faut ou leur rendre l'indépendance, ou détruire

complètement leur nationalité. Sans cela nous n'aurons jamais de repos. Il n'y a pas de milieu.“

Das sind aufrichtige Worte des Eroberers, während in Deutschland Leute albern genug sind, den Polen die Unterwürfigkeit ins Gewissen schieben und zur Pflicht stempeln zu wollen.

• Von Warschau nach Posen.

12. und 13. October. Wir reisten also Tag und Nacht durch, ohne ein merkwürdiges Vorkommniß. Am 12. Abends kamen wir an der Preussischen Grenze an und nahmen Abschied von Suchtelen, der 2 1/2 Monate unser Begleiter gewesen war. Ich hatte mit ihm gut gestanden; seine Eigenschaften wußte ich zu schätzen; von seinen Fehlern wurde ich nicht empfindlich berührt; also that mir die Trennung leid.

Am 13. früh kamen wir in Posen an und stiegen im Hôtel de Vienne ab. Ich machte dem braven General Grolman einen Besuch, und dieser erbot sich sogleich, dem Prinzen die Festung zu zeigen. Nicht leicht hat mir Jemand im ersten Augenblick so gefallen; Aufrichtigkeit und Einfachheit sind auf seinem Gesichte zu lesen; ein ganz Deutsches Gesicht.

Major v. Britwitz und ein anderer Preussischer Ingenieur begleiteten uns in die Citabelle und die Festungswerke. Die Festung ist noch nicht fertig; Systeme prussien; Polygonseiten von 600 bis 700 Schritten Länge, mit casemattirten Caponnièren. Um die Stadt vier Inundationen und Stauungen; Alles sehr fleißig und selbst mit Eleganz gebaut.

Grolman sagte mir ganz stolz: Das haben wir dem Modlin der Russen entgegengestellt. Ueberall bei den guten Bestandtheilen der Preussischen Armee spricht sich die Abneigung gegen die Russen aus.

Grolman sprach von den Händeln, mit dem Erzbischof, der erst einige Tage zuvor arretirt und nach Colberg gebracht worden

war; Grolman sagte: Er ist weder ein Fanatiker, noch ein ehrgeiziger Mann; aber ein schwacher, der sich leiten läßt. Dann sprach er von der Exaltation, dem Traueranlegen, besonders der Frauen, bei welchen die kirchliche Opposition mit der politischen zusammenfällt, da sie die Hoffnung auf eine Wiederherstellung Polens nicht aufgeben.

Der Prinz lud die Preussischen Herren zu einem déjeuner dinatoire im Hotel ein, wobei die Conversation sehr lebhaft und interessant war; dann setzten wir die Reise fort.

Wir kamen bei Nacht durch Küstrin, ohne es gesehen zu haben, und am 14. bei guter Zeit in Berlin an, wo wir im Niederländischen Palais abstiegen.

Wir fanden hier den Baron d'Yvoi, den Hofmarschall des Prinzen Friedrich der Niederlande, und die Gräfin Goltz, welche den Hof im Haag wegen der bevorstehenden Heirath eben verlassen hatte. Diese Heirath des Königs war vorerst der Gegenstand der Unterhaltung; die Verstimmung und die Befürchtungen waren sehr groß.

Berlin und Potsdam.

14. October. Nach dem Essen fuhren wir nach Potsdam in pontificalibus. Wir wurden dem König vorgestellt, der den Prinzen Alexander Französisch anredete. An Allem konnte ich wohl merken, daß man in Berlin von der Russomanie der Söhne des Prinzen von Oranien wohl unterrichtet war; die Conversation war höchst unbedeutend. In der Antichambre begegneten wir dem Russischen Obersten Dolgoruky, der nach Wieblich gesendet ist.

Dann machten wir einen Besuch bei Prinz und Prinzessin Friedrich der Niederlande, die uns zwar freundlich und gnädig empfingen, doch nicht eben sehr mittheilend waren. Auch da Zurückhaltung, Verlegenheit und Verstimmung.

Wir fuhren ins Theater, wo in der königlichen Loge der Kronprinz, die Prinzen und Prinzessinnen und die Fürstin Liegnitz versammelt waren, um den traurigen Roman Eugen Aram zu einem noch widerwärtigeren Trauerspiel zugefügt zu sehen.

Der Zufall ließ mich neben Alexander von Humboldt niedersitzen, der sehr artig war, obgleich ich ihn gar nicht kannte; Seidelmann spielte in dem Stücke. Nach dem Theater war Souper an kleinen Tafeln; nach drei blanken Nächten war ich froh ins Bett zu gehen.

15. October. Morgens früh schrieb ich an den Vater, von dem ich Tags zuvor in Berlin nach langer Zeit die ersten Zeilen gefunden hatte. Dann erhielt ich den Besuch des Hofmarschalls H. von Massow.

Prinz Alexander machte dem Kronprinzen einen Besuch, dessen Geburtstag heute war. Ich begleitete den Prinzen dahin — dahin, das heißt nach Sanssouci, denn da wohnt der Kronprinz. Im Vorbeifahren sah ich die berühmte Windmühle von Sanssouci, die noch steht (*le meunier de Sanssouci: il y a des jupes à Berlin*).

Der Kronprinz war mir ausnehmend artig; er erkundigte sich nach meinem Vater, nach Hornau, und trug mir Empfehlungen auf. Auch die Kronprinzessin war sehr freundlich.

Nach dieser Visite machte ich einen Spaziergang in dem Garten von Potsdam, in Belvedere u. Um 2 Uhr war Marschallstafel: Mr. de Tronchin, Chambellan, ein Schweizer, Mlle. de Stirum, Mlle. Wauthier, die Damen der Prinzessin Friedrich, Mr. d'Yvoi, Rigot und ich; also petit comité und ganz familiäres Geyplauder. Nach Tafel beschäftigten wir das neue Palais von Potsdam, das noch so viele Erinnerungen an Friedrich den Großen enthält.

An Friedrich den Großen; hier zwingt mich die Etiquette sogleich Halt zu machen; denn ich habe in Erfahrung gebracht,

daß es für unschicklich gilt, an dem Hofe Friedrich Wilhelms des Dritten Friedrich den Zweiten den Großen zu nennen; es sei dies eine Unhöflichkeit gegen den jetzt regierenden König, und soviel, als wolle man ihn im Vergleich den Kleinen nennen. *Pauvreté n'est pas vice.*

Friedrich des Großen Kabinet und Bibliothek ward uns von dem alten Schlosscastellan gezeigt, der sein Amt nun schon unter drei Königen verwaltet. Im Einschreibebuch fand ich beim Jahre 1829 den Vater und Mar.

Was in Friedrichs des Großen Zimmern sogleich auffällt, sind die vielen Porträts der Maria Theresia und Josephs II. Als man ihn fragte, warum? soll Friedrich geantwortet haben: *Ce Joseph II. est un jeune homme qu'il ne faut pas perdre de vue.*

In der Bibliothek Friedrichs findet man meistens historische, politische und philosophische Schriften; auch Romane und Gedichte; aber fast Alles Französisch.

Ich sah da: *l'éloge de la Mettrie* von des Königs eigener Hand geschrieben; dann eine Prachtausgabe des *oeuvres du philosophe de Sanssouci*, mit den kritischen Noten und Verbesserungen von Voltaire's eigener Hand, die Kritik natürlich mit einer guten Dosis Schmeichelei vermischt. Doch ist die Kritik oft scharf, als: *il faut éviter les redites; cette expression est trop commune; il y a des choses qu'il faut faire sentir sans les exprimer; ceci n'est pas français; ce mot ne rime pas.* Ganze Verse von Voltaire sind denen des Königs substituirt; aber am Ende jedes Stückes gewöhnlich eine Schmeichelei, z. B.: *quel homme, quel bonheur de vivre aux pieds d'un tel homme! Admirandum!*

Die meisten Gemälde im Palais von Potsdam sind von wenig Werth; das beste ist in der Bildergalerie von Berlin; die meisten Meubles sind noch aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Wir sahen auch die Zimmer, die von dem jetzigen König bewohnt werden; er hat die Manie alle Tage wo anders zu schlafen, in ganz kleinen Betten. Er rutscht immer herum, so daß man Morgens nicht weiß, wo er den Abend schlafen wird. In seinem Bohnzimmer findet man nichts Merkwürdiges, als die Bilder der jetzigen Berliner Schauspielerinnen und Tänzerinnen.

Im runden antiken Tempel im Garten ist das Mausoleum der Königin Louise von Rauch. Die Antiken sind aus diesem Tempel weg nach Berlin geschafft. Das Mausoleum ist schön, lieblich und voll Grazie; aber, wie mir scheint, ist die Lage der Königin etwas zu reizend, um nicht zu sagen coquett; es fehlt die Würde, der Ausdruck, den ein Trauermonument haben soll.

Bei dem alten Castellan ist die Erinnerung an die Königin Louise noch sehr lebendig; er spricht mit gleichem Enthusiasmus von dem großen König und von der schönen Königin.

Soirée in Potsdam; die Hofdamen und Cavaliere sind in eignen Salons von der königlichen Familie getrennt, welche gewöhnlich erst kurz vor dem Souper erscheint. Man plaudert oder spielt Lotto bis 9 Uhr, der Stunde des Soupers, nach welchem dann die Fürstlichkeiten ihre tournées machen.

Während der Soirée saß ich meistens neben Alexander von Humboldt, dessen Conversation immer lebhaft und unterhaltend ist; die Anekdoten verfliegen nicht. Er sprach viel von dem Hofe Louis Phillipp's und von der Spannung, die zwischen dem Französischen und Russischen Hofe herrscht. So erzählte er mir folgende Unterredung, die er mit Louis Phillipp gehabt hat:

Louis Phillipp sprach von der Heirath des Herzogs von Leuchtenberg mit der Tochter des Kaisers Nikolaus. *Ce mariage a été conclu contre moi.*

H. *L'Empereur a cédé aux vœux de sa fille.*

L. Ph. *Non non, Monsieur de Humboldt, je sais comment on fait passer, les goûts romanesques aux princesses;*

ce n'est pas cela, ce mariage a été conclu pour opposer la légitimité Napoléonienne à mon illégitimité. C'est du reste un coup d'épée dans l'eau; dès que le Duc de Leuchtenberg a endossé un uniforme russe, il ne peut plus rien être pour la France, si jamais il avait pu être quelque chose.

Darauf fragte mich Humboldt, ob es wahr sei, daß Nikolaus beim Einzuge in Moskau dem Volke und den Truppen in einer Allocution den Enkel Napoleons als seinen Eidam präsentirt habe? Ich hatte davon nichts gehört.

Dann sprach Humboldt von der doppelten Rolle des Malers Horace Vernet, der bald in Paris sich über den Russischen Hof, bald in Petersburg sich über den Französischen Hof lustig mache. Ich glaube, daß andere Leute eine ähnliche spielen.

Abends sprach mich der König an und fragte nach den Manoeuvres von Borodino. Die bekannte sonderbare Art des Königs setzte mich in Verlegenheit; er geht schief auf einen zu, fast vorbei, und stößt dann halb abgewendet einige schwer verständliche Worte hervor. Man muß daran gewöhnt sein, um zu wissen, daß man angeredet wird. Humboldt mußte mir erst sagen: „Sa Majesté vous parle.“

Humboldt sagte mir noch: L'Empereur Nicolas a voulu ou cru avoir un épouvantail en choisissant le Duc de Leuchtenberg, comme le Duc de Reichstadt était un épouvantail entre les mains de l'Autriche.

16. October. Morgens machten wir Visiten bei dem Prinzen Karl von Preußen in Olinitze und bei dem Prinzen Wilhelm auf dem Babelsberge. Prinz Karl machte sehr possierlich die Haltung und Sprache der Russischen Ordonnanzen beim Anmelden nach; er soll überhaupt ein Talent zum Nachahmen und für Mimik haben. Die Prinzessin Karl war ausnehmend artig gegen mich, da sie meine früheren Verhältnisse zum Herzog Bernhard von Weimar sehr wohl kannte.

Die Lage des Schlosses Klincks an einem durch die Havel gebildeten See ist sehr reizend; überhaupt habe ich die Gegend um Potsdam viel schöner gefunden, als ich sie mir vorstellte; ich dachte sie mir flach, kahl und dürr, ich fand sie hügelig; schön bewachsene Anhöhen, zwischen welchen die Havel Landseen und Inseln bildet; auch die Aussicht von dem Babelsberg ist sehr schön.

Prinz Wilhelm ist ernster als sein Bruder Karl; er kam eben mit seiner Gemahlin von einer Reise nach Italien zurück, die er unternommen hatte, um seine Gesundheit herzustellen.

Wir hatten ein déjeuner dinatoire in Sanssouci bei dem Kronprinzen. Man saß an verschiedenen kleinen Tischen; ich hatte die Fürstin Liegnitz zur Nachbarin und den Prinzen Karl in der Nähe. Er fragte mich nach den Manoeuvres bei Borodino.

Er: Waren viele Fremde da?

Ich: Meistens Engländer.

Er: (nach einer Pause) A propos von Engländern; ist es nicht Ihr Bruder, der sich manchmal in den Darmstädtschen Kammern hören läßt?

Ich: Ja, wenn E. K. H. nicht meinen Vater meinen, der auch in der ersten Kammer ist.

Er: O nein, ich meine Ihren Bruder, der so schöne Englische parlamentarische Phrasen macht. Diese Phrasen gehören zu einer echt Englischen Erziehung.

Ich: Allerdings werden bei öffentlichen Discussionen in England manchmal scharfe Worte gehört, aber in der guten Gesellschaft ist man immer sehr höflich gegen seine politischen Gegner; ich habe diese Höflichkeit selbst bei den geringeren Classen bemerkt.

Er: Ja, in England ist diese Vorsicht nöthig, da man niemals wissen kann, ob man einen Whig oder Tory vor sich hat.

Ich: O, E. K. H., das weiß man gewöhnlich, weil sich in England Niemand scheut, seine Farbe zu bekennen.

Während diesem ziemlich lebhaften Wortwechsel sah mich die

Fürstin Liegnitz mehrmals fast bittend an, als wollte sie sagen: Werden Sie nicht zu lebhaft; lassen Sie es fallen. Sie hat mir durch ihre Einfachheit, Bescheidenheit und Gutmüthigkeit sehr wohl gefallen. Sie kam auch nachher niemals in meine Nähe, ohne mich freundlich zu grüßen. Uebrigens soll sie ihre politische Erziehung von dem Herzog Karl von Mecklenburg erhalten haben, der ihr Rathgeber war und der viel dazu beigetragen haben soll, ihr die schwierige Stellung zu erleichtern. Es ist fast das einzige Gute, was ich von ihm weiß, deshalb will ich es nicht verschweigen.

Auch der Prinz Karl war hernach wieder ganz höflich und sans rancune; vielleicht hatte meine Art zu antworten an dieser Stelle den Reiz der Neuheit.

Die Fürstin Liegnitz fragte mich noch nach der Heirath des Erzherzogs Albrecht mit der Großfürstin Olga. Den Abjudanten des Prinzen Karl schien mein Lob des Erzherzogs zu verwundern; desto mehr bestand ich darauf, was die Fürstin Liegnitz zu freuen schien.

Prinz Friedrich der Niederlande zeigte mir nach Tafel die Bibliothek Friedrichs des Großen (auch er sagte des Zweiten) und die Stelle, wo er in seinem Lehnstuhl gestorben ist.

Der Kronprinz war wieder artig; er bedauerte, daß wir nicht länger blieben, mit einigen spöttischen Seitenhieben auf die Russomanie und das nicht Deutschsprechen des Prinzen Alexander. Ich sagte: Es ist hier so Vieles, das man sich schämen müßte nicht gesehen zu haben; wovon der Kronprinz Gelegenheit nahm mich auf einzelne Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen.

Wir fuhren nach Potsdam in die Garnisonskirche, um das Grab Friedrichs zu sehen. Es ist sehr einfach; der marmorne Sarg steht neben dem seines Vaters, des Gründers der Kirche. Darauf sahen wir nochmals in Gesellschaft des Prinzen Alexander das Neue Palais und das Monument der Königin Louise.

Abends war Theater in dem kleinen Saal; man zeigte uns die Stelle, wo Friedrich der Große zu sitzen pflegte. Man gab ein ganz absurdes chinesisches Ballet, worauf ein großes Souper folgte.

Zwei Hofdamen waren meine Nachbarinnen, eine Fräulein von der Marwig, schön und geistreich; dann lernte ich Fräulein Rauch, die Tochter des Obersten in Petersburg, kennen. Ferner sah ich wieder meinen alten Chef, den General Perponcher.

Auch war ich dem Prinzen August von Preußen vorgestellt worden, mit dessen Adjutanten Major Roth ich lange über die Russische Armee sprach. Auch Brauchitsch fand ich wieder, er präsentirte mir seinen Bruder, den General, der mir sehr wohl gefallen hat. Andere Bekanntschaften, die ich heute gemacht habe, sind: Major von Thümen, Adjutant des Königs, und General von Neumann, Chef des Generalstabs des Kronprinzen; Beide sehr artig und aufrichtig. Sie äußerten sich sehr günstig über die jetzige Holländische Armee und sprachen bescheiden von der eigenen wegen des langen Friedens.

Major Brauchitsch ging noch zu mir auf mein Zimmer, um eine brillantene Dose abzuholen, die ich aus Petersburg für ihn mitgebracht hatte, und wir verplauderten ein Stündchen zusammen.

17. October. Wir nahmen Morgens frühe Abschied von dem Prinzen Friedrich der Niederlande, der die Rückreise nach dem Haag antrat.

Darauf fuhren wir nach der Pfaueninsel bei dem herrlichsten Wetter; wir sahen das Gothische Haus, die Menagerie und das Palmenhaus. Das Palmenhaus ist in der That ein sehr schönes Treibhaus, im Orientalischen Geschmack gebaut und mit den schönsten tropischen Pflanzen geschmückt, Palmen und Lianen vor Allem.

Wir fuhren darauf nach Berlin, wo wir bei dem Prinzen Wilhelm speisen sollten, der uns sein schönes Palais zeigte, das

im goût de la renaissance neu meublirt ist. Bei Tafel waren General v. Müffling, General v. Roeder und Prinz von Württemberg.

General v. Müffling gilt zwar als ein Hauptultra; ich fand aber in ihm einen artigen und freundlichen alten Mann. Vielleicht hatte ich seine Artigkeit der Correspondenz seines Schwiegersohnes, des Grafen Westarp, zu danken, mit dem ich in Dorobino und Moskau auf ziemlich freundschaftlichem Fuße war.

Müffling sprach lange mit mir über Rußland, über die Leuchtenbergische Heirath und über die des Thronfolgers mit der Prinzessin von Darmstadt. Die Instructionen des Grafen Drloff scheiterten an der kunstlosen Einfachheit der Prinzessin, während die instruirten und dressirten Prinzessinnen der anderen Höfe (Ausdruck des Gen. Müffling) auf den Thronfolger keinen Eindruck gemacht hatten. Müffling sagte: Der Kaiser hätte die Heirath verschieben wollen, aber die Kaiserin nicht.

Nach Tafel fuhren wir durch den Thiergarten und dann ins Theater, wo der Barbier von Sevilla gegeben wurde; ich sah da Loewe aus Wien, den Liebling des Publicums. Nach dem Theater machte ich noch mit Rigot Besuche bei der Gräfin Perponcher und der Gräfin Bückler, der Tochter des General Constant. Ueberall war viel die Rede von der beabsichtigten Heirath des Königs mit der Mlle. d'Outremont, und man legte der Sache eine Wichtigkeit bei, die ich nicht begreifen konnte. Aber ich hatte Unrecht, die Sache so in abstracto zu beurtheilen; die Holländer sind sonderbare Leute; sie haben sich zehn Jahre lang durch eine falsche und ruinoße Politik an der Nase herumführen lassen, ohne starken Einwand zu machen, und nun gerathen sie in Gährung über eine lächerliche und unschädliche Heirath. Die Sache wird auch dadurch schwierig, daß die Holländer das Deutsche Fürstenrecht und die morgantatische Ehe gar nicht gelten lassen wollen.

18. October. Morgens frühe ging ich mit dem Prinzen

in das Arsenal; es enthält Modelle aller in Europa gebräuchlichen Kriegswaffen. Da sah ich denn auch ein Orgelgewehr, welches Schill mit sich führte, weil er keine Artillerie hatte. Solche Curiosa haben gewöhnlich blos den Zweck, den eignen Soldaten Vertrauen einzulösen; sie sind nicht da, um dem Feind großen Schaden zu thun. Der Artillerieoffizier, der uns führte, sprach mit großer Achtung von Schill, und als Prinz Alexander das Verdienst Schills nicht anerkennen wollte und ihn einen tollen Kopf nannte, erwiderte der brave Major: Die Ersten und Vordersten auf der Bresche müssen fallen, damit die Hintersten Victoria! rufen können. Die, welche sich aufopfern, können noch von Glück sagen, wenn es nicht hinterher heißt, sie seien närrisch oder betrunken gewesen.

Wir fuhren darauf auf der Eisenbahn nach Potsdam, wo noch manche Merkwürdigkeiten zu sehen waren. 3. B. sahen wir auch den Brauersberg, der eine sehr schöne Aussicht gewährt; dann die Italienische Villa des Kronprinzen; sie ist in dem reinsten Geschmack erbaut und alle Theile sind mit dem Ganzen in der vollkommensten Harmonie.

Im Vorbeifahren sahen wir noch eine Russische Colonie, welche aber glücklicherweise ausstirbt. Es sind nämlich auf Russisch gebaute Bauernhäuser, die von Russen bewohnt wurden, welche man, — als Galanterie für den Kaiser Nikolaus, — hatte kommen lassen.

Dann sahen wir das Marmorpalais mit den vielen Erinnerungen an Friedrich Wilhelm den Zweiten. Es wird gezeigt von dem ehemaligen Leibkammerdiener dieses Königs, Villardot aus Neuchatel. Dieser Villardot erzählte uns viele Grivoisiana; der Kammerdiener, das Marmorpalais und seine Verzierungen, Alles das ist ganz im Geist und Charakter dieses wollüstigen Königs.

Wir speisten auf dem Babelsberge bei dem Prinzen Wilhelm.

Die ganze königliche Familie war da vereinigt, denn es war der Geburtstag des vermuthlichen Thronerben, des Sohnes des Prinzen Wilhelm. Der König und insbesondere der Kronprinz waren mir sehr artig. Man speiste an einem großen runden Tische in dem Gothischen Saale; denn auch das Schloß Babelsberg ist im Gothischen Geschmack gebaut; es soll aber sehr unbequem und unwohnlich sein, da es doch sonst ein Vortheil der Gothischen Bauweise ist, daß man, weil man nicht auf Symmetrie zu sehen braucht, in der Anlage und Vertheilung nach Willkühr verfahren kann. Die Prinzessin Wilhelm soll die Pläne zu diesem Schlosse gemacht oder gebilligt haben.

Ich lernte noch kennen: die Gräfin Schweiniß, eine Tochter meiner alten Gräfin Holz aus Frankfurt, den Kammerherrn von Wigleben u. Meine Nachbarin war wieder die gescheldte und artige Fräulein von der Marwitz, die Hofdame der Kronprinzessin.

Nach Tafel sprach mich die Fürstin Liegnitz freundlich an; wir kamen über Lustspiel und Trauerspiel zu reden; warum man das Trauerspiel nicht mehr liebt, und warum ein originell Deutsches Lustspiel nicht recht möglich ist, so daß man sich an die Französischen halten muß. Sie sprach geschickt und ganz offen, daß bei strenger Censur und dem Verbot aller Anspielungen das nationale Lustspiel sein Interesse verlieren müsse. Ueberall habe ich bemerkt, daß man bald wußte, wess Geistes Kind ich sei.

Wir fuhren mit der königlichen Familie auf der Eisenbahn nach Berlin zurück.

Wir gingen ins Theater, d. h. ins Französische, wo *la coquette corrigée* und *le capitaine Roland* gegeben wurde; in der Loge fand ich mich mit Fritz Solms zusammen, der jetzt Adjutant des Prinzen Waldemar ist; wir erkannten uns nicht sogleich, erfreuten uns aber dann des Wiedersehens.

19. October. Morgens ging ich in die Kartenhandlung

von Schropp (es soll die beste in Deutschland sein) und machte allerhand Einkäufe, z. B. eine Karte vom Kaukasus, von der Tatarei, von der Türkei, von den Umgebungen von Berlin.

Dann begaben wir uns vor (ich weiß nicht welches) Thor, wo uns Prinz Wilhelm eine Leiterersteigung zum Besten gab, zum Vergleich mit der, welche wir in Warschau gesehen hatten. Aber wie in Warschau Alles einfach und praktisch war, so hier Alles wissenschaftlich complicirt. Das Polygon wurde gestürmt, und als man oben war, erhob sich eine echt Deutsche Discussion zwischen zwei Preussischen Stabsoffizieren. Die Frage war, was die taktische Einheit sei? Der Eine behauptete, es sei das Bataillon; der Andere, es sei der einzelne Mann. Das hat man von gelehrten Soldaten! Die Preussische Garde besteht fast ganz aus jungen Leuten; die Herbstmanoeuvres waren schon vorbei, also die meisten beurlaubt.

Darauf besahen wir die neue Kaserne eines Preussischen Garderegiments. Ich hatte die Freude zu sehen, daß hier der Vergleich mit Petersburg ganz zum Vortheil der Preussischen Armee war. Nicht nur daß der Preussische Soldat im Ganzen viel besser gehalten ist als der Russische, das war vorauszusehen; aber es freute mich, daß ich hier die gewöhnliche Kasernen-Pedanterie nicht fand. Kleinere Säle, in denen nicht mehr als 8 bis 10 Mann beisammen wohnen; gute Betten auf eisernen Gestellen, die über einander gehoben werden können, so daß das Zimmer bei Tage geräumig und wohnlich ist; nur das Heben soll beschwerlich sein. Ferner hat jeder Mann seinen eignen kleinen Schrank zum Verschlößen, in welchem er bewahren kann, was er will und hat. Nur Ordnung und Reinlichkeit wird verlangt, nicht pedantische Gleichheit. Es hat jede Compagnie ihr Magazin oder ihre Rüstkammer und ihr eignes Buzzimmer. Bei den Preußen ist der Gebrauch, daß der Mann die Effecten, die er nicht täglich braucht, nicht bei sich behält; dieselben werden

eingeliefert und in der Rüstammer der Compagnie gemeinschaftlich aufbewahrt. Ich that einige Fragen an die Offiziere, aus deren oberflächlicher oder ausweichender Beantwortung ich ableiten konnte, daß die Preussischen Offiziere sich nicht so viel mit den Einzelheiten des kleinen Dienstes befaßen als wir. Die Fragen betrafen die Haushaltung, Kosten der Menage und anderes Detail.

Nachher machten wir Visiten bei den Ministern und Generalen: Lottum, Wittgenstein, Müffling, Werthern und Rauch. Mit Mühe haben wir den Prinzen Alexander dazu bewogen, und erst nachdem ich ihm aus guter Quelle die Versicherung geben konnte, daß der König die Unterlassung übelnehmen würde; wir wurden nirgends angenommen, aber wenige Stunden darauf wurden die Gegenvisiten gemacht.

Darauf sahen wir die Kunstausstellung, die wenig Gemälde von hohem Werthe enthielt.

Wir fuhrn zum Diner beim Kronprinzen; dieser schien verstimmt; mein Nachbar war Perponcher, der gegen mich sehr freundlich und offen war. Er hat seine beiden Söhne in Preussische Dienste gegeben, was man ihm im Haag sehr übel genommen hat. Aber so geht es mit allen Diplomaten, die ihr ganzes Leben von der Heimath entfernt sind, und besonders denen, die zu lange an einer Stelle bleiben; sie werden zu Hause Fremde, und gehören zuletzt dem Lande an, bei dem sie accreditirt sind.

20. October. Morgens frühstückte ich bei Friz Solms; wir hatten lange politische Discussionen; wir wurden nicht einig, blieben aber doch sehr gute Freunde. Darauf fuhr ich mit dem Prinzen Alexander in das Museum; Tieck, der Bildhauer, war unser Führer bei den Antiken, Herr von Ledebuhr in der Bildergallerie. Das Gebäude ist von einer sehr schönen Architektur, eine Zierde Berlins. Von der Besichtigung hatte ich nicht den Genuß, den sie mir unter andern Umständen gewährt haben

würde, die Eile und Haste war gar zu groß. Dann ärgerte ich mich über den Prinzen, der sowohl deshalb, weil er nicht Deutsch spricht, als auch wegen seiner Kälte und Unverbindlichkeit eben nicht gefiel.

Wir machten darauf unsere Abschiedsvisiten bei den Prinzen und fuhren nach Charlottenburg zur königlichen Tafel. Wir kamen sehr früh an, hatten also noch alle Zeit uns umzusehen.

Vor Allem das Mausoleum der Königin in Charlottenburg; es ist auch von Rauch und hat mit dem in Potsdam viel Aehnlichkeit; es ist weniger lieblich, aber die liegende Statue der Königin hat mehr Ernst und Würde.

Dann sahen wir das Palais mit seinen Erinnerungen, unter andern die Statuen des großen Churfürsten und Friedrichs des Ersten, die im Garten vor dem Palais aufgestellt sind.

Es war ein sehr großes Diner zu Ehren des Prinzen Alexander und des Großherzogs und der Großherzogin von Mecklenburg, welche heute angekommen waren. Ich lernte kennen den Fürsten Wittgenstein, dessen Physiognomie eben keinen günstigen Eindruck auf mich gemacht hat; ferner die meisten andern Minister im Vorbeigehen, ich würde sie nicht wieder erkennen.

Der Kronprinz war heute wieder übler Laune; die Hofleute, die ihn kennen, sehen ihm das sogleich an; er ist dann fahrig, läuft hin und her, sagt auch wohl dem Einen oder dem Andern etwas Pikantes. Er sprach mich nicht an, saß mir aber fast gegenüber und schien manchmal auf die Unterhaltung mit meinen Nachbarn Acht zu geben. Diese Nachbarn waren Nagler und Ruppenthal, ein Rheinländer, der früher in Köln einen hohen Posten bekleidete und nun, glaube ich, für das Rheinische Justizwesen in Berlin ist. Nagler, ein Bekannter aus Frankfurt, der mir immer sehr artig war und oft Vertrauen gezeigt hatte, war auch heute wieder sehr mittheilend. Er sprach von dem Herzog von Nassau und

von Hassenpflug. Er lobte Hassenpflug als Mann von Charakter und fester Ueberzeugung, nur sei er Pietist, und das sei für einen Staatsmann eine gefährliche Eigenschaft. Er sagte das so laut, daß der Kronprinz es gehört haben kann, er schien aufmerksam zu sein. Dann sprach Ruppenthal von den Rheinprovinzen, die man falsch beurtheile. Ihr großes Lob sei die Achtung, welche man für das Gesetz habe. Auch hier schien der Kronprinz aufmerksam. Ragler sprach dann noch offen über die Belgische Revolution, unsere falsche Politik, auf einen Krieg zu hoffen, da es doch eine bekannte Sache sei, daß jede der Mächte sich vor dem Kriege fürchte und ihn auf alle Weise zu vermeiden suche.

Nach Tafel sprach ich noch lange mit dem Grafen Soym, dem Adjubanten des Prinzen Karl; auch dieser, wie fast Alle, offen und zutraulich.

Später machte ich noch einen Besuch bei Scherf, der mir seine Noth klagte über die Schwierigkeiten, welchen er bei seinen Negotiationen begegne. Er soll nämlich für unser Luxemburg den Anschluß an den Preussischen Zollverein bewirken.

Darauf machte ich die Vorbereitungen zur Abreise, welche wieder heute Nacht stattfinden sollte. Der Aufenthalt in Berlin war allerdings sehr interessant für mich, aber doch viel zu kurz, um Bekanntschaften zu machen und mit eignen Augen zu sehen. Die Art des Prinzen Alexander konnte hier nicht gefallen, doch habe ich nicht bemerkt, daß etwas von diesem Mißfallen auf mich überging.

Bei dem flüchtigen Anblick habe ich nur bestätigt gefunden, was ich wußte oder gehört hatte: Haltlosigkeit des Hofes und Cabinets; Mangel an einem dominirenden Einfluß auf den alten und schwachen König; also eine Art von intellectueller Anarchie. Das Ganze hält sich, weil es in der letzten Zeit keinen allzu heftigen Stößen ausgesetzt war.

L e i p z i g.

21. October. Wir sind bei kalter Nacht und Nebel durchgefahren bis Wittenberg, wo wir frühstückten. Es war eben Jahrmarkt, so daß in den Straßen nicht durchzukommen war, doch haben wir das Denkmal Luthers auf dem Markte und die mannichfaltigen historischen Erinnerungen in dem Rathhause besichtigt.

Gegen 4 Uhr Nachmittags kamen wir in Leipzig an und stiegen in dem Gasthause zum großen Blumenberge ab. Ich ließ sogleich einen Lohnkutscher kommen, mit dem wir auf das Schlachtfeld fuhren; ich hatte Mühe mich wieder zu erkennen, theils wegen der vielen Veränderungen, theils wegen der Eile und der schon einbrechenden Dunkelheit. Auf dem Platz, wo ich am 18. October 1813 gestanden habe, bin ich nicht gekommen. Die Tabaks- (Wind)mühle, bei welcher Napoleon sich so lange aufgehalten hat, steht nicht mehr; aber die Stelle wird durch einen Stein bezeichnet. Wir fuhren durch Connewitz, Probstheide, nach dem Neusdorfer Hofe, wo das Monument Schwarzenbergs steht. Nur die Höhe von Probstheide erkannte ich wieder, obgleich auch da Chaussées und Alleen angelegt sind, die früher nicht da waren. Gern hätte ich die Stelle besucht, wo so viele meiner Kameraden begraben sind, aber es war keine Zeit dazu. Unter andern Umständen und anderer Begleitung würde dieser Besuch auf dem Schlachtfelde sehr interessant für mich gewesen sein; jetzt hatte die Ungeduld und üble Laune die Oberhand. Es war Nacht, als wir durch das schon erleuchtete Leipzig zurückfuhren; die Stadt machte einen sehr günstigen Eindruck auf mich, und gern hätte ich da einige Tage verweilen mögen, aber daran war nicht zu denken; ebenso wenig an einen Ausflug nach Dresden auf der neuen Eisenbahn.

Weimar.

22. October. Wieder bei Nacht und Nebel durch Lindenau, das Schlachtfeld von Lützen und das Defilé von Köfen gefahren, ohne irgend etwas von diesen militärisch wichtigen oder merkwürdigen Stellen zu sehen. In Eckartsberge fanden wir einen Weimarischen Husaren mit Briefen, die den Prinzen einluden sans cérémonie in Civilkleidern nach Belvedere zu fahren.

Die Großherzogin war ausnehmend zuvorkommend und überreichte mir selbst einen Brief des Vaters, der als Einschluß an den Geh.-Rath Müller angekommen war.

Wir ruhten ein wenig aus und fuhren dann nach Weimar, um das Schloß zu besuchen. Die Großherzogin zeigte uns die Goethe-, Schiller- und Wielands-Säle, wie mir scheint, von mittelmäßiger Conception und Execution. Unser Prinz geht noch auf die Jagd.

Um 3 Uhr war Diner; außer der Großherzoglichen Familie war da noch: der Minister von Gerßdorf, den ich aus Gent kannte; ferner Herr von Spiegel, der Obermarschall, und mein alter Bekannter aus Gent, der Oberst Beulwitz, der sich beklagt über die Art, wie die Fürsten jetzt reisen; er sagt: Wir Andern im Gefolge, wir reisen nicht, sondern wir werden gereist.

Man fragt mich aus, ob ich etwas wisse von der Verschwörung im Geismar'schen Corps? wo ich meine Ignoranz bekennen mußte.

Nach Tafel zog ich mich zurück und empfing den Besuch des Geh.-Rath Müller, wobei es dann an Mittheilungen und Fragen und Antworten nicht fehlte.

Abends 7 Uhr war Thee; ich fand da den Russischen Chargé d'affaires Santi.

Die Großherzogin war unerschöpflich in Fragen über Rußland, und unersättlich an Lobeserhebungen, so daß ich mit Superlativen und Exclamationen nicht Athem holen konnte; wenn

ich nachließ und zu ermüden schien, half sie mir selbst wieder in den Satt. Sie hat diese Schwachheit mit der Prinzessin von Dranien gemein.

So sagte sie mir: Madame de Staël a dit, en Russie, si on n'atteint pas le but, on le dépasse toujours. Cette pensée, peut-être plus brillante que juste, a cependant son côté vrai. C'est que tout est grand et immense dans cet Empire. Sie lobte dann den Kaiser Nikolaus und Alles, was er geleistet hätte; doch zuletzt mit dem Zusatz: mais c'est une rude tâche, une rude tâche.

Bei Tische war ich wieder ihr Nachbar. Sie sprach von der Belgischen Revolution: je ne peux pas m'en consoler, je ne peux pas même m'y soumettre. Fast ähnlich hat der Kaiser in Krasno=Selo an öffentlicher Tafel dem Prinzen Alexander auf die Wiedererlangung von Belgien zugetoastet. Alle diese Wünsche haben nichts genügt, sondern nur dazu gebient, die Illusionen zu unterhalten, und unsere Lage noch ungünstiger zu machen. Ich war sehr froh mich ins Bett zu legen; ich war unwohl.

23. October. Ich fuhr frühe nach Weimar zum G.=R. Müller, machte mit ihm einige Visiten und besuchte dann in seiner Begleitung die Bibliothek, das Museum und das Goethe'sche Haus. Die Bibliothek ist besonders reich an militärischen Werken, Länder- und Völkerkunde und Kupferstichen. Merkwürdig sind die in der Bibliothek aufgehängten und aufgestellten Büsten und Porträts, ein sonderbarer Mischmasch von Interessantem und Uninteressantem, Zufälligem, Höfischem, Literärischem oder rein Persönlichem: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Humboldt, Russische Obersten vom Jahre 1813, Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, die Heigendorf als Sappho, Künstler, Bildhauer, Schauspieler, schöne Frauen, Frau von Staël. Für mich das Interessanteste waren die Porträts und Büsten von Goethe in den

verschiedenen Lebensepochen; Jugend, männliches und Greisenalter, Apollo und Jupiter mit Familienähnlichkeit.

Das Museum oder Lesekabinet, eine Stiftung der Großherzogin, wird auch meistens durch ihren Antheil und Zubuße erhalten; es ist sehr reich an periodischen Schriften. Die Großherzogin, in Allem was sie thut und bei dem überwiegendsten Einfluß, schont ihren Gemahl in der zartesten Weise.

Von Allem, was ich auf der ganzen Reise gesehen habe, hat mich nichts mehr angesprochen als Goethe's Haus, eben weil ich es ganz anders fand, als ich erwartet hatte. Ich hatte erwartet, wo nicht sybaritischen Luxus, doch Bequemlichkeit, Eleganz und künstlerischen Schmuck. Von allem dem das Gegentheil; Alles einfach bürgerlich, gar keine Bequemlichkeit, und mehr Liebhabereien und Andenken (souvenirs) als wahre Kunstschätze. Eine eigentliche Bibliothek hatte er gar nicht; doch hatte er zuletzt das Conversationslexikon bei sich aufgenommen und auch die Bücher aufstellen lassen, die ihm als Geschenke von verschiedenen Seiten zufließen. Ueberall noch Spielereien, die auf seine Farbenlehre Bezug haben. Ich hörte bei dieser Besichtigung eine Aeußerung von Goethe, die mich erfreut und zugleich frappirt hat, als eine Reflexion, die mir neu war und treffend schien. Er pflegte zu sagen: Ich hasse alle Bequemlichkeit und Luxus; große, geschmückte Zimmer stören und vernichten die Phantasie.

Seine Sammlungen, Stammbücher, Handschriften und Autographen. Sein ehemaliger Secretär war unser Cicerone; er zeigte uns ein Petschaft, das die Dichter Englands ihm verehrt hatten; ferner den Becher und den schön gearbeiteten goldenen Lorbeerkranz, den er von seiner Vaterstadt Frankfurt erhalten hatte.

Unter dem Album von Porträten fand ich auch das meines Vaters, aber sehr schlecht gezeichnet.

Wir fuhren zurück zum Diner im Belvedere; der Großherzog

und Müller waren meine Nachbarn; nach Tafel hatte ich eine lange politische Conversation mit Müller.

Abends war Theater, man gab „Liebe und Pflicht“ von der Prinzessin von Sachsen; darauf ein elendes Ballet als Diverstiffement. Dieses elende Ballet ist die Liebhaberei des Großherzogs, die man ihm passiren muß, weil er aus seiner Chatouille Viel für das Theater thut, obgleich er wenig Freude daran hat. Weimar kommt mir vor wie ein alter Cavallerist, der nicht mehr zu Pferde steigen kann, und halb kindisch geworden, im Zimmer auf einem Steckenpferd herumgaloppirt.

24. October. Ich schrieb Morgens an die Mutter und fuhr dann durch dichten Nebel mit Rigot auf die Ettersburg, ein herzogliches Jagdschloß, das eine sehr schöne Lage hat und reich ist an Erinnerungen an die Herzogin Amalie und die vielen berühmten Männer, die sie um sich versammelte. Ich sah das Zimmer, in welchem Schiller die Maria Stuart gebichtet hat; auch ist hier eine ziemlich reiche Waffenkammer.

Prinz Alexander amüfirte sich mit der Jagd in Gesellschaft des Erbgroßherzogs.

In Weimar besuchte ich das Museum und eine Buchhandlung.

Diner bei Hofe im Belvedere; ich fand da den Fürsten Dolgoruky, der aus Diebrich zurückkam. Die Großherzogin sprach viel über Politik; ich glaube ihr heute nicht mißfallen zu haben, eben durch die Haltung und Mäßigung, mit der ich meine Meinung sagte. Sie sprach von Hannover und that bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Aeußerung: *Un gouvernement peut commettre des fautes, comme tout homme peut en commettre; un gouvernement doit alors en convenir franchement et les redresser.*

Abends sprach die Großherzogin lange von ihren großen Erinnerungen aus dem Jahre 1813, von Moreau, von seiner Prophezeiung, daß die Familie Orleans einmal in Frankreich regieren

würde. Sie sprach mit großer Achtung von meinem Vater, und tabelte sehr die Nassauer und Darmstädter, besonders die Letzteren, über die Art, wie sie des Vaters Rede über die Hannoverschen Angelegenheiten aufgenommen hätten; sie lobte diese Rede. Bei Tisch habe ich die beiden Künstlerinnen Gräfin Egloffstein und Fräulein Meyer kennen gelernt.

Müller erzählte mir aus Berlin: die Minister hätten dem Könige vorgeschlagen, den Erzbischof wieder frei nach Köln zurückkehren zu lassen; diese Minister waren Werther, Altenstein und Rochow. Der König soll darauf gesagt haben: Was kann man mit solchen Ministern machen, die ihren König so compromittiren u.

Wir reisten spät in der Nacht von Belvedere ab.

Eisenach, Kassel, zurück nach dem Haag und Deventer.

25., 26., 27. October. In Eisenach frühstückten wir und besuchten dann die Wartburg; mit Mühe konnte ich den Prinzen Alexander dazu bewegen. Der Nebel hinderte uns, so daß die schöne Aussicht für uns verloren war; aber ich labte mich an den historischen Erinnerungen, den ältesten und den neuesten; die Minnesänger, Friedrich mit der gebissenen Wange, Ludwig der Springer, Luther, das Wartburgsfest. Die Rüstkammer enthält einige merkwürdige Rüstungen, unter andern die des Kunz von Kaufungen. Das Schloß soll restaurirt werden; man sagt, daß der junge Erbgroßherzog sich sehr dafür interessirt.

Von Eisenach fuhren wir nach Kassel, wo der Prinz der Kurfürstin aufwartete; sie war sehr gütig und wohlwollend; die Tochter war allein zugegen. Die Kurfürstin sprach sehr viel, ja fast allein mit mir; viel über den Vater und meine Familie, mit wahrer Theilnahme.

Nach diesem Besuche speisten wir im Hotel zum König von Preußen zu Mittag oder zu Nacht und fuhren dann bei Nacht und Nebel weiter durch Westphalen, am 26. durch die schöne

Ruhrgegend, kamen spät in der Nacht in Düsseldorf an, wo wir lange an der Fährre warten mußten; frühstückten den 27. in Gelsen, fuhren weiter durch Cleve und Nymwegen, und um 2 Uhr in der Nacht kamen wir im Haag an, wo ich mich sogleich in das Hotel de twee steden begab, um auszuruhen. Im Haag am 28. Audienz und Diner beim Prinzen von Oranien, freundlicher Empfang und ausgedrückte Zufriedenheit. Hier brachte ich noch 8 Tage zu und begab mich dann zu meinem Regiment nach Deventer.

XVIII.

Der Zustand der Niederlande.

Dem Fernstehenden mag es auffallend sein, daß ein Volk, welches noch vor wenigen Jahren seiner Regierung ein blindes Vertrauen schenkte, auf einmal so laut Unzufriedenheit und Mißtrauen ausspricht, und Veränderung in Verfassung und Verwaltung als nothwendige Bedingung seines Bestehens fordert; für den Beobachter in der Nähe liegt darin nichts Räthselhaftes, er hat diesen Umschwung der öffentlichen Meinung vorhergesehen.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich meine Ansicht mitgetheilt über die Ursachen, welche die Consolidation des Königreichs der Niederlande verhindert und die Belgische Revolution herbeigeführt haben; ich habe die Schuld eben so sehr dem Eigensinne des Königs, seiner instinktmäßigen Abneigung gegen Männer von höherer Einsicht und selbstständigem Charakter zugeschrieben, als den Vorurtheilen und der abstoßenden Steifheit der Holländer, und der anspruchsvollen Eitelkeit, der Bigotterie und dem unruhigen Geiste der Belgier.

Ich stelle mir nun die Aufgabe zu zeigen, was die jetzigen Mißverhältnisse und die Unzufriedenheit in Holland herbeigeführt hat, und warum es so schwierig ist Abhülfe zu finden; dann will ich es versuchen die Mittel nachzuweisen, welche die drohenden Gefahren vielleicht abwenden könnten.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich mich entschuldigen, daß ich meine Behauptungen nirgends durch Auszüge aus Schriften,

durch die eigenen Worte derselben, nirgends durch Zahlen belege; diese Hülfsmittel, die ich mir zurecht gelegt hatte, sind mir abhanden gekommen.

I. Was hat die jetzigen Mißverhältnisse und die Unzufriedenheit in Holland herbeigeführt?

Die Antwort auf diese Frage läßt sich zwar ganz kurz in den Worten zusammenfassen: es ist der unvernünftig verlängerte Kriegszustand; aber da die traurigen Folgen dieses langen Kriegszustandes und der verzögerten Anerkennung Belgiens in gar manichfachen Beziehungen gefühlt werden, so ist es nöthig sie einzeln aufzuzählen.

1) Die dadurch verursachte Vermehrung der Staatsschuld, und die steigende Last der Abgaben.

So lange Belgien mit Holland vereinigt war, wurde die Staatsschuld gemeinschaftlich getragen; ein Kriegszustand, der bis ins zehnte Jahr gedauert hat, und während dessen Holland Jahre lang eine Armee von mehr als hunderttausend Mann aufgestellt und bezahlt hat, mußte einen ungeheuren Geldaufwand nöthig machen, der nur durch große und wiederholte Anlehen gedeckt werden konnte.

Nach dem Frieden waren die Interessen der Staatsschuld auf mehr als 28 Millionen Gulden angewachsen, wovon Belgien nach der Liquidation nur 8 Millionen zu tragen hat.

Das Budget für die Jahre 44 und 45 beträgt nach den Reductionen und -Ersparungen, welche mit wahrer Härte in verschiedenen Theilen des Staatshaushalts durchgesetzt worden sind, noch immer jährlich 70 Millionen, und selbst die Gegner der Regierung müssen es anerkennen, daß weitere Ersparungen nur durch eine Reduction der Renten und durch Veränderungen in der Verfassung erreicht werden können. Dazu kommt noch ein Deficit von mehr

als 40 Millionen aus den letztverflossenen Jahren, welches gedeckt werden muß.

Rechnet man also auch sowohl den Belgischen Antheil an der Schuld, als den Beitrag von einigen Millionen ab, welcher aus den Colonien erwartet wird, so bleibt noch immer eine ungeheure Last der Abgaben, welche auf eine Bevölkerung von 2,800,000 Seelen drückt.

Es ist also diese Finanznoth der erste und wichtigste Grund der Unzufriedenheit; und zu dem schon jetzt fühlbaren Druck der Abgaben kommen noch die Besorgnisse für die Zukunft hinzu, welche kein geringer Factor der Unzufriedenheit mit der Gegenwart sind. Das immer wiederkehrende Deficit in den veranschlagten Einnahmen läßt nämlich befürchten, daß endlich nur die Wahl übrig bleiben wird zwischen einer allgemein nicht gewollten Einkommensteuer oder einer erzwungenen Reduction der Renten. Einer Einkommensteuer muß ein Volk, dessen Haupterwerbszweig der Handel ist, doppelt abgeneigt sein; sowohl darum weil der Kaufmann ungern den Zustand seines Vermögens aufdeckt, als auch darum weil Unredlichkeit und Betrug so viel Spielraum haben, sich derselben zu entziehen.

Die erzwungene Reduction der Renten ist immer ein partieller Staatsbankerott, der den Credit tief erschüttert, und eine doppelte Härte gegen die, welche durch die Gesetzgebung gezwungen waren ihr Capital in inländischen Staatspapieren anzulegen, wie z. B. die Waisenhäuser, Staatsdiener, die Caution geleistet haben, und andere.

2) Eine andere nachtheilige Folge des verzögerten Abschlusses mit Belgien war, daß man sich lange mit eiteln Hoffnungen täuschte, und es also unterließ oder verschob, in der Verwaltung und besonders in der Armee die Vereinfachung und die Ersparnisse eintreten zu lassen, welche bei so sehr veränderten Verhältnissen zur Nothwendigkeit

geworden waren. Die Billigkeit fordert zuzugestehen, daß solche Vereinfachungen, Entlassungen und Ersparnisse dadurch sehr erschwert worden waren, daß nach dem Abfall Belgiens so viele Civilangestellte und Offiziere aus Belgien nach Holland zurückströmten, für welche dem Staat die politische und moralische Nothwendigkeit auferlegt wurde, einen kostspieligeren Zwischenzustand zu schaffen oder fortbauern zu lassen. Hätte man aber zur rechten Zeit damit angefangen, diesen Zwischenzustand in einen normalen übergehen zu lassen, was nicht geschah, so hätte man nach und nach mit Schonung und Ueberlegung thun können, was zuletzt von der öffentlichen Stimme gebieterisch gefordert, mit einem gewaltigen Schlag übereilt, und mit großer Härte durchgeführt wurde. Obgleich der jetzige König diese ungünstigen Verhältnisse von der Regierung seines Vaters übernommen hat, obgleich es entschuldbar oder wenigstens mit Nachsicht zu beurtheilen ist, daß er in dem ersten Jahre seiner Regierung sich durch Beförderungen und Günstbezeugungen beliebt zu machen suchte, so trifft seine Regierung doch der Vorwurf, die Schwierigkeit der Lage nicht schnell genug und überhaupt nicht in genügendem Grade berücksichtigt, und durch kostbare und überflüssige Neuerungen Geld verschwendet zu haben; ein Fehler, der um so nachtheiliger wirkte, als die Stimmung damals schon sehr aufgeregter war, und die Oppositionspresse schon begierig jeden Anlaß ergriff, Tadel auf die Regierung zu werfen.

Unter den fehlerhaften und verschwenderischen Maßregeln oben an steht eine sehr kostspielige Reorganisation der Justizverfassung mit überflüssiger Vermehrung der Gerichtshöfe; neue Uniformirung der Armee; häufige Garnisonswechsel der Regimenten etc.

War man früher mißvergnügt, daß die Regierung so spät an Einschränkungen dachte, so vermehrt nun die Zahl derer, welche ein Opfer dieser Reductionen geworden sind, die Masse der Unzufriedenen. Viele Civilbeamte, viele Offiziere sind in

den Jahren der Kraft und besten Thätigkeit pensionirt worden; und müssen sich nun mit ihren Familien kümmerlich behelfen; einige sind vor Gram gestorben. Dazu kommt nun, daß natürlich in allen Zweigen der Verwaltung eine Stockung eingetreten ist, und daß eine Menge junger Leute, ohne Aussicht auf Anstellung und Beförderung, in gezwungenem Müßiggang ihre Klagen laut werden lassen, und daß Neid und Mißvergnügen bei jeder Beförderung, welche etwa noch stattfindet, nur Nepotismus und Begünstigung einzelner Familien erblickt.

3) Durch künstliche Mittel und Mißbrauch des Credits hatte der alte König der Industrie und dem Handel eine überspannte Thätigkeit und ein Scheinleben gegeben; nachdem diese Mittel versiegt und die wahre Sachlage erkannt war, mußte ein Stillstand eintreten, welcher höchst verderblich auf die ärmere, arbeitende Classe zurückwirkt.

Nach dem Abfall Belgiens wurden in Holland neue Fabriken gegründet oder aus Belgien herübergelockt, Spinnereien, Druckereien u. c.; diese Fabriken können die freie Concurrenz nicht ertragen, und verdanken ihre vorübergehende Blüthe nur den Lieferungscontracten mit der Regierung und der Handelsmaatschappen (Handelsgesellschaft), welche diese Waaren nach Ostindien ausfuhrte. Hierdurch wurde auch die Handelschiffahrt gehoben, und die Zahl der Kauffahrteischiffe über den wahren nachhaltigen Bedarf vermehrt. Nachdem der Markt in Ostindien überfüllt war, nachdem also die Bestellungen aufhören mußten, und eine bedeutende Schuld des Staats an die Handelsmaatschappen sich herausgestellt hatte, hörte die künstliche Blüthe auf. Die Fabriken mußten ihre Arbeit einstellen oder setzten nur eine unbedeutende Scheinthätigkeit fort; die Kauffahrteischiffe faulen zum großen Theil in den Häfen; viele Arbeiter sind ohne Brod, und die Zahl der Armen hat in furchtbarem Maße zugenommen. Auch die Reduction der Armee und die verminderte Thätigkeit

auf den Kriegswerften wirkt sehr nachtheilig auf viele Fabriken und Handwerker, als Tuchmacher, Leinweber ic.

Dazu kommt noch der nachtheilige Umstand, daß viele Reiche bei Erhöhung der Abgaben, besonders bei jeder neuen Steuer auf den Luxus, sogleich ihre Ausgaben bedeutend einschränken; selbst die Reichen, welche es gar nicht nöthig hätten, thun es aus Verstimmung und gleichsam als Retorik. Und da die größten Vermögen in Staatspapieren bestehen, welche man in einer Schatulle unter den Arm nehmen kann, so liegt es vielen Rentiers nahe auszuwandern, oder wenigstens auf Jahre im Auslande zu wohnen, wo sie viel wohlfeiler leben. Eine ganze Holländische Colonie in Cleve verdankt diesem Umstande ihre Entstehung, und das Beispiel wird wahrscheinlich noch mehr Nachahmer finden, wenigstens fehlt es nicht an solchen, welche damit drohen. Wie nachtheilig aber alles dieses auf die gewerbetreibenden Classen zurückwirken muß, leuchtet jedem ein.

4) Die Hartnäckigkeit des alten Königs, welche allen Vorstellungen der großen Höfe das Ohr verschloß, hat eine Störung der auswärtigen Verhältnisse zur Folge gehabt. Während diese Höfe dem König den Vorwurf machten, den Frieden zu gefährden, welchen man um jeden Preis erhalten wollte, sprach sich in Holland die Ueberzeugung aus, daß diese Kabinette ihre vertragmäßigen Verpflichtungen nicht erfüllt und Holland aufgeopfert haben. Lange Zeit hindurch gelang es dem alten König, die öffentliche Meinung zu täuschen, und in Holland den Glauben zu erhalten, die Kabinette oder wenigstens ein Theil derselben seien mit ihm einverstanden, der allgemeine Krieg werde bald ausbrechen, und Holland alsdann die Früchte seiner Standhaftigkeit ernten. Alles das hat in den Gemüthern einen Stachel zurückgelassen.

Die Holländer sind erbittert, daß der Frieden mit Belgien zuletzt unter weit ungünstigern Bedingungen geschlossen werden

mußte, als die, welche früher geboten waren, und sie können es besonders nicht verschmerzen, daß dem Belgischen und Deutschen Handel die Schifffahrt auf ihren Binnenwassern, auf dem Rhein und dessen Armen, welche ihn mit der Schelde verbinden, endlich zugestanden werden mußte. Hierdurch und durch die Eisenbahn von Antwerpen nach Köln sehen sie die Handelsvorthelle gefährdet, welche sie so lange genossen haben.

Die Einsicht in auswärtige Verhältnisse ist bei dem Holländer überhaupt sehr beschränkt und durch Vorurtheile verbunkelt; er kann sich nur schwer entschließen anzuerkennen, daß das Sinken seiner früheren politischen und commerciellen Macht eine nothwendige Folge der politischen Entwicklung der anderen Europäischen Staaten ist; er sieht es an als einen Raub, als eine Ungerechtigkeit, wenigstens als Folge der Fehler seiner Regierung.

Die Masse erkennt nicht die Nachtheile des Isolirteins und einer schwankenden auswärtigen Politik; nur einige Höherstehende sind besorgt wegen der Hinneigung des jetzigen Königs zu Frankreich, von der sie nichts Gutes erwarten. Die Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses an Deutschland wird nur von den Wenigsten erkannt; bei den Massen ist die Abneigung dagegen groß, theils aus Hochmuth und Verstimmung, theils und hauptsächlich aus Furcht vor Preussischer Anmaßung. Die Unsicherheit oder wenigstens die Systemlosigkeit in der auswärtigen Politik trägt aber bei, die Unzufriedenheit zu vermehren, um so mehr als anerkannt unfähige Leute in den letzten Jahren an der Spitze dieses Ministeriums standen, welches selbst zu leiten der König zu seinen menus plaisirs rechnet.

5) Dem alten König wirft man aber nicht blos die Fehler seiner Politik vor, sondern die Ueberzeugung hat sich befestigt, daß er die Nation absichtlich und eigennützig mißleitet habe. *Le Roi a endiablé la nation*, — hatte schon 1831 ein Hoch-Drantscher Staatsmann

und königlicher Hausfreund über die grundsätzliche Verhezung der Holländer gegen die Belgier mißbilligend sich geäußert. Der König war lange der Mann der Nation, und zwar der einzige, weil er es verstand, Alle, welche durch Geist und Charakter Gewicht und Einfluß auf die öffentliche Meinung hätten erlangen können, zu beseitigen und zu nullificiren. Er regierte allein, seine Minister waren seine Commis. Er kannte die Holländer; er wußte ihre Schwächen, ihre Eitelkeit sich dienstbar zu machen, indem er ihnen schmeichelte. Er war ein strenger Beobachter Holländischer Sitte und Gewohnheiten, selbst in Aeußerlichkeiten; ein guter Hausvater, ein regelmäßiger Kirchengänger, arbeitsam, sparsam, Allen zugänglich, er hatte keine Günstlinge; das gefiel und bestach. Man muß es selbst gesehen und erlebt haben, um es begreiflich zu finden, wie lange Jahre hindurch jeder Zweifel an seiner Alles überragenden Weisheit und an dem Erfolge seiner Politik allgemein als eine Lästerung, als ein Beweis boshafter Gesinnung verpönt war; vor dieser Macht der öffentlichen Meinung mußten die wenigen Einsichtsvolleren verstummen. Und so sehr hatte sich dieser Glaube befestigt, daß er erst nach dem Frieden mit Belgien erschüttert wurde; ja nichts beweist mehr die Vorurtheile der Nation als die Thatsache, daß das gänzliche Umschlagen der öffentlichen Meinung, der rasche Uebergang von Liebe und Verehrung zu Abneigung und Geringschätzung erst dann erfolgte, als es bekannt wurde, daß der König die Absicht habe sich mit der Gräfin d'Outremont zu vermählen, — mit einer Hofdame, einer Katholikin, einer Belgierin. Dies schien ein härterer Schlag als alle Opfer, als alle schweren Verluste! Und selbst von Staatsmännern wurde es so angesehen!

Wie wenn mit einem Male der Schleier herabgezogen worden wäre, der die wahre Lage der Dinge verborgen, rief Alles mit einer Stimme: wir sind betrogen. Man erfuhr, daß der Zustand der Finanzen bisher ein Geheimniß geblieben; daß Gelder will-

kürlich und verfassungswidrig verwendet worden; daß Depositen und Capitalien, welche zu bestimmten Zwecken (Eisenbahnen x.) aufgenommen waren, angegriffen und ihrem Zweck entfremdet worden seien; und endlich sagte man laut: Während die Nation sich der größten Opfer getröstete, hat der König den Banquier gemacht und bei allen großen Finanzoperationen auf unsere Kosten unermessliche Schätze gesammelt. Als darauf bei der Revision des Grundgesetzes der Grundsatz von der Verantwortlichkeit der Minister in der Verfassung ausgesprochen war, entsagte der alte König, und trat die Regierung seinem Sohne ab; man ist im Zweifel über die wahren Beweggründe; ob aus Kränkung, daß diese Verantwortlichkeit seiner Macht Schranken setzte? ob aus Eigensinn, weil die Vermählung mit der Gräfin d'Outremont so großen Widerstand fand, so lang er König blieb?

6) Das Mißvergnügen der Nation erhält neue Nahrung durch das sinkende Ansehen der königlichen Familie überhaupt. Der alte König war mit Vorwürfen beladen abgetreten; der neue trat unter sehr schwierigen Verhältnissen die Regierung an. Obgleich Wilhelm II. viel natürlichen Verstand und eine schnelle Auffassung besitzt, obgleich ein günstiges Aeußere und die Eleganz der Formen ihm zu statten kommen, ja selbst wirklicher kriegerischer Ruhm einen Glanz auf ihn wirft, so ist er doch mehr geeignet den Franzosen und den Belgiern zu gefallen, als den Holländern Vertrauen einzulösen. Von seinem Charakter als Regent werde ich später zu reden Gelegenheit haben; aber ich muß hier erwähnen, wodurch er in seinem Ruf als Mensch und in seinen häuslichen Verhältnissen untergraben worden ist.

Seine Vorliebe für die Belgier, sein Betragen in Antwerpen — sind in Holland nicht vergessen; ein das sittliche und natürliche Gefühl empörendes Gerücht, das schon vor vielen Jahren verbreitet war, wird durch verläumberische Nachrede genährt und

erhalten; man wirft dem König seinen Umgang, wenigstens seine Zugänglichkeit für misachtete Subjecte vor, die Unordnung in seinen Finanzen, Schulden, mit seiner Unterschrift curstrende Wechsel und Kargheit in seiner Hofhaltung, so daß die Würde der Krone darunter leide. Dabei Leichtfinn, Principlosigkeit und eine Gattung Eigenliebe, die den Schmeichlern gern das Ohr leihet.

Am Ungünstigsten urtheilt man über den Kronprinzen, dem man wenig Fähigkeit zur Regierung zutraut. Es ist wahr, er ist von beschränktem Gesichtskreis, einseitig, unüberlegt, er läßt sich oft leidenschaftliche Aeusserungen und andere Uebereilungen zu Schulden kommen; aber dabei besitzt er zwei Eigenschaften, die den übrigen Gliedern seiner Familie fehlen, und die überhaupt bei fürstlichen Personen sehr selten sind: er hat eine natürliche Neigung zur Generosität, und ist stets bereit einen erkannten Fehler wieder gut zu machen. Sein Verhältniß zur Gemahlin ist übel

Die übrigen Söhne des Königs sind wie der älteste ohne allen Einfluß; sie sind weniger in Evidenz, aber keiner hat das Talent sich beliebt zu machen.

Der Prinz Friedrich, Bruder des Königs, wird als Geist und Charakter politisch nicht hochgestellt, aber da er im Privatleben tadellos ist und seiner Stellung Ehre macht, so wird er dennoch geschätzt.

Die Königin ist zwar geachtet, aber als stolz und launig nicht gerade geliebt.

Obgleich man dem Prinzen Albrecht von Preußen zum größten Theil die Schuld beimißt, daß die Ehe gestört und die Scheidung zur Sprache gekommen ist, so hat doch auch der Ruf der Prinzessin Marianne gelitten, und es fällt immer der Schatten auf die Preussische Familie zurück.

Kurz der Credit der königlichen Familie ist gesunken; alles Ueble, was man ihr nachsagt und aufbürdet, wird nicht nur

gern geglaubt, sondern mit Uebertreibungen und Zusätzen weiter befördert; eben so sehr bei den niedern als bei den höhern Ständen. Ich glaube nicht, daß eine Revolution in diesem Lande nahe bevorsteht; sollten aber Unruhen ausbrechen, so bin ich überzeugt, daß Wenige mehr sich für das Oranische Haus aufopfern würden, und daß es Holland verlassen würde, ohne eine Partei, ja ohne besondere Beweise von Anhänglichkeit oder Bedauern zu erhalten.

II. Von der Schwierigkeit diesen Mißverhältnissen abzuhelpfen.

Auf den vorhergehenden Seiten habe ich die Ursachen der Unzufriedenheit in Holland aufgezählt; ich werde nun erwähnen, was die jetzige Regierung gethan hat, um diesen Uebeln abzuhelpfen, und warum diese Versuche keinen Erfolg hatten.

1) Der König. Gleich bei dem Antritt seiner Regierung hat der König gezeigt, daß er sich in das constitutionelle System fügen wolle; er hat weder den Eigensinn noch die Arbeitsamkeit seines Vaters, und läßt den verantwortlichen Ministern ziemlich freie Hand; nur in Allem, was die Armee und die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, folgt er gern seinem eigenen Kopf, nicht immer zum Besten der Sache.

Die Minister seines Vaters, besonders die, welchen die Presse und die öffentliche Meinung den Vorwurf machten, daß sie diesen in seinem System, den Kriegszustand auf die lange Bank zu schieben (volharding), unterstützt hätten, wurden entfernt. Van Raanen, der Justizminister, van Doorn, der Minister des Innern, Berstolk, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, traten nach und nach ab. Um sie zu ersetzen, suchte man nach Namen, die in der Opposition Popularität erlangt hatten.

Der alte König hatte wöchentlich eine öffentliche Audienz, wobei Jedermann, auch der Geringste, zugelassen war. Er stand jedem Rede; wenn auch nicht Versprechungen, so gab er doch

Hoffnungen, und hatte das Talent, die Meisten zufrieden zu entlassen. In Folge des geänderten Systems, oder weil ihm diese Audienzen unbequem waren, ließ der jetzige König diese Gewohnheit eingehen; er ist schwerer zugänglich, und besonders die, welche etwas zu verlangen haben, oder von denen man Reclamationen erwartet, werden an die verantwortlichen Minister verwiesen. Dies hat der Popularität des Königs sehr geschadet; man muß es gestehen, das Princip von der Verantwortlichkeit der Minister ist noch nicht in die Ueberzeugung des Volks übergegangen; die Masse, die unteren Classen wollen keine so mächtigen Minister, sie fürchten ihren Nepotismus, und ein König, der nicht selbst entscheidet und handelt, scheint ihnen ein überflüssiges Institut.

2) Die Minister. Dazu kommt noch, daß die Wahl der Minister äußerst schwierig ist, weil es an hervorragenden Köpfen, an gemachten Reputationen fehlt. Vieles trägt dazu bei. Unter der Regierung des vorigen Königs wurden keine Staatsmänner erzogen, aufstrebende Talente wurden unterdrückt und entfernt. Auch die Generalstaaten sind keine Pflanzschule, denn es giebt darin weder geschlossene Parteien, die einen Führer anerkennen, noch auch eigentliche Discussion, wobei sich die Ueberlegenheit geltend machen kann. Auch der Schlenbrian der Universitäten, der Mangel guter philosophischer Studien, welche den Gesichtskreis erweitern, die eigene Sprache und Nationalität eines so kleinen Volks, wodurch der Austausch der Ideen mehr beschränkt oder verspätet wird, — alles dies ist mit in Anschlag zu bringen.

Da man populäre Minister wollte, wählte man Männer der Opposition in den Generalstaaten, zum größeren Theil Advocaten. Aber es waren Leute, die sich als Staatsmänner auf so hoher Stelle bisher noch nicht bewährt hatten; keine dieser Wahlen sicherte eine Majorität in den Generalstaaten; die geänderte Stellung, der Reiz über so unerwartete glänzende Carrieren vernichtete

balb die Popularität. Im Ganzen herrscht bei den patrizischen Familien ein sehr aristokratischer Geist, und diese sahen ungern aus der Mittelclasse Minister wählen, aus einer Classe, aus welcher man bisher nur nach langen Dienstjahren und auf der Stufenleiter der Diensthierarchie zu den höchsten Stellen emporgestiegen war. Von den jetzigen Ministern gehören nur zwei, Schimmelpenninck, der Minister des Innern, und Zuylen van Nyevelt, der Minister des Cultus, der Aristokratie an. Die jetzigen Minister sind:

Schimmelpenninck, Minister des Innern, ein Geldreicher Edelmann, der als Mitglied der Generalstaaten in den vordersten Reihen der Opposition gestanden hatte. Er ist wohlhabend, unabhängig und von tadellosem Ruf; arbeitsam und wegen seines aufrichtigen wohlwollenden Charakters nicht unbeliebt; doch gilt er nicht für ein ausgezeichnetes Talent, und man wirft ihm einige Unvorsichtigkeiten vor.

Van Hall, Minister der Justiz. Er war in Amsterdam Advocat von Ruf, der sich Geld gemacht hat; wie man sagt auch als *avocat de mauvaises causes*. In hoher Achtung steht er nicht; er ist ein guter Kopf und gewandter Geschäftsmann, aber anmaßlich und taktilos wie ein *Parvenu*; in den Generalstaaten ist man ihm jetzt abgeneigt.

Rochussen war Finanzminister, und man glaubt, daß er es nächstens wieder werden wird; man hat bisher die Stelle nicht wieder besetzen können oder nicht besetzen wollen. Er war in Amsterdam Director des Entrepots, kennt die Handelsinteressen und das Spiel der Börse; er hat angenehme, gefällige Formen und spricht gut. Da er noch in der letzten Zeit des alten Königs Finanzminister geworden war, stand er bei Vielen im Verdacht, in die Geldinteressen dieses Königs verflochten zu sein, und ihm Versprechungen geleistet zu haben.

Zuylen van Nyevelt, lange Zeit Diplomat, ist der einzige,

der unter dem alten Könige schon lange einen Ministerposten bekleidet hatte; er ist Minister des Cultus und von untergeordnetem Einfluß. Man hält ihn für tauglich, die auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, aber der König will sie ihm nicht geben, weil er sich geweigert hat dies Portefeuille anzunehmen, als es ihm während der abgebrochenen Unterhandlungen über den Zutritt von Luxemburg zum Zollverein angeboten worden war.

Baub, der Minister der Colonien, gilt für einen sehr brauchbaren Geschäftsmann; er hat in der Dienstcarriere von unten angefangen und die verschiedenen Stufen durchlaufen. Gleiches gilt von dem Kriegsminister Liß, und dem Minister der Marine Rytke; beide haben in ihrer Specialität, der eine als Artilleriechef, der andere als Seeoffizier, mit Auszeichnung gedient. Dem Kriegsminister wirft man vor, daß er dem König gegenüber zu nachgiebig, zu sehr Hofmann sei; auch daß er seine Waffe, die Artillerie, zu sehr begünstige; überhaupt aber bei Beförderungen der Günst und Empfehlung zuviel Gehör gebe. Zwei Minister der auswärtigen Angelegenheiten sind unter diesem König auf einander gefolgt; Rattendytke, früher Hofmarschall, dann Lafarraz, früher Artilleriegeneral; beide werden als *Ministres étrangers aux affaires* bezeichnet, und sind willenlose Instrumente in der Hand des Königs.

3) Die Generalstaaten. Sie sind in ihrer jetzigen Zusammensetzung eine große, fast unüberwindliche Schwierigkeit, und man hört oft sagen: es ist unmöglich mit dieser Kammer zu regieren! Es ist dabei nur von der zweiten Kammer die Rede, die erste ist unbedeutend, sie ist ganz vom König ernannt, eine Versorgungsanstalt für emeritirte höhere Staatsdiener; die Belgier nannten sie vor der Revolution: *la ménagerie du Roi*. Aber die zweite Kammer, 56 Mitglieder noch immer nach demselben Wahlgesetz wie in früheren Zeiten gewählt, ist fast ganz Opposition. Wie kommt das? Weil eben der Geist der ganzen Nation

Opposition geworden, und an die Stelle des vorigen Vertrauens und der Nachgiebigkeit nun Mißtrauen und Besorgniß getreten sind. Die zweite Kammer wird von den Provinzialständen gewählt; der König hat nicht das Recht, die Kammer aufzulösen; und hätte er es, es würde ihm wenig nützen, da bei demselben Wahlgesetz doch immer dieselben oder gleichgesinnte Personen gewählt werden würden.

Schon oft ist dieses Mißverhältniß sowohl in der Kammer als in politischen Schriften zur Sprache gekommen, und man bringt auf eine Abänderung des Grundgesetzes, sowohl in Beziehung auf diesen (das Wahlgesetz), als auf andere Punkte. Aber mit Recht will die Regierung nicht darauf eingehen in einem Augenblick, wo sie schon mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und wo die Leidenschaften so aufgeregte sind, daß kein vorsichtiger Staatsmann sich an ein solches politisches Experiment wagen mögen; um so weniger als die Verfassung erst vor einigen Jahren abgeändert worden ist, und bei dieser Gelegenheit wohl mancherlei Wünsche und Vorschläge austauschten, aber bei allen wichtigeren Fragen eine wohlbegründete Ueberszeugung und Uebereinstimmung, wenigstens eine entschiedene Majorität, vermißt wurden.

Ein anderes Uebel ist, daß in der Kammer nicht geschlossene Parteien mit bestimmtem Programm unter ihren Führern repräsentirt sind; sondern daß sie aus ziemlich unabhängigen systemlosen Individuen zusammengesetzt sind. Von einigen Wenigen weiß man, daß sie immer mit der Regierung, von Einigen, daß sie immer gegen die Regierung stimmen werden; die Mehrheit ist schwankend, obwohl zur Opposition geneigt, theils aus Mißtrauen gegen die Regierung, theils um den Committenten zu behagen. Fast bei keiner Frage ist die Regierung einer Majorität gewiß, und da es keine Führer giebt, kann auch kein Ministerium so zusammengesetzt werden, daß man eine bleibende Majorität

dadurch gewinnt. Jeder glaubt, er müsse in der Kammer reden, und man sagt, daß viele sich ihre Reden machen lassen; denn wer nicht gesprochen hat, heißt zu Hause ein Zabruder. Eigentliche Discussion findet nicht statt; jeder redet, oder zieht seine geschriebene Rede aus der Tasche, und vermeidet sorgfältig die Rede seines Vorgängers zu beachten, so daß man diese Reden Parallelreden nennen könnte, weil sie neben einander herlaufen, ohne sich jemals zu berühren. Der Französische Gesandte sagte neulich scherzweise: *Je vous félicite, Messieurs, en France il y a 600 députés et 6 orateurs, vous êtes 56 et vous avez 50 orateurs.*

In den letzten Jahren ist die Opposition allerdings an Zahl und Gewicht übermächtig geworden, weil sie sich von der öffentlichen Meinung getragen fühlt. Viele ausgezeichnete und rechtliche Männer sind darin, aus der Ueberzeugung, daß bei der Last der Abgaben und dem jährlichen Deficit das Land und sein Credit zu Grunde gehen müsse, wenn nicht bedeutende Einschränkungen und Ersparnisse im Staatshaushalte gemacht werden; andere machen Opposition aus ehrgeizigen, einige selbst mit feindseligen Absichten. Zu diesen letzteren gehört der Graf Rechteren, der ehemalige Gouverneur von Overyffel. Er hat sich mit dem König überworfen und seine Schiffe verbrannt; er intrigürt auch außerhalb der Kammern, und schwerlich hat er seinen feindseligen Absichten eine Grenze gesteckt.

Neulich hörte ich ein wohlgefinntes Mitglied der Generalstaaten halb scherzend, halb im Ernst sagen: „Es kann nicht so fortgehen, es muß Rath geschafft werden, um das Gouvernement aus der Geldverlegenheit zu ziehen. In der Kammer sind drei Parteien: die, welche es sagen und meinen, die, welche es sagen und nicht meinen, und die, welche es nicht sagen und nicht meinen.“ Schließlic muß ich noch bemerken, daß von den Herren der Opposition, welche die Vorschläge der Minister tadeln und

verwerfen, doch keiner sich verpflichtet erachtet, einen anderen Vorschlag, ein anderes System aufzustellen, so daß man wohl erfährt, was die Kammer nicht will, aber nie sagen kann, was sie eigentlich will.

4) Die Zeitungen und die Presse. In Holland besteht ganz unbeschränkte Pressfreiheit, und man sollte erwarten, daß es an ausgezeichneten Zeitungen nicht fehlen werde, um so weniger, da die geographische Lage am triplex confinium von Deutschland, Frankreich und England sehr zu statten kommt; so war die Gazette de Leyde früher berühmt. Aber die Zeitungen sind weit unter dem Mittelmäßigen, ihr Gesichtskreis ist sehr beschränkt, sie beschäftigen sich fast ausschließlich mit den inneren Angelegenheiten; Localinteressen und Persönlichkeiten stehen voran; auch ist die größere Hälfte dieser Zeitungen von mittlerem Format immer mit Annoncen angefüllt. Die Polemik ist schwerfällig und der Witz von schlechtem Geschmack.

In den letzten Jahren ist die Opposition sehr leidenschaftlich und gehässig geworden, besonders im Arnhem'schen Courant. Das Gouvernement hat zwar den früheren Hauptredacteur, Roest von Limburg, durch eine Anstellung bei der Wiener Gesandtschaft beseitigt, aber er ist durch andere ersetzt und der Charakter des Blattes ist derselbe geblieben; es soll von Graf Rechteren und einigen Advocaten seine Inspirationen empfangen. Es ist sehr verbreitet, aber außerdem besteht noch eine große Zahl Oppositionsblätter in den Provinzen, die zwar auf einen kleineren Kreis von Lesern beschränkt, aber doch in einem Geiste geschrieben sind, der das Mißvergnügen vermehrt. Das Amsterdamer Handelsblatt ist im Interesse des Handelsstandes geschrieben, und gilt nicht für ganz unabhängig. Es hat wegen der Handels- und Börsenberichte die meisten Abonnenten.

Die Regierung hat zwei Zeitungen, welche ihr System verteidigen und die Opposition bekämpfen sollen; diese sind:

das Haag'sche Nieuwsblad, welches mehr für das Inland berechnet ist, und das Journal de la Haye, welches die Niederländischen Interessen im Ausland vertreten soll. Sie sind in gemäßigtem, anständigem Tone geschrieben; aber das Französische in einem langweiligen Perückenstyl; sein Redacteur heißt Bar; daß sie einen bedeutenden Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, möchte ich nicht behaupten.

5) Die Finanzen. Die vererbliche Verwaltung des alten Königs, die geheimnißvolle Wirthschaft des Amortisationsyndicats, die Verträge mit der Handelsmaatschappij, hatten ein Deficit von mehr als 40 Millionen zurückgelassen. So lange als möglich ward dieß verborgen gehalten; aber um von der Nation die Verwilligung der Geldmittel zur Deckung dieses Rückstandes zu erlangen, war es nöthig, den wahren Zustand offen und ohne Rückhalt vorzulegen. Welchen Eindruck mußte das machen! Die Entrüstung über die Vergeudung und verfassungswidrige Willkühr (um es gelinde zu nennen) war allgemein; es ist nicht zu verwundern, daß die Nation mißtrauisch geworden ist, und daß sie das Anerbieten, welches der alte König noch kurz vor seinem Tode gemacht hat, zehn Millionen à 3. Procent darzuleihen und einer Forderung von 4 Millionen zu entsagen, nur als eine spärliche Rückerstattung anseht.

Um ähnlichen Mißbräuchen vorzubeugen, hat die Rechnungskammer eine neue, sehr bestimmte Instruction erhalten, der zufolge den Ministern bei allen Ausgaben die Hände sehr gebunden sind; auch die geringste Summe, welche sie verausgaben, muß durch das Finanzgesetz (Budget) oder durch ein königliches contrasignirtes Decret legalisirt sein.

Als nach dem Abschluß mit Belgien der Belgische Schuldantheil disponibel geworden war, wollte die Regierung dieses Capital benutzen, um eine Reduction der Renten vorzunehmen. Das Project des Finanzministers Rochussen stimmte im Prinzip viel

überein mit dem im Jahre 1824 von Willèle vorgeschlagenen; das Willèle'sche scheiterte an politischen Intriguen und an dem Einwand: man sei zum Abkauf oder zur Abtragung der Schuld nicht berechtigt. Niemand in Holland hat diesen Einwand vorgebracht; aber das Project des Herrn Rochussen wurde verworfen und zwar mit kleiner Majorität, weil er darin den Nominalwerth des Capitals nach der Ansicht der Meisten zu bedeutend erhöht hatte; dann auch, weil die Nation überhaupt gegen alle großen Finanzoperationen der Regierung mißtrauisch geworden war, und als finales Resultat immer nur die Bereicherung einzelner Banquiers und Speculanten, für die Nation aber Vermehrung der Schuld befürchtete. Da aber eine Reduction der Rente der Staatsschuld das einzige und kräftigste Mittel zur Verminderung der Ausgaben ist, so wird man wahrscheinlich in kurzem auf dieses Project mit Modificationen zurückkommen, und Rochussen wird wohl berufen werden, um es durchzusetzen; sein Freund van Hall, der interimistische Finanzminister, hat ihm vielleicht die Stelle nur offen gehalten.

Seit einer Reihe von Jahren haben die Colonien (Java) eine bedeutende Summe jährlich abgeworfen, die in einzelnen Jahren schon über 10 Millionen betragen hat; dies ist der durch den Gouverneur van dem Bosch verbesserten Administration und der vermehrten Kaffee- und Theecultur zuzuschreiben; aber für die Colonie selbst soll diese gezwungene Cultur (die Landrente und der Pachtzins werden zum großen Theil in diesen Producten bezahlt) und die Ausfuhr des Silbers sehr drückend sein, und vielmals ist schon auf die Moral der Fabel von dem Huhn, welches die goldenen Eier legte, angespielt worden. Die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Ausgabe und Einnahme ist die Hauptschwierigkeit, aber auch die erste Bedingung der Beruhigung der öffentlichen Meinung; denn der Beutel ist der empfindlichste Theil der Holländer, wie der meisten Nationen.

6) **Justiz.** Bei der Revision des Grundgesetzes wurde veräußert die Gerichtsverfassung zu vereinfachen; im Gegentheil wurde nach dem Buchstaben desselben eine durch unnöthige Vermehrung der Gerichtshöfe sehr kostbare Gerichtsverfassung erst eingeführt. Hier wäre zu ersparen, aber die Verfassung ist ein Hinderniß, oder wenigstens ein Vorwand; denn in diesen Gerichtshöfen sitzen viele Herrn Vettern und Schwäger der Generalstaaten, denen man nicht gern zu nahe tritt. Die Unabhängigkeit der Justiz ist hinreichend gesichert.

7) **Die Armee und Marine.** Wenn in Holland gespart werden soll, so ist immer der erste Ruf: die Reduction der Armee, ohne vernünftige Rücksicht darauf, ob sie wirklich unverhältnißmäßig zahlreich oder theuer ist. Die Marine trifft dies weniger, weil die Nation den Glanz ihrer Marine wünscht und vielleicht nicht ohne Grund die Meinung Wurzel gefaßt hat, das Oranische Haus sei aus traditioneller Familienpolitik der Marine weniger günstig. Es war von jeher ein Fehler der Holländer, daß sie zwar bei drohender Kriegsgefahr keine Ausgabe scheuten, aber auch gleich nach dem Frieden die Armee so vernachlässigten und herunterkommen ließen, daß sie sich dann in fast wehrlosem Zustande befanden. Dies und Anderes hat in den letzten Jahren sehr nachtheilig auf die Armee gewirkt.

Schon unter dem vorigen König war es die wiederholte Klage, daß in allen Armeeeinrichtungen zu wenig Stabilität herrsche, daß Veränderungen in der Formation und sogenannte Reorganisationen zu oft wiederkehrten. Immer stand man unter dem Einfluß der Erwartung einer Reorganisation der Armee, wenn diese auch oft lange bloß auf dem Papier vorbereitet wurde. Auch unter dem jetzigen König sind beständig Neuerungen an der Tagesordnung, welche Kosten verursachen und die Armee beunruhigen; dazu kommen nun die Reductionen, woran man zu spät gedacht hat und die nun wie ein harter Schlag treffen; viele

Offiziere in den besten Jahren pensionirt, für die übrigen wenig Aussicht auf Beförderung. Einen anderen Grund der Unzufriedenheit giebt das System der Beförderung; früher hielt man sich strenge an die Anciennetät; jetzt ist $\frac{1}{3}$ der Beförderungen der Wahl des Königs vorbehalten. Es soll ein Mittel sein ausgezeichnete, talentvolle Offiziere außer der Tour zu befördern, und so tüchtigere Chefs zu erhalten, die noch in der Kraft ihrer Jahre sind; aber der bloßen Gunst ist so das Thor geöffnet, und mit Recht hat man sich beklagt über die ungeschickten Wahlen und die Parteilichkeit, welche sich dabei zeigte. Die übrigen Gebrechen der Armee haben ihren Grund in dem Rekrutirungssystem, welches durch das Grundgesetz geordnet und nur mit diesem abgeändert werden kann. Aus allem diesem erklärt sich, wie die Armee, welche eben auf diesen König große Hoffnungen gesetzt hatte, sich darin getäuscht sieht.

8) Das Armenwesen. Die Armuth nimmt überhand und ist eine große Last für die Gemeinden. Die Armencolonien haben den Erwartungen, welche ihre Gründer hegten und im Publicum verbreitet haben, nicht entsprochen. Weit entfernt, sich mit der Zeit selbst zu ernähren, bedürfen sie, außer den Beiträgen der Wohlthätigkeitsvereine, auch noch bedeutende Zuschüsse aus der Staatscasse. Als in allen Theilen des Staatshaushalts größere Sparsamkeit eingeführt werden sollte, wollte die Regierung diese Zuschüsse eingehen lassen; aber die gänzliche Auflösung der Armencolonien, also die Verbreitung dieser Armen (an 10,000) über das ganze Land, würde die Folge davon gewesen sein. Der Verwaltung dieser Colonien werden viele Vorwürfe gemacht, allein da der Prinz Friedrich dem Namen nach der Gründer und Vorsteher ist, hat man viele Rücksichten zu beobachten. Der Streit der Regierung mit dieser Verwaltungskommission war sehr lebhaft, und die Druckschriften, welche darüber erschienen sind, machen eine ganze Litteratur. Der Minister des

Innern soll ein neues Gesetz über das Armenwesen vorbereiten, welches in der diesjährigen (44.) Sitzung zur Discussion kommen soll.

9) Ich habe nun noch einen Gegenstand zu erwähnen, welcher, obgleich mehr im Stillen, doch nicht wenig zu der Aufregung beiträgt und die schwierige Lage der Regierung vermehrt; es sind die religiösen Parteien und ihre Streitigkeiten.

Da man der Regierung des vorigen Königs in Belgien den Vorwurf gemacht hatte, er habe die katholische Religion unterdrückt, und da sich nach dem Ausbruch der Belgischen Revolution auch in der ganz katholischen Provinz Nord-Brabant eine große Sympathie mit der Belgischen Bewegung zeigte, welche blos durch die Anwesenheit des Heers am Ausbruch verhindert wurde, ließ es sich der jetzige König (der keine religiösen Vorurtheile hat) besonders angelegen sein, alles wegzuräumen, was den Katholiken ($\frac{1}{3}$ der ganzen Bevölkerung) Anlaß zur Klage geben konnte, und er suchte auf alle Weise ihr Vertrauen zu gewinnen. Diese größere Freiheit, diese Zugeständnisse, welche den Katholiken gemacht wurden, erscheinen in den Augen der Protestanten, besonders der Dominies (Pfarrer), als eine gefährliche Begünstigung, ja als ein wahrer Abfall vom rechten Glauben. Die Dominies sahen schon überall Jesuiten, die Inquisition und die kirchliche Hierarchie des Mittelalters wiederkehren, und fachten den Glaubenseifer der Protestanten an. Sind auch diese Befürchtungen eitel, so ist doch nicht zu leugnen, daß die katholische Kirche Fortschritte in Holland macht, und ihren Vortheil wahrzunehmen versteht; überhaupt aber liegt es in der Natur dieser Kirche, daß sie über Unterdrückung klagt, wo sie nicht das Uebergewicht und die Herrschaft hat.

Eine andere Last sind die Separatisten, welche sich von den übrigen reformirten Gemeinden getrennt haben, weil sie behaupten

ten, daß diese von den Satzungen der Dortrecht'schen Synode abgewichen und überhaupt in Dogmatik und Moral zu lax geworden seien. Anfangs wollte man diese Separatisten nicht dulden, ja man hat sie verfolgt; doch um größere Aufregung zu vermeiden, war die Regierung zuletzt gezwungen, nachzugeben. Auch in die höheren Stände ist dieser Separatismus eingebracht, und im Haag selbst besteht eine solche Gemeinde. Sie sind von einem puritanischen Geist beseelt, tadeln die Regierung, und sehen alle Uebel, womit diese zu kämpfen hat, für eine gerechte Strafe an wegen des Abfalls vom alten Glauben. Groen van Prinsterer, Hogendorp, Sohn des Ministers, und der junge Clout gehören zu dieser Secte. Die Regierung benimmt sich klug und läßt sie gewähren.

III. Welche Gefahren drohen und wie sind sie abzuwenden?

Wo so großes Mißbehagen und Unzufriedenheit herrscht, ist immer Gefahr vorhanden, besonders wenn die gedrückte Lage, worin ein Volk sich befindet, den Fehlern der Regierung zugeschrieben wird. Um so mehr in Holland, wo die Erinnerung an andere Zustände, an die Republik, noch nicht erloschen ist; wo man es schon ausspricht, daß die Souveränität des Hauses Dranten im Jahre 1813 in der Ueberraschung, im ersten Freudentaumel über die Befreiung vom Französischen Joch, mehr es-camotirt als von der Nation mit Ueberlegung zugestanden sei; wo endlich der Königstitel, nur in Folge der Vergrößerung durch Belgien eingeführt, jetzt überflüssig und zu kostbar erscheint.

Die Parteien haben zwar ihre Fahnen noch nicht entrollt, aber ohne Zweifel würden sie austreten und auch Führer finden, wenn begünstigende Umstände eintreten. Doch diese Gefahren haben auch ihre Gegengewichte.

1) Die Holländer haben eine Republik gehabt und wissen, was daran ist. Während in anderen Ländern die unteren

Classen von Freiheit und Gleichheit träumen, und wähen in einer Republik leichter zu höheren Stufen emporsteigen zu können, wissen diese unteren Classen in Holland aus Erfahrung, daß eine Republik, wenn sie Bestand haben soll, aristokratisch werden oder bleiben muß. Herrschaft der Patrizierfamilien und ihr Nepotismus ist in den Provinzen noch in frischem Andenken; das Oranische Haus hat sich in den vorigen Zeiten, in der Provinz Holland selbst, immer auf das demokratische Element gestützt.

2) Die Reichen fürchten jede revolutionäre Bewegung, weil dadurch der öffentliche Credit immer gefährdet wird. In Holland besteht aber der Reichthum größtentheils in Staatspapieren, in Renten der Staatsschuld; die Zahl der großen Grundbesitzer ist eine sehr beschränkte. Wenn in Holland eine Revolution ganz von unten herauf gemacht würde und die unteren Classen das Heft in die Hand bekämen, so wäre die erste, unausbleibliche Folge ein Staatsbankerott, d. h. wenigstens eine bedeutende, erzwungene Reduction der Renten.

3) Man weiß auch sehr gut, daß bei dem jetzigen politischen System in Europa eine Revolution, besonders eine Revolution im republikanischen Sinne, nicht ohne Gefahr von außen bewerkstelligt wird, und daß eine Intervention, vielleicht eine kostspielige Occupation durch fremde Armeen, wahrscheinlich nicht ausbleiben würde.

Die wesentlichste Garantie für die Erhaltung der Dynastie und der bestehenden Ordnung der Dinge sehe ich darin, daß es so unendlich schwer ist, irgend eine Lösung zu finden, welche die öffentliche Meinung bestechen und einen guten Erfolg erwarten lassen könnte. Irgend etwas Plausibles muß doch jede Partei aufstellen, welche die Interessen der Menge für sich gewinnen, oder einen revolutionären Enthusiasmus rege machen will; bis jetzt ist noch nichts der Art zum Vorschein gekommen, und so sehr die Unzufriedenheit allgemein ist, so sehr schwankt

die öffentliche Meinung über das, was sie wollen soll; selbst über das Repräsentativsystem und seine Folgen ist sie nicht im Reinen.

Zwar nicht entwickelt und zu Tage gefördert, sondern als noch unreife Embryos, gewahre ich im Dunkel der Zukunft der Niederlande drei politische Systeme, über deren Lebensfähigkeit die Zukunft entscheiden muß; ich will sie beleuchten.

1) Das republikanische. Ich habe es schon besprochen; nur wenn sich die Zustände in Europa sehr ändern, wenn in anderen Ländern solche Bewegungen Erfolg haben sollten, kann es Bedeutung bekommen. Der Charakter der Nation, ihre historische Erziehung, ist für eine republikanische Verfassung mehr geeignet als der der meisten andern. Ich habe es von sehr ruhigen, klugen und angesehenen Männern aussprechen hören: die Holländische Nation kann sich sehr wohl selbst regieren; von andern: der jetzige Prinz von Oranien wird niemals König. Bis jetzt heißt es bloß: das Königthum ist für unsere kleine Nation zu theuer, wir können höchstens einen souveränen Fürsten bezahlen. Aber in Wahrheit, nirgends ist die Civilliste niedriger gestellt, nirgends ist der Thron mit weniger Glanz umgeben, nirgends macht er weniger Ansprüche an ein göttliches Recht. Eine Revolution machen, die königliche Familie und die fremden Cabinette beleidigen, bloß um den Königstitel in den eines souveränen Fürsten umzuändern, wäre eine große Thorheit. Mit einem Wort, das republikanische System hat durch historische Erinnerungen und durch den Geist der Zeit vielleicht die meisten Anhänger in den höheren Ständen (der Staatlichen Partei) und bei der gebildeten Jugend, aber Aussicht auf Erfolg hat es wohl am wenigsten in der nahen Zukunft.

2) Das Belgische. Die katholischen Provinzen von Nord-Brabant und Limburg sehnen sich nach der Wiedervereinigung mit Belgien. Die katholische Geträulichkeit ist wohl zu klug und

zu vorsichtig, um solche Wünsche laut werden zu lassen, aber ich zweifle nicht daran, daß sie unter günstigen Umständen die Gemüther in ihren Gemeinden dafür bearbeiten würde; in diesen Gemüthern gährt noch die Erinnerung an frühere Unterdrückung durch die Protestanten. Die Katholiken machen den dritten Theil der Bevölkerung des Königreichs aus, und daß sie nicht gern unter einer protestantischen Regierung stehen, ist bekannt. Auch die ackerbauenden Provinzen, wie Gelberland, wo es übrigens auch viele Katholiken giebt, sind der Wiedervereinigung mit Belgien nicht so abgeneigt als die großen Handelsstädte. Mancherlei Umstände könnten diese Partei begünstigen, als: der Ausbruch leidenschaftlicher Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten; die etwa noch zunehmende Abneigung gegen das Orländische Haus; das Entgegenkommen von Belgien; der Wunsch, durch die Wiedervereinigung die Staatslasten zu vermindern, und beiden Staaten mehr Gewicht im Europäischen Staatensystem wiederzugeben. Die Bedingungen der Wiedervereinigung würden freilich Schwierigkeit machen, aber diese wären nicht unüberwindlich, wenn Vorurtheile und Leidenschaften zur Ruhe gekommen sind. Das meiste würde auf die politischen Umstände ankommen und wie die andern Cabinette diese Eventualität ansehen würden. Die Möglichkeit ist schon zur Sprache gekommen, und daß Centralisation und ganz gleichförmige Gesetzgebung und Verwaltung keine Nothwendigkeit sei.

3) Das Deutsche System; die Aufnahme in den Deutschen Bund oder vielmehr die Deutsche Zukunft. Es wäre keine Revolution, sondern vielleicht das beste Heilmittel für viele Uebel, woran man leidet. Ich werde am Schluß darauf zurückkommen.

Zuletzt bleibt noch die Hauptfrage zu beantworten: was hat die Regierung zu thun, um die Uebel zu heilen, die Gefahren abzuwenden und zu einem geordneten, beruhigten Zustand zu

ge angehen? Die Antwort ist zwar zum Theil schon in den vorhergehenden Betrachtungen enthalten, aber ich werde kurz die Hauptpunkte andeuten, worauf es mir anzukommen scheint. Ich täusche mich nicht über die Schwierigkeit, und will meine Andeutungen keineswegs für eine gründliche und genügende Untersuchung dieser schweren Aufgabe ausgeben.

1) Ordnung in den Finanzen und Verminderung der Ausgaben durch Reduction der Rente. Diese letzte hat vielleicht auch darum bei den Generalstaaten nicht größeren Anklang gefunden, weil diese selbst zum größten Theil Besitzer von Holländischen Staatspapieren sind. Die Heiligkeit des Eigenthums und der eingegangenen Verpflichtungen, die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung des Credits wird immer vorgeschützt, wenn von einer erzwungenen Reduction der Rente die Rede ist. Besser ist es wohl, wenn durch eine freiwillige Reduction schon eine bedeutende Erleichterung erreicht werden kann; aber gewiß ist es eine Einseitigkeit, ein Vorurtheil, unter allen Umständen den Capitalgewinnst der Staatsgläubiger für unantastbar zu halten, und immer und immer in zunehmender Proportion alle Lasten auf die Landrente und den Arbeitslohn zu werfen, d. h. die Grundsteuer und Gewerbesteuer zu erhöhen, damit die Staatsgläubiger sorgenlos ihre Coupons abschneiden und einlösen können. In Zeiten der Noth muß jede Art des Eigenthums zu den Bedürfnissen des Staats steuern; es kommt aber ganz auf eins heraus, ob man die Renten der Staatsgläubiger zeitlich von 5 auf 4 Procent herabsetzt, oder ob man sagt, die Staatsgläubiger sollen eine Abgabe von einem Fünftheil ihres reinen Einkommens entrichten. Sehr viele in Holland sind überzeugt, daß der Staat auf die Dauer die hohe Schuld nicht wird bezahlen können, und daß eine gezwungene Reduction zur Nothwendigkeit geworden ist.

2) Eine Veränderung der Verfassung, namentl.

lich des Wahlmodus der Generalstaaten ist unabweislich, wenn diese ihrem Zweck entsprechen sollen. In ihrer jetzigen Zusammensetzung, d. h. durch die Provinzialstaaten gewählt, und vom König nicht auflösbar, sind sie nicht die wahren Repräsentanten der Nation und erschweren die Regierung außerordentlich. Gewiß ist der Augenblick noch nicht gekommen, denn die Aufregung im Lande ist jetzt zu groß, auch muß die öffentliche Meinung erst vorbereitet werden, damit man wisse, was man wolle, was man bei der constituirenden Versammlung der Generalstaaten in doppelter Anzahl im Jahre 1840 nicht gewußt hat. Der wichtigste Punct ist also ein neues Wahlgesetz, das directe Wahlen einführt; es giebt aber noch andere Puncte, welche der Verbesserung bedürfen, z. B. die Miliz und die Recrutirung. Es bleibt ein gefährliches Experiment, aber wenn die Regierung es nicht selbst vorbereitet und leitet, wird es ihr aufgedrungen werden, und dann vielleicht zur ungelegensten Zeit.

3) Die Benutzung der Colonien, um bei zunehmender Armuth für Auswanderung sorgen und Ackerbaucolonien stiften zu können. Java ist zu bevölkert, in gewisser Beziehung zu civilisirt. Aber warum nicht in Sumatra, wo noch rohe, wilde Stämme wohnen, oder an den Küsten von Neu-Holland? Ich kenne die Localitäten nicht *), aber das Gouvernement muß sie erforschen lassen. Solche Unternehmungen geben dem Nationalgeist Energie und eine andere Richtung; die Holländer haben es besonders nöthig, aus dem Schlandrian der Gewohnheit und Gemächlichkeit aufgerüttelt zu werden.

4) Endlich der Anschluß an den Deutschen Bund,

*) Seine spätere Mission nach Indien hat bei meinem Bruder die Uebersetzung begründet, daß Sumatra ein Territorium von großer Zukunft, und von größter Wichtigkeit auch für die Prosperität Hollands werden könne. '

wodurch das Vertheidigungssystem vereinfacht und minder kostbar, überhaupt der Politik eine feste Richtung gegeben, und dem Holländischen Handel der Deutsche Markt gesichert wird. Ich habe diesen Punct in einem andern Aufsatze umständlicher behandelt, und beziehe mich darauf, als zur Vervollständigung dieses.

XIX.

Ueber die auswärtige Politik des Königreichs der Niederlande und über seine Verhältnisse zum Deutschen Bunde.

Von Deutschland her ist in der letzten Zeit manchmal der Wunsch und selbst die Erwartung ausgesprochen worden, das Königreich der Niederlande werde zum Deutschen Bunde beitreten. Kann von diesem Beitritt ernstlich die Rede sein?

Der Gedanke ist nicht neu; schon bei dem Wiener Congresse kam die Sache zur Sprache, und wie verlautet, sollen während der langwierigen Unterhandlungen, welche die Folge der Belgischen Revolution waren, von dem vorigen Könige der Niederlande Anträge in diesem Sinne gestellt worden sein.

So lange Belgien mit Holland vereinigt war, fühlte das Königreich der Niederlande sich stark genug, selbstständig seine Wege zu gehen; Größe, Reichthum und geographische Lage geben ihm im Europäischen Staatensystem Bedeutung; als Wehr und Vorhut gegen Frankreich war es zufolge der Verträge eben so sehr schützend als geschützt. Die Begebenheiten des Jahres 1830 haben diese Verhältnisse gestört, und zu dem Verluste Belgiens kommt für Holland noch der Druck der Staatsschuld, welche durch die langen Bereitschaftsanstrengungen so sehr angewachsen ist.

Um sich zu erholen, bedarf Holland Ruhe, Frieden, Sparsamkeit und ungestörten Handel auf lange Jahre hinaus, und die Politik ist ihm die beste, welche für die Erfüllung dieser Bedingungen am meisten Gewähr leistet.

Die auswärtige Politik der Niederlande hat sich in den letzten Jahren etwas schwankend gezeigt; man scheint noch nicht

einig zu sein über die Bahn, welche einzuschlagen ist. Die Wünsche, die Ansichten der großen Mehrheit der Holländer würden sich etwa so aussprechen lassen:

Wir sind ein kleines Land, das nur im Frieden durch den Handel blühen kann; es sagt uns am meisten zu, keine engere Allianz mit irgend einem großen Staate zu schließen; so bewahren wir unsere Unabhängigkeit, und können am ersten hoffen, nicht in fremde Händel verwickelt zu werden, sondern bei einem Europäischen Kriege neutral zu bleiben. Ungleiche Allianzen sind immer zum Vortheil des Mächtigen. Gestalten sich die Verhältnisse so, daß Neutralität unmöglich ist, dann bleibt uns die Wahl, uns der Partei anzuschließen, bei welcher unsere Interessen am meisten gesichert scheinen. Im Frieden werden wir so mit Allen gut stehen, ohne Eifersucht zu erwecken; bei Verwickelungen werden sich die Parteien um unsere Allianz bewerben, und wir können desto günstigere Bedingungen erlangen.

Dieses Raisonnement kann einen Augenblick blenden, aber es besteht nicht vor einer strengeren Prüfung, weil es auf unhaltbaren Voraussetzungen beruht. Es verspricht sich von der Neutralität Vortheile, welche durch diese kleinen Staaten selten gewährt wird; es geht davon aus, daß dem kleinen Staate die Wahl seiner Allianz bei eintretender Krise frei stehe; es vergißt, daß der kleine Staat selbst zuerst des Schutzes und der Hülfe bedürftig sein kann, und daß er dann in der Noth ohne Freund allein stehen wird.

Welche Sicherheit die unbewaffnete Neutralität dem Schwachen gewährt, wenn er im Bereiche der kriegführenden Heere liegt, zeigt die Geschichte auf jedem Blatt, und noch zu unserer Zeit das Schicksal Venedigs und Dänemarks, zweier Nationen, deren politische Lage in mehr als einer Beziehung, mit der Hollands Analogie hat. Diese unbewaffnete Neutralität gilt eben so lange, bis eine der kriegführenden Mächte ihren Vortheil da-

bei sieht, dieselbe nicht mehr gelten zu lassen, und es liegt so nahe, den Frieden auf Kosten des Neutralen zu schließen.

Und nun die Beantwortung der andern Frage: Steht Holland die Wahl frei, mit wem es sich alliren will? Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß das Haager Kabinet sich in der letzten Zeit mehr an Frankreich anzuschließen scheint; an diplomatischen Coquetterien hat es von beiden Seiten nicht gefehlt. Gewiß sind Persönlichkeiten nicht ohne Einfluß gewesen; Französische Diplomaten sind einschmeichelnd und gewandt, und das gefällt besser als der Schulmeister-ton, den man oft von Deutschland her gehört hat und hört. Aber was kann Frankreich Holland versprechen oder hoffen lassen? Hier lassen sich nur Vermuthungen äußern. Der Verlust von Belgien ist schwer zu verschmerzen; man hört, und Viele haben ein Interesse es glauben zu machen, daß Belgien in seinem jetzigen Zustand nicht fortbestehen könne. Die Hoffnung auf eine Gegenrevolution, welche man lange genährt hatte, ist verschwunden; es wäre eine andere Täuschung, wenn man hoffen sollte, Belgien mit Frankreich zu theilen. Diese Theilung hat keine Wahrscheinlichkeit für sich, und Belgien würde sich mit allen Kräften dagegen sträuben. Wo wäre für diese Theilung eine natürliche, politisch und militärisch haltbare Grenze zu finden? Dies ist für den ruhigen Beurtheiler einleuchtend; Frankreich kann solche Theilungsabsichten vielleicht vorspiegeln lassen, aber im Frieden ist diese Theilung unausführbar, und nach einem Kriege würde das siegreiche Frankreich den Antheil des Löwen für sich nehmen. Die Trennung Hollands und Belgiens ist ein Unglück für diese beiden Länder; für Deutschland ist es eine Schande, daß man ohne Schwertstreich dieser Schutzwehr gegen Frankreich entsagt hat. Aber wie die Sache liegt, ist die Wiederherstellung dieses schönen Königreichs nur von der fernen Zukunft zu erwarten, wenn die Leidenschaften verraucht sind, und wenn man von beiden Seiten einsehen wird,

wie sehr man sich geschadet hat. Eine Vereinigung durch Gewalt herbeigeführt, hätte keine Gewähr der Dauer; und alle Intriguen können dem Zwecke, wenn man ihn wollte, nur schaden. Und welche andere Vortheile könnten aus einer Allianz mit Frankreich entspringen? Von den denkbaren Kriegen zwischen den großen Mächten sind es hauptsächlich zwei, welche Holland nahe berühren, ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, und ein Krieg zwischen England und Frankreich; und in beiden Fällen würde eine Allianz mit Frankreich nachtheilig, ja fast unmöglich sein.

Hollands südliche Grenze gegen Frankreich ist, einen sehr strengen Winter abgerechnet, stark durch Natur und Kunst; gegen Deutschland stehen die westlichen Provinzen fast offen (und bei einem ernstlichen Angriff von dieser Seite ist die Linie von Utrecht die einzige, welche mit Erfolg vertheidigt werden kann). Hollands Handel, insbesondere der mit den Producten seiner Colonien, ist auf den Deutschen Markt angewiesen; der Verlust dieses Marktes wäre für seinen Handel tödtlich, und Frankreich kann dafür keinen Ersatz geben; die möglichen Begünstigungen des Handels stehen aber im engsten Verbande mit den politischen Allianzen. Frankreich in seiner Einheit unruhig, ehrgeizig und eroberungsfüchtig, ist ein gefährlicherer Nachbar als das zersplitterte Deutschland. Wenn Holland die Aussicht auf die Wiedervereinigung Belgiens offen halten will, wie fern sie auch liegen mag, — diese ist eher durch eine Allianz mit Deutschland als durch Frankreich zu erlangen, das selbst nach diesen Provinzen lüstern ist.

Bei einem Kriege zwischen England und Frankreich würde die Allianz mit letzterem die Vernichtung des Handels und der Schifffahrt, und den Verlust der Holländischen Colonien zur Folge haben, wenigstens deren Besitz sehr in Gefahr bringen und die Communicationen unterbrechen, so lange England die Meere beherrscht.

Alle diese Gründe erhalten ein doppeltes Gewicht, wenn man

bedenkt, daß bei großen Europäischen Kriegen England und Deutschland natürliche Allirte sind. Holland ist also gezwungen im Kriege die Allianz mit Deutschland und England zu suchen; und kann man damit warten, bis die Noth drängt?

Man wendet ein, was hat uns die Deutsche Allianz im Jahre 1830 genügt? Aber man bedenke die Zeitverhältnisse, die Gährung der Gemüther, welche die Deutschen Höfe für die Ruhe im Innern so besorgt machten; man bedenke, daß damals zwei schwache abgelebte Greise auf den ersten Thronen Deutschlands saßen, welchen der Friede um jeden Preis nicht zu theuer erkauft schien. Aber abgesehen davon, bestand denn damals, oder vielmehr vor den Verwickelungen, die das Jahr 1830 brachte, wirklich ein aufrichtiges Einverständniß zwischen den Niederlanden und den Deutschen Mächten? Nein! diese Höfe waren unzufrieden mit dem affectirten Liberalismus des alten Königs, und in Deutschland selbst war sein Name so wenig wie seine Regierung populär; theils wegen der Rheinschiffahrt, theils wegen der Geringschätzung, mit welcher man in Holland auf Deutsche Angelegenheiten herabsehen zu dürfen glaubte. Der alte König hatte es verschmäht, den günstigen Einfluß auf die Entwicklung Deutscher Verhältnisse zu nehmen, welchen die eigenthümliche Lage der Niederlande so leicht gemacht hätte; hat doch der ausgezeichnetste Staatsmann Hollands seinen Namen unter die Karlsbader Beschlüsse von 1819 gesetzt, andere sonst sehr fähige Niederländische Minister der auswärtigen Angelegenheiten rühmten sich, von Deutschen Sachen nichts zu verstehen. Eben im Jahre 1830 hat es Holland erfahren, daß ein kleiner Staat Freunde nicht entbehren könne; es ist wohl kein Zweifel, daß die Belgische Revolution keine solchen Erfolge gehabt hätte, wenn eine aufrichtigere Freundschaft zwischen den Niederlanden und den Deutschen Höfen bestanden hätte, und besonders wenn die Interessen des Haager Cabinets in Berlin, in Wien und in Frankfurt besser und energischer vertreten worden wären.

Freunde haben ihren Werth in der Politik wie im Privatleben, und man sucht sie zu spät, wenn man sie erst in der Noth sucht. Das Isolirtstehen ist selbst für die Mächtigsten nicht erwünscht, wie viel weniger für den Schwachen; besonders seitdem die fünf großen Mächte sich gleichsam eine Vormundschaft und Directorium beigelegt haben, wodurch die kleineren Staaten von der Politik ausgeschlossen werden, und fast nur durch Fürsprache und Vertretung einer dieser großen Mächte ihre Interessen wahren können.

Wenn also das Alleinstehen gefährlich ist, wenn es für Holland rathsam ist, sich an Deutschland anzuschließen, so bleibt noch die Frage zu beantworten: Was ist vortheilhafter, eine bloße Allianz und gutes Einverständniß auf diplomatischem Wege, — oder eine förmliche Aufnahme in den Deutschen Bund?

Die Beantwortung ist schwierig, denn es sind vielseitige Interessen zu berücksichtigen, und Vortheile und Nachtheile abzuwägen.

Bei der jetzigen Lage und Stimmung würde der Zutritt zum Deutschen Bunde in Holland noch großen Widerspruch finden; die Nation würde den Verlust ihrer Selbstständigkeit darin sehen; die Erinnerung an Deutschland als gemeinsames Vaterland ist in Holland erloschen; seit Karls V. Zeiten hat es aufgehört zum Deutschen Reiche zu gehören.

Für den Holländer ist der siegreiche Kampf gegen Spanische Unterdrückung der Glanzpunkt seiner Geschichte; die blutig erkungene Freiheit ist ihm theuer; er hat sie im Streite der Parteien bewahrt, und nachdem das Französische Joch abgeschüttelt war, lebte sie auch unter einer monarchischen Regierung im Geiste des Volkes fort.

Was war in Deutschen Zuständen seit Jahrhunderten ruhmvoll oder beneidenswerth? Und wie soll man es dem Holländer verargen, daß er sich vor einem Bundesystem scheut, mit dem die Deutschen selbst nicht zufrieden sind, das noch in der Aus-

bildung begriffen ist, in welchem bloß die Interessen der Fürsten vertreten sind? So wie der Staat dem Einzelnen Opfer und Beschränkungen auflegt, so auch jeder Bund, er sei Bundesstaat oder Staatenbund; aber um sich diese Opfer freiwillig gefallen zu lassen, müssen die Vortheile den Lasten das Gleichgewicht halten. Offenbar ist die Auslegung, welche man der Bundesacte gegeben hat, sind viele Bundesbeschlüsse im Widerspruch mit dem Grundgesetz des Königreichs der Niederlande.

Artikel 6 dieses Grundgesetzes sagt: Die gesetzgebende Gewalt wird durch den König und die Generalstaaten gemeinschaftlich ausgeübt.

Artikel 122. Die Einwilligung der Generalstaaten ist für alle Staatsausgaben gefordert.

Artikel 165 und 167. Niemand kann seinem gesetzmäßigen Richter entzogen werden. Binnen 3 Tagen muß jeder Verhaftete diesem gesetzmäßigen Richter übergeben werden.

Artikel 209. Die Miliz kann ohne Zustimmung der Generalstaaten nicht außerhalb der Grenzen des Reichs verwendet werden.

Artikel 225 versichert Pressfreiheit ohne Censur.

Alle diese Artikel vertragen sich kaum mit den Bundesbeschlüssen, welche die Befugnisse der Landstände, Oeffentlichkeit und Pressfreiheit so sehr beschränken. Die Generalstaaten, gestützt auf den Gemeingeist der Nation, würden sich diese Beschränkungen nicht gefallen lassen; sie würden ihr Grundgesetz der Interpretation des Bundestags nicht anheimgeben wollen, noch sich bei Irrungen Schiedsrichtern unterwerfen, welche Deutsche Fürsten einseitig ernannt haben.

Daß bis jetzt solche Fragen in Beziehung auf die Provinz Limburg, welche dem Deutschen Bunde einverleibt ist, daß sie in früherer Zeit in Beziehung auf das Großherzogthum Luxemburg nicht angeregt wurden, ist wohl bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß man in diesen Provinzen die Bundesverfassung ganz igno-

rirt, daß also diese Fragen nie praktisch geworden sind, und daß die Regierung es ihrem Interesse gemäß findet, die Sache auf sich beruhen zu lassen, so lange die Schwierigkeiten sich nicht aufdrängen. Es ist aber nicht zu läugnen, daß der Beitritt zum Deutschen Bunde, wie er ist, eine wesentliche Veränderung und Beschränkung der Holländischen Verfassung zur Folge hätte, wozu die Regierung einseitig nicht berechtigt ist, sondern wozu nach Artikel 227 und 228 des Grundgesetzes die Zustimmung der Generalstaaten, in doppelter Zahl berufen, erfordert würde.

Doch die Schwierigkeit ist wohl nicht unüberwindlich; denn jene Beschränkungen freier Verfassung lagen nicht in der ursprünglichen Fassung der Bundesacte, sondern sind später hinzugekommen, könnten also wieder beseitigt werden, und der Zutritt Hollands zum Bunde wäre unter günstigen Umständen, d. h. in Augenblicken, wo er für Deutschland sehr erwünscht wäre, wohl mit der Garantie seiner jetzt bestehenden Verfassung zu erlangen.

Aus einem andern Gesichtspunkte könnte der, welcher für Holland selbst ein gefährliches Umsichgreifen demokratischer Ansprüche und revolutionärer Tendenzen fürchtet, in dem Beitritt zum Bunde Schutz gegen diese Gefahren suchen. Das günstigste Resultat wäre aber wohl, wenn von dem Beitritt Hollands zum Bunde die Herbeiführung einer Vermittlung der Extreme des monarchischen und demokratischen Princips erwartet werden könnte.

Die Furcht, durch den Beitritt zum Bunde die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, als Staat anderen Staaten gegenüber, zu verlieren, hat wenig Grund. Der Bund, wie er sich entwickelt hat, ist ein völkerrechtlicher Verein, ein Staatenbund, kein Bundesstaat; wie schwer es auch ist, bei der organischen Thätigkeit des Bundes diesen Unterschied stets fest zu halten. Daß je ein Bundesstaat im strengsten Sinne daraus werde, so daß die volle Souveränität in der Bundesgewalt vereinigt wäre, ist nicht zu erwarten, so lange die Europäischen Mächte Oesterreich und

Preußen beide Mitglieder des Bundes sind, da diese Mächte sich selbst die Hände nicht so sehr werden binden wollen, sondern dafür sorgen, daß das Band nur locker geknüpft bleibe. Die Oesterreichischen Erbstaaten, Preußen, die übrigen kleinen Deutschen Staaten zusammen, — jedes beträgt ein Drittheil des Ganzen, und bei gutem Einverständnis der kleineren besteht also eine Ponderirung der drei Gewalten, da eine offene oder verborgene Eifersucht über das Mehr oder Weniger des Einflusses zwischen Oesterreich und Preußen nicht fehlen kann.

Es ist vorzusehen, daß einige Europäische Mächte, Frankreich insbesondere, Widerspruch gegen diesen Anschluß erheben würden; ungefähr mit denselben Gründen, mit welchen neulich von anderer Seite gegen einen Zollverein zwischen Frankreich und Belgien protestirt wurde.

Frankreich würde deswegen wohl nicht zu den Waffen greifen, sondern wahrscheinlich als Retorsion alsobald eine engere Allianz mit Belgien schließen, was man doch vermeiden will. Eigentlich aber hat Frankreich kein Recht gegen solchen Anschluß Hollands an den Deutschen Bund Klage zu führen; diese Allianz bestand zufolge der Wiener Verträge von 1815, und es ist nur billig, daß Holland und Deutschland das, was sie durch den Abfall Belgiens als Schutz und Barriere verloren haben, durch ein engeres Band zu compensiren suchen. Vieles wird natürlich von der Wahl des Augenblicks abhängen.

Von England ist weniger ein Widerspruch gegen den Anschluß Hollands an den Deutschen Bund, als vielleicht ein solcher gegen den Anschluß an den Deutschen Zollverein zu erwarten.

So kommen nun die Handelsinteressen Hollands in Betrachtung.

Die Ausbreitung, welche der Zollverein erhalten hat, und die Vortheile, welche er der Industrie und dem Handel der Theilnehmer versichert, machen es wahrscheinlich, daß auch die übrigen Norddeutschen Staaten sich anschließen werden. Alsdann können die Hanse-

städte nicht zurückbleiben, und der Zollverein wird demzufolge die Einfuhr der Colonialwaaren durch die Hansestädte sehr begünstigen.

Nach Abschluß des Traktats mit Belgien läßt sich voraussehen, daß der Handel Antwerpens sich wieder etwas heben wird, theils durch die Schifffahrt auf den Wassern, welche die Schelde mit dem Rhein verbinden, theils vielleicht durch die Eisenbahn nach Köln.

Der Besitz der Colonien und die directe Schifffahrt auf dem Rhein sichert dem Holländischen Handel große Vortheile vor seinen Concurrenten; doch ist eine Gefahr vorhanden, wenn der Zollverein sich entschloße als Repressalie oder um seinen eignen Seehandel zu heben, die Einfuhr Holländischer Colonialwaaren auf dem Rhein mit hohen Zöllen zu beschweren, oder durch Schiffbarmachung und Verbindung der Ems mit dem Rhein dem Handel einen neuen Weg zu öffnen.

Der Zollverein hat den Grundsatz ausgesprochen, daß er hauptsächlich das Aufblühen der innern Industrie schützen will, und daß das finanzielle Interesse, den Zoll zu einer bedeutenden Quelle des Staatseinkommens zu machen, nur in zweiter Linie stehe. Holland, das dem Princip der Handelsfreiheit huldigt, dessen Industrie im Vergleich mit seinem Handel weniger bedeutend ist, benützt den Zoll vorzüglich als Staatseinkommen. Beim Anschluß an den Zollverein würden seine Finanzen wahrscheinlich keine Einbuße erleiden, aber es müßte die Producte Deutscher Industrie zollfrei einlassen, dagegen die Einfuhr seiner eignen Colonialproducte mit Zoll belegen, so daß der Verbrauch dieser ersten Lebensbedürfnisse seiner Bevölkerung, Kaffee, Zucker, Thee, im Innern merklich vertheuert würde. Endlich müßte es an seinen Küsten und in seinen Häfen eine Douanenlinie bilden, über welche von andern Staaten eine Controlle ausgeübt werden würde. Ohne dringende Nothwendigkeit wird sich also Holland zum Beitritt nicht entschließen, aber es könnte dazu gezwungen sein, wenn dieser Zollverein eine solche Macht und Ausdehnung

erhielte, daß er den ganzen Deutschen Bund in sich befaßte, und wenn er es seinem Interesse angemessen halten würde, Holland nur unter dieser Bedingung des Beitritts seinen Markt offen zu erhalten. Dann würde es für Holland eine Lebensfrage.

Daß Preußen, indem es sich an die Spitze des Zollvereins gestellt hat, einen überwiegenden Einfluß auf die materiellen Interessen und somit auch auf dem ganzen Gebiet Deutscher Politik gewonnen hat, leuchtet ein; es ist also natürlich, daß dies die Eifersucht Oesterreichs erweckt hat. Es hält zurück, so lange seine Verhältnisse, besonders die Ungarischen, und der Zustand seiner Industrie den Zutritt nicht rathsam machen; aber sobald diese Schwierigkeiten überwunden sind (und wie man hört, arbeitet es darauf hin sie zu beseitigen), wird es gewiß beim Bundestage bewirken, daß Deutsche Zoll- und Handelsachen nicht mehr als Gegenstand particulärer Verträge, sondern als ein gemeinschaftliches Interesse des Bundes betrachtet, und am Bundestage geregelt werden, wie auch schon der 19. Artikel der Bundesacte es vorschreibt. Wahrscheinlich wirkt es in diesem Sinne in Hannover und in den Hansestädten, um diese vom Beitritt zum Zollverein abzuhalten, bis es selbst bereit ist.

Es ist also offenbar das Interesse Hollands, von den Ansichten und Interessen des Wiener Cabinets in dieser Beziehung stets wohl unterrichtet zu sein und sich vorzubereiten, um gleichzeitig mit Oesterreich dem Zollverein beizutreten, sowie überhaupt in allen Bundesverhältnissen ein gutes Vernehmen mit Oesterreich die beste Garantie gegen überwiegenden Preussischen Einfluß und gegen Preussische Zumuthungen sein wird.

Aus dem militärischen Gesichtspunkte würde Holland bei dem Anschluß an den Deutschen Bund nur gewinnen. Die Organisation der Holländischen Armee entspricht wahrscheinlich den Grundzügen der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes; und auch der Bestand der Armee wird der matrikularmäßige von

einem Procent der Bevölkerung sein oder leicht werden. Da Holland hiernach ein selbstständiges Armeecorps von 28 bis 30,000 Mann als Contingent stellen würde, so wäre in den bestehenden Einrichtungen nichts zu ändern.

Bei der Wichtigkeit der Vertheidigung Hollands für die Sicherheit von Deutschland ist nicht zu befürchten, daß das Niederländische Armeecorps dieser seiner natürlichen Bestimmung wird entzogen werden. Das Vertheidigungssystem würde vereinfacht und darauf gerichtet, die südliche Grenze stark zu machen und in gutem Stande zu erhalten. Die Festungen Mastricht und Venloo, welche zur directen Vertheidigung Hollands wenig beitragen, einen bedeutenden Aufwand an Unterhaltungskosten und im Kriege eine Garnison erfordern, welche Holland nicht leicht von seiner Armee abgeben kann, könnten Bundesfestungen werden, welche den Niederrhein decken; im Frieden brauchten sie blos Holländische Besatzung zu haben, im Kriege Bundesstruppen.

Der bedeutendste Gewinn, welcher für Holland aus dem Anschluß an den Deutschen Bund erwachsen kann, ist das Aufblühen seiner Marine. Deutschland entbehrt eine Seemacht, sowohl zum Schutze seines Handels, als vielleicht zur Gründung von Colonien, welche die zunehmende Auswanderung zum Bedürfnis machen könnte. Nur wenn Holland die Hand dazu bietet, ist die Errichtung einer Deutschen Kriegsmarine*) ausführbar, denn

*) In einem Schreiben, welches ich von einem hochgestellten, mit meinem Bruder befreundet gewesenen Holländer nach Uebersendung des ersten Bandes an denselben erhielt, ist in dieser Beziehung folgende Stelle, von meinem Bruder sprechend, enthalten, die mir bei diesem Anlaß bemerkenswerth erscheint: „Il était très vrai de dire qu'il y avait deux hommes en scène, l'un Néerlandais par l'actualité militaire de sa position, qui n'admettait pas de moitié; et avec cela sentant vibrer toutes les fibres de son noble coeur quand il s'agissait de l'avenir de sa patrie. Ici toute personnalité était chose secondaire. — „Ihm war das Leben der Güter höchstes nicht.“ — Et s'il servait noblement notre pays, comme moyen d'activité, et parcequ'il y fit des amis, — c'est aussi qu'il voyait l'avant-coureur d'unité et de vie parlementaire *dans ce qui était un point d'appui maritime pour le grand continent teutonique*. Aussi lorsqu'il parlait d'intérêts nationaux, il s'évertuait à prouver, qu'au fond il devait y avoir identité.“

dies ist nicht das Werk eines Augenblicks, es setzt ausgebreiteten Seehandel, Matrosen und Kriegshäfen voraus. Wenn Holland hierin kleinlicher Eifersucht entsagt, kann ihm die Hegemonie einer werdenden Deutschen Marine nicht entgehen. Die Holländische Marine wird dadurch an Macht und Ansehen gewinnen, denn dieses Ansehen wird durch die Bedeutung, welche Deutschland als große Landmacht im Europäischen Staatensystem hat, unterstützt, und England wird alsdann Rücksichten zu beobachten haben, welche es der isolirten Holländischen Marine vielleicht nicht gewährt. Auch hier könnte sich in der Folge der Zeit das *Concordia res parvae crescunt* aufs Neue geltend machen. Zu Lande ganz durch das Bundesystem geschützt, wird Holland alsdann einen bedeutenderen Theil seiner Einkünfte auf seine Marine verwenden können; ja, wenn es will, seine Marine als einen Theil seiner Bundesleistung, selbst als den bedeutendsten Theil seines *Contingents* in Anschlag bringen. Auch der Besitz und die Verteidigung der Niederländischen Colonien wird dadurch mehr gesichert, und es wird leichter sein, gute Deutsche Truppen für die Colonien anzuwerben.

Fassen wir die Resultate dieser Betrachtungen zusammen, so ergibt sich, daß der Eintritt in den Deutschen Bund zwar Schwierigkeiten, ja selbst Gefahren hat, daß er aber doch in der Entwicklung der politischen Zustände liegt und vielleicht nothwendig werden kann. Holland muß also von Allem, was in Deutschland vorgeht, wohl unterrichtet sein, ja selbst den kleinen Einfluß nicht gering achten, den es durch seine Gesandtschaften darauf nehmen kann; es muß seine inneren und auswärtigen Angelegenheiten so regeln und vorbereiten, daß der Anschluß ohne große Nachtheile und Rückschläge vor sich gehen kann, wenn die Umstände ihn erfordern sollten.

XX.

Der Krieg Deutschlands gegen Rußland und Frankreich zugleich.

1) Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit.

Die Begebenheiten und die Interessen haben das System der fünf großen Mächte locker gemacht; auch die engere Allianz, welche nach der Julirevolution zwischen England und Frankreich einerseits, und zwischen den drei anderen Mächten andererseits bestanden hat, ist wieder aufgelöst. Wenn auch gemeinschaftliche Berathung stattfindet, um die politischen Verwickelungen friedlich zu lösen, so steht doch jeder der großen Staaten auf sich selbst zurückgebogen, ohne engere Verbindung. Das wird schwerlich lange so bleiben; schon jetzt kann man die Streitfragen bezeichnen, über welche wahrscheinlich der nächste Sturm losbrechen wird.

Der Verfall des Türkischen Reichs, die Wahrung der Oesterreichischen Interessen an der untern Donau gegen das Umsichgreifen der Russischen Macht, die Behandlung Polens, das Prohibitivsystem und die Sperre, wodurch Rußland den Ostpreussischen Handel vernichtet, Frankreichs unruhiger Ehrgeiz, die Eifersucht zwischen England und Frankreich wegen des Einflusses in Spanien, wegen des Besitzes von Algier, die Eifersucht zwischen Rußland und England wegen des Einflusses im Orient, — lassen wenig Zweifel, wie sich die Allianzen gestalten werden; die Sympathien des monarchischen Princips dem revolutionären gegenüber und die persönlichen Abneigungen werden wieder dem System

natürlicher Allianzen nach gemeinschaftlichen Interessen Platz machen müssen. Der Russische Autokrat wird es dann nicht verschmähen, dem Französischen Bürgerkönig die Hand zu reichen, und Oesterreich, Preußen und England werden nur in der engsten Allianz Schutz finden gegen die Gefahren, welche sie von zwei Seiten bedrohen.

Der Charakter des Kaisers von Rußland (Nikolaus), die gemachte Erfahrung, daß ihm die eigentlichen Feldherrntalente versagt sind, dies hat wahrscheinlich den Frieden so lange erhalten. Der Kaiser findet Befriedigung in seinen Paraden und Manoeuvres; aber seine Armee ist dieser militärischen Spielereien müde; eine Menge junger ehrgeiziger Generale sehnt sich nach Krieg; der Russische Soldat selbst hat es besser im Krieg als in seiner armseligen Heimath. Wird der Kaiser diesem Drang immer widerstehen? besonders in einem Augenblick, wo es ihn erbittert, daß er bei den andern Mächten nicht mehr die Bereitwilligkeit, die Nachgiebigkeit findet, an die er früher gewöhnt war?

Die große, die fast unauflöbliche Schwierigkeit der Orientalischen Frage liegt darin, daß das Reich des Sultans und die Herrschaft der Türken in Europa unaufhaltsam ihrem Ende entgegengehen, und man doch nichts an die Stelle zu setzen weiß. Nach dem Abzug der Türken ist dort keine einheimische Nationalität im Stande, eine dauernde Herrschaft zu gründen. Die Türkei einer der großen Mächte zu überlassen, würde das Gleichgewicht vernichten; eine Theilung aber ist darum unmöglich, weil der Besitz Konstantinopels — Alles ist. Rußland, gewohnt Konstantinopel als den Schlüssel seines Reichs anzusehen und dort durch seine Heere und Flotte einen überwiegenden Einfluß geltend zu machen, wird in kein Theilungsproject willigen, wobei ihm nicht Konstantinopel, — der Antheil des Löwen, — zugesichert wird.

Vielleicht könnte Oesterreich seine Zustimmung geben, daß der

Kaiser von Rußland dort für einen nachgeborenen Sohn ein eignes unabhängiges Reich gründet, unter der Bedingung, daß die Contiguität aufgehoben, und Moldau, Walachei, Serbien und Bosnien an Oesterreich abgetreten würde, so daß Oesterreich das ganze Donaugebiet beherrschte.

Wahrscheinlicher ist es, daß die Waffen entscheiden, und die Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, ist nicht die, alle möglichen politischen Combinationen zu durchlaufen; in Hypothesen mich zu verlieren, welche Rollen und Ansprüche England, Frankreich, Preußen und etwa Aegypten im Falle eines möglichen friedlichen Verständnisses zwischen Oesterreich und Rußland über die Theilung der Europäischen Türkei, als die ihrigen betrachten würden; sondern ich beschränke mich darauf zu untersuchen: Welche Gestalt ein Krieg annehmen würde, worin Oesterreich, Preußen, der Deutsche Bund und England einerseits, — Frankreich und Rußland andererseits — sich gegenüber stehen, und was die Deutschen Mächte militärisch zu thun hätten, um diesen schweren Kampf mit Erfolg zu bestehen.

2) Schätzung der Kräfte nach Population und Organisation.

Es wäre überflüssig hier zu wiederholen, was man in jeder Statistik finden kann; nur kurz das Wesentliche:

Die Kräfte, welche die kriegführenden Parteien ins Feld stellen können, lassen sich annähernd bestimmen, indem man zugleich die Population, die militärische Organisation und frühere Erfahrungen in Erwägung zieht. Mit welchen Kräften sie wirklich erscheinen werden, hängt in letzter Instanz noch von dem Geist und der Energie der Machthaber ab.

1. Population: Rußland — in Europa —	55 Mill.
Frankreich	33 „
	<hr/>
	Summa 88 „

Oesterreich	34	Mill.
Preußen	15	"
Der übrige Deutsche Bund	16	"
	<hr/>	
Zusammen	65	"
England mitgerechnet	26	"
	<hr/>	
	91	Mill.

Bringt man aber England wegen seiner Insularlage nur zur Hälfte in Anschlag, so bleiben auf beiden Seiten 80—90 Mill. Einwohner; Rußland und Frankreich überwiegen.

Vorausgesetzt nun, daß alle Kräfte aufgeboten werden, nach der Erfahrung nicht wohl mehr als $1\frac{1}{2}$ Procent der Bevölkerung, so würden weit über eine Million Soldaten auf jeder Seite unter den Waffen stehen; die activen Armeen werden aber schwerlich mehr als $\frac{1}{5}$ dieser Procentzahl betragen, das übrige für Besatzungen und Reserven abgerechnet werden müssen.

2. Militärische Organisation.

Rußland hat an Infanterie 12 Regimenter Garde, 12 Regimenter Grenadiere, 40 Regimenter Füßliere und 40 Regimenter Jäger, die Garderegimenter zu 3, die übrigen zu 4 Bataillons; es hat 64 Cavallerieregimenter, die irreguläre Cavallerie nicht mitgerechnet. — Die Armee ist in 8 Corps getheilt, deren Hauptquartiere sich in Petersburg, Nowgorod, Wilna, Moskau, Mohilew, Warschau, Kiew und Sebastopol befinden. Auf dem Papiere beträgt diese Armee eine Million; rechnet man ab, was nicht mobilisirt werden kann, was die Behauptung entfernter Provinzen erfordert, bringt man die Mißbräuche, die Schwierigkeiten des Nachschubs, und endlich die Besatzung der Festungen in Polen in Anschlag, so wird die active Armee, welche außerhalb der Grenzen des Reichs verwendet werden kann, nicht mehr als 400,000 Mann reguläre Truppen betragen, wozu noch die Masse irregulärer Cavallerie kommen wird, vielleicht 30,000 Mann.

Frankreich hatte in den kritischen Epochen, welche auf die

Juliusrevolution folgten, einen Effectivstand von mehr als 500,000 Mann, 100 Regimenter Infanterie, 54 Regimenter Cavallerie, wovon Algier wenigstens 50,000 in Anspruch nimmt. Nach Abzug der Reservcn und Besatzungen wird es, — auch ohne ganz außerordentliche Anstrengungen, — leicht 400,000 außerhalb seiner Grenzen verwenden können.

Oesterreich. Der Kriegsfuß ist 400,000 Mann: eine Macht, die Oesterreich schon mehrmals in früheren Kriegen aufgestellt hat; Landwehr und Insurrectionen sind dabei nicht mitgerechnet.

• Preußen hat für seine Bevölkerung eine besonders große Militärmacht; sie wird berechnet wie folgt:

Das Preussische Heer im Frieden . . .	159,000.
Kriegsreserve und 1. Aufgebot der Landwehr . . .	230,000.
Zweites Aufgebot der Landwehr . . .	180,000.
	<hr/>
	569,000.

Bei dem Eigenthümlichen dieser Organisation, wobei so sehr auf den guten Willen der ganzen Bevölkerung gerechnet ist, muß von diesen Zahlen vieles abgerechnet werden. — Auf das zweite Aufgebot wollen wir gar nicht rechnen; von der Kriegsreserve und dem ersten Aufgebot der Landwehr die Hälfte abziehen; so bleibt für die Preussische Armee ein Effectivstand von 250,000 M., welche im Felde erscheinen können.

Die Truppen, welche die übrigen Staaten des Deutschen Bundes aufstellen werden, schlagen wir nur zu 150,000 M. an; ist es für die Population wenig, so muß man die Nachtheile der politischen Zersplitterung nicht außer Acht lassen. — Das Zuwenig hier compenstet sich gegen das Zuviel, welches wir vielleicht bei der Preussischen Armee angenommen haben.

England hat eine Armee von 100,000 Mann; aber seine Lage, seine ausgedehnten, entfernten Colonien nehmen davon so

viel in Anspruch, daß es höchstens 30,000 Mann in einem Continentskriege nachhaltig verwenden kann; diese Annahme wird durch die Erfahrung in den letzten Kriegen bestätigt.

Bei dieser globalen Schätzung war es blos die Absicht zu zeigen, daß, bei gleichen Anstrengungen, der Zahl nach so ziemlich gleich starke Armeen sich gegenüberstehen werden, daß also der Ausschlag nicht durch das numerische Verhältniß, sondern durch intelligente Verwendung und durch das moralische Element bedingt ist.

An Zahl nehmen wir an:

Russen	430,000.
Franzosen	400,000.
Oesterreicher	400,000.
Preußen	250,000.
Deutscher Bund	150,000.
Engländer	30,000; wir zählen

aber nicht auf ihr Erscheinen.

3) Moralische Kräfte; politische Maßregeln in Deutschland.

Napoleon sagt irgendwo in seinen Memoiren: à la guerre le moral est pour les trois quarts, la force physique n'est que pour un quart dans les succès.

Die moralische Kraft ist am schwierigsten zu schätzen, man macht sich hier gern und leicht Illusionen.

Um uns nicht zu täuschen, wollen wir vor Allem die Frage beantworten: aus welchen Elementen die moralische Kraft der Armeen besteht; dann diese Elemente in den verschiedenen Armeen abwägen und schätzen.

Die moralische Kraft der Armeen besteht aus folgenden Elementen:

1) Die Tapferkeit. — Sie beruht größtentheils auf dem Selbstgefühl physischer Kraft und auf dem Nationalcharakter; aber durch Gewöhnung an Gefahr wird sie bei allen Heeren bedeutend erhöht. Heere, welche Krieg geführt haben, werden also denen überlegen sein, auf welchen ein 28jähriger Frieden mit allen seinen Nachtheilen drückt.

2) Die Disciplin, durch welche Ordnung und Gehorsam bedingt ist. Sie hängt ab von der Güte der Cadres, dann von dem Stoff, aus welchem die Armee recrutirt wird. Strenge ist nöthig; wo sie blos durch Furcht und erniedrigende Strafen gehandhabt wird, löst sie sich in schwierigen Lagen am schnellsten auf.

3) Die Intelligenz, also gute Instruction und gute Anführer. Gewöhnlich bringt erst der Krieg die rechten Leute an die rechte Stelle; Generale, die sich im Kriege bewährt und das Vertrauen der Soldaten erworben, haben immer viel voraus vor denen, welche der Frieden gehoben hat, wie vollkommen auch ihre theoretische Ausbildung und ihre Exerciermeisterschaft sei.

4) Der Ehrgeiz; er wächst mit den Belohnungen, was auch die Moralisten dagegen einwenden mögen; Ehrgeiz leistet mehr als Pflicht. Thucydides legt es dem Perikles in den Mund: Der Staat, der am besten belohnt, ist am besten bedient.

In der Anwendung dieser Voraussetzungen auf die Europäischen Heere müssen wir zugestehen, daß die Deutschen sich in mehr als einer Beziehung in entschiedenem Nachtheil befinden.

Den Preis der Tapferkeit lasse ich unentschieden; aber die Russen, die Franzosen, die Engländer haben vor uns voraus, daß sie Kriege geführt haben; die Russen gegen die Perser, die Türken, die Polen, die kaukasischen Völker; die Franzosen in Spanien und Algier; die Engländer in Indien und China.

Diese Kriege waren glücklich, die Heere sind stolz darauf.

Junge Anführer haben sich gebildet und einen Namen erworben. Die Deutschen Heere haben seit 28 Jahren keinen Schuß gehört; unsere Generale, welche sich in den großen Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet haben, sind todt oder zu alt; Alle, welche nach ihrem jetzigen Range höhere Befehlshaberstellen ansprechen können, sind sehr bejahrte Leute oder unerfahrene Prinzen; — ja selbst unsere Officiere in niederen Graden sind in einem langen Frieden zu alt geworden.

An Disciplin stehen wir den fremden Heeren nicht nach; die Subordination ist bei uns mehr gesichert als in Frankreich; sie ist weniger slavisch, unsere Strafen sind nicht so hart und entehrend als in Rußland und England. Auch die Instruction, welche der Exercierplatz geben kann, ist bei allen Heeren hinreichend, obgleich ich den Französischen Exercierreglements den Vorzug gebe, weil sie darauf berechnet sind, bei guten Cadres auch mit weniger geübten Leuten etwas auszurichten.

An Intelligenz stehen unsere Soldaten den Franzosen wenig nach; sie sind den Russen überlegen; der Preussische Soldat und der des Deutschen Bundes ist ungefähr dem Französischen gleich, der Oesterreichische dem Russischen überlegen.

Die Preussische Armee ist dadurch im Nachtheil, daß sie viel Mühe hat ein gutes Cadre von Unterofficieren bei den Regimentern zu erhalten, weil sie im Frieden keine Aussicht auf weitere Beförderung haben. Daß dem so sei, ist eine Folge unseres geselligen Zustandes; es läßt sich nicht wohl ändern, aber außer Acht dürfen wir nicht lassen, daß in Frankreich und in Rußland den Unterofficieren andere Ausichten geöffnet sind, und es ist unerläßlich den Unterofficieren unserer Heere im Kriege einen großen Antheil an den Beförderungen zum Officier zuzugestehen, wenn sie dasselbe leisten sollen, was die Französischen leisten. Es wäre thöricht, ohne denselben Sporn des Ehrgeizes gleiche Aufopferung zu erwarten.

Der schlimmste Punkt, der, wo wir entschieden im Nachtheil sind, ist die politische Zerspaltung Deutschlands, der Mangel an Einheit, die daraus entstehenden Verzögerungen, die Eifersucht, die Gefahr der Separatverträge.

Manche dieser Uebel hat man in den Grundzügen der deutschen Kriegsverfassung zu beseitigen getrachtet. In diesen Grundzügen ist ausgesprochen: der Oberfeldherr verhält sich zum Bunde wie jeder commandirende General zu seinem Souverän. Hiermit ist nach staatsrechtlichen Prinzipien *implicite* schon der Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt; warum also nicht einen Schritt weiter gehen und auch die Befehlshaber der einzelnen Contingente in Eid und Pflicht des Bundes nehmen? Nichts ist verderblicher, nichts gefährlicher, als den Soldaten und den Offizier in Lagen zu versetzen, die ihn über seine Pflicht im Zweifel lassen, die Collision zwischen Vaterlandsliebe und Diensteid. Vorgänge wie die bei Leipzig, setzen den Charakter der Deutschen in den Augen fremder Nationen herab. Es sei also ausgesprochen, daß kein Souverän sein Contingent einseitig abrufen darf, daß solchen Befehlen nicht zu gehorchen ist; es ist die Aufgabe, solche Befehle einzelner Bundesfürsten ganz unmöglich zu machen.

Das gute Einverständnis zwischen Oesterreich und Preußen wird am besten dadurch bewahrt bleiben, daß Oesterreich den Oberbefehl gegen Rußland, Preußen den Oberbefehl gegen Frankreich übernimmt. Alles, die geographische Lage, die Familienverhältnisse, die Eigenschaften der Heere, scheinen diese Anordnung zu empfehlen. Doch ist es angemessen und politisch, daß bei dem Oesterreichischen Heere Preussische Armeecorps, bei dem Preussischen Heere Oesterreichische Armeecorps als Bestandtheile zugetheilt seien.

4) Die Rolle der übrigen Europäischen Staaten; mögliche Allianzen.

Die Rolle der übrigen Europäischen Staaten in diesem Kriege läßt sich zwar nicht mit Gewißheit, doch mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen.

Spanien und Portugal sind durch lange Bürgerkriege geschwächt und zerrissen, Spanien besonders. Der Englische Einfluß ist dort überwiegend; sollte dieser Einfluß Spanien zum Kriege gegen Frankreich bewegen, so ist doch die Gefahr für dieses nicht groß; es würde eine kleine Armee an den Pyrenäen aufstellen müssen, welche in diesem Falle abzuziehen ist von den Kräften, welche Frankreich gegen Deutschland verwenden kann.

Italien ist der Oesterreichischen Herrschaft abgeneigt; Französischer Einfluß wird wahrscheinlich das Uebergewicht haben; die Sardinishche Armee wird sich, entweder in Folge diplomatischer Unterhandlungen oder durch sogenannte Propaganda, an die Französische anschließen; die andern italienischen Cabinette, Neapel insbesondere, werden den Erfolg abwarten. Es ist demnach zu vermuthen, daß Oesterreich, wenn es seine Heere auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz gegen Rußland nicht allzu sehr schwächen will, in Italien bald in die Defensive zurückgeworfen sein werde.

Holland und Dänemark werden vielleicht wünschen, neutral zu bleiben; aber durch geographische Lage und das Verhältniß zum Deutschen Bund, sind sie gezwungen, sich an Deutschland anzuschließen. Holland besonders darf es nicht wagen, eine England feindliche Stellung zu nehmen, weil der Verlust seiner wichtigen Colonien die Folge davon wäre.

Wenn schon die Diplomatie in ihren Verlegenheiten Belgien neutral erklärt hat, so wird doch in Belgien Frankreich und der revolutionäre Ursprung das Uebergewicht behaupten. Wahrscheinlich wird eine Belgische Armee der Holländischen gegen-

über stehen, die Belgische an Zahl stärker, die Holländische durch ihre feste Grenze gedeckt. Entscheidendes wird da nicht geschehen, selbst dann kaum, wenn Englische und Französische Armeen auf diesem Schauplatz erscheinen sollten.

Obgleich Schweden den Verlust Finnlands nicht verschmerzen kann, so wird es doch politisch und geographisch von Rußland zu sehr beherrscht, als daß es wagen sollte, sich gegen dasselbe zu erklären. Das kann erst später geschehen, wenn Rußland sich schon im entschiedenen Nachtheil befindet; wenn Englische Flotten die Russische in Kronstadt bloquieren.

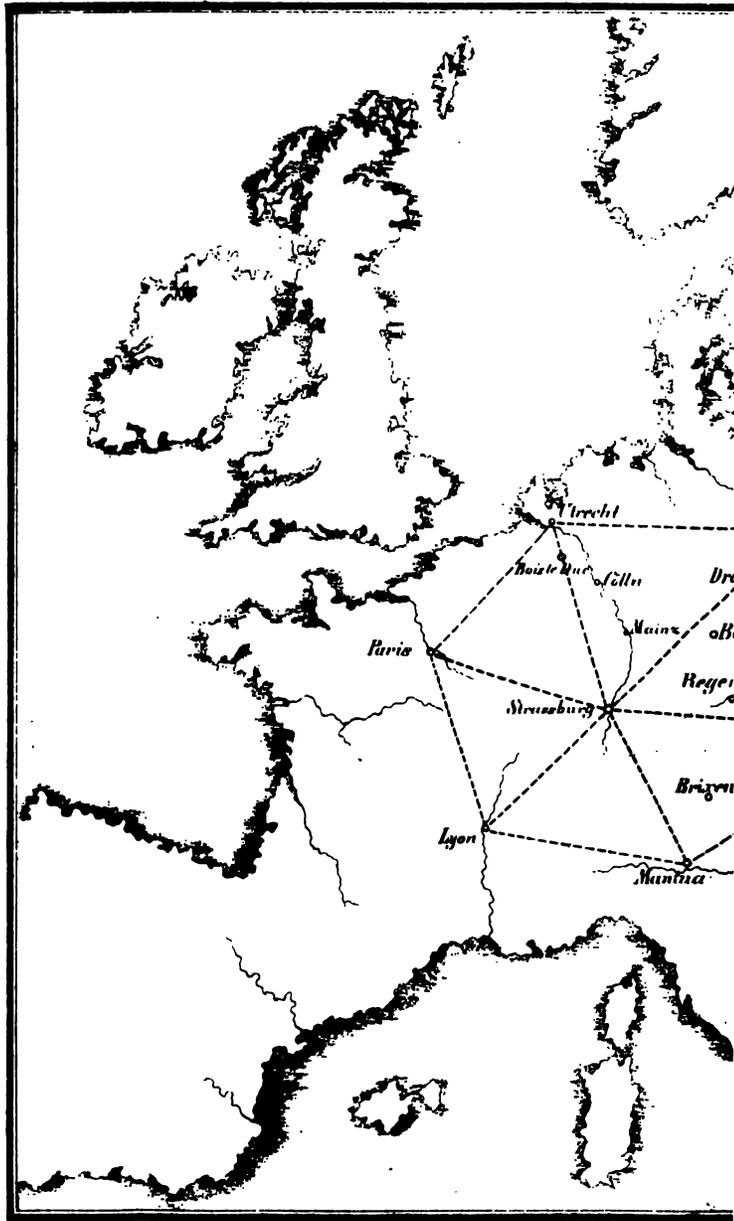
Die Türkei geht ihrer Auflösung so rasch entgegen, daß in diesem Krieg das Türkische Heer kaum in Rechnung zu bringen sein wird; sehr möglich ist eine Revolution in Konstantinopel die Veranlassung zum Kriege. Schwerlich wird in diesem Falle die Englische Flotte der Russischen in Konstantinopel zuvorkommen können, obgleich es von entscheidender Wichtigkeit wäre.

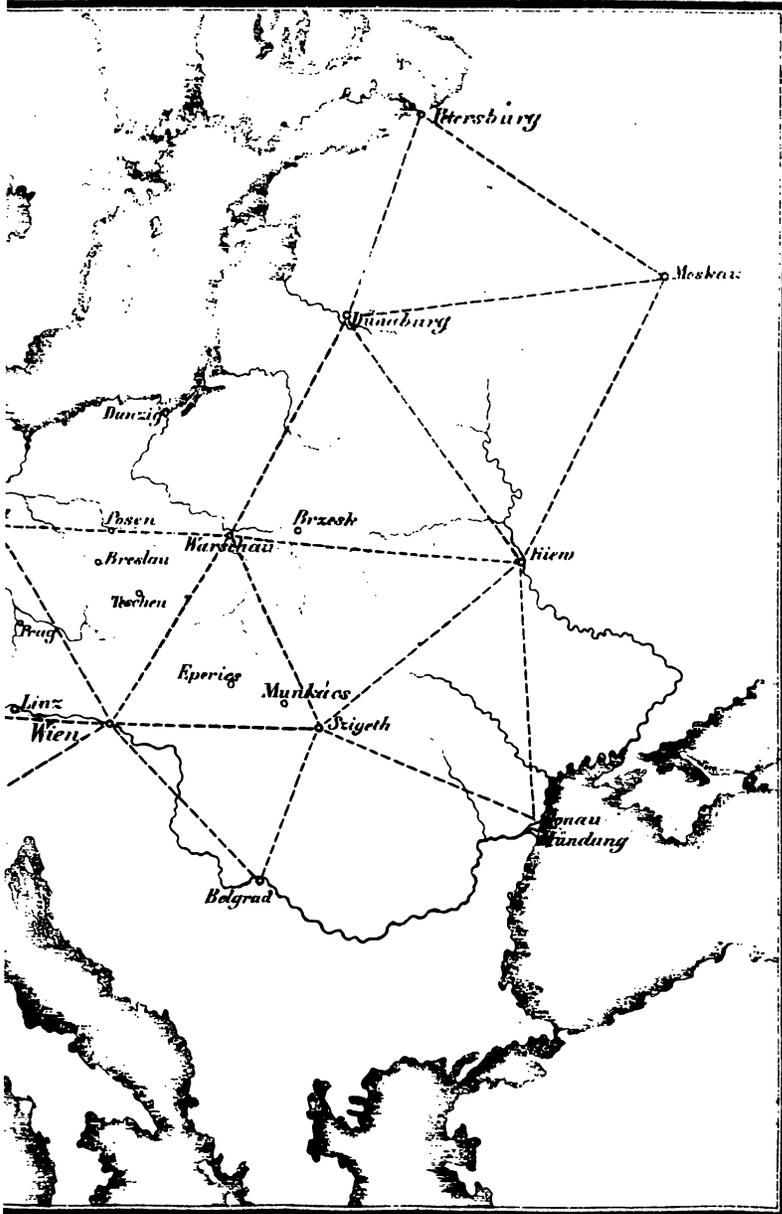
Wir nehmen also bloß an, daß, was von Türkischer Macht etwa noch übrig ist, gegen Rußland kämpfen wird. Besonders in den transcaucasischen Provinzen, die zum größten Theil von Muhammedanern bewohnt sind, wird der Religionsfanatismus gähren, so daß Rußland in keinem Falle wagen darf, seine Armee dort zu schwächen. Doch diese Armee ist auch nicht unter den disponiblen Streitkräften Rußlands aufgezählt.

Die kräftigste Waffe gegen Rußland ist der Nationalhaß der Polen. Werden Oesterreich und Preußen diese Waffe gebrauchen wollen, ohne sich durch die Folgen abschrecken zu lassen, welche für Oesterreich den Verlust seines eignen Galliziens, für Preußen den eines Theils von Posen nach sich ziehen können? Wir wollen es hoffen.

5) Das Kriegstheater.

Um sich schnell ein Bild von der Lage und von den Distanzen der wichtigsten strategischen Punkte des Kriegstheaters zu





entwerfen, kann man dasselbe mit fast gleichseitigen Dreiecken überziehen, deren Seiten 90 bis 100 Meilen, also dreißig Märsche betragen. Wir fügen eine so eingetheilte Karte bei; die Dreiecke sind: -

Petersburg, Moskau, Dünaburg.
 Moskau, Dünaburg, Kiew.
 Dünaburg, Kiew, Warschau.
 Warschau, Kiew, Szigeth (Quellen der Theiß).
 Kiew, Szigeth, Donaumündungen.
 Warschau, Szigeth, Wien.
 Szigeth, Wien, Belgrad.
 Warschau, Wien, Berlin.
 Wien, Berlin, Straßburg.
 Wien, Straßburg, Mantua.
 Berlin, Straßburg, Utrecht.

Die folgenden Dreiecke sind etwas kleiner, aber auch so ziemlich gleichseitig, die Seite beträgt 60 bis 70 Meilen, also 20 bis 23 Märsche.

Paris, Straßburg, Lyon.
 Paris, Straßburg, Utrecht.
 Straßburg, Lyon, Mantua.

Die meisten dieser Seiten sind entweder Basen, oder die Straßen, welche diese Punkte verbinden, bilden wichtige Operationslinien.

Rußland hat seine Hauptarsenale in Petersburg, Moskau und Kiew; Kiew ist eine Festung des ersten Rangs.

Hauptbasis der Russischen Operationen gegen Deutschland ist die Linie, welche die Duna, die Beresina und der Dnieper bilden; die wichtigsten Punkte dieser Basis sind: Riga, Dünaburg, Driffa, Borisow, Bobruisk, Mozyr, Kiew.

Dünaburg, eine Festung, liegt halbwegs zwischen War-

schau und Petersburg, auf der großen neuen Straße, welche diese Hauptstädte verbindet.

Borisow liegt an der Beresina, halbwegs zwischen Warschau und Moskau.

Durch den Besitz von Polen und die bedeutenden Festungen, welche Rußland an der Weichsel und am Bug erbaut hat, zum Theil noch mit dem Bau beschäftigt ist (Nowo-Georgiewsk, die Citabelle von Warschau; die Festung am Einfluß des Wieprz in die Weichsel und endlich Brzesk Litewski), hat Rußland eine zweite Basis, welche mit der ersten einen Winkel von 60 Graden macht. Diese Basis wird durch den Lauf des Bug und Przipez bezeichnet, Nowo-Georgiewsk, Brzesk Litewski, Pinsk, Mozyr und Kiew sind die wichtigsten Punkte. Das ganze Gebiet des Przipez ist morastig, waldbedeckt und voll Defileen. Allerdings ist diese zweite Basis durch das Königreich Preußen und die Preussischen Festungen an der unteren Weichsel überflügelt; aber die isolirte vorgeschobene Lage Ost-Preußens, und die Gefahr für Preußen, gegen das Meer gebrängt zu werden, geben ziemlich Sicherheit, daß Preußen mit seiner Hauptmacht nicht in dieser Richtung operiren wird, so lange die Russen mit der ihrigen bei Warschau stehen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Rußland den Vortheil benutzen wird, den ihm der Besitz Polens und die Festungen an der Weichsel geben, und daß es seine Hauptmacht bei Warschau hinter der Weichsel vereinigen werde, um von da gegen Deutschland vorzubringen, wenn man ihm in den Kriegsrüstungen nicht zuvorgekommen ist.

Frankreich hat seine beiden Hauptstädte, Paris und Lyon, zu decken und zu vertheidigen. Paris, die Hauptstadt des Reichs, ist nun eine colossale Festung geworden. Man hat viel gestritten über die Zweckmäßigkeit dieser ausgedehnten Befestigung, über die Wahrscheinlichkeit, sie mit Erfolg vertheidigen zu können; daß der gute Wille der immensen Bevölkerung, besonders

der Geist der Nationalgarde einen entscheidenden Einfluß haben wird, liegt am Tage; das Uebrige hängt von Umständen ab und läßt sich nicht berechnen.

Lyon ist der Centralpunct für die Vertheidigung des südlichen Frankreichs, sowohl gegen Deutschland als gegen Italien. Wenn auch keine Festung, hat es doch starke und verschanzte Positionen, in denen bei zureichenden Kräften ein hartnäckiger Widerstand geleistet werden kann.

Strasburg, die Hauptfestung der Franzosen am Rhein, in gleicher Entfernung von Paris und Lyon (20 Märsche) und von Wien und Berlin (30 Märsche), ist für die Offensive wie für die Defensiv gleich vortheilhaft gelegen. Es ist der günstigste Uebergangspunct über den Rhein; von hier aus umgeht die Französische Armee die Deutschen Festungen am Mittelrhein; sie kann gegen die Donau, gegen den Neckar, oder im Rheinthal vordringen. Die Befestigung von Rastadt ist allerdings ein Hinderniß geworden, aber sie sperrt das Rheinthal nicht. Eine Französische Armee, zwischen Strasburg und Metz aufgestellt, deckt Paris und Lyon; sie kann nach Umständen entweder sich der Deutschen Armee entgegenwerfen, welche zwischen Mainz und Germersheim über den Rhein gegangen ist, oder selbst bei Strasburg über den Rhein gehen, um die Offensive zu ergreifen. Höchst wahrscheinlich wird also Frankreich hier seine Hauptmacht versammeln. Aus politischen und strategischen Gründen hat Frankreich von der Seite der Niederlande her weder einen Angriff zu fürchten, noch ist zu erwarten, daß es die Operationslinie durch die Niederlande wählen wird, um vom Niederrhein aus in Deutschland einzufallen. Zwei getrennte Französische Heere werden nicht mehr, wie in 1796, gegen alle Principien bei Strasburg und bei Düsseldorf zugleich über den Rhein gehen.

Deutschland. Die beiden Hauptstädte, Wien und Berlin, liegen in gleicher Entfernung, so wohl unter sich, als von War-

schau und Straßburg, wo wir die feindlichen Armeen concentrirt voraussetzen. Die Straße von Wien nach Berlin geht über Iglau, Prag und Dresden; die von Straßburg nach Warschau über Heilbronn, Nürnberg, Prag, Breslau; Prag ist also der Durchschnittspunct der beiden Diagonalen des Vierecks.

Um die Einheit zu bewahren, um die Kräfte nicht zu zersplittern, haben wir angenommen, daß die Oesterreichische Armee die Hauptrolle gegen Rußland, die Preussische die Hauptrolle gegen Frankreich übernehmen werde. Aus demselben Grunde nehmen wir als die Hauptoperationslinie die Linie von Straßburg nach Warschau an, und suchen centrale Aufstellungen, welche die beiden Hauptstädte zugleich decken. Eine Oesterreichische große Armee, welche bei Breslau an der Ober steht, wird diesen Zweck erfüllen; so lange sie nicht geschlagen und bis nach Prag zurückgeworfen ist, darf die Russische Armee es nicht wagen, von Warschau gegen Berlin oder Wien vorzubringen; ja selbst dann kann sie es nur, wenn die Oesterreichische Armee bei Prag sehr geschwächt und außer Stande ist, wieder in die Offensive überzugehen.

Breslau, in gleicher Entfernung von Wien, Berlin und Warschau (15 Märsche), ist ein Straßenknoten, welcher die Operationen in allen Richtungen erleichtert.

Die Preussische Armee, am Mittelrhein aufgestellt, mit dem Hauptquartier in Mannheim und gestützt auf die Rheinfestungen, deckt gleichfalls sowohl die Straßen nach Wien als nach Berlin gegen eine Französische Armee, welche den Rhein bei Straßburg überschreitet. Für die Offensive gegen Paris ist die Straße über Nancy die vortheilhafteste, weil man auf keine Festung stößt. Es war die Operationslinie Blüchers im Feldzuge von 1814.

Ein verschanztes Lager bei Bamberg an der Rednitz wäre vorzubereiten, sowohl als Sammelplatz der Deutschen Armee,

wenn uns Frankreich in den Kriegsrüstungen zuvorgekommen wäre, als auch für den Fall des Rückzugs nach einer verlorenen Schlacht am Rhein. Die Deutsche Armee in der Stellung bei Bamberg deckt Wien und Berlin gegen die Französische. Die gesicherte Verbindung mit der Oesterreichischen auf der Straße nach Prag, kann selbst nach einem unglücklichen Feldzug noch Combinationen herbeiführen, welche dem Krieg eine andere Wendung geben.

6) Die Aufstellung und Vertheilung der Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatz.

Die Theorie hat den Grundsatz aufgestellt, daß es im Kriege hauptsächlich darauf ankomme, auf dem wichtigsten Punkte seine Kräfte zu vereinigen, um dem Feinde einen entscheidenden Schlag beibringen zu können. Gegen diesen Grundsatz läßt sich in abstracto nichts einwenden, aber consequent ihn durchgeführt würde daraus folgen, daß man seine ganze Macht auf diesem entscheidenden Punkte vereinigen müßte. Der Grundsatz ist also in der Anwendung zu modificiren und zu beschränken, und zwar:

1) Weil man auf einem Punkte auf die Dauer nicht mehr Truppen vereinigen darf, als man ernähren kann;

2) weil zu große Armeen unhandelbar sind, und die übereinstimmende Zusammenwirkung aller Theile schwierig ist;

3) weil es oft mehrere wichtige Punkte giebt, welche man dem Feinde nicht überlassen kann, ohne unentbehrliche Hülfsmittel und den Nachschub zu verlieren; ohne die ganze Organisation des Staats, ja selbst sein Bestehen, der Auflösung bloß zu stellen;

4) weil die Klugheit gebieten kann, den Feind an einer sehr verwundbaren Stelle anzugreifen, welche nicht auf unserer Hauptoperationslinie liegt.

Wie stark diese secundären Armeen, welches ihr Verhältniß

zu der Hauptarmee sein soll, dafür giebt es keine Regel noch Formel; es ist Sache des praktischen Blicks, nach den im Augenblick der Entschliebung obwaltenden Umständen. Nur das läßt sich aussprechen, daß diese Nebenarmeen genug Kraft und Selbstständigkeit haben müssen, um durch kluge Benutzung des Terrains und der Befestigungen den Feind aufzuhalten, d. h. sein Vordringen zu verzögern, bis die entscheidenden Schläge bei der Hauptarmee geschehen sind, und daß diese Nebenarmeen eine Niederlage vermeiden, also entscheidenden Schlägen ausweichen, und mehr durch Manoeuvriren erreichen müssen.

Ich habe durch diese theoretische Abschweifung die folgende Vertheilung der Kräfte auf dem Kriegstheater rechtfertigen wollen; ich bin dabei von dem Satze ausgegangen, daß es unmöglich ist Armeen von mehr als 250,000 Mann vereinigt zu halten — (vereinigt nenne ich die Armeen, wenn die Entfernung aller Theile so gering ist, daß sie täglich die Befehle des Oberfeldherrn erhalten können) — und 250,000 ist gewiß schon sehr viel.

In der Voraussetzung also, daß wir über 400,000 Desterreicher, 250,000 Preußen, 150,000 M. Bundesstruppen disponiren können, welche in Armeecorps von 30 bis 36,000 Mann eingetheilt sind, halte ich folgende Vertheilung für zweckmäßig:

a) Gegen Rußland.

1. Die Desterreichische Hauptarmee (6 Desterreichische und 1 Deutsches Armeecorps, das Sächsische), zusammen 220,000 Mann in Schlessien, das Hauptquartier in Breslau. Seine Operationslinie ist die Straße von Prag nach Warschau.

2. Ein Desterreichisches Corps (30,000 Mann) bei Teschen in Desterreichisch Schlessien. Seine Operationslinie ist die Straße von Wien nach Krakau. — Dieses Corps ist bestimmt Wien zu decken; der Corpscommandant steht unter den Befehlen des Commandirenden der Hauptarmee in Schlessien.

3. Eine Preußische Armee (2 Corps, zusammen 70,000 M.)

bei Posen; sie ist bestimmt Berlin zu decken, und hat die Straße von Berlin nach Warschau zur Operationslinie.

4. Eine Oesterreichisch-Ungarische Armee (80,000 Mann in 3 Armeecorps) an den Quellen der Theiß bei Munkacs. Sie hat die Straße von Ofen über Erlau, Munkacs nach Lemberg und Kiew zur Operationslinie; sie soll die Linie der Karpathen vertheidigen und Ungarn decken.

Es ist wohl erlaubt anzunehmen, daß die Russische Armee auf ähnliche Weise vertheilt der Oesterreichischen u. gegenüber auftreten wird, also:

1. Die Hauptarmee (240,000 Mann) zwischen Warschau und Lublin.

2. Eine Armee von 80,000 Mann gegen Preußen und um die Preussischen Festungen an der Weichsel zu beobachten.

3. Eine Armee von 80,000 Mann bei Kiew, um gegen das Oesterreichische Galizien und Ungarn vorzubringen.

b) Gegen Frankreich.

1. Die Preussische Hauptarmee, mit 2 Armeecorps des Deutschen Bundes (dem 8. und 10.), zusammen 230,000 M. am Mittelrhein, das Hauptquartier in Mannheim.

2. Ein Preussisches Corps (30,000 Mann) bei Köln, gegen Belgien.

3. Eine Oesterreichisch-Bayerische Armee (70,000 Mann) in Schwaben, Hauptquartier Freudenstadt, seine Operationslinie ist die Donau.

4. Eine Oesterreichische Armee in Italien (70,000 Mann), Hauptquartier Mailand.

Wir nehmen an, daß die Französische Armee auf ähnliche Weise vertheilt ist, d. h.

1. Die Hauptarmee in Elfaß und Lothringen, zwischen Metz und Straßburg (230,000 Mann).

2. Ein Corps in Belgien (30,000 Mann), um mit der

Belgischen Armee vereint zu agiren; Hauptquartier Lüttich oder Namur.

3. Eine Armee in Ober-Elfaß (70,000 Mann).

4. Eine Armee gegen Italien (70,000 Mann); Hauptquartier Lyon.

7) Der Krieg gegen Rußland. a. Offensiv.

Wenn die Deutschen Heere früh genug versammelt sind, um den Russischen in der Offensive zuvorkommen, so ist Warschau oder der Uebergang der Weichsel das erste Operationsobject.

Die Oesterreichische Hauptarmee, die Preussische bei Posen, das Oesterreichische Corps bei Teschen, — werden concentrirt gegen Warschau vorrücken.

Die Straßen von Kalisch und Czestochau erleichtern die Concentration, wenn zu erwarten ist, daß der Feind aus Warschau entgegenrückt, um eine Schlacht zu liefern.

Auf der großen Straße von Breslau nach Warschau befinden sich vortheilhafte Stellungen bei Petrikau (Wolborz) und Chryzonowice, mit der Front gegen Warschau.

Verlieren die Russen zwischen Breslau und Warschau eine Hauptschlacht, so werden sie sich zuerst hinter die Weichsel zurückziehen. Die Festungen an der Weichsel, mit den Brückenköpfen bei Nowo-Georgiewsk, Warschau und am Einfluß des Wiprz, machen die Aufstellung hinter der Weichsel sehr stark, und es ist daher eine gewagte Operation, den Uebergang über die Weichsel bei Warschau gegen einen noch sehr schlagfertigen Feind erzwingen zu wollen.

Wenn also der Feind Anstalten trifft, sich in Warschau zu behaupten, müßte die Preussische Armee (70,000 Mann) zur Beobachtung aufgestellt bleiben, ohne sich, wenn sie angegriffen werden sollte, in eine Schlacht einzulassen. Die Oesterreichische

Hauptarmee muß über Nowe-Miasto und Opatow die Straße von Krakau nach Lublin gewinnen und den Uebergang der Weichsel bei Rachow bewerkstelligen, wo ein doppelter Brückenkopf angelegt werden müßte; Pulawy ist als Uebergangspunkt zu nahe bei der Festung am Wiprz.

Diese Bewegung der siegreichen Armee (denn von dieser Voraussetzung sind wir ausgegangen) auf Lublin, in der Absicht, den Wiprz und Bug zu überschreiten, wird die Russische Armee zwingen, die Weichsel zu verlassen und dem Feind entweder entgegen zu gehen, oder sich bei Brzesk-Litewsky hinter dem Bug aufzustellen.

Im ersten Falle also eine zweite Schlacht; doch ist es wohl wahrscheinlicher, daß die Russische Armee bei der Festung Brzesk-Litewsky die Stellung hinter dem Bug oder Muchawez nehmen wird. Sobald die Russische Armee die Weichsel verlassen hat, muß die Preussische Warschau besetzen, die Weichselfestungen der Russen blockiren und Anstalten treffen, um die beiden Citadellen von Warschau zu belagern.

Das zweite Operationsobject der Oesterreichischen siegreichen Hauptarmee ist der Uebergang über den Bug und die Vertreibung der Russen von diesem Fluß; also wahrscheinlich zweite, respective dritte Hauptschlacht, entweder um den Uebergang des Bug, oder um zwischen Brzesk-Litewsky und Kobrin die Stellung hinter dem Muchawez zu forciren.

Ist dieses gelungen und die Schlacht gewonnen, so verfolgt die Oesterreichische Armee ihre Operationen auf der Straße von Slonim und Minsk. Hinter der Jastelba, Sezara und dem Niemen, bieten sich für die Russische Armee Aufstellungen, welche mit Vortheil vertheidigt werden können.

Stets muß die Absicht der Oesterreicher dahin gehen, die Russen von der Straße nach Moskau abzubringen, und sie gegen Norden und auf die Straße nach Petersburg zu werfen. Dies

soll auch in 1812 der Plan Napoleons gewesen sein, der aber durch die Fehler seiner Unterfeldherrn vereitelt wurde. Gelingt es, so gewährt es den Vortheil, daß die Russen die Verbindung mit ihrer Armee bei Kiew und die Hülfsmittel und Zuführen der reicheren und ergiebigeren südlichen Provinzen des Reichs verlieren, daß sie gezwungen sind, ihre Armee in den ärmeren nördlichen Provinzen zu ernähren, daß sie überhaupt in ihren Operationen mehr beschränkt werden. Die Angriffe müssen also stets gegen den Russischen linken Flügel gerichtet werden. Sind endlich die Russen hinter die Düna zurückgeworfen, so ist gewiß ein glänzendes Resultat erreicht. Ein weiteres Vorrücken ist die Aufgabe eines zweiten Feldzugs; man ist dann schon Meister des ganzen alten Polens, worin vor Allem die Landesbewaffnung und Vertheidigung zu organisiren wäre.

Zu den Resultaten des ersten Feldzugs hat die Oesterreichisch-Ungarische Armee, welche wir bei Munkacs, d. h. an den Quellen der Theiß aufgestellt gedacht haben, um die Karpathen zu vertheidigen, auf folgende Weise mitzuwirken. Sie verhält sich defensiv, so lange bei der Hauptarmee nichts Entscheidendes geschehen ist; es sei denn, daß eine große Uebermacht über ihren Gegner den Erfolg versichere. Ihre Operationslinie geht über Lemberg, Ostrog, Zytomir nach Kiew. Sobald die Oesterreichische Hauptarmee den Bug überschritten hat, ergreift sie die Offensive und setzt sich über Luzk und Kowel mit dieser in Verbindung. Um diese Verbindung zu erhalten und zugleich ihren Gegner, die Russische Sübarmee, vom Pripeß und von der Russischen Hauptarmee abzuschneiden, müssen ihre Bewegungen stets gegen den rechten Flügel ihres Gegners gerichtet sein.

Ist sie nicht stark genug, um ihren Feind über Kiew hinter den Dniepr zurückzuwerfen, so muß sie die nöthige Verstärkung von der Oesterreichischen Hauptarmee erhalten. Nach dem vorausgesetzten Siege bei Brzesk-Litewsky kann diese Detachirung

ohne Gefahr für die Hauptarmee stattfinden. Alsdann hat die Oesterreichisch-Ungarische Armee Kiew zu beobachten, ja wo möglich zu blockiren und sich zugleich der Defilées über den Pripeß bei Pinsk und Mozyr zu bemächtigern; dabei den Aufstand und die Bewaffnung von Polesien zu bewirken. Der Besitz der Defilées am Pripeß deckt die rechte Flanke der Oesterreichischen Hauptarmee.

Wäre die Russische Südarmee ganz geschwächt und weit hinter den Dniepr zurückgeworfen, so müßte die Oesterreichisch-Ungarische Armee ein Corps über Mozyr gegen die Beresina und Bobruisk vorrücken lassen, um durch diese Bewegung gegen den linken Flügel der Russischen Hauptarmee zu dem oben beabsichtigten Zweck mitzuwirken.

Sollte ein Aufstand der Polen im Rücken der Russischen Armeen schon frühe, d. h. während diese Armeen noch zwischen Warschau und Breslau stehen, Constanz gewonnen haben und die Communicationen derselben unsicher machen, so wären sie zu bedeutenden Detachirungen gezwungen, und die günstige Wendung des Feldzugs so viel wahrscheinlicher.

8) Der Krieg gegen Rußland. b. Defensiv.

Sezen wir nun den ungünstigen Fall, daß die Oesterreichische Hauptarmee entweder die Schlacht zwischen Breslau und Warschau verloren hat, oder daß ihr der Feind in der Offensive zuvorgekommen ist, und sie in ihrer Stellung bei Breslau angreift. Es leuchtet ein, daß Breslau, zur Festung ersten Ranges erhoben, einen großen Einfluß auf die Operationen haben würde, da es auf der Hauptoperationslinie liegt, und der Feind gezwungen ist es zu belagern, um eine Basis an der Oder zu gewinnen.

Ist die Befestigung Breslaus im Frieden versäumt worden, so muß es wenigstens als place du moment eingerichtet und in seiner Nähe ein verschanztes Lager angelegt werden, in welchem man den Angriff des Feindes abwartet.

Die obere Oder, in Schlessen nur 500 Fuß breit, ist allerdings kein großes Hinderniß, aber der Feind kann die Stellung von Breslau nicht vorbeigehen, ohne seine Communicationen mit Warschau preiszugeben.

Wahrscheinlich werden die Russen zwischen Posen und Breslau vorbringen, um die Oesterreichische Hauptarmee von der Preussischen bei Posen zu trennen und jede einzeln zu schlagen.

Die Preussische muß einen Theil der Russischen zu beschäftigen wissen, ohne sich einer entschiedenen Niederlage auszusetzen; wird sie von zu großer Uebermacht gedrängt, so geht sie bei Frankfurt über die Oder und deckt Berlin.

Hat die Oesterreichische Hauptarmee bei Breslau eine Schlacht verloren, so daß sie sich nicht mehr an der Oder behaupten kann, so muß sie sich bei Josephstadt hinter dem Riesengebirge aufstellen und die Straßen von Glas und Trautenau vertheidigen. Die Stellungen sind aus dem 7jährigen Kriege bekannt. Wird sie auch hier verdrängt, so zieht sie sich hinter die Molbau und Elbe zurück, den rechten Flügel bei Prag, den linken bei Theresienstadt.

Prag, als Festung des ersten Ranges und für die Behauptung Böhmens von großer Wichtigkeit, muß mit Allem versehen sein, um eine langwierige Belagerung aushalten zu können.

Dresden ist ein wichtiger Punkt, der nothwendig besetzt werden muß, sowohl zur Vertheidigung der Linie der Elbe, als um die Verbindung mit der Preussischen Armee zu sichern. Um die Wichtigkeit Dresdens zu beweisen, braucht man nur an die Rolle zu erinnern, welche es im Jahre 1813 gespielt hat.

Wird die Oesterreichische Hauptarmee auch bei Prag geschlagen, so kann sie sich entweder nach Dresden oder nach Eger oder nach Regensburg zurückziehen. Die Umstände, d. h. sowohl die Bewegungen der Russen, als die Begebenheiten des Kriegs gegen Frankreich, werden die Wahl bestimmen. Zieht

- sich die Armee nach Dresden zurück, so wird sie ungefähr in derselben Lage sein, in welcher Napoleon sich im Feldzuge von 1813 befand. Zieht sie sich nach Eger, so nähert sie sich auf dem kürzesten Wege der Preussischen Hauptarmee, welche zwischen Mannheim und Bamberg gegen die Französische agirt. Diese Annäherung und die Combinationen, welche sie herbeiführen kann, werden vielleicht dem Kriege eine günstigere Wendung geben.

Geht die Armee bei Regensburg über die Donau, so ist sie theils durch diesen Fluß gedeckt, theils nähert sie sich den andern Oesterreichischen Armeen, welche das Donauthal, Italien, Wien, Ungarn, zum Kriegsschauplatz hatten. Alles wird davon abhängen, wo und in welcher Lage sich diese secundären Oesterreichischen Armeen gleichzeitig befinden. Dieser Rückzug auf Regensburg ist wohl der wahrscheinlichste; doch ist zu bedenken, daß dadurch alle Verbindung mit der Preussischen Armee aufgegeben wird. Die nähere Betrachtung dieser Lage der Dinge geschieht zweckmäßiger, nachdem wir vorher den Krieg gegen Frankreich in der Voraussetzung einer ungünstigen Wendung abgehandelt haben. Hier nur so viel, daß der Rückzug von Prag nach Regensburg deswegen am wahrscheinlichsten ist, weil die Oesterreichische Armee auf diesem Wege mit den Provinzen des Reichs, dem Nachschub und allen eigenen Hülfquellen in Verbindung bleibt.

Das Oesterreichische Corps (30,000 M.), welches bestimmt ist, Wien zu decken, hat seinen Rückzug über Olmütz, Brünn nach Wien gemacht. Dieses Corps muß Wien und den Uebergang über die Donau gegen ein feindliches Corps hartnäckig vertheidigen, bis es der Uebermacht erliegt. Die nöthigen Anstalten, besonders ein Brückenkopf bei Wien, sind vorzubereiten.

Das verschanzte Lager bei Linz muß auch durch Oesterreichische Reserven besetzt werden, so daß der Feind nicht von Prag über

Subweis bei Linz die Donau passiren und sich so zwischen die Armee bei Regensburg und Wien werfen kann.

Das Oesterreichisch-Ungarische Heer verlangt einen besonders tüchtigen Feldherrn, sowohl wegen der wichtigen und unabhängigen Rolle, welche ihm offensiv aufgetragen ist; als auch weil er sich in sehr schwierigen Lagen bei der Defensiv befinden kann.

Wir setzen voraus, daß dieses Heer bei Munkacs steht, und die Straße von Lemberg, so wie überhaupt den Uebergang über die Karpathen vertheidigen soll. Es sind vier Fälle denkbar, welche die Rolle dieses Heers wesentlich modificiren.

1. Der Feind vernachlässigt dieses Kriegstheater und stellt dem Oesterreichisch-Ungarischen Heere keine bedeutenden Kräfte entgegen. Dann muß der Oesterreichische Feldherr, wie groß auch die Erfolge der Russen in Schlesien sein mögen, rasch in Wolhynien und Polesien vordringen, und den Aufstand der alten Polnischen Provinzen organisiren. Er muß dazu gute Polnische Cadres und Mittel der Bewaffnung bei sich haben.

2. Eine gleiche oder überlegene Russische Armee kommt ihm auf der Straße von Kiew entgegen; dies ist wohl die wahrscheinlichste Voraussetzung; die Oesterreichisch-Ungarische Armee muß dann ihren Boden hartnäckig und Fuß bei Fuß vertheidigen. Die Pässe der Karpathen, Alt-Bereczke, Dukla, Jablunka, müssen durch selbstständige, verschlossene Feldverschanzungen gesichert, wenigstens das Vorbringen des Feindes dadurch verzögert werden. Bei Munkacs, dann bei Eperies oder Kaschau, sind gute verschanzte Lager vorzubereiten. Wird die Oesterreichisch-Ungarische Armee von einem übermächtigen Feind auch hier geschlagen und verdrängt, so geht ihr Rückzug auf Pesth; der Zugang dieser Hauptstadt, der Uebergang über die Donau ist so lange als möglich zu vertheidigen, weshalb Pesth durch solide Feldverschanzungen im Voraus gedeckt werden muß. Ist auch Pesth nicht

mehr zu halten, so geht der Rückzug auf die Festung Komorn, die Insel Schütt und hinter die Raab, und man stellt sich auf in Verbindung mit dem kleineren Oesterreichischen Corps, welches Wien zu vertheidigen bestimmt ist.

3. Die Oesterreichisch-Ungarische Armee wird gleichzeitig von zwei Russischen Armeen, wovon die eine von Kiew, die andere von der Weichsel her vordringt, angegriffen. Wenn die Russische Armee, welche von der Weichsel über Dukla und Eperies in Ungarn einfällt, vor der Oesterreichisch-Ungarischen Kaschau erreichen sollte, so wäre der Oesterreichischen die Rückzugslinie nach Pesth und der Donau abgeschnitten, und sie kann gezwungen sein sich über Debreczyn nach Siebenbürgen zu werfen, und in dem Gebirgskrieg ihr Heil zu versuchen. Hat sie aber auf diese Weise einen großen Theil des Russischen Heeres auf sich gezogen, so kommt dies der Oesterreichischen Hauptarmee in Schlesien zu Gute, welche einen um so viel schwächeren Feind zu bekämpfen hat.

4. Die Russen gehen mit einem bedeutenden Heere über den Dniester und rücken durch die Moldau gegen die untere Donau vor, um die Türken anzugreifen, während sie gegen die Oesterreichische Armee gleichzeitig ein Corps aufstellen.

Alsdann in directer Verbindung mit den Türken zu agiren, wäre wohl für die Oesterreichische Armee nicht rathsam, ja gefährlich; sowohl weil von den Leistungen der Türken wenig mehr zu erwarten ist, als weil die nördliche Grenze Ungarns zu sehr entblößt würde.

Die Oesterreichische Armee muß dann die Pässe Siebenbürgens besetzen, aber mit ihrer Hauptmacht in der Bukowina die Offensive ergreifen und über Czernowitz gegen Jassy vordringen.

Die Unternehmungen der secundären Armee, und wie weit sich diese erstrecken dürfen, wird immer von den Begebenheiten bei der Hauptarmee abhängen. Das vorzüglichste Augenmerk dieser secundären Armeen muß aber stets sein, den größtmöglichen

Theil des Russischen Heeres auf sich zu ziehen, festzuhalten und zu beschäftigen, um so die entscheidende Aufgabe der Hauptarmee zu erleichtern, ohne sich selbst einer Niederlage auszusetzen.

9) Der Krieg gegen Frankreich. a. Offensiv.

Wenn die Preussische Hauptarmee früher am Mittelrhein vereinigt ist als die Französische, so hat sie die Offenstve auf der Straße über Nancy zu ergreifen, und bis an die Marne die Operationslinie Blüchers von 1814 zu verfolgen.

Auf dieser Straße befinden sich wenig Terrainhindernisse, weder Festungen noch bedeutende Flüsse; Toul, mit einem bastonirten Wall umgeben, ist im Jahre 1814 von den Franzosen nicht ernstlich vertheidigt worden.

Wahrscheinlich wird zwischen der Saar und Mosel eine Hauptschlacht geliefert werden. Sind die Preußen siegreich, so werden sie ihren Sieg verfolgen, bis an die Seine und Marne vordringen und sich zwischen Troyes und Chalons aufstellen. Der Besitz von Chalons gewährt den Vortheil, daß man der feindlichen Armee dadurch die Verbindung mit Verdun und Metz abschneidet.

Ob man weiter vordringen darf, wird von dem Zustand des feindlichen Heeres und von dem Geist abhängen, der sich in Frankreich kund thut. Da die feindlichen Festungen Metz, Thionville, Verdun, und im Elsaß Strassburg, Schlettstadt, Breisach, Hüningen und Besort enge eingeschlossen werden müssen, so wird dadurch dem activen Heere eine bedeutende Truppenmasse entzogen.

Die Deutsche Donauarmee in Schwaben ist beauftragt, der Französischen Armee im Ober-Elsaß zu folgen, welche sich gegen Lyon zurückziehen wird, um das südliche Frankreich zu decken. Diese Französische Armee wird sich zwischen den Festungen Besançon und Auxonne zu behaupten suchen, und es ist die Aufgabe der Deutschen Donauarmee, sie bis gegen Lyon zurückzu-

drängen, und dadurch die linke Flanke der Hauptarmee sicher zu stellen.

Strasburg muß belagert werden, sobald diese Unternehmung durch die errungenen Vortheile und die Aufstellung der Hauptarmee hinlänglich gesichert ist. Die Eroberung Strasburgs ist ein doppelter Gewinn; Frankreich verliert den strategischen Punkt, welcher seine Offensive gegen Deutschland am meisten begünstigte, und wir sind im Besitz der Festung, auf deren Abtretung wir in den Friedensunterhandlungen bestehen müssen.

Die Oesterreichische Armee in Italien wird wohl zu schwach sein, um im Anfang des Feldzugs sogleich die Offensive ergreifen zu können; es ist wahrscheinlicher, daß die Französische Südararmee ihr von Lyon her entgegengeht, und daß der Krieg in Oberitalien einige Zeit unabhängig von den Begebenheiten in Frankreich geführt werden wird. Sollte aber die Französische Südararmee bei Lyon auf der Defensivse beharren, oder aber, nachdem sie die Verluste und den Rückzug der Französischen Hauptarmee erfahren hat, sich dahin zurückziehen, so muß die Oesterreichisch-Italienische Armee ihr folgen und sie so beschäftigen, daß die Französische Südararmee, welche durch Vereinigung mit der Armee des Ober-Elsses 140,000 Mann stark ist, sich nicht von Lyon entfernen kann, um etwas Entscheidendes gegen die Preussische Hauptarmee zu unternehmen. Um die Vortheile, welche diese Vereinigung der Französischen Südararmee giebt, aufzuwägen, muß die Oesterreichisch-Italienische Armee sich über Chambery und Genf mit der Deutschen Donauarmee in Verbindung setzen. Die Neutralität der Schweiz wird ohnehin in solchem großen Kriege nur so lange gelten, bis eine der beiden kriegführenden Parteien ihren Vortheil dabei sieht, sie nicht mehr zu beachten.

In den Niederlanden haben wir keine zahlreichen Heere vorausgesetzt; es wird also dort wohl nichts Entscheidendes geschehen,

sondern die kleinen Armeen werden sich gegenseitig im Schach halten. Anders freilich könnte es werden, wenn England wieder mit einer Armee in den Niederlanden auftreten wollte, und sich durch Subsidien der Mitwirkung Deutscher Hülfsstruppen auf diesem Kriegstheater versichert hätte. Ein Vorrücken der Französisch-Belgischen Armee gegen den Niederrhein würde keinen entscheidenden Einfluß auf die Begebenheiten haben, da Frankreich schwerlich ein großes Heer dazu verwenden kann, so lange die Deutsche Hauptarmee im Herzen von Frankreich steht.

Ob bei ferneren Erfolgen und großer Uebermacht der Deutschen Heere Paris wieder eingenommen werden kann, wird dann zunächst von dem Geiste abhängen, welcher die Pariser Nationalgarde beseelt. Weiß man, daß die Einwohner dieser vollreichen Hauptstadt zur Vertheidigung entschlossen sind, so ist es vorstichtiger sich mit dem Angriff nicht zu überellen, und etwas auf den Wankelmuth der Pariser zu rechnen; während diese den Gefahren des Angriffs vielleicht muthig trogen würden, möchten die Entbehrungen und Mühseligkeiten eines langwierigen état de siège sie vielleicht auf andere Gedanken bringen. Vor Allem ist darauf zu wirken, die Zufuhren an Lebensmitteln so viel möglich zu erschweren und abzuschneiden; denn schwerlich ist man im Stande, das Approvisionnement auf mehrere Monate im Voraus zu bewirken.

10) Der Krieg gegen Frankreich. b. Defensiv.

Haben die Franzosen zwischen Rhein und Mosel einen entscheidenden Sieg erröchten, so daß die Deutschen Armeen über den Rhein zurückzugehen gezwungen sind; so werden die Franzosen wahrscheinlich die Deutschen Festungen am Mittelrhein nur durch ein starkes Corps beobachten (und später blockiren) lassen; die Französische Hauptmacht wird aber bei Straßburg über den Rhein gehen, um die Deutsche Armee von diesem Flusse abzu-

drängen. Gleiches wird stattfinden, wenn die Franzosen den Deutschen in den Kriegsrüstungen zuvorgekommen sind und die Offensive auf dem rechten Rheinufer ergreifen. Die Deutsche Armee wird sich im Rheinthal, zwischen Karlsruhe und Rastatt concentriren und eine Schlacht liefern. Die Stellung an der Murg, mit dem rechten Flügel an die Festung Rastatt angelehnt, ist sehr stark, sie sichert die Rückzugslinie nach Heilbronn.

Die Franzosen können im Rheinthal gegen Rastatt nicht vorrücken, ohne vorher die Deutsche Donauarmee aus dem Schwarzwald verdrängt und die Defilées im Rench- und Ringigthal besetzt zu haben. Hierdurch wird die Preussische Hauptarmee auf jeden Fall Zeit zu ihrer Concentration gewinnen. Wird die Deutsche Armee bei Rastatt geschlagen, so zieht sie sich über Heilbronn hinter die Rednitz in das zwischen Bamberg und Forchheim vorbereitete verschanzte Lager zurück; Avantgarde bei Burg-Grach. Während des Rückzugs muß der Boden Fuß für Fuß freitig gemacht werden.

Ein Rückzug hinter den Main bei Frankfurt würde zwar dem Feinde im ersten Moment weniger Boden überlassen, aber der Rückzug in dieser Richtung hat alle Nachtheile und Gefahren, welche Flankenstellungen eigen sind; die Gefahr vor Allem, selbst überflügelt und gegen den Niederrhein geworfen zu werden, und die Verbindung mit den Haupthülfsquellen und den übrigen Deutschen Armeen zu verlieren.

Ob das Corps bei Köln, das wir gegen Belgien aufgestellt haben, sich am Rhein behaupten könne, ob die Hauptarmee es nicht an sich ziehen müsse, um die erlittenen Verluste zu ersetzen, wird von den Umständen abhängen. Auf keinen Fall ist dieses Corps der Gefahr ausgesetzt abgeschnitten zu werden, da es über Kassel und den Thüringer Wald, und im schlimmsten Fall über Minden und Magdeburg seinen Rückzug nehmen kann.

Die Donauarmee muß sich so lange als möglich bei

Ulm behaupten; die Befestigung dieses wichtigen Punktes gewährt eine gute Aufstellung und große Manoeuvrirfähigkeit. Von Ulm her bedroht die Donauarmee die einzige Communicationslinie des Feindes von Straßburg über Heilbronn; und dieser muß die Donauarmee von Ulm verdrängt haben, oder ihr doch eine stärkere Armee entgegenstellen, die sie im Zaum hält, ehe er wagen darf mit seiner Hauptmacht gegen Bamberg vorzurücken.

Das verschanzte Lager bei Bamberg hinter der Rednitz sichert der geschlagenen Preussischen Hauptarmee die Verbindung mit der Oesterreichischen Hauptarmee in Böhmen, und die Rückzugslinie sowohl über Eger nach Böhmen, als nach Dresden oder Magdeburg an die Elbe. Der Rückzug über Amberg nach Regensburg ist schwerlich ausführbar, da der Feind wahrscheinlich die Stellung hinter der Rednitz über Nürnberg in der linken Flanke angreifen wird, was er thun kann ohne seine eignen Communicationen bloß zu stellen. Es ist daher von großer Wichtigkeit, daß gleichzeitig mit der Vorbereitung des verschanzten Lagers bei Bamberg auch alle Defilées des Fichtelgebirges durch Blockhäuser oder Forts gesperrt und für eine gute Vertheidigung eingerichtet werden. Was weiter geschehen muß, wenn die Preussische Hauptarmee auch bei Bamberg geschlagen werden sollte, hängt natürlich größtentheils von den gleichzeitigen Zuständen bei der Oesterreichischen Hauptarmee und von der Sachlage des Krieges gegen Rußland ab.

Steht die Oesterreichische Hauptarmee noch in guter Verfassung bei Prag (von Bamberg nach Prag sind 40 Meilen oder 13 Märsche), so sind mehrere Combinationen denkbar.

1) Entweder die Preussische Hauptarmee zieht sich nach Eger zurück, vertheidigt die Defilées des Erzgebirges und Böhmerwaldes gegen die Französische, und die Oesterreichische und Preussische Armee unterstützen sich gegenseitig, da die beiden Gegner getrennt

sind und es vielleicht möglich ist, bedeutende Detachirungen auf einige Zeit dem einen dieser Gegner verborgen zu halten.

2. Oder die Preussische Hauptarmee geht nach Dresden und verstärkt sich durch Heranziehung der Preussischen Armee, welche den Russen bei Posen gegenüber stand. Ein Corps müßte bei Eger stehen, um den Uebergang des Gebirges streitig zu machen, und so lange als möglich zu vertheidigen. Wenn man bedenkt, wie hartnäckig sich Napoleon im Jahr 1813 in zwar anderen oder doch noch ungünstigeren Verhältnissen bei Dresden behauptet hat, so wird man zugeben, daß die Aufstellung in dem Dreieck — Prag, Dresden, Eger — noch viele Combinationen gestattet und nicht hoffnungslos ist, vorausgesetzt, daß die Deutschen Heere noch von Muth befeelt sind, und daß bei ihren Anführern Einheit des Commandos und Entschlossenheit herrscht. Friedrich der Große war im 7jährigen Kriege oft in einer schwierigeren Lage, und hat sich durch seine moralische Ueberlegenheit in Schlachten gerettet.

Die Donauarmee hat ihre Rückzugslinie längs der Donau; die Festungen Ulm, Ingolstadt, Regensburg geben ihr successive Anhaltspunkte und sind Brückenköpfe, um auf das linke Ufer überzugehen und gegen die Communicationen des Feindes zu operiren, wenn ihr dazu Freiheit gelassen werden sollte. Um sich gegen solche Unternehmungen sicher zu stellen, wird Frankreich ein zum wenigsten gleich starkes, wahrscheinlich ein stärkeres Heer entgegenstellen. Sollte die Donauarmee von der Donau abgedrängt werden, so muß sie sich nach Tyrol zurückziehen und mit der Oesterreichisch-Italienischen Armee in Verbindung setzen.

Die Oesterreichisch-Italienische Armee, in die Defensive geworfen, wird auf diesem bekannten Kriegstheater die successiven Aufstellungen vertheidigen, welche die Ströme gewähren, die aus den Alpen dem Po zufließen bis an den Mincio. Von hier aus ist aber der Rückzug nicht weiter über die Etsch, Brenta

und durch die Ponteba nach Kärnthen fortzusetzen, wie die Oesterreicher in früheren Feldzügen gethan haben, sondern nach Tyrol, um die Stellungen an der Etsch bei Lavis und Brixen zu vertheidigen. Die Festungswerke, die um Brixen angelegt worden sind, versichern diese letztere Stellung.

Warum dieser Rückzug nach Tyrol den Vorzug verdient, sagt Napoleon in seinen Notizen über die Feldzüge von 1796 und 97; und nach diesem Gewährsmann ist es wohl überflüssig, etwas mehr hinzuzufügen. Die Aufstellung in Tyrol verhindert den Feind, gegen Kärnthen vorzubringen; sie nöthigt ihn zu dem schwierigen Gebirgskrieg; sie erleichtert es aus Deutschland schnelle Verstärkungen zu erhalten; die Verbindung mit der Donauarmee giebt vielleicht Mittel, nach einer von beiden oder nach beiden Seiten, gegen Bayern und Italien, entscheidende Schläge zu führen; da Detachirungen im Gebirge dem Feinde lange verborgen bleiben können.

Ist es am Ende durch die ungünstige Wendung der beiden Kriege gegen Rußland und gegen Frankreich dahin gekommen, daß die beiden großen Deutschen Heere die Verbindung haben aufgeben müssen, daß die Oesterreicher sich über die Donau zurückzogen, die Preußen entweder schon früher den Rhein hinab abzogen, oder daß sie sich erst aus der Stellung hinter der Mebnitz nach Magdeburg und an die Unterelbe zurückziehen müssen, daß Russen und Franzosen sich im Herzen von Deutschland die Hand reichen können, — dann muß entweder ein allgemeiner Aufstand, ein Guerrillakrieg in Deutschland zu Hülfe kommen, wenn die Nation dazu die nöthige Energie hat, oder es ist Zeit geworden, einen Frieden unter harten Bedingungen anzunehmen.

11) England, seine Rolle und Mitwirkung.

Die Lage und die besonderen Verhältnisse Englands erlauben nicht mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß es auf dem Conti-

nein mit einer nur etwas bedeutenden Armee auftreten werde; doch fehlt es ihm nicht an Mitteln sowohl im Kriege gegen Rußland als in dem gegen Frankreich kräftig mitzuwirken. Diese Mittel sind:

A) gegen Rußland:

1. Das Erscheinen seiner Flotte im Baltischen Meere. Es kann die Russische Flotte entweder schlagen, oder wenn sie sich in Kronstadt einschließt, blockiren; den Russischen Seehandel vernichten, und damit die Russischen Hülfquellen beeinträchtigen.

2. Wenn der Aufstand in den Russisch-Polnischen Provinzen um sich greift, kann es diesen durch eine Landung in den Ostsee-provinzen begünstigen, wenigstens Waffen liefern.

3. Unter Mitwirkung Schwedens Finnland angreifen; und auf jeden Fall Rußland zwingen, in Finnland und zur Deckung Petersburgs ein Truppencorps zurückzulassen.

4. Unter Begünstigung der Türkei mit einer Flotte die Dar-danellen und den Bosphorus passiren, und die Russische Armee im schwarzen Meere auffuchen.

5. An den Donaumündungen landen, vielleicht in Verbindung mit der Türkischen Armee.

6. Die Russischen Forts an der Ostküste des schwarzen Meeres vernichten und den Widerstand der Kaukasier unterstützen.

B) Gegen Frankreich:

1. In den Niederlanden die Holländische Armee verstärken, und dadurch die Franzosen nöthigen, in Belgien bedeutendere Kräfte zu verwenden.

2. Mit seinen Flotten die Französischen Küsten bedrohen, und Frankreich zwingen, in seine Kriegshäfen starke Besatzungen zu legen.

3. Durch seine Flotten Frankreich die Verbindung mit Algier abschneiden und so den Verlust dieser Colonie und der Truppen, welche dieselbe besetzen, herbeiführen.

12) Der Frieden.

Sind die Deutschen Heere siegreich, so sind folgende Friedensbedingungen wohl am meisten geeignet, Deutschland und Europa einen dauernden Frieden zu sichern:

Die Wiederherstellung Polens in den Grenzen, welche es 1772 vor der ersten Theilung hatte, mit Ausschluß des größten Theils der Provinz Posen, die schon halb Deutsch geworden ist.

Die Abtretung des Elssasses an Deutschland.

Oesterreich wäre durch die Moldau und Wallachei und durch das Elsaß für den Verlust Galliziens entschädigt.

Weiter will ich nicht ausführen, was noch mehr geschehen könnte, um nicht in politische Träume zu gerathen, deren Wirklichkeit so fern liegt. Was bei dem gänzlichen Verfall des Türkischen Reichs vielleicht geschehen könnte, habe ich im Anfange dieses Aufsatzes angedeutet.

Sind die Deutschen Heere geschlagen, ist man zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt, dann wird der Feind schon selbst seine Bedingungen vorzuschreiben wissen.

XXI.

Die Aufgabe des Staatsmannes bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit.

§. 1.

Staat und Kirche.

Von den Theoretikern wird viel gestritten über das Verhältniß der Kirche zum Staat; die Schlichtung des Streites hängt ganz und gar ab von der Art und Weise, wie die Begriffe vom Wesen und Zweck sowohl der Kirche als des Staates festgestellt werden. Je nachdem der Staat bloß für eine Rechtsanstalt oder aber als eine Gemeinschaft für die höheren Zwecke des Lebens angesehen wird, je nachdem die Kirche als eine menschliche Einrichtung für den öffentlichen Cultus, oder als eine von Gott eingesetzte über die irdischen Zwecke erhabene Macht gilt, muß die Antwort anders ausfallen, und eine Unterordnung oder eine unabhängige Stellung gefolgert werden.

Praktisch genommen wird es aber darauf ankommen, ob bei einem Conflict diejenigen, die zugleich Staatsbürger und Mitglieder der kirchlichen Gemeinde sind, sich in ihrem Gewissen verpflichtet erachten mehr dem Gesetze des Staates, — oder aber mehr dem Gebot der Kirche Folge zu leisten; und wo der Glaube lebendig ist, wird es heißen: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. — Wie also auch die staatsrechtlichen Theorien lauten mögen, jede Regierung, die nicht Märtyrer, Rebellen oder Auswanderer schaffen will, wird immer besser thun, in ihrem Verhältniß zur Kirche die Klugheit zu Rathe zu ziehen, als

- strenge auf der These von ihr anzusprechender Suprematie zu bestehen.

Will man doch eine Theorie aufstellen, so kann es wohl kaum anders geschehen, als daß man einen Vertrag zwischen Staat und Kirche fingirt; beide bedürfen einander und sollen sich gegenseitig tragen und halten; und dabei muß das Princip gelten:

„Der Staat soll seine Gesetze und seinen modus vivendi in
 „Uebereinstimmung bringen mit den sittlichen und religiösen
 „Ueberzeugungen des Volks; die Kirche soll die Rechtsver-
 „hältnisse und die Zwecke des Staats nicht stören.“

Wo Staat und Kirche sich gleichzeitig und harmonisch im Volke ausgebildet haben, da macht sich das von selbst; ist das nicht der Fall, oder wird die Harmonie gestört, so müssen für neue Schwierigkeiten neue Mittel der Abhülfe gesucht, neue Artikel in den fingirten Vertrag ausgenommen werden. Der Staat hat freilich die Rüstung der Macht und ist gezwungen hier Richter in seiner Sache zu sein, aber auf seine eigene Gefahr. Die Warnungen der Geschichte sind zu gegenwärtig, als daß es nöthig wäre darauf aufmerksam zu machen.

§. 2.

Das jetzige Verhältniß in den christlichen Staaten.

Abgesehen von den Vorkommnissen längst vergangener Jahrhunderte, und von Culturzuständen, welche dem unsrigen fern liegen, also abgesehen von dem theokratischen Staat, hat sich das Verhältniß des Staats zur Kirche auf dreierlei Weise gestaltet.

1) Entweder der Staat erkennt eine herrschende Kirche, mit welcher seine Institutionen enge verbunden sind; andere Confessionen sind ausgeschlossen oder nur unter verschiedenen Modificationen geduldet.

2) Oder mehrere gleichberechtigte Confessionen bestehen neben

einander, und der Staat hat sie in ihren erworbenen Rechten zu schützen.

3) Oder endlich der Staat bekümmert sich nicht um die Kirche; Alles ist den Gemeinden überlassen; und der Staat wacht nur gegen Uebertretung der Gesetze.

Das theoretische Staatsrecht hat gegen diese drei Formen nichts einzuwenden, da ein wohlgeordneter Staat sehr wohl bei jeder von den dreien bestehen und seine Zwecke erreichen kann. Die politische Frage, welcher von diesen Zuständen der wünschenswertheste sei, läßt sich auch nicht absolut beantworten; es kommt Alles auf die gegebenen Verhältnisse an.

Zu 1. Wer wird es läugnen, daß, wo eine Religion Staat und Kirche auf's Innigste verbindet, beide an Kraft und Würde gewinnen. Es ist gleichsam das Ideal, und wo dieser Zustand besteht, wird der Staatsmann sich bestreben, ihn so lange zu erhalten, als es ohne Härte, Gewissenszwang und Verfolgung möglich ist.

Doch auch dieses Ideal hat sich in der Geschichte nicht immer bewährt. Oft wird eine mächtige Hierarchie das Volk in geistiger Unmündigkeit erhalten wollen, um ihren Einfluß zu sichern, wie in Rom; oder wenn das Oberhaupt des Staats zugleich das Oberhaupt der Kirche ist, begünstigt diese doppelte Macht in Einer Hand den Despotismus, wie wir in Rußland sehen. Es ist zweifelhaft, ob das geistige Leben eines Volkes sich frei in schöner Blüthe entfalten könne, ohne mit einer herrschenden Kirche in Streit zu gerathen; wenigstens nennt die Geschichte noch keine Epoche, in der das geschehen wäre. Nur wenn die Volksreligion selbst in sich die Keime einer freien Entwicklung trüge, und mit der geistigen Bildung des Volkes fortschreiten könnte, ohne sich aufzulösen oder in Secten zu zerfallen, dann wäre das Ideal erreicht. Wir dürfen es uns nicht verbergen, der Protestantismus hat diese Hoffnung nicht erfüllt.

Zu 2. Wo mehrere gleichberechtigte Confessionen bestehen, soll der Staat keine bevorzugen; der Staatsdiener soll sich, was auch seine individuelle Ansicht oder Ueberzeugung sein möge, in officio unparteiisch, — wenn man will, gleichgültig, — gegen diese Secten verhalten, obgleich in neuester Zeit für diesen Indifferentismus ein sehr unpassendes und anstößiges Wort gebraucht worden ist. Gleichgültigkeit gegen confessionelle Unterschiede und scholastische Spitzfindigkeiten ist nicht Gleichgültigkeit gegen Religion oder gar Atheismus. Der Staat wird aber sein Aufsichtsrecht in vielen Beziehungen geltend zu machen und sich gegen Tendenzen zu verwahren haben, welche die Rechte anderer Confessionen oder die Geseze beeinträchtigen.

Hier drängt sich die Frage auf: Welche Confessionen sollen gleichberechtigt sein? welches ist der Maßstab für die Tolozanz? — Ich würde sie so beantworten:

Alle Confessionen, welche eine reine Moral lehren, ihren Befennern erlauben, alle Pflichten als Staatsbürger zu erfüllen, und mit anderen anerkannten Confessionen in Eintracht und bürgerlicher Gemeinschaft zu leben, können im Staate gleichberechtigt sein; die Confessionen, welche ihre Befenner daran verhindern, können geduldet werden, wenn ihre Sittenlehre übrigens rein ist, aber auf das Staatsbürgerthum haben sie keinen Anspruch; es bleibt Frage der Politik, ob es ihnen zugestanden werden soll oder nicht, — z. B. den Quäkern, die sich dem Kriegsdienste entziehen?

Nicht zu dulden sind unsittliche Secten; und für unsittlich muß gehalten werden Alles, was gegen die im Volke geltenden Begriffe von Sittlichkeit anstößt, als: Vielweiberei, ferner geheime Secten und auch solche, die in politischer Abhängigkeit von fremden Oberen sind, oder dem Staate gefährliche Principien aufstellen, wenn diese auch abstract genommen nicht unsittlich wären.

Hiernach ist die Emancipationsfrage der Juden zu beantworten. Sobald sie sich selbst nicht mehr als Fremdlinge betrachten und alle Bürgerpflichten übernehmen, ist kaum ein Grund sie zu verweigern, man müßte denn christliche Confession zur Bedingung des Staatsbürgerrechts machen. Es läßt sich dies zwar vertheidigen, aber wäre nicht heutzutage einige Hypokrisie darin? und sind etwa alle Staatsbürger und Staatsbeamte, welche für christliche gelten, bereit, auf irgend eine christliche Glaubensformel zu schwören? Jedensfalls ist es höchst lächerlich und inconsequent Juden zu Edelleuten und Rittern zu machen, also in einen privilegierten Stand im Staate sie aufzunehmen, — und ihnen doch das Bürgerrecht zu versagen.

Zu 3. Die dritte Form ist die, welche jetzt in dem Nordamerikanischen Freistaate besteht. Die Schilderung, welche Toqueville von diesen Zuständen macht, läßt sie nicht wünschenswerth erscheinen; die Würde des Gottesdienstes muß bei dieser gänzlichen Abhängigkeit der Geistlichen von ihren Gemeinden leiden; nirgends finden sich genügende Anstalten für die Bildung dieser Geistlichen; ihre Existenz ist der Willkür anheimgegeben. Aber bei dem dortigen politischen Zustande, wo nicht bloß bestehende und anerkannte, sondern wo auch jede beliebige neu aufkommende Secte verfassungsmäßig berechtigt ist, läßt sich kaum eine andere Form denken. Die Gefahren, welche daraus entstehen können, würden vielleicht auch schon in Nordamerika fühlbar geworden sein, wenn nicht die anglikanische Kirche dort ein faktisches Uebergewicht hätte, indem nicht bloß die Mehrheit des Volks, sondern auch vorzugsweise die Gebildeten ihr angehören.

Die Forderung, daß der Staat sich gar nicht um die Kirche bekümmern; sie ganz sich selbst überlassen solle, ist in neuester Zeit von zwei extremen Seiten her geltend gemacht worden, sowohl von der ultramontanen als von der ultraliberalen Partei; für die Regierungen Grund genug, um dagegen mißtrauisch zu sein.

Zu 2. Wo mehrere gleichberechtigte Confessionen bestehen, soll der Staat keine bevorzugen; der Staatsdiener soll sich, was auch seine individuelle Ansicht oder Ueberzeugung sein möge, in officio unparteiisch, — wenn man will, gleichgültig, — gegen diese Secten verhalten, obgleich in neuester Zeit für diesen Indifferentismus ein sehr unpassendes und anstößiges Wort gebraucht worden ist. Gleichgültigkeit gegen confessionelle Unterschiede und scholastische Spitzfindigkeiten ist nicht Gleichgültigkeit gegen Religion oder gar Atheismus. Der Staat wird aber sein Aufsichtsbrecht in vielen Beziehungen geltend zu machen und sich gegen Tendenzen zu verwahren haben, welche die Rechte anderer Confessionen oder die Geseze beeinträchtigen.

Hier drängt sich die Frage auf: Welche Confessionen sollen gleichberechtigt sein? welches ist der Maßstab für die Toleranz? — Ich würde sie so beantworten:

Alle Confessionen, welche eine reine Moral lehren, ihren Bekennern erlauben, alle Pflichten als Staatsbürger zu erfüllen, und mit anderen anerkannten Confessionen in Eintracht und bürgerlicher Gemeinschaft zu leben, können im Staate gleichberechtigt sein; die Confessionen, welche ihre Bekenner daran verhindern, können geduldet werden, wenn ihre Sittenlehre übrigens rein ist, aber auf das Staatsbürgerthum haben sie keinen Anspruch; es bleibt Frage der Politik, ob es ihnen zugestanden werden soll oder nicht, — z. B. den Quäkern, die sich dem Kriegsdienste entziehen?

Nicht zu dulden sind unsittliche Secten; und für unsittlich muß gehalten werden Alles, was gegen die im Volke geltenden Begriffe von Sittlichkeit anstößt, als: Vielweiberei, ferner geheime Secten und auch solche, die in politischer Abhängigkeit von fremden Oberen sind, oder dem Staate gefährliche Principien aufstellen, wenn diese auch abstract genommen nicht unsittlich wären.

Hiernach ist die Emancipationsfrage der Juden zu beantworten. Sobald sie sich selbst nicht mehr als Fremdlinge betrachten und alle Bürgerpflichten übernehmen, ist kaum ein Grund sie zu verweigern, man müßte denn christliche Confession zur Bedingung des Staatsbürgerrechts machen. Es läßt sich dies zwar vertheidigen, aber wäre nicht heutzutage einige Hypokrisie darin? und sind etwa alle Staatsbürger und Staatsbeamte, welche für christliche gelten, bereit, auf irgend eine christliche Glaubensformel zu schwören? Jedenfalls ist es höchst lächerlich und inconsequent Juden zu Edelleuten und Rittern zu machen, also in einen privilegierten Stand im Staate sie aufzunehmen, — und ihnen doch das Bürgerrecht zu versagen.

Zu 3. Die dritte Form ist die, welche jetzt in dem Nordamerikanischen Freistaate besteht. Die Schilderung, welche Toqueville von diesen Zuständen macht, läßt sie nicht wünschenswerth erscheinen; die Würde des Gottesdienstes muß bei dieser gänzlichen Abhängigkeit der Geistlichen von ihren Gemeinden leiden; nirgends finden sich genügende Anstalten für die Bildung dieser Geistlichen; ihre Existenz ist der Willkür anheimgegeben. Aber bei dem dortigen politischen Zustande, wo nicht bloß bestehende und anerkannte, sondern wo auch jede beliebige neu aufkommende Secte verfassungsmäßig berechtigt ist, läßt sich kaum eine andere Form denken. Die Gefahren, welche daraus entstehen können, würden vielleicht auch schon in Nordamerika fühlbar geworden sein, wenn nicht die anglikanische Kirche dort ein faktisches Uebergewicht hätte, indem nicht bloß die Mehrheit des Volks, sondern auch vorzugsweise die Gebildeten ihr angehören.

Die Forderung, daß der Staat sich gar nicht um die Kirche bekümmern, sie ganz sich selbst überlassen solle, ist in neuester Zeit von zwei extremen Seiten her geltend gemacht worden, sowohl von der ultramontanen als von der ultraliberalen Partei; für die Regierungen Grund genug, um dagegen mißtrauisch zu sein.

§. 3.

Die Kirchenhoheit und das Oberaufsichtsrecht des Staates.

Es ist nicht meine Absicht, dieses Kapitel des Staatsrechts hier umständlich abzuhandeln, sondern nur die, einige leitende Principien zu finden.

Das Oberaufsichtsrecht ist wesentlich ein negatives, nämlich zu wachen, daß die Kirche dem Staate keine Hindernisse in den Weg lege. Der Staat soll sich also positiv in kirchliche Angelegenheiten nicht mehr mischen als nöthig ist, um diese Sicherheit zu erlangen. Hierauf beruht das Recht von allen Neuerungen in kirchlichen Angelegenheiten Kenntniß zu nehmen, damit der Staat ihm nöthig dünkenden Falles einschreiten könne. — Nichts darf daher vor ihm geheim gehalten werden, und das Placet des weltlichen Regenten in der Bedeutung: „Ich habe Kenntniß genommen und finde nichts zu erinnern,“ sollte nicht beanstandet werden. Dagegen entscheidet das Placet in der gewöhnlichen Bedeutung ohne Noth für das gerade streitige Princip, für die Suprematie des Staates über die Kirche.

Den katholischen Bischöfen den unmittelbaren Verkehr mit dem Römischen Stuhle versagen zu wollen, ist theils unrecht, weil dieser Zwang mit den wesentlichen Bedürfnissen der katholischen Kirche im Widerspruche steht; theils ist es auch lächerlich, weil es sich doch nicht hindern läßt.

In protestantischen Ländern haben freilich die protestantischen Regenten die bischöfliche Gewalt, also das Kirchenregiment, an sich gebracht, und die Thätigkeit der Regierungen, ohne daß bei dieser Thätigkeit der weltliche oder geistliche Charakter derselben zu unterscheiden wäre, ist dadurch mehr in Anspruch genommen. Weder die Regierungen noch der Protestantismus haben dabei gewonnen, denn die Theilnahme der Gemeinden ist dadurch erschlafft. Die Willkür in der Auslegung der religiösen Dogmen,

und die Spaltungen darüber haben die Regierungen doch nicht verhindern können.

Im Ganzen ist also die Aufgabe leicht in Zeiten der Ruhe, wo Alles im Geleise seinen geregelten Gang geht; aber sie wird schwieriger in Zeiten religiöser Bewegungen. Die Vorkommnisse, welche die Thätigkeit des Staates in Anspruch nehmen, lassen sich auf folgende Kategorien zurückführen:

- 1) Irreligiosität und Verfall der kirchlichen Gemeinden;-
- 2) Streitigkeiten der Confessionen unter einander;
- 3) Uebergrieffe der Kirchengewalt;
- 4) Neue Secten.

Was die beiden ersten Kategorien betrifft, so kommt dabei vorzüglich die Gesetzgebung über Pressfreiheit zur Sprache. Der Staat mag nun präventiv oder repressiv verfahren, in jedem Falle ist es seine Pflicht dafür zu sorgen, daß jede öffentliche Rede oder Schrift verhütet oder bestraft werde, welche Sittlichkeit und Religiosität verhöhnt und untergräbt; doch das Richteramt kann hier der Geistlichkeit nicht überlassen werden, weil ein gewisser Grad von Intoleranz gleichsam durch deren Beruf geboten ist, und weil man sich sonst der Gefahr aussetzt jede wissenschaftliche Discussion in Fesseln zu sehen. Alle Freiheit in Religion und Wissenschaft wäre vernichtet, wenn philosophische Schulen oder die verschiedenen Confessionen ihre von der Lehre dieser oder jener anderen Kirche abweichenden Ansichten nicht mehr mit Gründen geltend machen dürften. Solchen wissenschaftlichen Kampf, wenn er ohne Beleidigung und Verhöhnung geführt wird, soll der Staat nicht verhindern, wenn ihm gleich die dadurch entstehende Aufregung lästig ist.

Die mannichfaltigen Gefahren der Jury in Presssachen können nicht gelaugnet werden, und dennoch kenne ich kein stärkeres Argument für die Jury in Presssachen, als das aus den Anklagen wegen angeblich verletzter Sittlichkeit und des religiösen Ge-

fühls entnommene. Die aus dem Volke selbst hervorgegangenen Geschwornen sollen darüber entscheiden, ob etwas dem Volksgefühl entgegen sei oder nicht? Ich kenne keinen andern Ausweg, um der Willkür, Verantwortlichkeit und allen andern Nachtheilen ein Ende zu machen, die sowohl mit der Censur, als mit dem Urtheil vom Staat bestellter Richter, nothwendig verbunden sind.

Bei allen Conflicten mit der Kirche muß der Staat immer vorfichtig sein und sich hüten, das, was Sache des Gewissens ist, wie eine Rechtsfrage behandeln zu wollen. Wo aber sein Eingreifen nothwendig wird, muß er darauf bedacht sein, die öffentliche Meinung für sich zu haben. In freien Verfassungen ist der Staat der Kirche gegenüber immer stärker, als bei einer absoluten Regierung. Hier ist das Volk schon mißtrauischer, und die Opposition, sonst überall aus dem Felde geschlagen, flüchtet sich dann in die Kirche, wie wir bei dem Streit der Preussischen Regierung mit dem Erzbischof von Köln gesehen haben. Die katholische Kirche weiß es recht gut, daß Repräsentativverfassungen ihren Ansprüchen nicht günstig sind, und ihren Einfluß auf das Volk vermindern; sie ist ihnen daher niemals aufrichtig hold gewesen, sondern hat sie nur vorübergehend zu ihren Zwecken benützt.

Was die Frage über gemischte Ehen betrifft, so ist die katholische Kirche hier, wie ich glaube, in ihrem Rechte; mag man auch aus dem Gesichtspunkte wünschenswerther Toleranz beklagen, daß durch dieses starre Beharren, ja wenn man will, durch diesen Rückschritt (denn früher waren, wenn auch nicht der Papst, doch die Deutschen Bischöfe nachgiebiger) die bürgerliche Eintracht und das Zusammenleben der verschiedenen Confessionen erschwert wird. Wie immer man die Doctrin von der alleinseligmachenden Kirche für absurd halten mag, die katholische Kirche ist in ihrem Rechte, wenn sie Verbindungen nicht einsegnen will,

die sie nicht billigt, oder wenn sie die Einsegnung an solche Bedingungen knüpft, unter welchen sie ihr allein zulässig erscheinen.

Dadurch, daß die Gesetzgebung die Ehe, bezüglich ihrer bürgerlichen und gesetzlichen Folgen, zu einem Civilcontract stempelt, wie der Französische Code thut, umgeht der Staat die Schwierigkeit, oder vielmehr er wälzt sie von sich ab auf den selbstständigen, sich und seiner Kirche verantwortlichen Willen Desjenigen, der die Ehe eingeht. Die Sache bleibt für den gläubigen Katholiken dieselbe; für ihn wird die gemischte Ehe dadurch keineswegs erleichtert oder möglich gemacht, ohne daß er sich den Bedingungen unterwirft. Der Staat soll im Interesse der Thatsache des bürgerlichen Zusammenlebens verschiedener Confessionen und der dadurch ihm gebotenen Toleranz die Eingehung der Ehe vom bürgerlichen Standpunkte aus möglich machen, ohne dabei dem religiösen Momente entgegenzutreten. Er läßt auch die Kirche walten, nur nicht in Bezug auf die unter Staatsobhut genommenen bürgerlichen Folgen einer nach den Staatsgesetzen zulässigen Ehe.

Profelytenmacherei zu hindern hat der Staat eigentlich keinen Verur, so lange dabei keine unerlaubten Verführungskünste angewendet werden. — In Belgien wurden die protestantischen Holländischen Soldaten vielfach befehrt; sie bekamen Geld dafür. Für manche wurde es ein Erwerbszweig, so daß dasselbe Individuum diesen Scandal bei jedem Garnisonswechsel erneuerte, bis die Regierung Einhalt that, — durch Versezung der Convertiten nach Holland.

Ich habe oben gesagt, daß die Zustimmung ständischer Kammern und die öffentliche Meinung den Staat sehr stark mache der Kirche gegenüber. Aber von dieser Stärke soll er doch keinen Mißbrauch machen, weil die Herrschaft der Majorität leicht bei kirchlichen Fragen in einen unerträglichen Despotismus gegen die Minorität ausarten kann, wie z. B. die Herrschaft des Englischen Parlaments Irland gegenüber.

Die Grundsätze, welche den Staat bei dem Entstehen neuer Secten leiten müssen, habe ich oben bei der Toleranz abgehandelt. Bei der Trennung von Gemeinden (Separatisten, Altgläubige) können schwierige Rechtsfragen über Gemeindecigenthum entstehen, welche man der Entscheidung der Gerichte am besten überläßt.

Bei dem Verfall und der Zerrissenheit in der evangelischen Kirche könnte der Staat leicht verleitet werden, hier durch seine directe Einwirkung helfen zu wollen; aber Alles, was nicht aus dem von den Gemeinden selbst gefühlten Bedürfniß, aus dem inneren Leben der Kirche hervorgeht, — Alles, was von dem Staate bloß verordnet und gemacht wird, entbehrt der überzeugenden Kraft, und wird ohne Theilnahme bleiben oder den Verfall nur beschleunigen. Denn nichts hat zu diesem Verfall, wenigstens zu dieser Gleichgültigkeit, mehr beigetragen, als diese ausschließliche Leitung, dieses Kirchenregiment in der Hand der protestantischen Regierungen.

§. 4.

Kirche und Schule.

Der Einfluß, welchen die Kirche auf die Schulen anspricht, gehört auch in die Kategorie möglicher Uebergrieffe der Kirchengewalt, welche zu Conflicten mit der Staatsgewalt führen können.

Der Staat hat das unbestreitbare Recht und die Pflicht, die Jugend zu tüchtigen Bürgern zu bilden; der Kirche kann das Recht nicht abgesprochen werden, die Jugend in ihrem Glauben zu erziehen. Sind Staat und Kirche einig, haben sie gegenseitiges Vertrauen zu einander, so wird man sich leicht verständigen. In den Volksschulen (Bürger- und Bauernschulen) läßt sich der Religionsunterricht von dem übrigen nicht trennen, und wenn der Staat keinen Grund zum Mißtrauen hat, wird er gern den Geistlichen die Aufsicht über diese unteren Schulen überlassen.

Ja es wäre selbst wünschenswerth, daß den Geistlichen der Unterricht wenigstens mit übertragen würde; es wäre vielleicht eine Ersparniß, denn gewiß haben die Geistlichen Zeit genug dazu, und die ganze Woche ist nicht in Anspruch genommen, um die Sonntagspredigt vorzubereiten. Junge Candidaten oder Vicare könnten ein paar Jahre Schullehrer sein, ehe sie Pfarrer würden; für alle übrigen Stände bestehen solche Vorbereitungsstaffeln; man ist Cadet, ehe man Officier wird, und Accessit, ehe man im Civildienst weiter hinaufkrückt.

Aber freilich ist es anders, wenn die Geistlichkeit feindselig gegen die Regierung gestimmt ist, und wenn man befürchten muß, daß sie diesen Haß auch dem Volke einprägen wird; oder wenn beschränkter Fanatismus vernünftiger Aufklärung entgegenarbeitet, wie es z. B. in Belgien der Fall war. Dann ist die Regierung gezwungen die Schullehrer in Seminarien zu bilden, die zwar unter die Controle, aber nicht unter die ausschließliche Leitung des Clerus gestellt sind. Es ist dann strenge darüber zu wachen, daß Lehre und Lehrbücher nichts gegen den Kirchenglauben enthalten, daß die Schullehrer derselben Confession angehören als die Gemeinde. Das Recht der Beaufsichtigung und einer Schulvisitation wird man auch dann dem Ortsgeistlichen nicht abspprechen, doch nur gerechten Klagen, wenn er Veranlassung dazu findet, Gehör schenken, und im Uebrigen den Lehrer schützen. Die Schwierigkeit besteht aber darin, daß sich dann die katholische Geistlichkeit selten zu dieser Controle herbeiläßt, und sich gewöhnlich zurückzieht, wenn man ihr nicht die unbeschränkte Leitung der Schullehrerseminarien und der Schulen zugesteht. Hier kann aber der Staat nicht nachgeben, er darf sich der Aufsicht und der Leitung des Schulwesens nicht entäußern.

Eine neue Schwierigkeit entsteht, wenn mehrere Confessionen in demselben Orte wohnen. Ist der Ort nicht bedeutend genug, um zwei Schulen zu haben, so muß die Schule der zahlreichsten

Confession angehören und nur der Religionsunterricht getrennt werden. Ein Zwang zur öffentlichen Schule sollte aber nirgends stattfinden; den Aeltern muß es freistehen, ihre Kinder da erziehen zu lassen, wo sie Vertrauen haben. Der Staat darf sich also der Errichtung von Privatschulen nicht widersetzen, aber der Aufsicht darüber kann er sich nicht begeben; er hat das Recht, sich durch Prüfungen von der Befähigung der Privatlehrer zu überzeugen.

Der Staat sollte es der Wahl der Aeltern überlassen, in welcher Confession sie ihre Kinder erziehen wollen; nur für den Fall daß sie sich darüber nicht vereinigen können, muß das Gesetz entscheiden; und es spricht am billigsten, wenn es dem Vater die Söhne, der Mutter die Töchter überläßt. Es ist aber gar kein Grund vorhanden, daß sich der Staat darum bekümmere, welche Uebereinkunft die Aeltern in Beziehung auf die Religion ihrer Kinder treffen.

Auf die Leitung höherer wissenschaftlicher Anstalten hat die Kirche gar keinen Anspruch zu machen; sie sind auch unter ihr nie sehr gebiehn, weil wenigstens die Befangenheit zu groß ist. Was kann eine Astronomie oder Geologie sein, die gegen das erste Buch Moses nicht verstoßen darf? wie können Staatsrecht, Philosophie und Geschichte sich frei ausbilden, wenn sie mit allen Lehren des Römischen Stuhls nothwendig übereinstimmen müßten?

Der Staat allein hat dafür zu sorgen, daß auf den Lehrstühlen der Akademien die Sittlichkeit nicht untergraben, daß keine anerkannte Confession beleidigt werde.

Dies führt auf dieLehrfreiheit der theologischen Facultäten.

Den katholischen Bischöfen muß man wohl die Einrichtung und Leitung ihrer Priester-Seminarien überlassen. Wer in Belgien oder Nordbrabant diese traurigen Priesterkasernen gesehen hat, wer auf den blaffen, finstern Gesichtern den Ausdruck der Stupidität, des Fanatismus und die Folgen des unterdrückten

Naturtriebes gelesen hat, muß diese Erziehungsweise bitter beklagen; aber wenn die Bischöfe darauf bestehen, kann es ihnen nicht wohl verweigert werden, diese Priesterschulen nach ihrer Ueberzeugung einzurichten. Aber Deutsche Bischöfe, ehe sie dazu schreiten, sollten doch bedenken, wie sehr sich die katholischen Priester in Deutschland vor denen, die in Belgischen Seminarien gebildet worden sind, vortheilhaft unterscheiden; wie sehr sich in demselben Lande die Geistlichen im Großherzogthum Luxemburg, das zur Deutschen Diöcese Trier gehört, auszeichnen vor denen der nachbarlichen Belgischen Provinzen, die unter dem Bischof von Namur stehen.

Was die protestantischen Facultäten betrifft, so glaube ich, daß man in dem Zugeständniß der Lehrfreiheit zu weit gegangen ist. Im Geiste des Protestantismus liegt es, daß der Lehrer (Professor oder Prediger) seine auf freie Forschung gegründete Ueberzeugung von dem wahren Inhalte des Evangeliums nach den Absichten des Stifters lehre, nicht aber daß er seine rein speculativen Ansichten statt des Evangeliums gebe; mit andern Worten: er darf das Christenthum nach seiner individuellen Ueberzeugung, nicht aber seine Ueberzeugung von der historischen oder philosophischen Wichtigkeit desselben vortragen, wenigstens nicht als öffentlicher, vom Staate besoldeter Lehrer des Christenthums. Die Absetzung Bruno Bauers geschah also dem Rechte gemäß.

Die wissenschaftliche Untersuchung soll frei bleiben; aber die Gemeinde, das Volk soll nicht gegen sein Verlangen in den Streit der Schulen hineingezogen werden. So lange die Gemeinde christliche Lehre erwartet, darf sie nicht getäuscht werden.

§. 5.

Die Frage der Vereinigung beider Kirchen.

In neueren Zeiten ist oft der Wunsch ausgesprochen worden, die Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche zu

versuchen. Ich bekenne, daß ich dazu keine Aussicht sehe, und daß ich jeden dazu von Staatswegen angestellten Versuch für schädlich halten würde. Eine Vereinigung ist doch nur auf drei Wegen denkbar:

1) Entweder eine bloß formale, eine Uebereinkunft über die äußeren Formen des Cultus. Es wäre ein bloßer Schein, ein Gaukelspiel, zu welchem Niemand, dem es um die Religion Ernst ist, die Hand würde bieten wollen. Es würde beinahe an die Feste der Vernunft und des höchsten Wesens streifen, womit die Französische Revolution die Welt beglücken wollte. Wie sehr auch äußerer Cultus und Symbole auf das Gemüth wirken mögen, sie wirken nur durch ihre innere Bedeutung.

2) Oder eine reelle Vereinigung, hervorgegangen aus einer Verständigung über die Streitfragen, welche die Trennung veranlaßt haben. Ich halte sie für unmöglich. Ist denn etwa eine neue Idee aufgegangen, ein Princip aufgestellt worden, das geeignet wäre den Streit zu schlichten? Nein! Ohne in die Einzelheiten der Dogmatik einzugehen, braucht man nur bei dem Grundprincip stehen zu bleiben, welches beide Kirchen trennt, um davon überzeugt zu sein. Der Protestantismus beruht auf der Ueberzeugung, welche sich Jeder durch eigene Forschung über den Inhalt der Evangelien bildet; diese Untersuchung steht jedem protestantischen Christen frei. Der Katholicismus beruht auf der gläubigen Unterwerfung unter die Autorität der Kirche; es ist dem Katholiken untersagt den Grund seines Glaubens, den Werth der kirchlichen Tradition, zweifelnd zu untersuchen. Beide Kirchen sind geschieden, — wie in der Politik das rein conservative von dem reformatorischen Princip, das legitimistische von dem liberalen.

Wo ist hier eine Vereinigung, eine Vermittlung denkbar! Auch ist der protestantische Lehrbegriff kein abgeschlossenes feststehendes Ganze; Niemand wäre zu finden, der als anerkannter

Repräsentant der protestantischen Kirche auftreten könnte, um eine Unterhandlung einzuleiten. Welche Kluft zwischen Lutherischer Orthodorie und der Augsburgischen Confession, — bis zu dem Rationalismus der Kant'schen Zeit und dem jetzigen Pantheismus der Hegel'schen Schule, die doch auch mit dem evangelischen Lehrbegriffe vereinbar sein wollen!

3) So bliebe also nur der dritte Weg übrig: daß die eine Confession sich auflöse und unbedingt zu der andern übertrete.

Daß die katholische Hierarchie sich selbst vernichte und zum Protestantismus übertrete, ist nicht zu erwarten, und für die gläubige und des Glaubens bedürftige katholische Menge hat der durch inneren Zwiespalt und Meinungsstreit beinahe aufgelöste Protestantismus gewiß nichts Anlockendes, Ueberredendes. Aber ebenso wenig werden denkgläubige Protestanten, d. h. solche, die ihren Glauben nur auf vernünftige Ueberzeugung gründen wollen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren, so lange diese starr Satzungen festhält und Verpflichtungen auflegt, welche in dem Evangelium nicht begründet sind.

Eine Vereinigung beider Confessionen kann ich mir nur dann in ferner Zukunft möglich denken, wenn die katholische Kirche sich aus sich selbst so sehr reformirt haben wird, daß der denkende Protestant bekennen muß: Weder in den Glaubenslehren noch in den Gebräuchen der katholischen Kirche ist etwas enthalten, das mit meiner vernünftigen Ueberzeugung im Widerspruch ist; warum sollte ich mich nicht anschließen? warum nicht dieses Moment der nationalen Spaltung entfernen?

Aber von Rom wird diese Reform nicht ausgehen, sie ist nur von einem mehr ausgebildeten Episcopalsystem zu erwarten, welches vielleicht berufen ist, zwischen Römischer Autokratie und protestantischer Demokratie eben so zu vermitteln, wie im Felde der Politik repräsentative Verfassungen zwischen Despotismus und Republik vermitteln.

Daß die katholische Kirche schon auf dem Wege zu diesen Reformen ist, läßt sich nicht behaupten; allerdings sind viele Mißbräuche abgeschafft, die Klöster vermindert, die Disciplin besser geworden, würdigere Männer, die ihre Wahl dem Verdienste verdanken, sitzen auf den Bischofsstühlen; aber alles dieses ist nicht aus dem Geiste der Hierarchie, am wenigsten von der Römischen Curie ausgegangen, sondern durch die Noth und die Zeitverhältnisse herbeigeführt worden. Viel hat zur Läuterung beigetragen, daß die katholische Kirche ihrer zeitlichen Güter beraubt worden ist; und mehr noch, und gewiß mehr als sie selbst eingestehen wird, — die Nähe, die Rivalität, der Kampf mit dem Protestantismus; denn eben dort steht sie am reinsten da, wo sie mit den Protestanten in unmittelbarer Berührung ist; wo sie allein steht, ist sie weit zurückgeblieben. Es genügt, Spanien, Belgien und Italien selbst zu erwähnen; wer es in der Nähe gesehen hat, weiß, wie sehr da die Priester graffen Aberglauben und finstern Fanatismus predigen, um ihre Herrschaft über die Gemüther zu behaupten.

Ueberall fühlt die Masse der Menschen wenig Veruf zur Speculation; die unteren Classen beharren bei dem Ueberlieferten, bis sie durch äußere Veranlassung, durch Wort und Beispiel der höher Gebildeten, angeregt werden. Bei den höheren Classen verhält es sich anders, aber die katholische Kirche hätte Unrecht, es als einen Triumph zu feiern, daß mehr gebildete Protestanten katholisch werden als umgekehrt. Denk- und zweifelsmüde, oder von der Phantastie beherrschte Protestanten suchen Trost und Frieden im Schooße der katholischen Kirche, und treten über; aber aufgeklärte und von vielen Satzungen emancipirte Katholiken fühlen kein Bedürfnis, diese Emancipation durch ein öffentliches Bekenntnis auszusprechen. In der protestantischen Kirche herrscht große Differenz der Meinungen, und abweichende Ansichten sind gestattet; die katholische Kirche läßt

nur einen Gegensatz zu, den der hingebungsvoll Glaubenden und der Ungläubigen; diese Letzteren mögen nun als Heuchler, oder als ganz Indifferente, oder als Spötter auftreten, ihre Zahl ist groß genug, am größten vielleicht in Italien selbst. Uebrigens wäre es zu wünschen, daß jeder Uebertritt von einer Confession zur andern als etwas ganz Gleichgültiges und nicht als hassenswerther Verrath angesehen würde; bisher wurde es als ein Privilegium der Fürstlichkeiten betrachtet, welche es ihrer politischen Interessen wegen unangefochten thaten, z. B. die Prinzessinnen, um Russische Heirathen zu schließen. Ueberzeugung hängt nicht von dem freien Willen ab, kann also nicht zur Pflicht gemacht werden; aber von dem philosophischen Standpunkte aus wird der Uebertritt zum Katholicismus immer als das Zeichen eines un freien Geistes oder eines sehr befangenen Gemüthes angesehen werden.

Ich halte die Vereinigung beider Confessionen jetzt noch für unerreichbar; sie würde nicht aus innerem Triebe und aus der Ueberzeugung hervorgehen. Wahrscheinlich trägt die Rivalität mehr bei zu ihrer gegenseitigen Besserung, und es sei erlaubt an Lessings Fabel von den Ringen zu erinnern; aus ihren Wirkungen und Erfolgen werden wir die beste erkennen.

Der katholischen Kirche liegt am meisten daran, nach ihrer Ansicht verlorene Schafe, wieder in den Pferch zurückzubringen; es bleibe ihr überlassen zu beurtheilen, ob schroffe Intoleranz oder milde Nachgiebigkeit dazu die geeigneteren Mittel sind. Nach meiner Ueberzeugung war sie vor dreißig Jahren dem Ziele näher als heute, wo sie durch ihre offenbar retrograden Tendenzen die Reaction hervorgerufen und den Protestantismus gleichsam wieder geweckt hat.

§. 6.

Blick in die Zukunft.

Es wäre thöricht, sich auf den prophetischen Dreifuß setzen und mit Zuversicht verkünden zu wollen, was im Schooße der

Zukunft verborgen liegt; aber es ist erlaubt, ja es ist allerdings die Aufgabe des Staatsmannes, Wahrscheinlichkeit aus den Prämissen zu folgern, welche Geschichte und Menschenkenntniß uns liefern. Ich glaube man kann folgende Sätze aufstellen:

Die Geschichte lehrt, daß reiner Deismus nicht geeignet ist, das religiöse Bedürfniß der Völker zu befriedigen; in hochgebildeten Epochen war dieser Deismus die Ueberzeugung der aufgeklärtesten Denker, aber Volksglaube ist er nie geworden. Bei dem Glauben, der einen Sokrates und Plato, einen Cicero und Seneca, einen Leibniß und Kant im Leben begeistert, im Tode gestärkt hat, bei diesem Glauben werden sich auch in Zukunft viele Denker beruhigen.

Die philosophische Speculation ist gezwungen ihre Sisyphusarbeit immer von Neuem zu beginnen; System folgt auf System, ohne Aussicht auf ein gegen allen Zweifel und Widerspruch gesichertes Fundament, worauf ein dauerndes Gebäude aufgeführt werden könnte; es ist kein Grund anzunehmen, daß die abstracte Speculation in Zukunft mehr leisten werde als bisher.

Keine der früheren oder gleichzeitigen positiven Religionen befriedigt so sehr als die christliche alle Bedürfnisse des menschlichen Gemüths; keine lehrt eine reinere Moral; keine ist so geeignet, sich allen geselligen Zuständen, allen Culturstufen anzupassen; keine endlich hat heilsamer gewirkt.

Alles, was die Kritik gegen die positive Grundlage des Christenthums — als göttliche Offenbarung — einzuwenden hat, ist erschöpft, und schon lange erschöpft, wenn es auch in neuerer Zeit wissenschaftlicher vorgetragen worden ist. Wenn es für die wissenschaftlich gebildeten, unbefangenen Denker erwiesen sein sollte, daß diese Grundlage (das christliche Dogma als göttliche Offenbarung) unhaltbar ist, so sollte diese Kritik sie auch nicht länger mehr beschäftigen, sondern sie mögen dann versuchen, was sie auf rein speculativem Wege zu Stande bringen können.

Die Masse der Menschen, welche zur Speculation keinen Beruf fühlt, nimmt das überlieferte Dogma gläubig an; sie findet darin Beruhigung, Aufforderung zum Guten, Stärke und Trost. Welcher wohlwollende Denker könnte also eine Veranlassung finden, diesen Glauben zu erschüttern, diesen Trost zu rauben, so lange er nichts Besseres an die Stelle zu setzen vermag?

Diese Aufforderung könnte nur entstehen, wenn Fanatismus, Verfolgung Andersdenkender, schädlicher Aberglaube, oder geistverdampfende Priesterherrschaft sich dem Glauben beigesellen; aber das ist auf der jetzigen Stufe der Cultur nicht mehr zu befürchten, selbst wenn es versucht werden sollte.

Die Furcht vor allgemein einreißendem Unglauben ist un begründet, weil der religiöse Glaube zu tiefe Wurzeln in der menschlichen Brust getrieben hat. Auch wird Irreligiosität weit weniger auf theoretischem Wege verbreitet, als durch zwei andere Uebel, gegen welche der Staat sich aus allen Kräften zu verwahren hat; diese Uebel sind: das schlechte Beispiel der höheren Stände, die durch Leichtflum, Schwelgerei und Genußsucht den Unglauben praktisch lehren; dann das tiefe Elend der unteren Classen, das sie unter seinem schwer lastenden Drucke unfähig macht, einen dankbaren Blick gen Himmel zu erheben.

Ich glaube, daß die christliche Religion noch viele Jahrhunderte der Glaube des Volks bleiben und seine Segnungen verbreiten wird, wenn sie auch lange aufgehört hätte, die Speculation zu befriedigen, wenn sie auch lange aufgehört hätte in der Ueberzeugung der wissenschaftlich Gebildeten auf göttlicher Autorität zu beruhen. Aehnliches haben wir von Griechenland und Rom gelernt.

Ob die verschiedenen christlichen Confessionen sich jemals vereinigen werden, scheint mir zweifelhaft; ja es erscheint mir selbst zweifelhaft, ob es nur wünschenswerth ist. Sollte diese Vereinigung jemals von Staatswegen bewirkt werden, so wäre es

blos als ein Zeichen anzusehen, daß der lebendige Glaube und die Kraft der Ueberzeugung im Volke erstorben ist und der Gleichgültigkeit Platz gemacht hat.

Auch von Nationalkirchen kann ich für Religiosität kein Heil erwarten; sie können nur eine politische Bedeutung haben. Die Völker Europa's sind sich auf dem Felde der Intelligenz zu nahe gerückt, als daß etwas für eine Nation Ausschließliches hier Dauer haben könnte.

Sollte das menschliche Geschlecht in seiner Entwicklung je eine Stufe erreichen, auf welcher die christliche Religion es nicht mehr befriedigen könnte, so würde das gefühlte Bedürfnis auch die Abhülfe herbeiführen. Die Geschichte zeigt diese stete Wechselwirkung, und daß dasselbe tiefgefühlte Bedürfnis, welches ausgezeichnete Geister erweckt eine neue Lehre zu verkünden, auch die Menge dafür empfänglich macht.

XXII.

Der Vater.

Wer demnächst die Geschichte unserer Epoche schreibt, wird den Freiherrn Hans Christoph von Gagern zu nennen haben und sein Lob um so lieber aussprechen, als er überhaupt wenig zu loben findet. Gagern steht in dieser Wüste grün, hoch und längere Zeit einsam wie der Palmbaum der Dase, welcher der Karawane die Richtung giebt, wo die Wege versandet sind, und die Cisterne beschattet, wo die Quellen versiegen. Ausgezeichnet durch Geist und Charakter, würde er stets eine Zierde seines Vaterlands geworden sein, aber man muß ihn bewundern, wenn man bedenkt, daß er stets mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen hatte.

Scharfer Verstand und Herzensgüte, Weltkenntniß und ritterlicher Sinn, Ehrgeiz und Milde, Entschlossenheit und Vorsicht, Muth und Mäßigung, — Eigenschaften, die sich gewöhnlich ausschließen, — sind in seinem Charakter gepaart; so werden alle Eigenschaften, indem sie sich durch die Gegensätze erheben, zu Tugenden, so wie alle Farben im Lichtstrahl vereinigt sind.

Dieser Jögling der Alten — (sie sind immer seine treuen Begleiter geblieben) — ist kein philosophischer Kopf nach den Begriffen der Schule; für abstracte Speculation und für Systeme hat er weder Anlage noch Sinn, ja er mißtraut ihnen. Durch das Studium der Geschichte hat er sich zum Staatsmann gebildet; Verstand, Scharfblick, Menschenkenntniß lassen ihn schnell das

Richtige ergreifen, mehr nach einem sichern Tact, als daß er sich der Regel bewußt wäre.

In seinen Schriften findet man wenig Neues, aber es ist kein geringes Verdienst in dieser leidenschaftlich bewegten Zeit, dem Parteigeist fremd, unbestochen von der Gewalt, unerschüttert bei ihrem Drohen, unverführt von den Lockungen der Popularität, ungeirrt bei ihrem Wankelmuth, unter dem Schönen und Wünschenswerthen das Bewährte und Erreichbare fest ins Auge zu fassen und im Sturm, zwischen dem Schlamm alter Mißbräuche und den Klippen gefährlicher Neuerung hindurch, die schmale Bahn zu halten.

Seiner politischen Ueberzeugung liegt die Ansicht zum Grunde: daß annähernd die repräsentative Verfassung Englands — dem Zustand und den Bedürfnissen der Europäischen Staaten am meisten zusage; daß der Uebergang ohne gewaltsame Erschütterung geschehen könne; daß es aber gefährlich sei, sich weit von dieser Form zu entfernen.

Daher verzeihen es ihm die Absolutisten nicht, daß er Verfassung und Beschränkung der fürstlichen Gewalt; die Demokraten nicht, daß er ein aristokratisches Element; der Adel, so glaube ich, nicht, daß er überhaupt irgend Etwas gewollt hat.

Was er in dieser an Begebenheiten so reichen Epoche geleistet, wie er durch Wort und That, Lehre und Beispiel gewirkt hat, ist bekannt, aber noch nicht gewürdigt; denn der kampfluftige Parteigeist ist immer ungerecht gegen die kräftige, vermittelnde Mäßigung, welche ihm als zweideutige Freundschaft, oder als ein Hinderniß erscheint, das ihn im Siege aufhält.

Aber selbst die, welche Gagerns Ansichten nicht theilen, und die Zweckmäßigkeit seiner Handlungsweise nicht anerkennen, huldigen doch seinem reinen Charakter, seinem Hochsinn, seinem Feuerreifer für das Wohl und die Ehre der Nation. Freilich, gegen die Wünsche unserer jungen begeisterten Patrioten gehalten,

XXII.

Der Vater.

Wer demnächst die Geschichte unserer Epoche schreibt, wird den Freiherrn Hans Christoph von Gagern zu nennen haben und sein Lob um so lieber aussprechen, als er überhaupt wenig zu loben findet. Gagern steht in dieser Wüste grün, hoch und längere Zeit einsam wie der Palmbaum der Dase, welcher der Karawane die Richtung giebt, wo die Wege versandet sind, und die Cisterne beschattet, wo die Quellen versiegen. Ausgezeichnet durch Geist und Charakter, würde er stets eine Zierde seines Vaterlands geworden sein, aber man muß ihn bewundern, wenn man bedenkt, daß er stets mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen hatte.

Scharfer Verstand und Herzensgüte, Weltkenntniß und ritterlicher Sinn, Ehrgeiz und Milde, Entschlossenheit und Vorsicht, Muth und Mäßigung, — Eigenschaften, die sich gewöhnlich ausschließen, — sind in seinem Charakter gepaart; so werden alle Eigenschaften, indem sie sich durch die Gegensätze erheben, zu Tugenden, so wie alle Farben im Lichtstrahl vereinigt sind.

Dieser Jögling der Alten — (ste sind immer seine treuen Begleiter geblieben) — ist kein philosophischer Kopf nach den Begriffen der Schule; für abstracte Speculation und für Systeme hat er weder Anlage noch Sinn, ja er mißtraut ihnen. Durch das Studium der Geschichte hat er sich zum Staatsmann gebildet; Verstand, Scharfblick, Menschenkenntniß lassen ihn schnell das

und alles Fremdartige abweist. Aber wenn er auch die Eigenschaften des Dialektikers nicht hat, wenn er wie die Gemse der Alpen kühn über Abgründe setzt und an den Klippen hängt, — wo er steht, steht er auf festem Boden. Die Kraft, die Wärme, die Lebendigkeit seines Styls und der Geist, der ihn durchbringt, sind hinreichender Ersatz für die fehlende grammatische Correctheit, und selbst die Nachahmung der Alten, welche oft unserer Sprache Gewalt anthut, verzeiht man dem leichter, welcher so viel von diesen Alten gelernt hat.

Aber es ist nicht Gagern der Schriftsteller, der in unserm Vaterlande so hoch steht, — es ist der Staatsmann. Neben dem Lob soll auch der Tadel nicht verschwiegen werden; aber vor Allem sei mit wenig Worten erwähnt, an welchen Begebenheiten er Theil nahm und worauf er gewirkt hat.

Zur Zeit der Napoleon'schen Ulgewalt trat er in Paris als Bevollmächtigter eines kleinen Deutschen Fürsten auf und gewann da, wo so viele seiner Landsleute durch wegwerfende Plattheit ihrer Nation Schande machten, durch Festigkeit und edle Haltung die Achtung des Siegers. Später, als Napoleon den Zug nach Rußland unternahm, weckte er mit Andern Entschlüsse, die dessen Sturz bewirken sollten, — das Schicksal kam zuvor.

Als nach der Schlacht von Waterloo der Pariser Friede unterhandelt wurde, ermahnte er als Niederländischer Gesandter, das Elsaß an Deutschland wiederzugeben und den Oberrhein, diese verwundbare Stelle der westlichen Grenze, zu decken; aber als es in Deutschland Mobeton war, Frankreich zu verunglimpfen, stimmte er nicht ein, es schien ihm anständiger und klüger, mit Achtung von diesem Feinde zu reden.

Bei dem Congress zu Wien drang er auf Herstellung der Kaiserwürde und des Reichsverbandes; er ward nicht unterstützt, er sprach vergeblich; aber dies allein wäre hinreichend, seinen

Namen unvergeßlich zu machen, denn jeder Tag, rechtfertigt seine Ansicht.

Später brachte er in der Bundesversammlung denselben Gegenstand unter einer andern Form zur Sprache. Er verfocht den Satz: Deutschland sei ein Bundesstaat. Nur der Ausweg war noch übrig, um die politische Einheit der Nation wenigstens rechtlich zu verwahren; aber tiefe und grundgelehrte Publicisten erhoben sich und bewiesen mit großem Aufwand von Scharfsinn: Deutschland sei ein Staatenbund.

Er war der Erste, der bei den zahlreichen Auswanderungen nach Amerika das Schicksal dieser Anfangs meist in ihren Hoffnungen Betrogenen und Unglücklichen zu mildern trachtete; der über den Zustand und das, was zu thun sei, in Amerika Erkundigungen einzog, und die Deutschen Regierungen an die Colonien der Alten erinnerte.

Er war der Erste, der in einer Deutschen ständischen Versammlung laut für die gerechte Sache der Griechen sprach und zur Hülfe aufrief; aber auch hier bewies er die Vorsicht des Staatsmannes, und vergaß die Gefahren nicht, welche uns von Rußland her drohen.

In Wien, in Frankfurt, in Darmstadt, wo er nur konnte und so viel es in seinen Kräften stand, drang er auf die Einführung repräsentativer Verfassungen und beförderte ihre Entwicklung; nichts vergebend der Theorie, doch nachgiebig bei wirklichen Conflicten; — so lange der Bestand noch so angefeindet und schwankend war; mehr auf der Seite der Krone und zum Vergleich geneigt, selbst wo die Krone im Unrecht war. Weder der Bundestag noch die Darmstädt'schen Landstände sind ein Deutsches Parlament, das mag er wohl selbst eingesehen haben; aber er hat es nicht verschmäht, in beiden eine Sprache zu führen, welche des Deutschen Parlaments würdig gewesen wäre; denn es schien ihm unmännlich, weil das Beste nicht zu erreichen

war, darum das Gute zu verschmähen und das Streben nach dem Bessern aufzugeben.

Er allein hauchte dem Bundestage im Anfang Seele ein; er suchte die Einigkeit zu erhalten, patriotische Gesinnungen an die Stelle der eifersüchtigen Diplomatie zu setzen; Wahrheit, Recht, Ehre und Verdienst sollten dort Organe, Vertheidiger, Auszeichnung und Lohn finden; damit die Deutsche Nation, die ihr Loos nicht ohne schmerzliche Empfindungen mit dem anderer großer Nationen vergleichen kann, und die so Vieles entbehren muß, dort, wo nicht Ersatz, doch einigen Trost fände. — Als ihm die Absicht klar wurde, daß man diesem Bundestage nur ein Scheinleben geben oder lassen wolle, als er seine Wirksamkeit in diesem Sinne dort gehemmt fühlte, verließ er ihn.

Es konnte wahrlich den Ehrgeiz dessen, der in so großen Verhältnissen thätig gewesen war, wenig reizen, in Darmstadt als Landstand zu stimmen; aber er wollte ein Beispiel geben, er wollte zeigen, daß es trotz der ungünstigen Verhältnisse doch von uns abhängt Deutsche zu sein. Daher ergriff er dort jede Gelegenheit, jeden Vorwand, an das gemeinschaftliche Band zu erinnern. Er soll (so haben Die versichert, die ihn an diesem Tage hörten) nie beredter, nie eindringlicher, nie wärmer gesprochen haben, als da er die Einführung der Mauth an den Grenzen so kleiner Gebiete bekämpfte, und die Thorheit, den Unsinn dieser Maßregel zeigte. Professoren, Advocaten, Kaufleute hatten sich vor ihm über den Gegenstand vernehmen lassen; aber als der patriotische Staatsmann aufstand und mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, mit der tiefen Empfindung, die keine Kunst erheuchelt, die Lage des Vaterlandes schilderte und an die Pflichten erinnerte, — da herrschte in der Versammlung Stille, es war mehr als die Stille der Aufmerksamkeit, — es war die Stille der Rührung. Da das Beispiel, was er dort gab, so wenig Anerkennung, so wenig Nachahmung gefunden hat, so ist

es für den Mann, dem die Ehre seiner Nation theuer ist, ein Bedürfnis zu glauben, daß er dort nicht verstanden wurde. Die Aristokratie, auch der hohe Adel, war in den Deutschen Kammern nicht mehr Aristokratie, sondern nur noch Hofadel und gefügiges Werkzeug der Willkür, besonders wenn er vermeintliche eigene Interessen durch solche Haltung fördern konnte.

Die staatsmännische Rolle des Freiherrn von Gagern hat Tabler gefunden, und bei Besichtigung dieses Tadel's werde auch zu erklären versucht, warum viele seiner Bestrebungen ohne Erfolg waren.

Einige warfen ihm vor, daß er die Rheinische Bundesakte unterzeichnet habe; aber es ist leicht, ihn gegen diesen Tadel zu vertheidigen. Man erwartet, man verlangt mit Recht von Denen, in deren Hand das Schicksal einer Nation liegt, von Denen, welche im Glück Ehre und Vortheile ernten würden, daß sie in der Stunde der Gefahr bereit seien, sich mit Selbstverleugnung und uneigennütziger Widmung zum Opfer zu bringen; hat man aber ein Recht, von untergeordneten Existenzen eine vergebliche Widmung, ein zweckloses Opfer zu verlangen? Fraget die, welche den Charakter unserer Fürsten, den Geist unserer Höfe und ihrer Regierungen kennen, ob Andere solchem Beispiel damals gefolgt wären! und isolirt, was hätte es gefruchtet? Doch man mißverstehe diese Rechtfertigung nicht. Ein großes Beispiel, ganz unbekümmert um den Erfolg, verdient gewiß und erhält die Bewunderung der Nachwelt; solche Beispiele aber müssen aus dem selbsteignen Antrieb des Opfernden ausgehen; der Diener und Rathgeber eines kleineren Fürsten durfte diesem das Opfer seiner Existenz nicht aufbringen; unter den gegebenen Verhältnissen nicht dazu rathen. In seiner Stellung war es auch nicht auf Kosten des Ganzen, daß er dem Fürsten, dem er verpflichtet war, mit Einsicht und Erfolg diente, dessen Vergrößerung und Erhebung bewirkte; er konnte das Ganze nicht erhalten; er hat ihm nichts entzogen.

Am meisten haben Gagern seine aristokratischen Gesinnungen geschadet, theils weil man ihn mißverstanden hat, vorzüglich aber, weil der Geist der Zeit sie befeindet, und weil unsere Aristokratie, so wie sie ist, es sich gleichsam zur Aufgabe gemacht hat, eine lebendige Rechtfertigung dieses Zeitgeistes zu sein.

Die Aristokratie, die er meinte, war kein geheimer Staatsrath von Kammerherren; stark, groß, weit und offen, sollte sie durch Patriotismus verbunden sein (wo hätte dieser sich lauter aussprechen sollen als bei dem Deutschen Adel?), nur eifersüchtig, in Widmung nicht übertroffen zu werden, und bereit Verdienste anzuerkennen und aufzunehmen; so sollte sie, die Aristokratie, **Gewähr** für die Einheit, **Gewähr** für Recht und Ordnung, **Gewähr** für die Freiheit leisten.

Daß der Freiherr von Gagern seinen Zweck verfehlt hat, ist gewiß; aber ob der Deutsche Adel wohlberathen war, als er diesen Beruf verschmähte, und ob auf der andern Seite die Freiheit, welche zu erhalten war, nicht dem Fanatismus der Gleichheit aufgeopfert wurde, wird eine Zeit lehren, die nicht fern scheint.

Alles ist freilich nun viel einfacher geworden; während früher die Aufgabe war, die Fürsten mit der Freiheit, das Herkommen mit den Forderungen der Zeit, alte Rechte mit neuen Bedürfnissen zu befreunden und in Einklang zu bringen, — stehen jetzt der Despotismus und die Revolution feindlich gegenüber, und die Frage ist blos, wer den Gegner vernichten wird. Der Despotismus, stolz auf den errungenen Sieg, verläßt sich auf sein disciplinirtes Heer, auf den Zusammenhang seiner Bewegungen, auf Kriegskunst und Einheit des Commandos; die Revolution führt zerstreut ihren Guerillakrieg; oft geschlagen, nie entmuthigt, zeigt sie sich bald hier, bald dort, und ermüdet den Feind; sie ist stark durch die Zahl wie durch die Leidenschaften der Ihrigen; sie weiß, daß in langen und hartnäckigen Kämpfen der Sieg am

Ende der Mehrzahl bleiben muß, und daß, frühe oder spät, der gewiß unterliegt, der nicht eine einzige Niederlage ertragen kann.

Man wirft Gagern vor, daß er nicht entschiedenen Partei ergriffen habe, da es ihm doch nicht möglich war, den Streit zu vermitteln. Man sagt: Wer die Rolle des Vermittlers spielen will, muß der Stärkste sein oder sich wenigstens von beiden Parteien als Vermittler anerkennen machen; wenn das nicht möglich ist, gebietet die Klugheit, sich an die Partei anzuschließen, mit welcher man am meisten Affinität hat, wie sehr verschiedene Ansicht man auch in vielen Stücken haben mag; so kann man wenigstens durch Charakter und Talent auf diese Partei noch Einfluß gewinnen, ihre Fehler mildern, ihre Gewaltthätigkeit mäßigen; der, welcher allein steht, kann vollkommen Recht haben, aber er kann nichts Gutes wirken.

Darauf zur Antwort: Wenn bloß von politischer Taktik die Rede ist, von der Kunst, Einfluß zu gewinnen, und von der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, dann ist dieses Raisonnement vollkommen richtig; aber das Sittengesetz ist dabei außer Acht gelassen; es fordert, daß wir nach unserer Ueberzeugung handeln und den Erfolg dem Glück überlassen. Das Selbstvertrauen, die Eitelkeit täuschen sich leicht; ob der, welcher sich einer Partei anschließt, deren Programm er nicht ganz billigen kann, einen wohlthätigen Einfluß auf sie haben werde, bleibt immer ungewiß; und wenn es ihm mißlingt, sie von tadelnswerthen Schritten abzuhalten, dann trifft ihn der Vorwurf, sie durch seinen Beitritt verstärkt zu haben. Der Freiherr von Gagern mißbilligte durchaus und unverholen die Richtung, welche die Kabinette genommen haben; aber er wollte, er konnte sich seiner Natur nach einer Partei nicht in die Arme werfen, von der sich alle Die, welche Garantie für die Absicht und das Maaß hätten leisten können, entfernt hielten, und deren Wortführer so alle Leidenschaften aufzuregen suchten, daß die Gemäßigten nicht hoffen durften, lange gehört zu werden.

die Gräucl der Französischen Revolution waren noch in zu frischem Andenken. Hätte es von ihm abgehungen, Deutschland unter Einer Regierung zu vereinigen; hätten Die, welche am meisten berufen waren dahin zu wirken, sich mit Uebereinstimmung und Energie ausgesprochen, — wer zweifelt, daß er sich mit ihnen vereinigt hätte, um Deutschland einig, frei, stark und glücklich in die Reihe der Nationen wieder einführen zu helfen! Kann es ihm wohl entgehen, daß Selbstsucht, Neid und Particularismus der Regierungen alle Fortschritte zum Bessern hemmen, und daß die Nation in ihrer atomistischen Zersplitterung, wenn sie sich nicht selbst aufreißt, doch Gefahr läuft, die Beute eines nordischen Eroberers zu werden! Aber wie stand es in Deutschland? Auf der einen Seite die Feigen, Knechtischen, Niederträchtigen; auf der andern die Stierigen und die Phantasten; die Wohlwollenden, Verständigen, Gemäßigten — unthätig, zurückhaltend, neutral. Was konnte Der, der weder zum Hoffschranzen, noch zum Demagogen Beruf fühlte, anders thun als, gleichgültig gegen die Gunst der Fürsten und unbekümmert um wankelmüthige Popularität, seine Meinung aussprechen und den Neutralen zurufen: *capessite rempublicam*.

Die Handlungsweise Gagerns war durch seine Ansicht von Pflicht bedingt; die Furcht hatte daran keinen Antheil; seinem hohen Ehrgeiz liegt der Wunsch, einen fleckenlosen Ruhm zu erhalten, weit näher als das Streben nach Einfluß und Herrschaft.

Und damit Alles gesagt sei: Es ist natürlich, daß jeder Staatsmann nur solche Neuerungen fördern wolle, die er aus seinem Standpunkte glaubt lenken zu können; der Alternbe liebt weitaussehende Pläne nicht, und der Friedliche vermeidet gern einen Streit, von dem er voraussetzt, daß er nur durch das Schwert könne entschieden werden.

Was in seinen Kräften stand, hat Gagern geleistet; nur Der kann sein Verdienst würdigen, der weiß, unter welchen Verhältnissen er das geleistet hat, was er gethan, der die Schwierigkeit

seiner Lage und Alles kennt, was ihn störte, hemmte. Wahrlich, der Günst der Umstände hat er seinen Ruf nicht zu verdanken. Ich rede nicht von Mißgunst, Neid, Undank, diesem Gefolge, welches er mit allen ausgezeichneten Männern gemein hat; wer darüber allzu empfindlich ist, thut besser, in stiller Zurückgezogenheit zu leben. Aber er war nie in völlig unabhängiger Lage; sein sehr beschränktes Vermögen und eine zahlreiche Familie gestatteten ihm nicht, einer Besoldung zu entsagen. Daher war er oft durch Pflichten zurückgehalten; aber er war nie ängstlich um die persönliche Günst seines Fürsten bemüht. Es ist bekannt, wie wenig er es scheute zu mißfallen, wenn er ernstliche Vorstellungen für nöthig hielt, oder wenn sein Ehrgefühl beleidigt war; und seine Entlassung hat er öfter verlangt als erhalten, — denn in hohen verantwortlichen Stellen wollte er nur nach Ueberzeugung handeln.

Endlich muß man nicht übersehen, daß Gagnon in der späteren Zeit fast immer allein stand. Die Lage dessen, der in einer Hauptstadt in täglicher Berührung mit den geistreichsten Männern seiner Nation auftritt, der durch steten lebendigen Austausch der Ideen geweckt und aufgeklärt wird, der von gleichgestimmten Freunden umringt, durch ihre Mitwirkung unterstützt, durch ihren Beifall angefeuert wird, — diese Lage war niemals die seinige.

Einsiedler zu Hornau! Was du als Mensch, als Sohn, als Bruder, als Gatte, als Vater und Freund warst und bist, gehört nicht dem Ruhme; es ist besser bewahrt in dem stillen Heiligthum vieler dankbaren Herzen; aber was du für dein Vaterland gethan hast, wird nicht vergessen werden.

Semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt.

XXIII.

Der Mann der That.

Thronack ist groß, von starkem Körperbau, Alles Knochen und Muskeln; seine Bewegungen rasch und kräftig, ohne Gewandtheit und Grazie. Die hohe freie Stirn, der ruhige, durchdringende Blick, das hervorstehende Kinn, — drücken Ernst, Nachdenken und einen festen Willen aus.

Sein Betragen ist rechtschaffen ohne Falsch; Adel der Geburt und Adel der Gesinnung sind in ihm vereinigt.

Er ist äußerst einfach und natürlich; seine Abneigung gegen eitle und gezierte Menschen ist groß, — sie sind ihm mehr zuwider als schlechte; — sein Haß aber gegen Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung ist unüberwindlich.

Er ist streng gerecht, nicht immer billig, selten nachsichtig; fremdes Verdienst erkennt er willig an, aber sein abgemessenes Lob ist nicht so berebt, als sein Tadel scharf ist.

Die Wahrheit liebt er ohne Schmuck; freimüthig, unumwunden spricht er seine Meinung aus; seine Gefühle verschließt er in der Brust; die sanften Empfindungen sind unterdrückt.

In der Freundschaft ist er kalt, aber beharrlich; nur einmal und spät hat er geliebt, wenig zärtlich, aber mit heftiger und dauerner Leidenschaft.

Geld und Reichthum sind ihm Mittel, nicht Zweck; er ist im Kleinen oft genau, bei großen Gelegenheiten freigebig; den Leidenden hilfreich, und wohlthätig mehr aus Ueberzeugung als aus Sympathie.

Zum Wohlleben hat er keine Neigung; seine Mäßigkeit im Genuße ist nicht Vorsatz, sondern Natur. Ob er Brod oder Pasteten ißt, ob er Wasser oder Wein trinkt, ist ihm gleichgültig; es schmeckt ihm gut, er ißt schnell, und ist er gesättigt, so ist er auch des Sitzens bei Tisch müde.

Sein Schlaf ist ruhig, aber leicht; alsbald, fast nach Willkür, schläft er ein; ebenso schnell erwacht er bei der leisesten Berührung, und sogleich mit vollem Bewußtsein.

Lärmende Belustigung, schale Zerstreuung sind ihm zuwider, und er hat oft geäußert, daß er sich nie und nirgend so langweile, so unbehaglich fühle, als bei sogenannten öffentlichen Vergnügungen; nur in Anstrengung und Thätigkeit findet er Lust.

Sein heller Verstand ist durch wohlgeleiteten Unterricht reichlich ausgestattet; und die Kenntnisse sind in dem Kopfe wohlgeordnet; denn mit durchdringendem Scharfsinn weiß er das Verworrene aufzulösen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, die Schnörkel der Wissenschaften abzuschneiden und das, worauf es ankommt, auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen.

Er hat wenig Geschmack, die Erfindungskraft ist gering, und das Spiel der Phantasie ganz dem Willen unterworfen. In der Kunst sieht er nur auf strenge und correcte Form, Wahrheit und Kraft des Ausdrucks; für Grazie und Feinheit hat er keinen Sinn. Nur Poesie liebt er; die Künste, die mit Auge und Ohr empfangen werden müssen, sind ihm verschlossen. Von der Musik ist ihm ein Siegesmarsch das Liebste. Der scharfe Umriss eines schönen historischen Gemäldes würde seine Ansprüche an die Malerei befriedigen; der Glanz der Farben, das Spiel von Schatten und Licht, fesseln sein Auge nicht.

Stolz und Ehrgeiz sind die hervorstechenden Züge seines Charakters; aber nur Höhere läßt er diesen Stolz empfinden. Er liebt es, der Erste unter seines Gleichen zu sein; im Umgang

mit Untergebenen ist er wohlwollend und seine Höflichkeit ist nicht drückend.

Seine Ueberzeugungen sind unabhängig und fest, aber auch Andersdenkende hört er gern und läßt sie ihren Gang gehen; nur wenn es sein Zweck erfordert, bekämpft er ihre Meinungen, hartnäckig und den Widerspruch schwer ertragend.

Seine Geistesrichtung ist praktisch; er will thätig sein. Wenn auch Ehrgeiz ihn anspornet, so ist es ein würdiges Ziel, das er verfolgt: das Wohl der Menschheit, der Ruhm des Vaterlandes.

An allem Nützlichen, Wichtigem, Großen nimmt er Antheil, nicht mit blindem Enthusiasmus, auch nicht sofort mit selbstopfernder Hingebung, aber mit kräftiger, nachdrücklicher Thätigkeit. Immer die Hand am Steuerruder, immer das Auge im Segel, durchgreifend, -- macht er an sich selbst wie an Jedermann starke Anforderungen, und schon, wo es gilt, weder sich noch Andere.

Seine Beharrlichkeit geht bis zum Drog; seine Feinde haßt er nur, so lange sie ihm schaden und Widerstand leisten; Nachsicht ist ihm fremd; und er würde sich wie David begnügen, den Zipfel des Mantels zu zeigen, den er dem Feinde abgeschnitten hätte.

Sein kalter, unerschütterlicher, lebenverachtender Muth ist angeboren, das Resultat einer starken Constitution und des kräftigen Selbstvertrauens.

Aber nicht bloß Muth in Lebensgefahr, auch Geistesmuth in Mißverhältnissen ist ihm in hohem Grade eigen; dieser wächst mit den Schwierigkeiten; ja das ist sein eigenstes Element, in dem er durch Geistesgegenwart und schnelles und kühnes Ergreifen der Hülfsmittel seine Ueberlegenheit beurfundet, und den Befehl gleichsam als angebornes Recht übernimmt, ohne Jemandes Widerspruch.

Seine Religiosität ist ein ruhiger Vernunftglaube, gleichgültig

gegen Dogmen und Form des Cultus. Die fromme Erhebung der Seele zu Gott erkennt er als das schönste Vorrecht der Menschheit, aber nicht als strenge Pflicht; und weil er von dem unbekanntem Jenseits nichts unterscheiden, weil er dort nicht wirken kann, scheint es ihm unnütz, den Blick zu lange darauf zu heften. Im Glück, im freudigen Gefühle erhebt sich seine Seele dankbar zu Gott; im Unglück verschließt sie sich; sie kann ihre Leiden nicht klagen, selbst nicht dort oben; und sein einsamer Schmerz verwandelt sich leicht in Bitterkeit.

Die Wechsel des Schicksals trägt er mit Standhaftigkeit.

